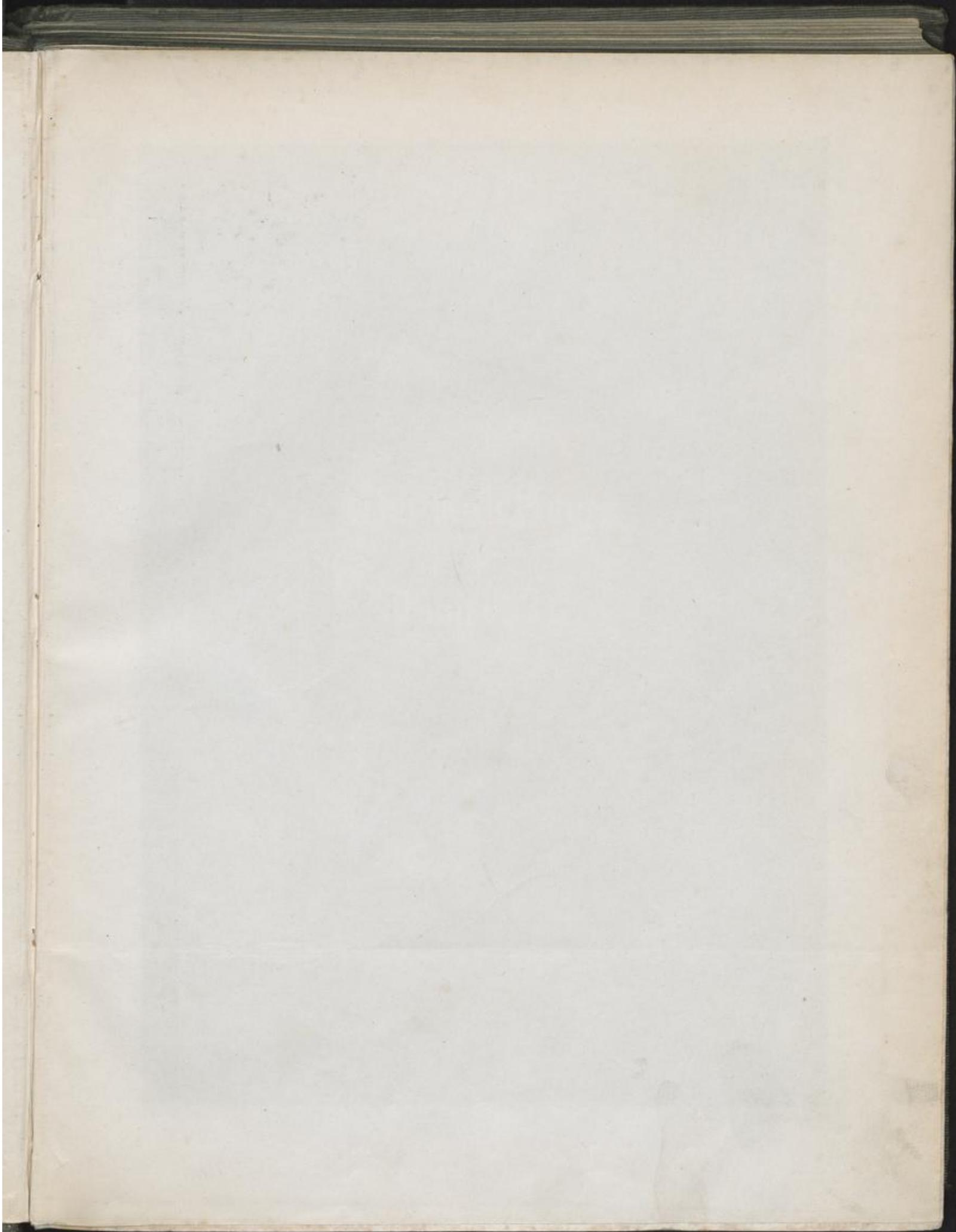
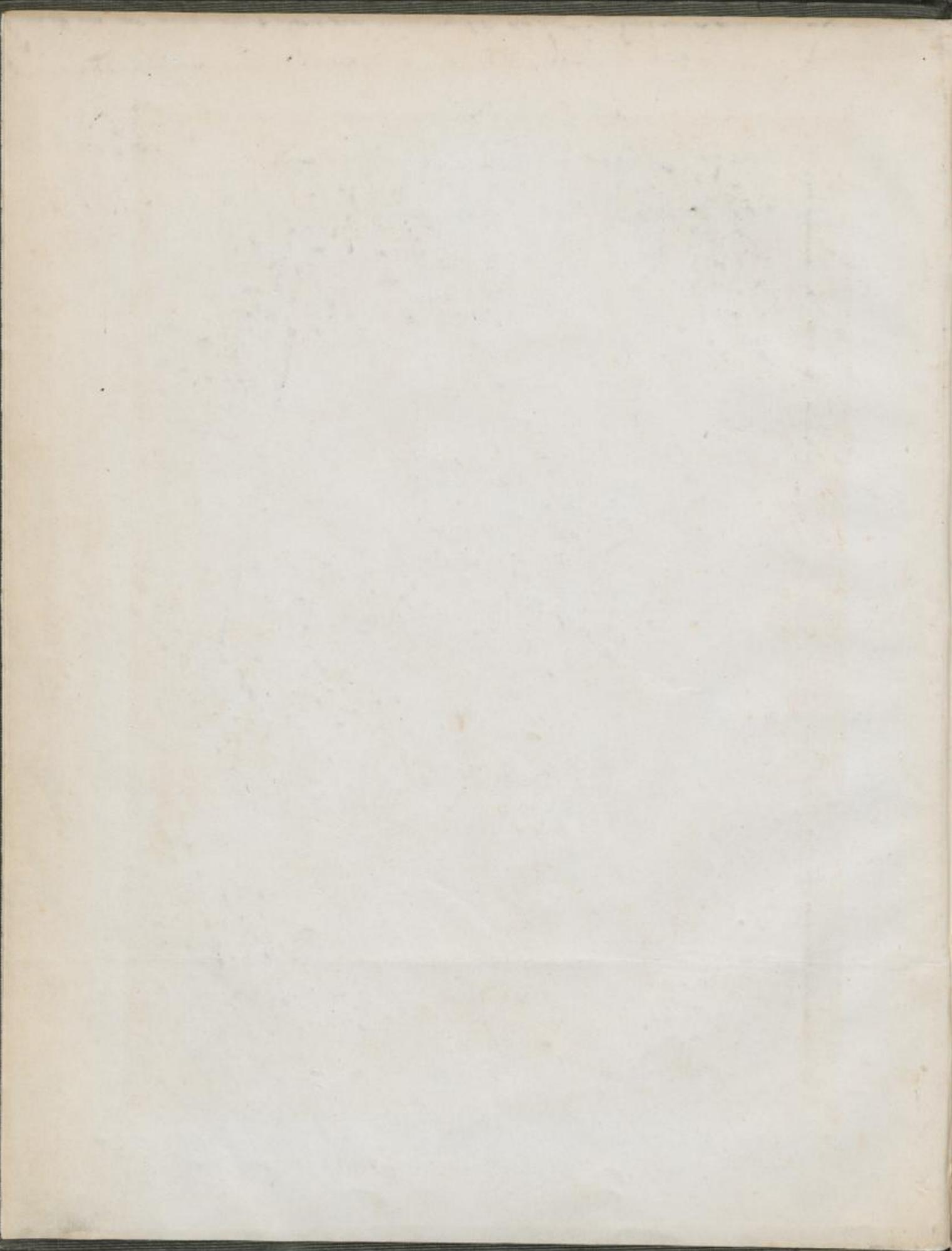
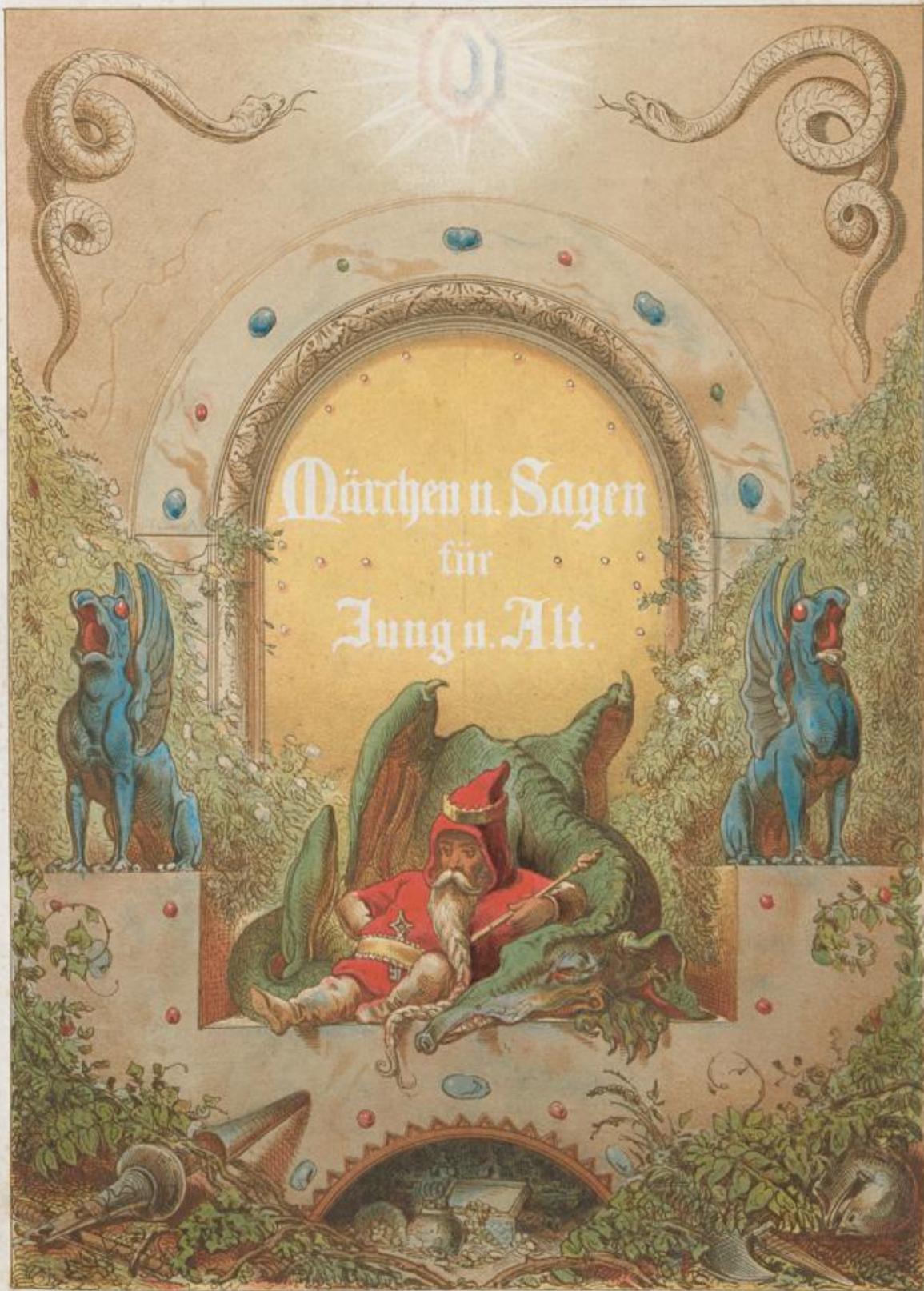


Riemann 2377 (unter Schroedter) - ungenau, kennt
offenbar nur einen Band mit Lieferungstitelblatt.

Nicht ausleihbar

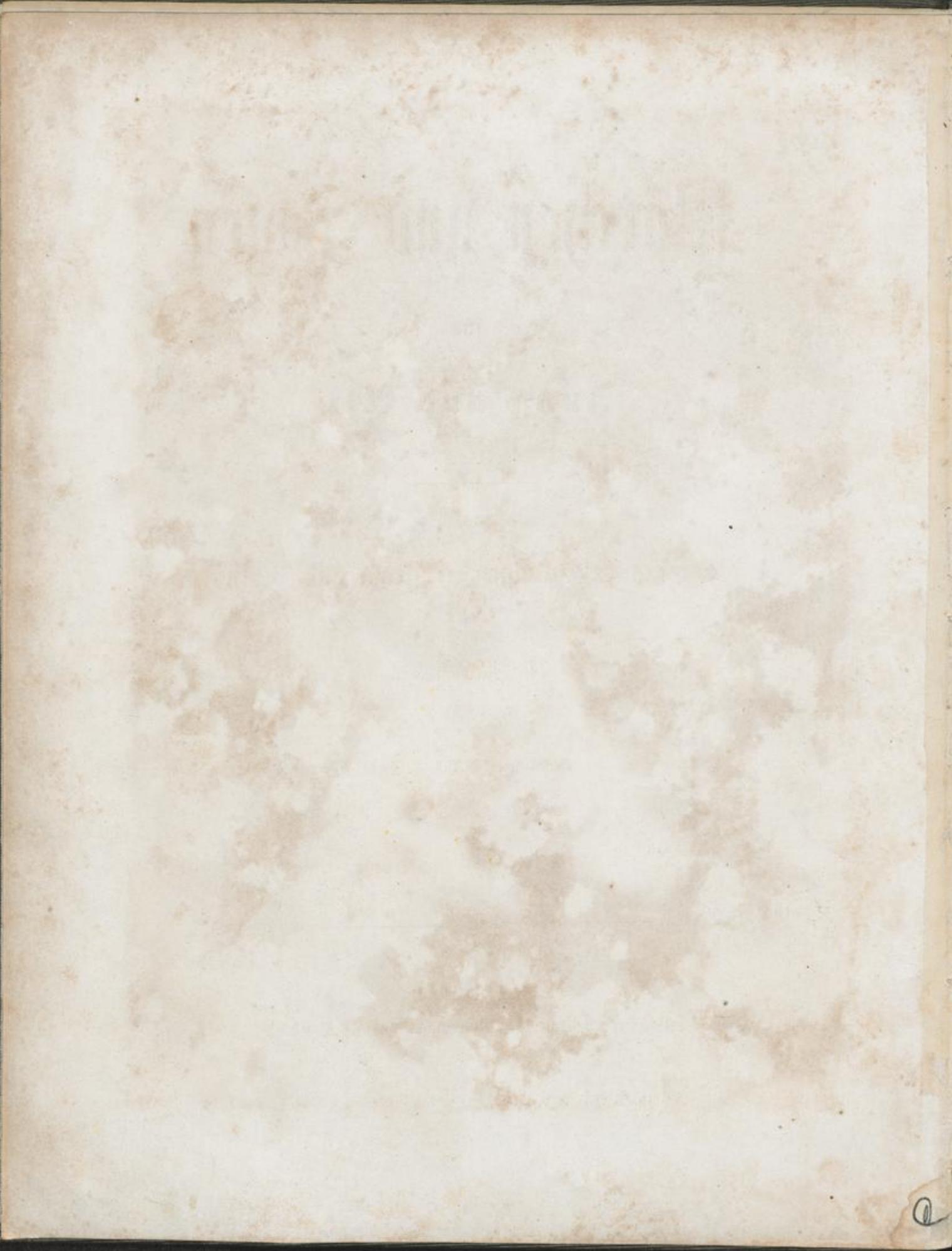






Max Hefs Inv.

Lith. Jost. von Arnx & Co in Düsseldorf.



a

Märchen und Sagen

für

Jung und Alt.

Original-Erzählungen in Prosa und Poesie

mit

24 Illustrationen

von

Camphausen, Jan, Lickentsher, M. Hess, J. Hoegg, Oppenheim, Süss.

(Bd. 1)



Düsseldorf.

Verlag des lithographischen Instituts von Arnz & Comp.

1856 oder 1857

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Rara

D. Lit. 1345 (4°)
2m

Typendruck von G. Vogt in Düsseldorf.

08 478

Märchen und Sagen.

Inhalts-Verzeichniß.

✓ Titelblatt, illustriert von Max Hef.

	Seite.		Seite.
✓ Schäfer's Marie von W. Albert, illustriert von J. Hoegg	1	Märchen von Dr. W. Mannhardt	114
Von dem unverwesbaren Grafen von Dr. J. N. Vogl	10	Salgrim und Hildegund von Dr. J. N. Vogl, illustriert von R. Oppenheim	118 ✓
Simson von L. Würpel	12	Die Zehntenjagd der Ditmarscher von Ludwig Würpel, illustriert von Fickentscher	119 ✓
Das Maientänzen von Max Alfred	13	Der Zauberer im Sarg von Dr. J. N. Vogl	121
Unrecht Gut gedeiht nicht von W. Herchenbach	18	Selias, des Schwänenritters, Tod, von Ellen, illustriert von Fay	124 ✓
✓ Pommerellische Sagen von W. Mannhardt:		Der Bube in der Tonne von W. Herchenbach	128
1. Der Jungferenberg bei Schönfeld. 2. Der Teufels-Geiger, illustriert von O. Fickentscher	23	Crescentia von Hermine E.	129
3. Die Wiederauffindung der Prangener Kirche	24	Ritter Bruno von Fabricius	133
✓ Die Meer-Königin von Auguste Tenhaeff, illustriert von Fickentscher	25	Barbara von Auguste Tenhaeff	135
✓ Die Brüder von Ellen, illustriert von J. Fay	29	Das böse Weib und der Teufel von Dr. J. N. Vogl, illustriert von Oppenheim	141 ✓
Der Rimmerfart von W. Herchenbach	42	Der Sprung vom Siebichenstein von L. Würpel	144
Frau Richmod von der Abucht v. Fabricius	46	Havelok und Argentilla von Ellen	145
Pommerellische Sagen:		Frau Holle und ihre Käte von Dr. J. N. Vogl, illustriert von Oppenheim	156 ✓
4. Die Elbenhochzeit	47	Der Teufel und der Schmied v. W. Herchenbach	159
5. Der schlafende Hirt. 6. Die Hexe und ihre Tochter. 7. Die wandelnden Urnen zu Prangschin	48	Traumliebe von Ellen	161
✓ Schneekönigsfinder von Leopold Schefer, mit vier Illustrationen von G. Süss	49	Die Meer-Frau von W. Herchenbach	163
Hans im Glück von Auguste Tenhaeff	97	Märchen von Dr. W. Mannhardt	166
Die Wunderflasche von W. Herchenbach	99	Deutsche Schwänke von R. Hocker:	
Floribunde von Ellen	103	1. Das Pferd in Gemeinschaft, illustriert von Fickentscher	168 ✓
Der Sohn des Schatzmeisters von L. Bund	106	Selias Tochter von Ellen	169
Der Domplan von Fabricius	113	Des Teufels Presse von Fabricius	174
		Die Käte im Brauhans von W. Herchenbach, illustriert von Oppenheim	179 ✓

	Seite.		Seite.
Die Bergfräulein des Feldberges v. E. G. Fecht	181	Sagen von Dr. Mannhardt:	
Märchen aus dem Marchfelde von Dr. J. N. Bogl	184	1. Der Schatzgräber. 2. Die Beschwörung	239
Maisfagen von A. Fries:		Rübezahl von Elisabeth Grube geb. Diez	241
1. Das Gladenkreuz bei Wenheim	187	Der Schwanring von N. Hoder, illustirt von	
2. Das Rappenkreuz bei Mittenberg	188	W. Camphausen	255 ✓
✓ Schildhorn von Sievert, illustr. v. Fickentscher	189	Der kluge Fischer von Fabricius	258
Sagen von Dr. Mannhardt:		Die Gründung der Kirche zu Gerresheim von	
1. Die Gründung des Klosters zu Karthaus.		W. Herchenbach, illustirt von Fickentscher	260
2. Der Hufeisenstein bei Karthaus. 3. Die		Kaiser Rothbart und Saladin von Ellen	265
Burgfrau in Witschlau	192	Der Dombaumeister von Fabricius	268
Lameth und Ballastra von Ellen	193	Lyderic von Fabricius	272
✓ Der Felsen der Geheimnisse, von W. Herchenbach,		Der Mörder von Hagen von W. Herchenbach	274
illustirt von Fickentscher	202	Florian und Florinchen von Auguste Tenhaeff,	
Sagen von Dr. Mannhardt:		illustirt von Fickentscher	275 ✓
✓ 1. Das verwünschte Schloß zu Karthaus,		Elwin von Fabricius, illustr. v. Camphausen	279 ✓
illustirt von Oppenheim. 2. Die versun-		Der Zecher am Rhein von Ludwig Würpel	285
kenne Kirche zu Bankau. 3. Der versteinerte		Specht, Maus und Bratwurst von Ignaz Hub	285
Brantzug bei Witschlau	216	Sophocles von Ludwig Foglar	286
Das leere Grab	217	Wie die Schöppensädter ihren Herzog empfangen	
✓ Die schöne Elisabeth von Auguste Tenhaeff	222	von N. Hoder	287
✓ Der Feuergeist von W. Herchenbach, illustirt		Der Hexenmeister von N. Hoder	288
von Oppenheim	224	Sagen aus Kärnten von Joseph Grazer:	
✓ Lucas von L. Bund, illustirt von Fickentscher	230	Der Sieg im Erlenhaine	288
Drei Wünsche von Dr. J. N. Bogl	236		

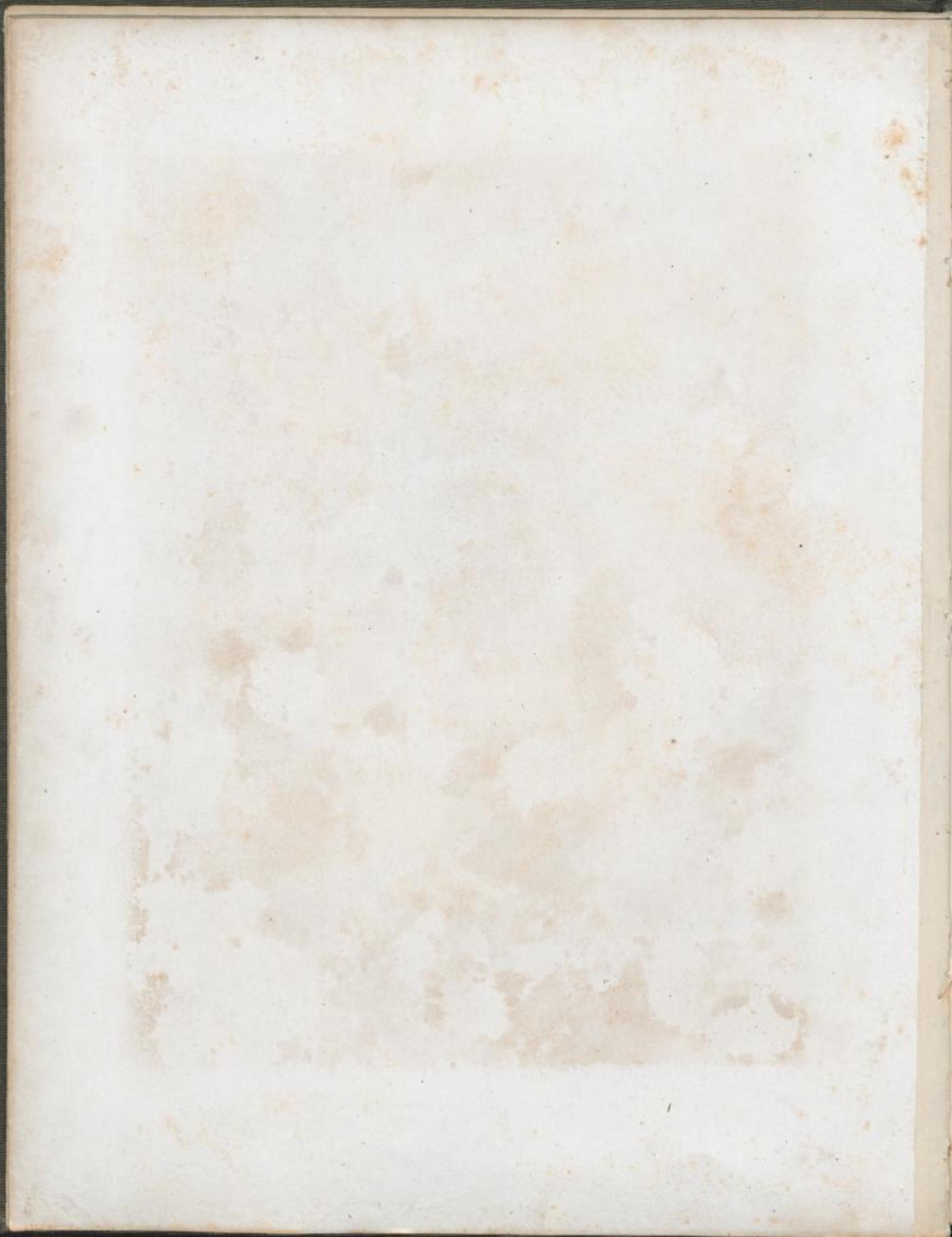


J. Hoegg inv.

Lith. Jnst v. Arnz & Co in Düsseldorf.

Schäfers Marie.

(Märchen von W. Albert.)



Schäfer's Marie!

Märchen von W. Albert.

Es ist nun schon gar lange her, da lebte in einem kleinen Orte ein alter, armer Schäfer, der ein einziges gutes und wunderschönes Töchterlein, die Marie hatte. Sie war so wunderhübsch, daß sich alle Burschen auf weit und breit um sie stritten, darunter gar wohlhabende Bauersöhne. Aber alle nach der Reihe, wie sie hinkamen zu dem Schäfer um die Hand seiner Tochter zu werben, wurden abgewiesen, daß es eine Art hatte, denn der Schäfer hatte gar eigenthümliche Pläne mit seiner Tochter.

Sah er sie so zierlich und hübsch einhergehen, dann dachte er so bei sich:

Ich hab' mich mein Lebenlang geplagt und in Armuth herumgeschleppt und das soll anders werden durch mein Töchterlein! Man hat schon oft Geschichten gehört von reichen Rittersleuten, die sich in ein armes Mädchel verliebt und es heimgeführt haben als eine Gräfin oder Herzogin sogar, und so lange nicht ein so großer Herr kommt bleibt die Marie bei mir! Ja das wär mir so ein rechtes Leben, wenn ich noch auf einem schönen Schloß meine alten Tage verbrächte in prächtigen Sälen bei herrlicher Speis und köstlichem Trank. Ja! das wär mir ein Leben!

Kurz und gut der Schäfer hatte sich das so lange vorerzählt, bis er schließlich überzeugt geworden, daß seine Hoffnungen in Erfüllung gehen müßten, und oft saß er Stundenlang im Felde und starrte in die Weite nach irgend einem fahrenden Rittersmanne.

Frug die Marie den Vater, warum er immer so in die Ferne hinsähe, dann kniff der Schäfer sein Töchterlein in die Wangen, und sagte:

Sei ruhig mein Töchterlein! Bald wirst Du eine große Frau Herzogin und dann sind wir reich und glücklich.

Sprach der Vater also, dann schlich sich die Marie hinauf in ihre Kammer und weinte gar sehr, denn sie wollte weder Frau Gräfin noch Frau Herzogin werden, sondern einfach des Michels Frau, der ein Schuhmacher von Gewerbe und obendrein ein rechtlicher, guter und schlanker Bursche war.

Der Michel war in der That ein gar fleißiger und rechtlicher Geselle und der Marie von Herzen gut.

Sie waren Beide als Nachbarfinder untereinander aufgewachsen und von Jugend auf gute Freunde gewesen! Als aber der Michel von seiner Wanderschaft heimgekehrt war und die Marie als eine schlank emporgeschossene Jungfrau wieder fand, da hatte er sie in seinem Sinne sich zur Frau auserwählt.

Drum arbeitete er frisch drauf los vom frühen Morgen bis zum späten Abend, unverdrossen und fröhlich, damit er sich baldmöglichst ein eigen Hauswesen begründen könne.

Oft zwar wenns nicht recht vorwärts wollte mit der Arbeit und Michel immer noch kein nahes Ende seiner Qual möglich sah, ward er verdriesslich, legte das Handwerkszeug hin, und ging ins Wirthshaus. Da fand er dann jedesmal den buckligen Martin, der allein saß in seiner Ecke fern von allen Andern.

Mit dem buckligen Martin wollte kein guter Bursch was zu schaffen haben, denn man erzählte sich von ihm gar absonderliche Geschichten. Der wohnte draußen ganz allein mitten im Walde seit Menschengedenken und

hatte sich mit den Jahren gar nicht im Aeußeren geändert. Die ältesten Leute erinnerten sich den Buckligen nie jünger gefannt zu haben und wollten von allerlei Unheil wissen, daß er schon angestiftet haben sollte. Zwar hatte er schon Manchem geholfen, der ihn darum angegangen, doch hatte jene Hülfe nie großen Nutzen gebracht, denn Alle, so mit dem Buckligen in Verkehr getreten waren, hatten schlecht geendet.

Je verdrießlicher aber Michel wurde, desto freundlicher ward der Martin und ging um den Schuster herum, wie die Kage um den Brei, suchte auf alle Weise mit ihm Freundschaft zu machen, was ihm aber nicht gelingen wollte, da Michel vor Jenem sich beständig bekreuzte und ihm aus dem Wege ging.

Auch hielt sein Verdruß nie lange an, denn wenn er wieder mit Schäfers Marie zusammentraf, ward er wieder heiter und guter Dinge, und setzte sich vergnügter als je an seine Arbeit!

Und als nun abermals ein Jahrlein zu Ende gegangen war, da zog der Michel seinen Sonntagsrock an und ging hinaus zum Schäfer. Diesen nahm er bei Seite und sagte:

„Schäfer Heinrich! Ich hab' ein sonderlich Anliegen an Euch, und wenn Ihr mir's gewährt, so sollt Ihr mich recht glücklich machen, und ich werd's Euch zu Dank wissen mein Lebenlang. Ich hab' eine gute Kundschaft und mir durch Fleiß und Rechtlichkeit ein hübsches Sümmlen Geld zusammengebracht, daß ich mir 'nen eig'nen Heerd gründen kann, und so fehlt mir nichts als eine herzig gute Hausfrau, und die wollt ich mir bei Euch holen, Schäfer Heinrich!“

„Bei mir?“ rief der alte Schäfer!

„Ja bei Euch!“ fuhr Michel treuherzig fort. „Daß ich's Euch grad heraus sage, ich bin Eurer Marie von Herzen gut, und auch ist's zwischen uns Beiden schon lange ausge- macht.“

„Tho!“ rief der Schäfer, „Also so sieht's aus? Ausgemacht ist's hinter meinem Rücken? Das Du meinem Mäd'el gut bist, glaub ich gern, denn solch eine schmucke Dirne giebt's nicht mehr auf weit und breit, aber grade weil sie so schmuck und sauber ist werd ich sie nicht dem Ersten Besten an den Hals werfen; und Dir am allerwenigsten! Mein Kind ist zu gut um eine einfache Schustersfrau zu werden. Wer die freien will, muß hoch zu Ross kommen und in Sammt und Seide!“

„Ihr spaßet wohl?“ sagte Michel betrogen. „Spaßen?“ lachte der Schäfer, „Durchaus nicht und warum sollt ich spaßen! Die Marie wär nicht die erste arme Dirn' die Frau Gräfin oder auch nur eine Rittersfrau geworden. In den Büchern drin stehn darüber gar wundersame Historien, und warum sollt ich nicht grad so ein Glück haben wie gar viele Andere!“

„Was in den Büchern drin steht ist nichts als eitel Lüge, den frommen Christen irr zu führen!“ rief Michel.

Darüber ward aber der Schäfer gar zornig, und schwur, der Michel solle sich zur Stunde hinauspacken aus seiner Hütte und ihm nie wieder vors Angesicht kommen.

Da fing der Michel nun an gar herzig zu bitten, der Schäfer möge doch sich eines Besseren bestimmen.

„Ach gebet mir die Marie!“ bat Michel. „Ihr sollt's auch sehr gut bei mir haben und Euch nicht mehr zu plagen brauchen mit der Schäferei, denn so ich für Zweie Brod ins Haus schaffe, kann ich mich auch für Dreie plagen, und es soll Euch an gar nichts fehlen.“

Da lachte der Schäfer hell auf und meinte: „Das wär mir ein sauberes Leben, das ich allezeit besser führe in meinem eigenen Hause!“

Als nun der Michel sah, daß mit dem alten Schäfer gar nichts auszurichten war, so schlich er sich beschämt und zornig hinaus, und dicke Thränen des Zornes fielen aus seinen Augen. Die Marie hatte Alles mit angehört an der Thüre, und als nun der Michel heraustrat, da schluchzte sie:

„Michel! Verzag nur nicht! Es wird schon noch Alles zum Besten werden.“

Michel aber sagte kein Sterbenswörtchen! Er drückte der Marie die Hand und schlich sich fort hinaus in die dunkle Nacht!

Da stand er gar lange Zeit und in seinem Herzen wüthete ein arger Kummer:

„So hab' ich denn Jahrelang umsonst gehofft und geschafft!“ brummte er vor sich hin, „und nun ist Alles, Alles aus und jede Hoffnung verschwunden! Mir ist's leid auf der Welt, und Nichts kann mich mehr erfreuen!“

Und wie es in des Michels Herzen immer düsterer wurde, da kam er just an dem Wirthshause vorbei, und hörte darinnen den Gesang lustiger Gesellen.

„Die machen's gescheidt!“ dachte er so vor sich hin, „thun sich einen guten Tag an und quälen sich nicht mit allen eitlen Gedanken!“

So denkend ging er hinein ins Wirthshaus, wo in der That lustige Zecher beisammen saßen, die sich's recht gut sein ließen. Zu ihnen setzte sich der Michel hin und achtete nicht auf des buckligen Martins freundlichen Gruß, der wie gewöhnlich in seiner Ecke saß!

Je fröhlicher aber die andern Burschen wurden, desto trauriger ward der Michel, und als ihn jene darüber verspotteten, da schlug plötzlich der Michel mit der Faust auf den Tisch und rief:

„Ja für wahr Ihr habet Recht mich zu verspotten, denn so ich da sitze und mich zu Tode gräme, so hilft's dennoch nicht! Drum will ich den Kummer hinunterjagen mit so edlem Getränk, wie Ihr da habt! He! Frau Wirthin, noch ein paar Maas und hurtig!“

„Was fehlt Dir!“ frugen die Andern.

Da ward der Michel roth bis hinter die Ohren, und da er seine Schande nicht gestehen wollte, that er noch lustiger und goß hurtig mehrere Becher Wein hinunter.

„So lob ich's mir!“ sicherte der bucklige Martin aus seiner Ecke! „Das Leben ist ohnehin so kurz und ein rechter Thor ist, wer die wenigen Tage sich noch verkümmert! So lob ich's mir!“

Bei diesen Worten stand der Bucklige auf, nahm seinen Krug und setzte sich hin zu den Gesellen. Die Einen wollten ihn bei sich sitzen lassen, die Andern ihn verjagen, und so entstand ein kurzer Streit, bis der Bucklige zu Michel sagte, indem er sich ihm gegenüber setzte:

„Ich wette, der Michel jagt mich nicht fort von seinem Tisch, denn er weiß wohl, wie es bitter kränkt, wenn man fortgestoßen wird von dem Orte, wo man so gerne ist, nicht wahr Michel?“

Da ward der Michel abermals roth bis hinter den Ohren, und aus Furcht, der bucklige Martin möchte um seine Schande wissen und es den Andern mittheilen, nahm er Parthei für den Bucklichen, und setzte sich grade neben ihn hin. —

Nun ging ein Zechen los, desgleichen man lange keines in jener Wirthsstube erlebt; ein Krug folgte dem Andern und zuletzt sollte jeder Bursche nach der Reihe ein Liedchen singen. Das thaten auch Alle bis auf den Michel; der aber konnte, wie er sich auch anstrengte, keinen Ton herausbringen! Er stürzte hurtig mehrere Becher Wein's hintereinander hinunter, setzte wiederholt an zu einem Liede,

aber das ging nicht, denn wie er auch fröhlich und lustig that, ihm wollte das Herze im Leibe zerspringen vor bitterer Wehmuth.

Da fingen die Gesellen von Neuem an den Michel zu verlachen und zu verspotten; der Bucklige aber sprang auf und rief:

„So der Michel Keins singen kann, will ich seinen Platz nehmen und Eins an seiner Stelle singen!“ —

Ein armer Bursch vor langer Zeit
Wollt einst ein Mädel freien;
Er lieb' sie ach gar inniglich,
Doch thät's ihn bald gereuen.

Ihr Vater war ein harter Mann,
Wollt' nichts vom Burschen wissen
Und hatt' den armen Bub zuletzt
Zur Thür hinaus geschmissen.

Der lief dann in den jerner Wald
Und weint' gar bittere Thränen.
Ihm ward' es ach! so schlimm zu Muth,
Gedacht es seiner Schönen.

„Oh! der dumme Bursch!“ riefen die Gesellen, während der Michel sich die Lippen blutig biß! Der Bucklige aber fuhr fort:

Doch als er dann zur Ruhe kam
Und Alles thät ermeßen,
Dacht' er: „Was nicht zu ändern ist,
Ruß man zuletzt vergeßen.“

Denn Kummer, Sorge, ach! und Gram,
Die können mir nichts nützen,
Und's Liebchen auch das scheidt mich nicht,
Kann ich sie nicht besitzen.

Und Mädel giebt's auch überall,
Wohin man immer wand're;
Weil ich den Schatz nicht haben kann,
Nehm' ich mir eine Andre!“

Dem armen Michel war es gar schlimm zu Muth, als nun seine Mitgesellen über den schönen Schluß des Liedes sich freuten, und abermals trank er von Neuem seinen Kummer zu verschlucken.

So saßen sie bis spät in die Nacht hinein. Einer von den Trinkgesellen nach dem Andern fiel in tiefen Schlaf; zuletzt saßen nur noch Michel und der Bucklige beisammen.

Der Michel stützte seine heiße Stirne in beide Hände, während der Bucklige vor sich hin brummte:

Viel Mädel giebt's ja überall,
Wohin man immer wand're;
Weil ich den Schatz nicht haben kann,
Nehm' ich mir eine Andre!

„Jetzt ist's genug mit dem Liebe!“ rief nun der Michel, „es hat mich schon vorhin verdrossen, ich mag's nicht mehr hören!“

Der bucklige Martin schob gelassen die Müge auf das Ohr und sagte:

„Ruhig Blut! Warum gleich so aufgebrauset? Wenn's Dir nicht gefällt, so kann ich auch mit einem Andern aufwarten! Da giebt's noch so manch hübsches altes Lied; zum Beispiel die Geschichte von einem Burschen, der ins Wasser gesprungen, weil er sein Lieb nicht haben konnt. Oh das ist eine gar traurige Geschichte, und der Bursch hat gar viel Leid gehabt, weil's der Vater nicht zugeben wollte! Da ist er denn in gar schweren Kummer verfallen, immer einhergeschlichen stumm und voll Verzweiflung und es ist dennoch nicht besser geworden, und der Schatz hat ihn auch bald vergessen und ist von einem Andern heimgeführt worden, und im Orte drin, wie es bekannt wurde, haben ihn Alle obendrein verspottet und verlacht bis er ins Wasser gesprungen ist aus Verzweiflung. — Ja! das ist eine traurige Geschichte!“

Und wie dem Michel die hellen Schweisstropfen an der Stirne herab liefen, fuhr der Bucklige fort:

„Ja! es ist schon viel Leids kommen über die Menschen durch die Liebe! Darüber kenn ich noch manch Stücklein und wenn es Dir recht ist, erzähl ich noch Eins, ich hab' gar Vieles erlebt und bin auch schon manchem Burschen im Leben an die Hand gangen mit Rath und That. Schau mich nur nicht so mißtrauisch an! He? denkst wohl der bucklige Martin schneidet mir Eins auf! Und doch ist's so wie ich Dir's sage. Bin schon alt geworden in der Welt und hab' gar Vieles erlebt. So Du mir vertrauen wolltest, wüßt ich schon einen Rath! Wärest just der Erste nicht, der mir sein Glück verdanke!“

„Guch?“ frug der Michel!

„Ja mir!“ versetzte der Bucklige! Brauchest es ja blos mit mir zu versuchen! Wozu grämest Du Dich? Wenn der Schäfer Heinrich das Dienel nur einem reichen Herrn geben will, so brauchst ja nur viel Geld zu haben um's heimzuführen! Ich wüßt schon ein Mittel, wie's zu erlangen wär, doch verrath ich's nur meinen Freunden, und Ihr Alle hier

im Orte seydt mir Feind, darum behalt ich's für mich und nun gehab' Dich wohl!“

Und wie nun der Bucklige Miene machte seiner Wege zu gehen, da sagte der Michel:

„Nun, Dein Feind bin ich just nie gewesen, obschon man nicht gern viel Gemeinschaft mit Euch macht, denn Ihr seid kein guter Christ und kommet niemals zur Kirche!“

„Zur Kirch?“ lachte der bucklige Martin, „zur Kirch? Glaubst etwa, die zur Kirch hingehen meinen's besser mit Dir als ich, he? Würd Dir Einer von Denen so viel geben, daß der Schäfer Dir's Töchterlein gäbe! Ja ja! ich wüßt schon ein Mittel, doch sag' ich's nur meinen Freunden, und Du magst mich nicht, das weiß ich!“

„Das hab' ich nimmer gesagt!“ seufzte der Michel!

„Gesagt hast Du's freilich nicht,“ meinte der Bucklige „aber gedacht host Du's wohl!“

Dem armen Michel ward es immer schlimmer um's Herze. Der bucklige Martin aber trat gelassen ans Fenster, schaute in die dunkle Nacht hinaus und sagte:

„Jetzt kommet der Winter bald, wo man gern Abends daheim sitzt am warmen Heerd. Da ist's auch viel schöner als im Wirthshaus, besonders wenn man nicht allein ist und ein schmuckes junges Weibchen bei uns zur Gesellschaft. Fürwahr wär' ich nicht alt und bucklig, ich wollt mir Eins holen ins Haus, daß es eine Art hätte, aber mich mag auch keines, denn sie hassen mich Alle und so weit und breit ich auf den Ort sehe, habe ich darinnen nicht einen einzigen Freund!“

Dem Michel schnitt jedes Wort tief in's Herze; endlich ging er zu dem Buckligen hin ans Fenster, legte die Hand auf seine Schulter und sagte:

„So Ihr keine Freunde habt im Orte ist's Eure Schuld, Martin, und wenn Ihr ein Mittel wüßt, mir zu helfen in meiner argen Pein, so solltet Ihr schon einen Freund haben, der's von Herzen gut mit Euch meinte, und's Euch vergelten wollt sein Lebelang!“

„Das ist nur so eitel Gerede!“ brummte der Bucklige vor sich hin. „Gar Viele haben ähnlich gesprochen, und wenn's ihren Willen haben, nachher halten's kein Wort!“

„Denket nicht so schlecht von mir, Martin!“ sagte Michel, „es giebt ihrer gewiß, die Wort halten und ich sag's Euch in Redlichkeit, so Ihr ein Mittel wüßt mir's zu vergelten, wollt ich Euch Freund sein mit Leib und Seel!“

„Mit Leib und Seel?“ sagte der Bucklige, „wenn ich Dir nur trauen könnt.“

„Das könnt Ihr ja!“ rief der Michel zum Aeußersten getrieben, indem er des Buckligen Hand ergriff.

Der schaute dem Michel unverwandt ins Antlitz und sagte: „Fürwahr, wenn Du's redlich mit mir meinst, so gib mir's zu Papier, daß Du mein Freund bist auf Tod und Leben, in Allem und Jedem, und komm heim mit mir in mein Haus, und bleib die Nacht bei mir, unter meinem Dache, damit ich sehe daß Du's gut mit mir meinst.“

„Hinaus zu Euch in den Wald?“ rief der Michel, „nein fürwahr, das thue ich nimmer! Wenn man's erfähre, man würd' mich gottloser Absichten zeihen!“

„Du willst mein Freund sein?“ lachte der Bucklige, „und schämst Dich Meiner, und fürchtest Dich daß man Dich bei mir sehe? He? Und wenn morgen der Schäfer Heinrich dem ganzen Orte das Stücklein erzählt, wie Du zu ihm kommen und er Dich abgewiesen hat, dann werden sie Dich wohl nicht verpetten, he? Gehab Dich wohl! Zwischen uns ist's aus! Auch wie'd's spät und ich muß heim.“ Dabei stand der Bucklige auf und ging zur Thüre hinaus!

Den Michel hielt es nicht länger! Auch er nahm sein Mäglein und ging hinaus hinter dem Buckligen her, der das Liedlein von dem verschmähten Burschen zwischen den Zähnen brummte; wie sie an des Schäfers Hütte vorbeikamen, drang oben aus der Marie Kammer noch der Schein einer Lampe hinaus in die dunkle Nacht! Da blieb der Bucklige stehn und auch der Michel! Beide schauten hinauf nach der Kammer, der Martin in sich hineinlachend, der Michel das Herz voll Jammer und Kummer. Der Bucklige sprach kein Wort summte aber immer das Liedlein vor sich hin und ging dann weiter dem Walde zu. Michel folgte ihm auf dem Fuße.

Am andern Morgen schaute die Schäfers Marie hinaus, ob nicht der Michel käme, ihr den freundlichen Morgengruß zu bringen! Die Marie aber wartete vergebens von einer Stunde zur Andern, und weinte die schönen Augen gar roth!

Der Michel lag in einer schönen Stube in des Buckligen Wohnung, wo es von Gold und Edelsteinen strotzte, und wie er sich beim Erwachen die Augen rieb, stand der Bucklige vor ihm in feuerrothem Kleide! Diener brachten an Speis und Trank was das Herz be-

gehrt und das gefiel dem Burschen gar sehr, der solches im Leben nicht gewohnt war und sich herzlich gut that. Sprach er dem Buckligen von der Marie, dann ließ dieser flugs Trank herbei bringen, und so schleppte er den Michel hin bis zum Abend, und bis zum andern Morgen und so von einem Tag zum Andern zwei ganze Wochen hin, während welcher Schäfers Marie vergebens hinauschaute nach dem verlorenen Michel, der bei dem Buckligen ein gar herrliches Leben führte, mehrere Wochen lang und von Tag zu Tag mehr versank in ein faules unnützes Leben. Als er aber eines Abends dem Buckligen erklärte, daß er ihm nun der Abrede gemäß das Mittel verrathen möge, wie er ihm zu der Marie verhelfen wolle, da vertröstete ihn dieser bis zum andern Morgen. —

In dieser Nacht hatte der Michel einen gar sonderbaren Traum! Es träumte ihm, daß er in einem schönen Schlosse wohne, und die Marie ging einher in herrlichen Kleidern, noch schöner als zuvor. Viele Diener brachten das Beste aus Küch und Keller und alle Leute aus dem Orte gingen draußen vorbei und zogen in Demuth ihr Mäglein. Gar manche von ihnen traten herein und wunderten sich über den ungeheuren Reichthum, denn der Michel war der Erste und Höchste im Orte.

Doch als er gegen Morgen erwachte und sich die Augen rieb, da fuhr der Michel entsetzt auf, denn alle Herrlichkeit war verschwunden und er saß in seiner ärmlichen Kammer. Vor dem Bette stand sein Schustertisch mit dem alten zerbrochenen Schemel, und draußen ertönte das Horn des alten Schäferheirich.

Da ward es dem Michel gar arg zu Muthe und er wußte nicht wie ihm geschehen, und als er ans Fenster trat, trieb eben der Schäfer die Heerde vorbei, und dem armen Michel ward es noch schlimmer ums Herze. Ihm ward's zu enge in seiner alten Kammer, das Wasser und das schwarze Brod wollte ihm nicht mehr munden; auch mit der Arbeit wollte es nicht von der Stelle und er fluchte auf den Buckligen, der ihn hintergangen. Da saß der Michel lange Zeit in sich selbst versunken, nachdenkend über das angenehme Leben, so er beim Buckligen in den letzten zwei Wochen gefeiert und an den Unterschied jener prächtigen Säale und seiner jetzigen elenden Wohnung, an jenes gute Essen und Trinken, und das trockene Schwarzbrod, und er wünschte sich aufrichtig zurück in jenes Faulenzersleben, an welches er sich nun so sehr gewöhnt. Und wie er eben jämmerlich sein leidet.

nes Geldbeutel beschaute, darinnen auch nicht ein Heller mehr zu finden, da trat der Bocklige in die Wohnung und trug am Gurt eine seidene durchwirkte Börse, durch welche die schönsten blanken Goldstücke durchfunkelten.

„Guten Morgen Freundchen!“ sagte der Bocklige. —

Da sprang der Michel auf und rief:

„Nennet mich nicht also, denn Ihr seid ein eitler Betrüger, und habt mir nicht Wort gehalten!“

Der Bocklige aber lachte:

„Nicht Wort gehalten? Ich hab Dir nur versprochen, Dir mit Rath und That an die Hand zu gehen, und das will ich noch, doch so Du nicht auf mich hören willst, muß ich Dich Deinem Sinnen überlassen! Was siehest Du noch immer da und quälst Dich um die Marie? So lange Du der arme Schuster bist, ist doch nicht dran zu denken, daß Du sie heimführst in diese elendige Kammer! Doch wüßt ich ein Mittel, wie Du schönere Zimmer und Kleider in Hülle und Fülle bekommen könntest, und als Freund will ich Dir es sagen. Und wenn Du all das Geld hast, so wirst nicht nöthig haben die arme Schäfers Marie zu nehmen, sondern die reichsten und schmucksten Dirnen werden sich um Dich reißen!“

„Ich mag keine Andere als die Marie!“ rief der Michel!

„So kann ich Dir nicht helfen!“ sagte der Bocklige. Vergnügten Nachmittag zum trocknen Brod! Doch thut's mir leid um Dich über das Gerede, was man im Orte macht. Dort sagt man, der Schäfer Heinrich habe Dir's Töchterlein abgeschlagen, und drum seist Du auf und davon gegangen in die Welt, um ein reicher Mann zu werden, und kommst Du nun heim noch ärmer denn zuvor, so ist des Gespötte kein Ende! Willst Du aber fein folgsam sein, so kannst ihnen Allen trohen. Du bekommst zuvörderst vieles Gold, und dann die schmuckste Dirne; der Schäfer wird sich ärgern und verlacht werden, daß er Dir's Töchterlein abgeschlagen, und . . .

— „Aber die Marie?“ rief Michel!

„Die Marie?“ lachte der Bocklige, „hat ein paar Tage geweint und dann ist's gut worden. Wird sich schon geben!“

Der Michel lief in der Stube auf und ab, während der Bocklige die blanken Goldstücke eines nach dem Andern auf den Tisch zählte und sagte:

Da ist doch wahrlich Geld's genug um der Erste im Orte zu werden; und ein Thor,

der's ausschlägt, und sein Leben verbringt in Kummer und Noth.

Mit stieren Augen betrachtete Michel all das schöne Gold und sagte:

„So ich also abließ' von der Marie, wär alles mein!“

„Alles!“ sagte der Bocklige, und klammerte von Neuem mit dem Golde!

„Und so ich nicht von ihr ablaß, werd' ich wieder ein armer Bursch wie zuvor?“ sagte Michel!

„Und verspottet und verlacht obendrein!“ kicherte der Martin!

„Und was verlangtest Du von mir für solch eine Freundschaft?“

„Ein Kleines! Du läßt ab von der Marie, die Du ohnehin nicht bekommst, und verbringst ein lustiges und frohes Leben mit Deinem Golde! So Du aber das letzte Goldstücklein verpraßt, kommst Du zu mir hinaus in den Wald und dienst mir Dein Lebenlang und darüber hinaus mit Leib und Seele!“

„Das hat gute Wege!“ sagte der Michel. „Ein solches Gold bring ich mein Lebtag nicht zu Ende!“ —

„Das ist Deine Sach!“ lachte der bocklige Martin.

So sprachen sie noch vieles hin und her, und es ward dem Michel gar schwer sich von der Marie loszureißen, doch die schönen Stuben, das viele Gold und das faule Leben waren zu verlockend, und endlich machte es der Bocklige schriftlich und der Michel unterzeichnete es mit seiner Hand!

* * *

Bald verbreitete sich im Orte die Nachricht, daß der Michel endlich hineinkommen sey als ein überreicher Mann, und Alle liefen hin, das viele Gold mit eigenen Augen zu schauen.

Darunter war auch der Schäfer Heinrich, der nach dieser Nachricht sofort zu dem Schuster gelaufen und auf das freundlichste bewillkommt hatte, auch sagte er, es sei alles Spaß gewesen, als er ihm die Marie abgeschlagen und sei erbötig wieder Alles gut zu machen.

Das ging dem Michel tief ins Herze, aber zurückkehren konnte er ja nicht, und auch das Gold wollte er nicht von sich lassen, drum kehrte er dem Schäfer den Rücken und sagte hoffärtig:

„Bewahret Euer Kind, Schäferheinz, bis einstens Einer kommt hoch zu Ross. Warum solltet Ihr nicht ein Glück haben, so gut wie viele Andere!“

Da schnitt der Schäfer ein gar langes Gesicht und ärgerte sich so gewaltig, daß er zur Stunde heimkehrte und sich krank zu Bette legte.

Als der Michel allein geblieben, da zählte er all sein Gold hin und her und wieder und wieder, und war übergücklich, denn er glaubte, daß es niemals Alle werden könne. Und wie er so hin und herdachte, was er sich Alles Schönes und Gutes anschaffen wollte für das Geld, da öffnete sich die Thüre und herein trat die Schäfers Marie, gar bleich und mit roth gemeinten Augen! Sie sprach kein Wort, sondern zog das Kinglein, welches sie vom Michel erhalten, langsam ab vom Finger und legte es vor ihn hin.

Da hielt sich auch der Michel nicht länger, und wie die schöne Marie so betrübt vor ihm stand, da fing's ihm an gar bitterlich zu gereuen, daß er seine Freiheit verkauft hatte um schönes Gold.

Die Marie aber schluchzte nun:

„Leb' wohl Michel, wenn es wahr ist, was Du dem Vater gesagt! So ist es also aus mit uns und alles Hoffen und alle Freude war vergebens! Ich hab es ehrlich mit Dir meint als ein treues Herz, doch so Du mich nun auch verschmähst und mich zum Gelächter des ganzen Ortes machest, so bin ich Dir nicht gram, und wünsche daß es Dir herzlich gut ergehen mög' auf der Welt!“

Mehr konnte die Marie nicht sagen, denn sie sank zurück auf den Stuhl und weinte gar bittere Thränen!

Der Michel aber schlug sich ein um das andermal mit der Faust vor den Kopf, und raufte sich die Haare aus, denn mit allem seinem Golde ward er nun noch unglücklicher, denn zuvor.

„Marie!“ sagte er endlich: „glaub mir's, könnt' ich dieser Stunde Anders, ich gäb Alles hin für Dich, doch über uns ist ein groß Unglück kommen, und wir kommen nimmer bei einander. Doch willst Du mir ein Liebes erweisen, und mir das Herze leichter machen, so nimm die Hälft' hin von allem Gold, das ich beüze.“

Die Marie aber weinte noch stärker und schluchzte:

„Ich bin Dir gut gewesen, nicht um das Gold und eiflen Tand, sondern um Deiner selbst, und so Du mir Dein Herz nicht giebst, verlang ich auch nicht nach dem Golde! Nur ein Stücklein will ich mir heim nehmen zum Angedenken, wie unsäglich elend ich dadurch geworden!“

Die Schäfers Marie nahm eins von den Goldstücken und ging hinaus zur Thüre, und wie der Michel allein war, weinte er gar bittere Thränen. Nach wenigen Stunden indessen hatte der Michel über seinem Reichthum schon wieder die Marie vergessen. Viele seiner früheren Gesellen kamen zu ihm und bei gutem Trank suchte der Michel sein Gewissen zu betäuben.

Dann ließ er sich aus der Stadt gar kostbare Sachen kommen, kaufte ein großes Haus, und verbrachte ein Leben wie der König.

Gar bald dachte er nicht mehr an die arme Marie, und wenn er sich im weichen Sessel herumwälzte, dann freute er sich gar inniglich, daß es so kommen und er nicht mehr vom frühen Morgen bis zum späten Abend hinterm Arbeitstisch zu sitzen brauche! Der Budlige kam häufig zum Besuche, und als der Michel davon sprach, sich ein Weib zu nehmen in sein Haus, da rieth ihm Jener, nun eine reiche Pächterstochter zu freien, die in der Gegend wohne, gar viel Geld habe, und schon manchen Freier ausgeschlagen hatte.

Da ging der Michel nun immer hin, ward gar gut aufgenommen und nach kurzer Zeit führte er ein Weib heim noch schöner als die Marie und welche viel Geld hatte oben drein. Der Michel war übergücklich und dachte nicht mehr an die arme Marie, die ihren Vater den Schäfer Heinrich bestattete, an demselben Tage, wo der Michel zur Hochzeit ging mit einer Andern.

* * *

Des Michels Frau war eine gar stolze und übermüthige Person, der nichts zu gut war und ein Goldstück nach dem Andern ward hingetragen in die Stadt um gar kostbare Sachen ins Haus zu schleppen! Auch gab es allerlei Zank und Streit im Hause über Dies und Jenes, und der Michel ging alle Abende ins Wirthshaus, um mit dem besten Weine seinen Kummer hinunter zu schlürfen!

Nach einem Jahr ward ihm ein Töchterlein geboren, und als er es zum erstenmale in seine Arme nahm, da blieb er ganz erstarrt stehen, denn sein Kind glich auf das wunderbarste der Schäfers Marie! Nun erwachten in ihm die alten Gewissensbisse, denn er konnte sein Töchterlein nicht anschauen ohne des armen Marie zu gedenken, die bleich und krank durchs Dorf schlich von Allem und Jedem verlassen. Und ob sich auch der Michel alle Mühe gab, das was sich ihm nun im Herzen regte gewaltfam zu unterdrücken, so wollte es

ihm dennoch nicht gelingen, und immer mächtiger zog es ihn hin zu der Marie, die draußen auf der Wiese die Kühe hütete wie weiland ihr Vater. Vergebens bot der Michel Alles auf, ihr Bild zu verschrecken, und ob er auch fast den ganzen Tag nicht aus dem Wirthshaus kam, so wüthete doch in seinem Innern ein böser Kummer, so daß er mit jedem Tage mißmüthiger ward und zuletzt es gar nicht mehr wagte, das Kind, welches ihm Gott geschenkt, in seine väterliche Arme zu schließen.

Auch hatte er seit zwei Jahren ein so saules und übermüthiges Leben geführt, daß Speis und Trank, und war es das Beste, ihm nimmer mundete; auf Steg und Weg verfolgte ihn das Bild der bleichen Marie, wohin er nur immer ging. Und wie er es am Ende gar nicht mehr aushielt, da ging er eines Abends hinaus zur Schäferwiese und als er die Marie da sitzen sah von der Abendsonne gar wunderschön beleuchtet, da stürzte er vor sie hin und bedeckte ihre Hand mit vielen Küssen und Thränen.

Die Marie aber stand auf, sprach kein Sterbenswörtlein, ging hinein in das Haus, verschloß die Thüre, und ließ den Michel draußen allein im schwersten Jammer.

Der stand gar lange Zeit draußen vor der Thüre, und wie er über sein arges Leben nachdachte, ward es ihm immer schwerer ums Herze, und zuletzt ging er hin ins Wirthshaus und zechte die ganze Nacht durch bis zum frühen Morgen, und als er endlich bei den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne heimkam, und ihm sein Töchterchen mit den klaren blauen Augen entgegenlachte, ein getreues Bild der Marie, da hielt er sich nicht länger, ihm ward's zu eng in seinem schönen Hause und noch desselben Tages packte er fast all sein Gold zusammen und ging auf und davon in die weite Welt.

Da irrte er nun herum in aller Herren Länder, aber auf Schritt und Tritt verfolgte ihn das Angedenken der Marie. Ein Goldstück ging hin nach dem Andern und mit jedem Stücke, welches aus seiner Tasche verschwand, lief er auch weiter fort von Hause, um aus dem Bereiche des Budligen zu kommen für den Fall, das er sein letztes Geld sollte weggeben müssen. So lief er in der Welt herum wohl an ein Jahr, doch zuletzt hielt er's draußen nicht mehr aus, die Sehnsucht nach seinem Töchterlein trieb ihn in seine Heimath zurück. Auch war er durch inneren Gram und Kummer gebrochen an Körper und Seele, und mit dem letzten Gold-

stücke machte er sich auf den Heimweg, Weib und Kind noch einmal zu sehen, und dann des Budligen Diener zu werden wie er sich verschrieben.

Gar weit war er unterdessen von Hause weggelaufen, so daß er den ganzen Winter bis zum Frühjahr gehen mußte, ehe er in seine Heimath gelangte.

Es war der erste schöne Frühlingstag, als er von weitem den Kirchturm seiner Heimath zu Gesichte bekam, doch wagte er es nicht bei hellem Tage also zurückzukommen in seine Heimath, und so trieb er sich im Felde herum den ganzen Tag bis gegen Abend. Und wie beim Anblick seiner Heimath all die schönen Jugendtage ins Gedächtniß zurück kamen, da gedachte er auch wehmüthig der Eltern, die lange heimgegangen waren zu Gott, und ging hinein in den Friedhof.

Auf den Gräbern seiner Eltern waren frische Kreuzlein gepflanzt und Blumen blühten rings umher! Da sann der Michel lange nach, wer sich wohl so liebevoll dieser Gräber angenommen, doch konnte er's nicht errathen; doch in Fülle der Dankbarkeit für den unbekanntes Wohlthäter quollen ihm die Thränen in dichten Strömen über die Wangen.

Und wie er so sinnend, da stand gewahrte er an einem andern Grabe ein kleines Kind, welches Blumen streute auf einen frisch aufgeworfenen Hügel. Der Michel ging tief gerührt auf das Kindlein zu, welches ihm den Rücken drehte.

„Was machest Du da, mein Töchterlein?“ frug der Michel!

Da wandte das Kind sein Köpfschen um, und der Michel fuhr mit einem Schrei zurück, denn er erkannte darin sein eigenes Töchterchen, das ihn mit den hellen blauen Augen anschaute. Als der Michel solcher Gestalt zurückfuhr, du frug ihn das Kind:

„Fürchtest Du Dich, fremder Mann?“

Dem Michel wollte schier die Brust zerspringen, so tobte und wogte es darinnen. Zuletzt sprang er auf sein Kind zu, herzte und küßte es, und setzte es auf seinen Schooß.

Mit den zitternden Fingern fuhr er ihm durch die blonden Locken, und frug:

„Für wen streuest Du hier die Blumen?“

„Für meine liebe Mutter im Himmel!“ sagte die Kleine. „Vorige Woche sind die Englein kommen und haben sie weggeholt von der Erde. Auch der Vater ist fort in die Welt, und vielleicht auch schon droben bei dem lieben Gott! Auch bitt ich alle Tage für sie,

wie mich's die neue Mutter lehrt, damit es ihnen wohlergehe!"

Der Michel sank hin auf das Grab seiner Frau, und diese Thränen fielen auf das Grab.

„So, hast Du eine neue Mutter?“ frug endlich Michel.

„Ja!“ sagte die Kleine, „auch eine herzig gute Mutter, die mich täglich daher schickt mit frischen Blumen, und jeden Abend mit mir betet für die Eltern.“

„So willst Du mich hinführen zu ihr?“ frug der Michel.

Da lief das kleine Mädchen voran und Michel folgte ihr mit beklemmtem Herzen, bis zu der Schäferwiese.

„Hier wohnt meine neue Mutter!“ sagte die Kleine und lief voraus ins Haus!

Da sank der Michel in sich zusammen auf die Bank und schluchzte so laut und heftig, daß die Marie darüber aus dem Hause kam. Als sie den Michel sah, so gebrochen und zerknickt, da ward es auch ihr gar wehmüthig ums Herze und die Beiden standen sich lange Zeit gegenüber, ohne nur ein Sterbenswörtlein hervorbringen zu können.

„Marie!“ sagte endlich der Michel, „kannst Du mir je das Unglück vergeben, welches durch meine Schuld über Dich kommen ist?“

„Unglück?“ schluchzte die Marie, „ich bin überglücklich, denn so ich Dich nicht besitzen sollt, hat mir doch der liebe Gott Dein Kind geschenkt und ich bitt Dich es nicht wegzunehmen von meinem Herzen.“

Der Michel aber erfaßte nun die Hände der Marie und sagte:

„Ich kann und will es nicht wegnehmen von Dir, denn mit mir ist es aus und geradewegs muß ich hinein in mein Verderben. Ich bitt Dich Marie, verlaß mein Kind nicht! Gott im Himmel wird Dir's dereinst lohnen, denn ich kann es nicht!“

Und nun erzählte er der Marie sein ganzes Leben, und wie er sie verlassen habe, um in eitel Faulheit sein Leben hinzuschleppen, und wie nun sein letztes Goldstück weg sey und er hinaus müsse in den Wald zu dem Buckligen,

um in seinem Dienste den Rest seines Lebens zu beschließen.

Die Marie aber sagte:

„Also soll's nicht sein, denn noch ist das letzte Goldstück nicht weg, und es soll niemals weggeben werden!“

Dabei nahm die Marie ihre einzige Habe, ein goldenes Kettchen vom Halse, daran hing ein goldenes Kreuzlein, und das Goldstück, so sie früher mitgenommen, und gab es dem Michel!

„Geh hinein, und trag's ins Kirchlein!“ sagte sie, „da ruht's wohlverwahrt gegen Jeden und Jedweden und auch gegen den Buckligen.“

Der Michel preßte sein Kind und die Marie ans Herz und sagte:

„So vieler Lieb bin ich nicht werth! Marie, ich übergeb Dir mein Töchterlein, daß Du ihm auch ferner eine Mutter seist. Mich seht Ihr vor Jahr und Tag nicht wieder!“

Und ob die Marie sich auch auf's Bitten legte, an dem Michel war kein Halten! Der machte sich zur selben Stunde fort in die Stadt und dort arbeitete er wieder als ein fleißiger Geselle Tag und Nacht.

Und als er wie ehemals wieder ein kleines Sümchen beisammen hatte, um sich einen eigenen Hausstand begründen zu können, da zog er wieder den feinen Rock an und ging hinaus zur Schäferwiese und sagte:

„Marie! Ich hab' ein sonderlich Anliegen an Dich und wenn Du mir's gewährest, so sollst Du mich recht glücklich machen und ich werd's Dir Dank wissen mein Lebenslang. Ich hab' eine gute Kundschaft und mir durch Fleiß und Rechtlichkeit ein hübsches Stück Geld zusammengebracht, daß ich mir ein eigen Heerd gründen kann, und so fehlt mir nichts als eine herzig gute Hausfrau, und die wollt ich mir hier holen!“

Und von diesem Tage an lebten alle drei vergnügt und glücklich wieder in der ärmlichen Kammer, und auf der ganzen weiten Welt gab es kein glücklicheres Stückchen Erde als des Schusters Wohnung.

Von dem unverwesbaren Grafen.

Märchen von Dr. Johann N. Vogl.

Es mochte schon nahe an Witternacht sein, als noch drei lustige Brüder in dem Schenkhause zur feinen Mark in Lübek, unferne der Katharinenkirche, saßen, und noch immer dem Grog tapfer zusprachen.

Diese drei durstigen Gefellen waren der alte Todtengräber vom Katharinenfriedhofe, Namens Graber, der Hochzeit- und Leichenbitter Schneeweiß und der Küster an der eben erwähnten Kirche, Falsarius.

Der Todtengräber hatte seinen beiden Gefährten eben mehre schauerliche Ereignisse erzählt, welche sich, während er seinem nächtigen Berufe als Grabbesorger vorstand, zugetragen hatten, und worunter freilich so manches lief, welches dem herrschenden Aberglauben in der Hansa entsprang, und nun für baare Münze gelten mußte, dem ungeachtet seine volle Wirkung auf die beiden Zuhörer machte.

„Daß es seine Nichtigkeit hat,“ fuhr der erzählende Todtengräber im Flusse seiner Rede fort, „daß auch noch den Sünder in seinem Grabe die Zuchttruthe der ewigen Gerechtigkeit zu finden weiß, daran ist nicht mehr zu zweifeln, hatten wir doch drüben in der Katharinenkirche einen offenkundigen Beweis an dem sogenannten „Unverweslichen Grafen,“ wie ihn die Leute nannten. Du wirst Dich der Geschichte noch erinnern?“ fragte er den Küster.

„Nicht so ganz,“ antwortete Falsarius, „obwohl ich die Stelle genau zu finden weiß, an welcher sein Sarg sich befindet.“

„Erzähle doch“ sprach der Leichenbitter, „was hat es für eine Bewandniß mit ihm?“

„Nun seht,“ begann Graber, „dieser Unverwesliche war einmal ein reicher mächtiger Graf, welcher sich ganz und gar einem wüsten und gottlosen Lebenswandel hingab und dadurch seine Eltern in die tiefste Betrübniß setzte.

Vergebens ermahnten ihn diese, die Bahn des Lasters zu verlassen, sein Ohr blieb für ihre Ermahnungen verschlossen, so wie sein Herz für ihr Flehen.

Unausgesetzt häufte der Mißrathene Verbrechen auf Verbrechen, so, daß seine Eltern einen Fluch über ihn ausstießen, und endlich aus Gram in die Grube fuhren.“

„So ist es,“ bemerkte der Küster, „sie liegen Beide hinter dem Hochaltar der Katharinenkirche begraben, wo auch ihr Leichenstein zu sehen ist.“

„Der unnatürliche Sohn aber nahm sich dieses wenig zu Herzen, und lebte nach wie vor, sein Gewissen durch Saus und Braus betäubend.

Nun aber war ein Jahr nach dem Tode seiner Eltern verflossen, so starb auch der Geselle eben so unerwartet als plötzlich, und wurde in derselben Kirche, aber in der sogenannten Todtenkapelle zur Rechten des Einganges beigesezt. Niemand achtete des Verstorbenen weiter, sein Gedächtniß erlosch unter den Lebenden, bis etwa fünfzig Jahre darauf ein zufälliges Ereigniß ihn und seine Freveln dem Volke wieder in das Gedächtniß rief.

Es geschah nämlich um diese Zeit, daß ein Sarg von Leichenräubern erbrochen wurde, welche aber voll Entsetzen über den Anblick der sich ihnen darbot, entflohen, ohne ihren Raub vollführt zu haben.

Sie fanden nämlich den Grafen noch gänzlich unverfehrt, als ob er eben erst in das Grab versenkt worden wäre, doch war sein Haar emporgesträubt, sein Antliz wie von tiefem Todesschmerz verzerrt, und das Auge offen und starr.

Das Gerücht von dieser Erscheinung verbreitete sich durch ganz Lübek, und Niemand verließ die Hansestadt ohne den Unverwesbaren gesehen zu haben.

Da ergab es sich nun, daß in einer Nacht so wie heute, mein früherer Vorgänger, der Todtengräber vom Katharinenfriedhofe, mit dem damaligen Küster und mehreren Befreundeten hier in der freien Mark saß, wie wir jetzt da sitzen. Sie waren lustig und guter Dinge, und wußten sich besonders groß mit ihrer Unerfrodenheit zu machen.

„Bei allen Todtenschädeln, die unter meinen Spaten kommen,“ rief mein Vorgänger, dem der Grog bereits stark zusezte, „ich habe schon manche Probe meines Muthes gegeben, und wenn ihr zwei Thalerstücke daran sezt, so steige ich jetzt noch in die Katharinengruft hinab, und stecke dieses Messer in den hintersten Sarg.“

„Nah, das ist nichts,“ lallte der Küster, „ich gehe hinüber in die Todtenkapelle, und gieße dem unvergeßlichen Grafen dieses volle Glas in das Maul.“

„Wettet ihr um drei Drittelstücke,“ nahm hierauf das Dienstmädchen das Wort, „so hole ich Euch den Unverweslichen selbst herüber.“

„Du,“ riefen die Zecher, wie aus einem Munde, „haha, Du hast das Herz dazu!“

„Hier ist mein Drittelstück,“ sagte der Todtengräber und warf die Münze auf den Tisch.

„Und da das meine,“ sagte der Küster und warf die Münze auf den Tisch.

„Und hier das Dritte,“ ergänzte ein Anderer.

„Nun geh' und hole den Unverweslichen!“

„Alsfogleich,“ sagte Anna lachend, nahm die Kirchenschlüssel, welche der Küster neben sich liegen hatte, und sprang aus der Stube.

Ein allgemeines Gelächter folgte dem Mädchen, da jeder wohl wußte, daß sie nur einen Scherz mache. Während diesem war der Schenkwirth zu den fröhlichen Kumpanen getreten, und hatte ihre Krüge wieder vollgefüllt, und die Lustbarkeit der Gesellschaft schien ihren Gipfel erreicht zu haben.

Da prallte plötzlich die Thüre auf, und Anna stand, den Unverweslichen im Arme, unter der Schwelle. „Hier habt Ihr ihn!“ sagte sie, und stellte die Leiche vor die Zecher hin, welchen die Lustbarkeit mit einemmale entchwunden war.

Wirklich nahm sich auch der Unverwesliche mit seinen starren struppichten Haaren, den erloschenen Augen und dem fahlen pergamentenen Antlitz doppelt gräulich und gespenstisch unter den weinrothen Gesichtern aus, welche jetzt mit erschrockenen, weitaufgerissenen Augen und aufgesperrten Mäulern auf ihn hinstarrten.

Anna strich jogleich die gewonnenen Drittelstücke in die Schürze und sprach: „Die Wette ist gewonnen, zurückbringen könnt Ihr nun euren Gast selbst!“ Mit diesen Worten wollte sie aus der Stube.

Mit Blitzesschnelle aber erfaßte sie der Küster am Rock und rief: „Halt, das liegt außer dem Spiel, Du mußt ihn auch wieder hinübertragen.“

„Mit nichten,“ antwortete Anna, „ich wettete nur, daß ich ihn bringen würde, und ihr habt selbst Muth genug, das andere zu vollbringen.“

„Mach' keine Albernheit,“ erwiderte der Küster, den die Angst merklich blässer gemacht hatte. „Wenn die Sache verrathen wird, so komme ich um den Dienst. Hier hast Du noch ein Thalerstück, nun aber trage das Scheusal wieder zurück in seinen Sarg.“

„Und hier ist noch eines von mir,“ sagte der Todtengräber, „aber mache, daß wir der Gesellschaft bald los werden.“

„Das ist etwas anderes,“ erwiderte Anna, ergriff den Todten und eilte mit ihm aus der Stube.

Die Laterne, welche sie vor der Thüre auf

der Hausflur stehen gelassen, in der rechten Hand, den schauerlichen Unverweslichen im linken Arme, eilte sie rasch durch die Finsterniß der Nacht zur Catharinenkirche hinüber.

Sie hatte die Kirchenthüre offen gelassen und trat nun eiligst mit ihrer Last in das Schiff des öden Gotteshauses.

Die Stille, welche darinnen herrschte, die Finsterniß, welche in demselben verbreitet war und durch den unsicheren Schimmer der Laterne nur noch gesteigert und schauerlicher wurde, schien ihr diesmal um vieles grauenhafter, als bei ihrem ersten Gange. Ohne sich jedoch aufzuhalten, eilte sie an den langen Reihen der Betstühle vorüber in die Seitenkapelle, um ihrer Last wieder ledig zu werden.

Jetzt hatte sie den Sarg des Unverwesbaren erreicht, und wollte den Todten in selben hinein legen, da fühlte sie, daß sich dieser fest an sie geklammert hatte, und ein gräßlicher Angstschrei, welcher hundertfach aus den Hallen, Gängen und Gewölben der Kirche widerhallte, entrang sich ihrer Kehle.

„Gnade! Gnade!“ kreischte die auf den Tod erschrockene Dirne.

„Nur unter einer Bedingung,“ erscholl eine dumpfe Stimme, welche aus dem Munde des gräßlichen Unverweslichen, der sie noch immer umklammert hielt, zu kommen schien.

„Alles, Alles, nur laß mich!“

„Bist Du noch reines Herzens?“ fragte die Stimme wieder.

„Ich bin's,“ stöhnte Anna.

„Wohlan, so gehe hinter den Altar der Kirche,“ fuhr sie fort, „und bitte meine Eltern mit lauter Stimme um meine Verwesung.“

Anna raffte hierauf alle ihre Kräfte zusammen, ergriff mit bebender Hand ihre Laterne und ging, von Fieberfrost geschüttelt, hinter den Altar.

Dort sank sie an den Leichensteinen, welche in die Wand eingemauert waren, auf die Kniee und sprach mit lauter Stimme: „Ich bitte Euch um die Verwesung Eures Sohnes.“

Grabesstille herrschte rings herum, aber keine Antwort erfolgte.

Von Todesängsten durchschauert, tappte sich Anna nach einer Weile zur Kapelle zurück. „Sie geben keine Antwort,“ stammelte sie.

„Bitte noch einmal,“ erwiderte der Unverwesliche.

Und Anna schwankte nochmals hinter den Altar, fiel auf die Kniee und sprach: „Ich bitte Euch, um des Heiles meiner Seele willen, um die Verwesung Eures Sohnes.“

Aber auch diesmal harrte sie vergebens, keine Antwort erfolgte.

Und wieder wankte sie hinaus, aber der Todte sprach: „Bitte zum dritten und zum letzten Male!“

Kaum mehr ihrer Glieder mächtig, schleppte sich Anna zum dritten Male hinter den Altar, sank abermals auf die Kniee und rief: „Ich bitte Euch um die Barmherzigkeit Gottes willen, um die Verwesung Eures Sohnes!“

„Er möge verwesen!“ scholl es diesmal, dumpf, wie ein fernes Echo, aus der Tiefe herauf, und als Anna mit vieler Anstrengung wieder den Sarg erreichte, lag der Unverwesliche mit geschlossenen Augen und gänzlich veränderten friedlichen Zügen in demselben ausgestreckt.

Anna aber floh nun, so rasch es ihre Erschöpfung zuließ, aus der Kirche und erzählte

den Gästen, welche sich noch hier befanden, diesen Vorfall.

Von Grauen erfaßt, verließen diese bald darauf die feine Mark, als aber der Küster am nächsten Morgen den Sarg in der Kapelle eröffnete, fand er, daß der Unverwesliche Staub geworden.“

So lautete die Erzählung des Todtengräbers, worüber seine beiden Zuhörer sichtbar blässer und um Vieles ernsthafter geworden waren, ja, als sie sodann die Weinstube verließen, und in ihre Mäntel gewickelt, an dem nächtigen Dome vorübergingen, konnte sich keiner von ihnen, bei dem Gedanken an den Unverweslichen, eines flüchtigen Schauers erwehren.

Die Geschichte von dem unverweslichen Sohne aber wird noch jetzt, mit wenigen und geringfügigen Abweichungen, in Lübeck erzählt.

Simson.

Von L. Würpel.

Im Kerker der Philister lag
Israels Richter in Schimpf und Schmach.
Sein Auge starrte todt und leer;
Nicht sah er das wogende Lichtermeer;
Doch gellend zu ihm herüber drang
Des Feindes Triumph und Jubelklang.

Und er fährt empor, wenn's droben schallt,
Ingrimmig hält er die Faust geballt:
Er schwingt die Kette, sie klirrt gar wild,
Der alte Muth ihn wieder erfüllt,
Und er brüdet Rache und blutigen Plan —
Da hallt es draußen und Schritte nah'n.

Und es tritt heran an die Kerkerwand
Ein Bote, von den Philistern gesandt:
Es soll der Held durch Sang und Tanz
Erhöhen des Festes Jubelklang.
Da lacht er grimmig, es zuckt sein Mund,
Der Bote schier erschrocken stund.

Er hält umschlungen das Säulenpaar,
Und schüttelt lachend sein Lockenhaar,
Und er neigt sich mit Macht — und krach, und
krach!

Da reißen die Bänder, da stürzt das Dach,
Und stürzt, als sei es Jehovahs Fluch,
Im Fall es alle Philister erschlug.

Und hinauf in den Tempel mit hallen-
dem Tritt

Simson, der blinde Richter, schritt.
Und er tappt und schreitet weiter vor,
Bis wo die Säulen ragen empor,
Darauf des Götzentempels Dach
Mit Sims und schimmernden Kuppeln lag.

Dort tanzt der Held und singt dabei,
Gar lustig erklingt die Melodei;
Es klirren die Becher, schäumend voll,
Des Volkes Jubel lärmend schwoll,
Und es lärmt und lacht in grauem Spott,
Und es lästert vermessen Israels Gott.

Doch plötzlich stockt das wilde Schrein,
Und Todtenstille bricht herein.
Das Volk all wie erstorben saß
Und starrte und starrte leichenbläß;
In Mitten des Tempels aber erlang
Gar wild und brausend Simsons Gesang.

Das Maienläuten.

Eine Frühlingsfzizze vom Rhein.

Sür große Kinder entworfen von Max Alfred.

Unter allen Arten liebenswürdiger Menschen gefällt mir doch kaum eine besser, als die der kleinen blondlockigen Jungen, mit den schlauen lieben Augen, das Köpfschen meist voll kleiner gutmüthiger Streiche, und doch oft so ernst und bedächtigt, wie ein neuer Staatsminister oder ein alter Oberlehrer. Grade so einer war der kleine Fritz. Schon lange trug er Höschen und seit einem Jahre genöf er bereits der stillen Seligkeit, seine neuen Stiefelchen tüchtig knarren zu lassen, wenn er mit Papa durch die Gassen der kleinen Stadt einherstolzirte. Er hatte also bereits sechs bis sieben Frühlinge hinter sich; und nun erst begann er sich recht gründlich in der Welt umzusehen, und mit Wißbegierde und Verständigtkeit versenkte er sich in Alles, was ihm bedeutend erschien, erfaßte Alles mit lebhaftem Gefühl.

Daß unser kleiner Held seine „Braut“ und seinen „Freund“ besaß, versteht sich für jeden Eingeweihten von selbst. Die Braut, mit dunkelbraunem Haar, mit fast glühenden Neuglein, ganz Quecksilber, machte ihm viel zu schaffen: er war im Ganzen doch etwas ruhiger als sie, wenigstens in ihrer Gegenwart, und wollte ihr oft gar nicht die nöthige Zärtlichkeit und Galanterie beweisen. Denn das war das Traurige: so guten Unterricht er auch täglich von seiner Braut darin empfing, er schlug Alles in den Wind. Viel erbaulicher schien es ihm, sich ein Bißchen mit ihr herumzuprügeln — eine Unterhaltung, für welche übrigens auch sie trotz jeweiliger Grandezza in günstigen Augenblicken sehr aufgelegt sein konnte. Das war auch oft genug geschehen, im Garten wie auf der Straße; denn warum der letztere Ort ihren besseren Gefühlen Zwang auferlegen sollte, war in der That nicht abzusehen. Dann folgten meist große Versöhnungsscenen und diese schürten das stille Liebesfeuer der jungen Herzen mächtig an. Vollends wenn sie Beide Märtyrer ihrer zu nahen Beziehungen wurden und wohl einmal zur Auerkennung ihrer kriegerischen Ausgleichungsversuche einige Tage am Trompetertischen essen mußten. Ihre Hochzeit hatten

sie schon zu wiederholten Malen gefeiert. Da Emmy sehr kräftigt war, so wußte sie ihren „Geliebten“ in allen Kindergesellschaften reich für sich allein in Anspruch zu nehmen. Denn da Fritz alle andern Jungen seines Alters an Lieblichkeit und Frische bedeutend übertraf und eigentlich nie „frech“ war, so hatte sie in ihren Freundinnen nicht ungefährliche Nebenbuhlerinnen. Und konnten sie ihm auch keine Zärtlichkeiten abnöthigen, so gaben sie sich mit einigen gutgemeinten Püßchen von seiner Hand als vorläufiger Abschlagszahlung — wie es so der Weltlauf mit sich bringt — auch ganz zufrieden, wenn nicht etwa das eifersüchtige Bräutchen beides — für sich in Anspruch nahm.

Aber die Zeiten des ersten Lebens kamen heran: da wollen festere Banden geschlossen sein. Auch Fritz besaß in Arthur, dem Sohne des Nachbars, einen sehr treuen Freund. Mit diesem hatte er lateinische Privatstunden, und die Wissenschaft knüpfte bald auch die Herzen ihrer winzigen Jünger aufs engste zusammen. Von Arthur ist nicht viel zu sagen, als daß er fast schwärmerisch an Fritz hing, etwas älter und kräftiger war, aber an Lebhaftigtkeit und biegsamer Weichheit des Geistes ihm nachstand. In allen stürmischen Affairen nahm er ihn stets in Schutz. Auch war er sehr bedächtigt, und erhielt dadurch schon früh von seinem Vater den Titel eines Obersicherheits-Commissarius.

Bei dieser sehr löblichen Eigenschaft Arthurs konnten die Eltern es auch ruhig geschehen lassen, daß die beiden dann und wann kleine Spaziergänge unternahmen, freilich mit vorgeschriebener Route. Ein solcher Ausflug ohne Vater und Mutter ist für den Knaben ein Gang ins Paradies. Denn er nippt mit süchtiger Lippe von dem köstlichen Nektar der achten männlichen Selbstständigkeit, die für jeden strebenden Geist schon von frühester Jugend an etwas unbeschreiblich Süßes hat.

So waren denn auch an einem Samstag Nachmittag glücklich die Arbeiten zu Montag

beendet; die nöthigen Vocabeln und die zweite lateinische Declination hatte der Vater Frizens überhört. Jeder bekam fünf Groschen Reisegeld und mit diesen fürstlichen Reichthümern in der Tasche eilten sie frühlingsheiter und jugendfelig vors Thor.

Denn ein so schöner Maienitag war bisher noch nicht dagewesen. In allen Gebüschern plauderten und sangen und kosteten am stillen Abend und am frischen Morgen tausend Nachtigallen; durch das Laubdach mit dem wunderbar frischen Grün, dessen bloßer Anblick Lebenslust ins Gemüth senkt, schien die Sonne goldig und warm und verklärte gleichsam das Laub mit zartem Glanze; durch die Luft strich jene wundersam balsamische Wärme, die belebend in alle Nerven des Leibes und des Geistes dringt und dem letzten Reste des winterlichen Gefühls ein Ende macht. Alle Wälder und Wiesen hatten schon ihren vollständigen Frühlingschmuck angelegt; auf allen Auen blühte und duftete es, und in dem schönen Hellblau des Firmamentes flatterten nur wenige Lämmerwolken.

Die jugendlichen Herzen empfanden die ganze Maiwonne in ihrem Busen, ohne sich eben in die Schönheit der Natur tief zu versenken. Bald waren sie am Rheine. Eben war die große Fähr von Ufer gestossen: welche Wonne, mit Fug und Recht in einen leichten Rachen steigen zu dürfen! Nicht lange, so glitten sie auf dem grünen klaren Wasser schnell dahin. Ein eben vorüberfahrendes Dampfboot erzeugte jene breiten Bogen, welche den schmalen Rachen stark heben und senken: auch bei völliger Sicherheit spürt man doch die Möglichkeit einer Gefahr, und dies ist der Grund, warum die kleine und die große Jugend des schönen und unschönen Geschlechtes dies Schaukeln und Schweben des Rachens so sehr liebt. Unsere kleinen Helden waren in dieser gefahrlosen Gefahr ganz selig: es war ja ein leiser ferner Anklang an Abenteuer, und wonach konnten sie sehnüchtiger verlangen, als nach diesen?

Bald sprangen sie ans Ufer. Fröhlich eilten sie das Dorf entlang durch die lieblichen Obstbäume, in denen noch der Rest der Blüthen das immer reicher hervorquellende Laub in einfacher und doch reizender Farbmischung schmückte. Auf dem Landwege brannte ihnen aber die Sonne tüchtig auf den Rücken, und da ihr Schritt nicht eben langsam war, so lief ihnen bald der Schweiß in hellen Tröpfchen die Stirne herunter. Aber das kümmerte sie nicht. Noch keine Stunde

waren sie von Hause, da schritten sie schon munter, wenn auch etwas ermattet, durch die Gassen des großen Dorfes am Fuße des Berges, der das Ziel ihrer Wanderung sein sollte. Hier mußte gerastet werden. Zum erstenmale stiegen sie ganz allein, ohne Begleitung der Eltern, die steinernen Stufen vor der Hausthür hinan und durchschritten unaufhaltsam drei Zimmer, bis sie sich in einer Art Pavillon, der hinten dicht ans Haus stieß, und mit zwei Seiten nach dem Garten ganz offen war, niederließen. Lächelnd war ihnen die alte gutmüthige Wirthin gefolgt, um ihre Wünsche zu vernehmen. Diese waren sehr bescheiden. Bald erschien die begehrte Erfrischung, zwei Gläser Milch mit dem dort üblichen ländlichen Weißbrod. —

Das einfache Mahl hatte trefflich gemundet; sie bezahlten, natürlich jeder für sich allein, und stiegen neu gestärkt den Berg hinan. Der Weg wand sich neben der Kirche hinauf: zuerst einige Felder, dann dichtes dunkles Gebüsch, dann eine freie Stelle mit viel Steingeröll, wieder dunkelster Wald, durch den die Sonnenstrahlen ihre zitternden Lichter warfen und so jene wundersame magische Dämmerung erzeugten, die so heimlich und traulich, und doch so erhebend zugleich, sich tief ins Gemüth hineinsenkt. Gesprochen ward nicht viel: der tiefe Ernst ihrer Reise, die Strapazen des Steigens, das hohe Gefühl ihrer Selbstständigkeit füllte so ganz ihre kleinen Herzen und Köpfschen aus, daß sie höchstens, wenn sie an tiefdunkeln Stellen einen Augenblick rasteten, einige Worte wechselten oder schöne Mai-blumen pflückten.

Nun hatten sie die Windung des Weges erreicht, von der sich eine herrliche Aussicht öffnet über das Rheinthal hin: einen Moment standen sie und schauten. Dann wandten sie sich; nur wenige Minuten noch durch den hohen Fichtenhain auf der Gipfelfläche — und sie standen an der Spitze des Berges mit dem weißen Häuschen und dem fast berausenden Blicke in den schönsten Theil des Thales, da wo der Fluß aus dem Schiefergebirge heraustritt. Das Thal wird hier immer weiter und breiter; die Vorberge drüben der Eifel, haben des Westerwaldes und Siebengebirges treten mehr und mehr zurück, bis endlich am Niederrhein, der hier beginnt, rings umher sich nur die weiten unpittoresken Uferflächen auszubreiten anfangen. Das Siebengebirge lagerte stolz dicht vor ihnen, keine zwei Stunden entfernt, noch im halbbröthlichen, doch schon ins frische Grün spielenden Gewande, hie und da

fahle, nackte, schiefergraue oder rothe Felswände. An der Ecke rechts der ragende Drachensfels mit den stolzen hohen Trümmern, noch gehoben durch seine sehr verschiedene Genossin, die gipfellose breitslagernde Wolfenburg mit den prächtigen Laubparthieen voll heimlich dunkler Schatten. Und weiter, schon umsäumt vom leisen Duft der bläulichen Ferne, die rundkuppige Löwerburg, gekrönt mit dem unvergleichlichen Buchenhaine, der aus den stillen grünen Thalgründen ringsumher majestätisch emporsteigt. Und weiter hinten schlängelt sich der mächtige Strom nach Süden zwischen den ersten Bergen hin; Thurm und Bogen der Rolands Spitze grüßen noch herüber, und in letzter Ferne ruht das Auge angenehm gefesselt auf dem zierlichen Bau der Appollinaris-Kirche, einer Kapelle in ächt gothischem Style, und unwillkürlich wird in sinnender Betrachtung unsere Erinnerung rege und weidet sich an den wundervollen Gemälden des Innern, die sich wie ein ewig lebendiges Bild der Phantasie tief eingedrückt haben. Aber gen Westen steigt aus der eben geöffneten Thalebene ein bewaldeter isolirter Bergkegel empor mit hohem, rundem Thurme; um ihn lagern freundliche Dörfchen bis an den niedrigen Bergzug, der den Horizont bildet und auf seiner letzten Erhebung, mit welcher er dem Auge entschwindet, eine kleine schlichte aber weit berühmte Kapelle trägt. Und mitten durch die wundervolle Landschaft rollt der mächtige Strom die grünen Bogen vorüber von Süden nach Norden; der Blick folgt dem glänzenden Wasserspiegel, den hier und da ein leichter Nachen durchschneidet, folgt ihm bis zu dem behren Dome der rheinischen Metropole, der in äußerster Ferne seine großartigen Steinmassen, im Nebel fast verschwommen, über den scharfen Rand des Horizontes emporhebt. Und über alle diese Herrlichkeit gießt die liebe Maisonne ihr freundliches Licht aus, und zu den Füßen und rings umher singen die Vöglein tausendstimmig ihre Lieder, aus froher kindlicher Brust gleich selig träumenden Kindern, und Gebüsch und Laub geben sie wieder, und das Auge ruht wonnig und still verklärt aus auf dem zarten, jugendlich frischen hellen Grün der alten und jungen Bäume.

Schon oft hatten die Kinder in früheren Jahren die schöne Landschaft gesehen, wenn sie mit ihren Eltern einen kleinen Ausflug machten. Aber nun allein für sich sie zu schauen — das war ihnen ein überseliges Gefühl. In ihre Brust zog leise und heimlich jenes zarte Wehen des Frühlings und der Natur,

einsamkeit und mischte sich mit der Empfindung des Erhabenen und Unendlichen, der aus der weiten gesegneten Flur des wundervollen Thales zu ihnen gleichsam emporquoll. Aber ein schnelles Anschauen, ein frischer erster Eindruck genügte ihnen — und dann trieb sie das junge rührige Blut weiter und weiter. Den Abhang hinunter und wieder hinauf ging es, ohne Weg ohne Steg. Doch mochten sie nicht leer heimkehren, obgleich über dem muntern Singen und Springen, Laufen und Jauchzen die Sonne tiefer und tiefer sank und der Bäume mächtige Schatten immer länger wurden. Noch einen Gang oben auf der Platte des Berges, die sich weit hinzieht, noch einen Gang wollten sie wagen in's trauliche Waldesdunkel! Weiter und weiter eilten sie; und zu ihren Füßen schienen die lieblichsten Blumen der Wiese frisch und neu hervorzusprießen. An den heimlichsten Stellen — o wie reich stand hier die Fülle der zarten Maienblümchen und Marienglöckchen! Schon manche fanden sich in den Sträussen, die sie sich gepflückt; aber immer mehr mußten sie sammeln. Der eine ging dahin, der andere dorthin. Arthur bog links in den Wald; Fritz eilte nach der rechten Seite. Oft wollten sie umkehren; aber stets wurden neue Blümchen entdeckt, frischer und zarter und voller als die andern.

Endlich dachte der besonnene weise Gefährte an die Heimkehr. „Fritz, komm! Es ist jetzt die höchste Zeit umzukehren!“ — Keine Antwort. Er eilte nach der Gegend hin, wo er Fritz zum letzten Male gesprochen: er war nicht da. Arthur rief lauter und lauter, rief kläglich und beweglich — aber nur den Namen des vermißten Freundes gab das spottende Echo zurück. Er lief weiter und weiter. „Fritz! lieber Fritz, komm, höre doch!“ — Aber immer nur dasselbe nachtönende Echo — nicht eine Antwort. Die hellen Thränen strömten die dunkel gerötheten Wangen hinunter, je mehr alle Hoffnung schwand. Endlich mußte er seine erfolglosen Versuche aufgeben. Er dachte: „vielleicht ist er schon vor mir ins Dorf gegangen und erwartet mich da.“ In eiliger Hast war er bald am Fuße des Berges; aber so eifrig er hier auch hier im Dorfe nach ihm fragte und so genau er ihn beschrieb: Niemand wußte etwas von dem lieben Freunde. Da mußte er denn heimgehen, bitterlich weinend; und es durchzog das treue gute Kindesgemüth zum erstenmale die volle tiefe Herbigkeit des schmerzlichen Bewußtseins, den treuesten liebsten Freund verloren zu haben — ein Vorgefühl künftiger ähnlicher und größerer Leiden!

Und Frig? Als dieser seinen großen Strauß fertig gebunden hatte, wollte er heimkehren. Aber er kam an keine Landstraße, an keinen bekannten Ort. Fußpfade waren schon nicht mehr zu erkennen. Er rief nach Arthurn, aber auch vergeblich. Die Müdigkeit überkam ihn; er dachte, Arthur wird mich wohl finden. Und nachdem er sich ins Grüne mitten unter liebliche Maienglöckchen, die seine Hand verschonte, gesetzt hatte, weinte er etwas vor Bangigkeit; doch bald fielen ihm die müden Augenlein zu; sein Haupt sank ins Gras. Um sein süßes Lockenköpfchen hielten die umstehenden Maienblümchen trauliche Wacht: ein tiefer Schlummer umfing das holde Kind. Die Sonne war schon hinabgesunken; nur am fernem Drachensfels drüben, glomm noch lange der flammende Schein der Abendröthe. —

Und als die Sterne ihre Augenlein, freundlich winkend, aus der blauen Himmelsdecke hervorstrecken wagten, da ward es auch in den Blumen rege. Sie athmeten tiefer und freier auf, und ihre zarten Seelchen, die den Tag über tiefverborgen schlummern mußten, entstanden jetzt neu belebt, und rings umher begann ein leises geheimnißvolles Flüstern und Kosen und Zittern. Hin und her wogten und wiegten sich die jungen Zweige; auf und nieder neigten und hoben sich die Maiglöckchen; manches traf, vom tändelnden Abendwinde neckisch gestoßen oder neugierig sich bückend, die blonden Locken des lieblichen Menschenköpfchens und fuhr ängstlich zurück ob seiner zu großen Kühnheit. Das Kind schlug wohl auch die Augen auf; ein heller Blick traf den Sternenhimmel oder ein großes überhangendes Maienglöckchen; aber die lind betäubende Nacht umwölkte wieder seine müden Sinne; das Auge schloß sich; lange fast unhörbare Athemzüge verriethen den Schläfer. — Und er träumte süß . . .

Mehr und mehr entfaltete die Nacht ihr weites tiefdunkles Gewand. Da wagten sich die Sternlein freier hervor und erschlossen ihr Geheimniß. Denn sie sind ja nur die Augen der kleinen und großen Engel, die der liebe Gott allmächtig hinaus-schickt, um die schlummernden Kinder der dunklen Erde sanft anzulächeln und sorgsam zu behüten. Und wenn kein nüchtern und kalt wachendes Menschenauge sie beobachtet, dann lösen sie die festgeschlossenen Gruppen und in muntern Reigen hüpfen und tanzen sie durcheinander und neigen sich oft nieder zu unschuldigen Kindern und schauen sie so lange und mit so himmlischer Freundlichkeit an, daß ihre innern Augen mitten im tiefsten Schlummer sie erblicken.

Dann löst sich auch die kleine Menschenseele und kommt zu ihnen, gehüllt in den leichtesten Aether, und singt und küßt und kost und spielt; und die ganze überquellende Wonne, die keine große Menschenbrust, die nur ein freies ächtes Kindesgemüth hegen und fassen kann, strömt in sie hinein. Oft bleibt ihr eine leise Ahnung dieser überfeligen Stunden im tiefsten Grunde des Herzens zurück, und eine stille aber tiefmächtige Sehnsucht ergreift die zarte kleine Seele und zieht sie unaufhörlich, fast wie mit Gewalt, nach oben unter die Sterne.

Nun war es Mitternacht. Kein Strahl des Abendrothes belauschte und störte das nächtliche Walten, wann die Sternengelien sich mit den Blumen, die aus den Träumen der Seligen entstanden und entstehen, indem sie liebend der Erde gedenken, freundlich paaren und heiter tummeln.

Aus der höchsten Sphäre über den Wolken, über den Sternen — rang sich ein leiser Zephyr los und erreichte die Erde. Da bewegten sich alle Blumen, und nun ertönte ein himmlisch-schönes Klingen und Läuten aller Maienglöckchen in den Wäldern und auf allen Wiesen. Dies schien eine Art Signal zu sein. Denn die Englein kamen hernieder und flatterten freudig auf Flur und Feld. Und drei der schönsten traten vor das schlafende Kind und erstaunten über die Lieblichkeit und Schöne des jungen Antlitzes. Aber kaum hatten sie es gesehen, so erglühten sie auch in Liebe zu ihm, so warm und so innig, und jauchzten so froh und so heimlich auf. Und der größte von ihnen trat hinzu und rührte unmerklich die Augenlider des Schlafers. Da erklangen noch einmal in hellem wundersamen Accord die Maienglöckchen rings um das schlafende Kind. . . Das ist jenes Klingen, das die Menschen oft „Musik aus höhern Sphären“ nennen: nur wenige Glückliche haben es traumestrunken gehört und ein süßes Ahnen blieb ihnen davon in tiefster Seele stehen, und nur im höchsten Aufschwung des ganzen Gemüthes wird ihnen diese Ahnung deutlicher und hörbarer . . .

Und jenes Klingen löste die Seele des Schlummernden; in lichtigem ätherischem Leibgewande erhob sie sich. Die Sternengelien und die Blumen-seelen umarmten sie; sie stimmte mit ein in die Engelsweisen. Und nun begann ein Heben und Schweben, ein Kosen und Flüstern, ein Anschauen und Lieben; — und die Glöckchen spielten immer munterer und lauter, und immer köstlicher und himmlischer ward die Musik. Traute Wechselgespräche kürzten die

Zeit. Ein Sternengel sprach: „Laß uns Deine geringelten Löckchen; wir weben goldnes Licht daraus.“ Und die Seelen der Vergißmeinnicht baten so innig: „Schenk uns Deine lieblichen Augen, damit sie auch werden, was wir sind. Wenn Dein schwerer Leib in der Erde ist, so sollen sie als unsere Schwestern emporstiehn und mit uns stirbst Du nimmer; denn in jedem Frühlinge erstehst Du denn auf's Neue.“ Und die Waldröslein ermahnten: „Süßes liebes Menschenkind! Wenn doch Deine rothen Wangen uns noch mehr gleichen möchten: wie wollten wir so traut Dich umstehen und Dich pflegen und mit Dir jede Nacht so herzlich spielen!“ Und die Maiglöckchen riefen dasselbe und baten auch so liebevoll und freundlich. Das Kind aber sagte: „Muß denn mein Leib einmal vergehen? Wenn es geschieht, dann will ich werden, was ihr seid; dann nehmt mich auf unter euch, ihr lieben Sterne und Röslein und Maienglöckchen.“ Und freudig und selig küßten sie den Bruder und kosen noch lange. —

Da erglommen die Wipfel der Bäume und die Spitzen der Berge erglüheten vom ersten leisen Strahle des neuen Morgenrothes. Die Accorde verflangen; Blumen und Sterne standen still; noch einmal küßten sie herzlich die schöne traute Gespielin, die Kindesseele.

„Wir fahren gen Himmel, wir fliegen nach Haus!
„Komme bald! ja, komme bald!
„Wir holen Dich ab, wir heben Dich auf,
„Wir betten Dich süß und wonnig und weich —
„Kommt' hinauf! kommt' hinauf!“

So klang ihr letztes Lied. Schon flatterten sie empor; ein Hauch aus dem irdischen Thale, der den Morgenwind ankündigte, trug sie gen Himmel. Die Seele sank wieder in ihren Körper hinein — einen schmerzlichen wehe-süßen Laut des Abschiedes ließen die Maienglöckchen hören — nun standen sie wieder ganz still wie früher, stumm geneigt über das schlummernde Kind. —

An einem kleinen Bette, im verhangenen Krankenzimmer, sitzt eine junge schöne Frau, bleich von zwei durchwachten und durchweinten Nächten. Die hellen Thränen strömen noch aus den tief gerötheten Augen. Sie blickt auf ihr Kind, das in unruhigem Schlafe im Bettchen liegt. Seine Hände halten krampfhaft umschlossen drei weße Maienglöckchen. Seine Wangen sind unheimlich verklärt. Seine Neuglein — nun schlägt er sie auf — sie

leuchten so glanzvoll und blicken so irr und so wirr umher.

„Bleibet hier, bleibet hier, liebe Sternchen! . . . Ich komme ja bald, schneeweißes Maiglöckchen! . . . Wie schön läuteest Du . . . lauter und lauter . . . Kann ich bald Dir ähnlich werden, so ganz wie Du und wie das Röschen und wie das Vergißmeinnicht? . . . Ach nein, noch bin ich es ja nicht . . . Wir holen Dich ab, wir heben Dich auf . . . wir ketten Dich wonnig und weich! . . . Ach wie gerne käme ich mit euch! Es ist so gar weh, hier unten zu sein.“

Die Mutter lauschte den Phantasieen des lallenden Kindes, die sie nicht verstand. Ein süßes Lächeln, ein tief wehmüthiges, überslog ihr Antlitz, und längst vergessene Kinderträume wurden in ihr wach. Doch nur heißer und heftiger strömten ihre Thränen. Mit Inbrunst küßte sie den Knaben. Er erwachte und sah sich unruhig um. „Liebe Mama, hast Du die kleinen Engel mit den Blümchen und den goldenen Sternen hinausgeschickt? Wo blieben sie? Hole sie wieder, bitte, bitte!“ Und mit unennbar holdem Blicke schlang er die kleinen Arme um ihren Hals. Sie schluchzte tief auf. „Mein liebes süßes Kind, bleibe doch bei mir! Du bist ja mein Engel. Niemand war hier; Du hast wohl nur geträumt?“ — „Geträumt? Ach nein, ich habe sie wirklich gesehen; so freundlich hielten sie mich an der Hand. Ach!“ Und mit schwerem Seufzer ließ der Kleine die Händchen sinken und schloß die Augen wieder zu.

Der Arzt trat ein und fühlte an den Puls. „Sehr bedenklich!“ flüsterte er, „das Fieber ist sehr heftig geworden; machen Sie sich auf Alles gefaßt.“ Und wie er den wunderbar schönen Knaben fast verklärt vor sich liegen sah, zuckte über die gefurchte Wange und die feste Lippe ein Hauch innigen Mitleids. „Es war freilich nicht anders zu erwarten. Eine ganze Nacht im Freien, im feuchten Grase, bei so zarter Constitution! Und erst am Morgen hat ihn ja wohl jener Jäger zur Stadt gebracht? . . . Sehr bedenklich!“ Er verordnete nichts mehr und entfernte sich; man sah es, er hatte alle Hoffnung aufgegeben. Doch den unsäglichen Schmerz des gesolterten Mutterherzens beschreibt Niemand.

Es ist Abend geworden. Auch der Vater ist im Zimmer. Die Strahlen der Sonne des letzten Maitages vergolden den hohen Münsterthurm und dringen in die Krankenstube.

Das Kind schlägt die Augen auf, so groß, so verklärt. Fast röchelnd, mit Anstrengung

ruft er: „da sind sie wieder! Ja, das sind sie! Die Blümchen und die Engelchen! Sie singen so schön und läuten so lieblich! Hörst Du sie, liebe Mama? O siehe, da kommen sie schon herunter zu mir, näher und näher...“ Fritz streckte die Arme entgegen, wie einem Kommenden, leise flüsternd: „Nun komm ich mit, hebt mich hinauf... mit euch in den Himmel!“ —

Das Köpfchen sank zurück, die kleinen Arme fielen nieder, die Augen schlossen sich, die welken Maienglöckchen fielen aus seiner Hand — — — ein tiefer Seufzer, und er war hinüber. Und eben sank die Sonne unter; der letzte Strahl war erloschen.

So haben die weißen Maienglöckchen dem holden Kinde zum Himmel und zum Grabe geläutet. —

Unrecht Gut gedeiht nicht.

Märchen von W. Herchenbach.

Dieses Sprüchwort führt Mancher im Munde, der selbst vom unrechten Gute reich geworden; aber Wenige haben die Wahrheit desselben so gründlich erfahren, wie ein Krämer in den Rheinlanden, der vom Schweiß seiner Brüder ohne viel Arbeit und Mühe reich werden wollte. Abends, wenn die Leute schliefen, schlich er auf leisen Katzenpfoten in sein Waarenlager und machte aus einem Pfunde zwei. Unter den gestampften Zucker mischte er Mehl, unter den Zimmt das Holz von gemahlener Cigarrentischen. Die Kaffeebohnen verfezte er mit kleinen Kieseln, die schwer in's Gewicht fallen; doch sorgte er wohlweislich dafür, daß sie sich durck die Farbe nicht allzusehnell verriethen. Lange hatte er gearbeitet, der Schweiß rann ihm in dicken Perlen von der Stirne, aber er gönnte sich noch keine Rast. Das Mehl, sprach er zu sich selbst, ist ein Artikel, den die Leute alle Tage brauchen, daran kommt schon etwas Erkleckliches heraus, wenn man es hübsch fein mit Schwerspath verbessert; das wiegt schwer und fällt nicht in die Augen. Freilich gehen die Kuchen nicht in die Höhe und wenn man noch so viel Hefe hineinthat. Sie schlagen nieder, werden fest, wie Schuhsohlen und liegen wie Blei im Magen, aber das ist ja ein wahres Glück für arme Leute: je schlechter sie verdauen, desto seltner brauchen sie eine Mahlzeit. Pure Kieselsteine wären für sie am besten, aber das ist leider keine Kaufmannswaare! Den Tabak unterschnitt er mit getrockneten Runkelrübenblättern und machte feine, zierliche Paketchen daraus, auf denen allerlei fremde Namen standen, so daß der Käufer Wunders

glaubte, welche feine Sorte sich in dem bunten Papiere befinde. Jedermann weiß es, sprach er mit einem frommen Gesichte, daß der Tabak ein langsam tödtendes Gift ist, und wer es den Menschen entzieht, und wäre es auch nur zum Theil, wird ihr Wohlthäter. Wahrlich, wenn irgendwo die Fälschung eine Tugend ist, so ist sie es im Tabak. Fluch dem Manne, der ihn zuerst gebaut, Segen demjenigen, der seine Schädlichkeit vermindert!

Nachdem er also im Dienste der Tugend gewirkt, stieg er in seinen Weinkeller hinab, wo die Flaschen in hohen Haufen aufgestapelt lagen. Vorher schon war ihr Inhalt mit Wasser verdünnt worden, denn er ging von dem Grundsatz aus, je stärker der Wein, desto eher berausche er; nur wäre es aber männiglich bekannt, daß der Trunk die Gebärerin aller Sünden sei, daß er den Menschen an Leib und Seele verderbe und selbst den Wohlhabenden in Noth und Glend und an den Bettelstab bringe. Das Wasser dagegen sei ein Trank voller Heilkraft, und, mit dem Weine vermischt, hebe es die schädlichen Wirkungen desselben auf.

Groß kam er sich in dem Gedanken vor, daß er der Menschheit mit jedem Maas zugesetzten Wassers ein Maas Gift entziehe und so recht eigentlich zu ihrem Seelenretter und Leibes-Arzte werde. Gerührt über seine eigene Tugend, zog er einen Paß bedruckter Zettel aus der Tasche, auf denen sich die Namen der edelsten Weinsorten gar lieblich ausnahmen. Oh, oh, lächelte er, vorsichtig Umschau haltend, welch' eine herrliche Erfindung, die Buchdruckerkunst! Diese Zettel veredeln das Getränk, das

einst in demselben Fasse lag, in mannigfacher Weise. Nachdem er die Zettel den Flaschen aufgeklebt hatte, schaute er sie mit großer Befriedigung an und sprach: So, so! Wie anders nimmt sich das aus! Man sieht es der Flasche gleich von Außen an, daß ihr Inhalt auf sonniger Stein klippe gewachsen ist. Wie werden sie mit der Zunge schmalzen, das Glas gegen das Licht halten und das Feuer und die Blume preisen! Ein wahrer Goldgedanke diese Zettel! Sie wiegen den Trinker in süße, paradisißche Täuschung und werfen ein schönes Profitchen ab, von dem ich der Menschheit neue Wohlthaten erweisen kann.

Jetzt suchte er seine Schlummerstätte und schloß den Schlaf des Gerechten, bis am nächsten Morgen die alten Mütterchen an seiner Thüre klingelten und für sauer erworbene Pfennige von seiner schlechten Waare begeherten. Sie sahen es wohl, daß die Waagschalen nicht gleich waren, daß das Zünglein überdem nie in der Mitte stand, aber sie wagten keine Einrede, weil sie noch im Buße standen und möglicherweise morgen wieder borgen mußten. So gingen sie lieber schweigend und seufzend mit den leichten Pfunden von dannen und machten den Kaffee um so dünner, den Kuchen um so durchsichtiger, damit sie länger damit langten.

Der Kaufmann wurde unterdeß ein reicher Mann, und, da er selber nicht von den verfälschten Waaren genoß, ward sein Bauch von Tag zu Tag runder, sein Antlitz fetter und seine Frömmigkeit salbungreicher.

Der einzige Concurrent, welchen er im Orte hatte, verdarb, weil er die Preise höher halten mußte, als sein frommer Nachbar. Der Kaufmann betrachtete seinen Ruin als eine wohlverdiente Strafe für seine dumme Grille, den Kunden reine und unverdorrene Waare zu liefern, die der Menschheit nur zum Schaden an Leib und Seele gereiche.

Jetzt hatte er keinerlei Rücksicht mehr zu nehmen; die Leute mußten bei ihm kaufen, mochten sie sich sträuben, wie sie wollten. Da konnte es denn nicht ausbleiben, daß er die Armuth bald ganz im Sacke hatte, und Jedermann nach seiner Pfeife tanzen mußte. Es vergingen nur wenige Jahre und er sah mit Stolz auf das Dorf herab, das von oben bis unten sein gehörte mit sammt den Bettelstätten, in denen die Bewohner auf den Nachbarhöfen ihre kärgliche Mahlzeit zusammenstahlen oder bettelten.

Eines Morgens trat ein altes Weiblein in den Laden, das einst eine wohlhabende Frau gewesen war. „Gebt mir ein Loth Thee,“ bat

sie mit Thränen in den Augen; „mein Mann ist auf den Tod krank.“ „Alles könnt ihr haben, Liese, sprach der Kaufmann, nur mit den Bagen heraus!“ „Geld habe ich nicht“, antwortete die zitternde Frau; „ihr müßt mir's auf Borg geben!“ Der Kaufmann holte ein dickes Buch aus dem Pulte, legte es der Alten vor und zeigte auf ein beschriebenes Blatt. „Hier, Liese, ist euer Sonto, zahlt das und ihr könnt neues auf Borg haben!“

Liese trocknete mit dem Zipfel der blauen Schürze die Thränen aus den Augen und jammerte: „Wovon soll ich jetzt zahlen? Meine Hütte, mein Garten, meine Hausgeräthe gehören euch. Laßt euch erweichen, gebt den Thee, ich will einen ganzen Tag dafür arbeiten!“

„Arbeiten ist kein Geld!“ brummte der Kaufmann.

„Unbarmherziger, wollt ihr meinen Mann sterben lassen?“

„Warum nicht? Kostet er euch todt doch am wenigsten.“ Liese bat nun nicht mehr, aber ein gräßlicher Fluch schwebte von ihren Lippen. Sie wankte hinweg aus dem Hause des Erbarmungslosen, das Herz von brennendem Schmerz zerrissen.

Am Abende war ihr Mann eine Leiche.

Mitternacht war vorüber, der Kaufmann aber saß noch über seinen Büchern und machte Auszüge, denn morgen sollte der Gerichtsdienner alle die Schuldigen vorladen; bis auf den letzten Blutstropfen wollte er sie auspressen und dann von Haus und Hof verjagen.

Zu dem Augenblicke, wo er die Feder ausprügte, hörte er ein Rumoren im Laden. Diebe! war sein erster Gedanke; mit Hast riß er ein Pistol von der Wand, das allzeit geladen über seinem Bette hing, und stürzte mit gespanntem Hahn hinein. Zu seiner größten Befriedigung gewahrte er Niemanden; schon wollte er sich mit dem Gedanken, die Ratten und Mäuse hätten den Lärm verursacht, wieder zurückziehen, als das Gepolter von Neuem begann, diesmal aber so überwältigend, daß er unwillkürlich zitterte.

Das Geräusch schien aus Kisten und Kasten, aus Säcken und Schubladen herauszukommen. In der Zuckerkiste tönte es nicht anders, als ob Schlag auf Schlag ein Beil durch Holzgerten führe; im Salzkasten hakte es, wie eine Brilhane, die in's Gestein fährt; in den Kaffeefäcken klang es, als ob Rüsse von Bäumen geschlagen würden. Er hörte singen, fluchen, weinen, Mühlengelapper, Getöse, wie von brausenden Wellen, Geschrei wilder Thiere; es klang an

sein Ohr, wie das Zeilichen und der Handschlag auf Messen und Jahrmärkten.

Voll ängstlicher Erwartung riß er die Augen weit offen, wagte aber nicht einen Schritt vorwärts. Eine Weile noch dauerte das Getöse, dann flogen die Deckel von allen Kisten, die Schubladen fuhren aus den Gefächern und die aufgestapelten Säcke sprengten ihre Wendel. Jetzt begab sich ein Schauspiel, daß der Kaufmann fast versteinerte: Aus dem Salzkasten stiegen kleine Bergknappen mit brennenden Grubenlichtern auf der Brust und umtanzten ihn in tollen Sprüngen. In fieberhafter Gluth berührte er den Drücker des Pistols und schoß die volle Ladung unter sie; aber die Männlein lachten seiner; nur immer mehr und mehr Genossen entwickelten sich aus dem Kasten; mit heiserem Geflüster kletterten sie an ihm empor, setzten sich ihm auf Kopf und Schultern, hingen ihm an Armen und Beinen und setzten ihm mit den Lampen Haar und Bart in Brand.

Als er sah, daß vor den häßlichen Gnomen kein Entkommen war, verließ ihn der letzte Rest seiner Kraft, und erschöpft sank er auf einen Sack Oheribon-Kaffee nieder. Das wäre ihm aber fast schlecht bekommen, denn kaum hatte er denselben berührt, so schlüpfte eine Menge Javanesen heraus. Den Sarong um den Leib gewickelt, den Kris, einen scharfen Dolch, in der Hand haltend, reiheten sie sich zum Tanze um den Baarenfalscher und sangen in unverständlicher Sprache ein einförmiges Lied, welches, nach den giftigen Pantomimen der Tanzenden zu schließen, für den Geängstigten eben nicht besonders erfreulich lauten mußte. Zuweilen hielten sie plötzlich mit lautem haarsträubendem Schrei inne und spritzten ihm zwischen den schwarzen Zähnen hindurch den Saft des Bethelkrautes, welches sie beständig lauten, in's Gesicht.

Die Angst verlieh ihm wieder Stärke; er durchbrach die Reihen der Tanzenden, um zu entkommen, kam aber nur aus dem Regen in die Traufe; denn aus dem nächsten Sack, welcher Kaffee aus Arabien enthielt, tauchten die braunen Söhne der Wüste mit ihren Turbanen und Marabuts empor. Krummschwertder gingen in ihren goldblühenden Gürteln, noch schärfer aber bligten ihre Augensterne unter den buschigen Brauen hervor; es umloderte ihn, wie Wetterleuchten in schwüler Sommernacht und er dachte nicht anders, als der jüngste Tag sei hereingebrochen und der Teufel werde ihn lebendigen Leibes von dannen tragen.

Aus der Theebüchse stieg jetzt gravitatisch ein chinesisches Mandarin; ihm folgten Diener mit langen, von beiden Seiten der Oberlippen sich niederschlingelnden Bärten, welche Bambusstäbe in den Händen trugen. Sie fielen über den Fälscher her, banden ihm Arme und Beine mit Stricken zusammen, zogen ihm mit großer Geschwindigkeit Schuh und Strümpfe aus und gaben ihm auf einen Wink des Mandarinen mit den Bambusstäben die Bastonade auf die nackten Fußsohlen. Wenn er vor Schmerz aufschrie, traten die bethelkauenenden Javanesen herzu und stopften ihm den Mund voll von dem ägenden Kraute. Der Saft färbte ihm Zähne, Zunge und Gaumen schwarz, wie sein Herz längst gewesen.

Endlich war die Bastonade überstanden; vor Schmerz wand er sich am Boden und vermochte nicht, sich auf die zerschlagenen Füße zu erheben.

Wiederum erwartete ihn eine neue Schreckensscene: die Zuckerlisten spieen die kraushaarigen Söhne Afrika's aus, schwarz am ganzen Leibe, wie der leibhaftige Gottseibeiuns. In den Fäusten schlangen sie breite Plantagenhauer, womit sie auf den Pflanzungen der Weißen das Zuckerrohr abschlagen.

Als er die Menge der blanken Messer in den Händen der Neger sah, dachte er; „Nun geht es an den Kraken“ und duckte sich in stiller Verzweiflung nieder, um den Todesstreich zu empfangen. Aber er sollte nicht sterben. Ein riesiger Neger faßte mit seiner breiten Hand in das struppige Haar des Knieenden und zwängte seinen Kopf in die Pfefferbüchse hinein. Diese Büchse war ein erbärmlich kleines Ding, aber heute sollte einmal die Welt voll Wunder sein; sie verschluckte den Kaufmann gänzlich, und es deuchte ihm, daß sie gar keinen Boden habe, denn er fiel wohl tausend Klafter tief und er erwartete mit Angst und Schrecken den Augenblick, wo er sich an den Wänden der Büchse den Kopf einstoßen werde. Wie freudig war er deshalb überrascht, als er sich plötzlich lebendig auf einem Fahrzeuge befand, das mitten auf einem schlammigen Strome hielt. Das war das Land, wo der Pfeffer wächst. Dahin hatten ihn seine Kunden mehr als tausendmal gewünscht. Nun war er plötzlich da, zwar ohne sein Zuthun, aber doch mit großer Zufriedenheit, denn erstens war er den Händen seiner Peiniger auf wunderbare Weise entronnen, und dann überlegte er auch schon im Stillen, welchen ungeheuren Vortheil er aus seiner Anwesenheit im Pfefferlande ziehen konnte. Als bald untersuchte er den weiten

Schiffsraum und fand denselben zu seiner Freude mit den brauchbarsten Dingen angefüllt. Glasperlen, Porzellan-Scherben, Messer, Scheeren, Bänder, gefärbtes Garn, bunte Rattunstoffe, Glasstückchen, Nägel, Nadeln, Beile, Branntwein — alles dieses fand sich in Hülle und Fülle. Die Schmerzen der Bastonade vergeßend, überlegte er sich den Plan, wie er die wilden Völkerstämme mit seinen Glitterwaaren am vortheilhaftesten ausbeuten könne.

Die Müdigkeit nöthigte ihn indeß bald zum Schlafe; in eine wollene Decke eingewickelt lag er auf dem Berdecke und schnarchte bald, wie eine Schneidemühle. Im Pfefferlande schläft sich's aber nicht so angenehm, wie in einem rheinischen Federbette, das sollte unser Kaufmann bald erfahren, denn Schwärme von Moskiten ließen sich auf seinen Körper herab und stachen ihn jämmerlicher, wie eine deutsche Hechel je dazu im Stande gewesen wäre. Vor Schmerz brüllend sprang er auf und suchte in den wolkendicht geschaarten Insecten umher, wodurch er das Uebel nur noch vergrößerte. Neben seinem Schiffe, fest an den Planken, wälzten sich die Alligatoren im Wasser und erfüllten mit ihrem schrecklichen Brüllen die verpestete Luft. Er starrte auf die gepanzerten Ungeheuer, deren Rückenschilder gegen die Schiffswände klapperten, mit Todesfurcht hinab, und kletterte in das Tauwerk hinauf, wo er vor ihren Nachen sicher zu sein glaubte.

Als endlich der Morgen kam, fühlte er sich wieder sicher, denn auf dem jenseitigen Ufer wurden Gestalten sichtbar, die, wenn auch von der Natur vernachlässigt, doch wie Menschen ansahen. Es waren wilde Stämme, welche herbeikamen, dem Europäer für seinen Krimskrans die Producte des Landes zutragen. Mit habgierigen Augen überflog er ihre Waaren und ruderte vergnügt dem Ufer zu, dem sich jetzt die Häuptlinge näherten. Gegen eine Hand voll Glasperlen handelte er ganze Lasten von Kautschuk, gegen ein paar bunte Scherben wohlriechende Tonkabohnen und Gewürznelken ein. Die kostbare Vanille, die herrlichsten Gewürze wurden in ganzen Ballen auf sein Schiff gebracht, wofür er einige Nägel, wenn es hoch kam ein schlechtes Messer oder ein rostiges Beil gab. Affen, Papageien, seltene Vögel aller Art füllten den Schiffsraum und er fand keinen Platz mehr für fernere Erwerbungen, wie bereitwillig auch die Söhne der Wildniß ihre Anerbietungen verdoppelten.

Zurück wendete er das Schiff, und obgleich sich kein Lenker am Steuer befand und kein

einzigster Matrose zur Hand war, er segelte vorwärts, wie von unsichtbaren Tauen durch die Fluthen gezogen. Was kümmerte ihn das Brüllen des Alligators, was machte er sich aus den Stichen der Moskiten, stand er doch sichtbarlich unter dem Schutze eines wohlthätigen Geistes, der ihn für die Unbilden entschädigte, die ihm ein böser Spuk im Heimathlande zugefügt hatte.

Der Entschluß, nicht mehr in das verwünschte Haus zurückzukehren, sondern mit der reichen Ladung an einer großen Stadt vor Anker zu gehen, und dort seinen Wohnsitz aufzuschlagen, stand in seiner Seele fest. Sein dortiges Anwesen, an dem so viel Blut flebte, wollte er unter den Hammer bringen, nur hatte er die Sorge, ob unter den lasterhaften Einwohner sich einer finden werde, der ihm gut für die Bezahlung sei.

Pläne über Pläne bauend sank er endlich auf dem Berdeck in einen sanften Schlummer, indeß das Schiff seinen ruhigen Geistergang fortsetzte. Wer kann im Pfefferlande berechnen, wie lange man geschlafen hat, wenn man es nicht aus Gewohnheit so ungefähr im Kopfe weiß? Nein unmöglich, weil die Schwarzwälder Uhren bis dorthin nicht verhaufirt werden. Fast erschrocken sprang er deshalb auf, als dicht über seinem Kopfe der Becken einer Stubenuhr erscholl. Wer malt sich sein Erstaunen, als er sich nach mehrmaligem Augenreiben überzeugte, daß er in seinem eigenen Schlafzimmer stand, dicht neben dem Laden, wo die Völker aller Zonen Fangeball mit ihm gespielt hatten. Schon überschlich ihn das bedauerliche Gefühl, daß das Spiel der Kobolde, wie die Reise in's Pfefferland, nur ein elender Traum gewesen sei, ein Hirngespinnst, daß ihn in seinen eigenen vier Pfählen genarrt habe, als ein Blick durch's Fenster ihn erkennen machte, daß die Wimpel seines Schiffes lustig am Ufer im Winde flatterten. Mit einem Schrei der Freude stieß er das Fenster auf, und siehe, in einer langen Reihe kamen schwerbeladene Neger vom Schiffe und stapelten die Ballen der köstlichen Waaren in seinem Laden und Waarenlager auf. Sonderbar, unter den Lastträgern befanden sich auch die Häuptlinge der Wilden, die er in seinem Handel so schändlich übervorthelt hatte. Das Tragen und Schleppen wollte kein Ende nehmen; das Waarenlager, der Keller, der Speicher, die Hofräume, jeder Winkel war angefüllt mit seltenern Schätzen, die man in den Rheinlanden mit schwerem Gelde aufwiegt.

Endlich schien das Schiff geleert, die

Neger kehrten ohne Lohn und Dank zu demselben zurück, das alsbald seinen Anker löste und hinwegschwamm. Der Kaufmann ging nun leuchtenden Blickes umher, seine Waaren zu prüfen, nur in den Läden wagte er sich, eingedenk der schmerzhaften Bastonade, erst gegen Abend. Jeden Augenblick fürchtete er, der Spuk werde von Neuem beginnen; da aber alles ruhig blieb, so wagte er es, einen der aufgestapelten Säcke zu berühren; nach und nach öffnete er die Schubläden, Büchsen und Säcke. Alles ruhige, unverdächtige Waare, keine Spur von Spuk und Hexerei!

Als in der Nacht die Uhr zur zwölften Stunde ausholte, hörte er, wie mit einem Knall die Kapsel von der Theebüchse sprang; der Mandarin trat an sein Lager und sprach mit drohend aufgehobenem Finger: Du hast mit dem Schweiß aller Welttheile ein spitzbüßisches Spiel getrieben, um deine Mitbrüder an den Bettelstab zu bringen. Aber wisse, von heute ab komme ich in jeder Nacht wieder, um dir die Bastonade geben zu lassen, wenn du nicht all den ungerechten Mammon herausgiebst, den du durch Betrug an dich geschwindelt hast! Der Mandarin war verschwunden, und mit ihm die Furcht des Kaufmannes. Am andern Morgen kamen die Armen des Dorfes, ihren Bedarf an Lebensmitteln zu borgen. Mit verächtlichem Lächeln trat er in seinen Laden, aber da sahen seine Augen blaue Wunder. Zwei schlank Malaienmädchen sprangen geschäftig hin und her, die zahlreichen Kunden zu bedienen; sie gaben Alles auf Borg, oder vielmehr umsonst und ermunthigten die alten Weiblein, nur recht viel zu nehmen und bald wiederzukommen, denn es seien für die armen Leute überreiche Vorräthe da.

Der Kaufmann wollte die Malaien-Mädchen zum Fenster hinauswerfen, aber sobald er Hand anlegte, wurde es in Kisten und Kasten lebendig und die fremdländischen Gestalten vertraten ihm trotz des hellen Tageslichtes den Weg und ließen fühlbare Zeichen, in Gestalt blauer Prügelmale, auf seinem Körper zurück. Was war zu thun, er mußte sich's eben gefallen lassen, wollte er nicht riskiren, von den indischen Kris oder den breiten Plantagenbauern niedergemeßelt zu werden.

Mit blutendem Herzen mußte er durch die Comptoirthüre mit zusehen, wie das fremde Gesindel seine Waaren Tag aus Tag ein an die armen Leute des Dorfes verschenkte, und doch durfte er nicht murren. Kam ein alter Kunde, der recht tief im Schuldbuche stand, so sprang jedesmal der Mandarin aus der

Theebüchse, riß das betreffende Blatt aus und überreichte es quittirt dem Schuldner, der dann gewöhnlich nicht begreifen konnte, was den Blutsauger plötzlich so menschenfreundlich und wohlthätig gestimmt habe.

Die Malaienmädchen verkauften indeß unaufhörlich und hatten bald nicht Hände genug, die sich mehrenden Käufer zu befriedigen, die sich auf Anrathen des Mandarins kein Gewissen daraus machten, die eingekauften Waaren in der benachbarten Stadt zu hohen Preisen zu verkaufen, die dort um so lieber gegeben wurden, weil die Waaren von außerordentlicher Güte waren. Bald war das große Waarenlager ausverkauft und nur noch die verfälschten Gegenstände übrig. Ameisenartig wimmelte es jetzt von Zwergen und Kobolden in des geplagten Kaufmannes Wohnung, welche sich dem Gesichte unterzogen, die Waaren von den beigemischten Bestandtheilen zu reinigen, damit das also Gesäuberte auf Credit verkauft werden könne. Ehe eine Woche um war, befand sich der Kaufmann mit dem Staube der gemahlten Cigarrenkisten und den Beulen der vielfach erhaltenen Bastonade mütterseelenallein im Hause; das ganze Heer der Neger, Kobolde und Zwerge, so wie die beiden Ladendienerinnen, alles war verschwunden; doch sollte die Strafe noch nicht zu Ende sein: In der Mitternachtsstunde kam der fürchterliche Mandarin mit den Bambusträgern wieder und kündigte ihm an, daß er zwischen einer fürchterlichen, todtbringenden Bastonade und dem Wiedererlangen seines unrechtlich erworbenen Vermögens zu wählen habe. Er wählte die Bastonade, aber die Hiebe brannten wie Feuer, wie geschmolzenes Blei, das sich in die Muskeln versenkte. Schon beim Woten Hiebe schrie er: haltet um Gotteswillen ein! Ich will Alles zurückgeben!

Plötzlich standen alle Diejenigen um ihn herum, die er einst übervorthelt hatte. Von Schweiß und Blut triefend gab er Jedem eine Anweisung auf sein Eigenthum. Mit dem letzten Federstrich war seine Kraft zu Ende, er sank auf den Fußboden nieder, dem Tode nahe.

Am andern Morgen wanderte gebeugten Hauptes aus dem stolzen Hause ein alter Mann, wankenden Schrittes, Thränen in den Augen. Wohin er den Weg nahm, er wußte es selbst nicht; nur der Schmach, der Todesqual wollte er entinnen.

So gelangte er an's Rheinufer, von der höhrenden Straßensjugend verfolgt. Verfürten Antlitzes schaute er in die blauen Fluthen und sprach leise vor sich hin: da unten wäre Ruhe! Wer weiß, ob er nicht den Sprung in die

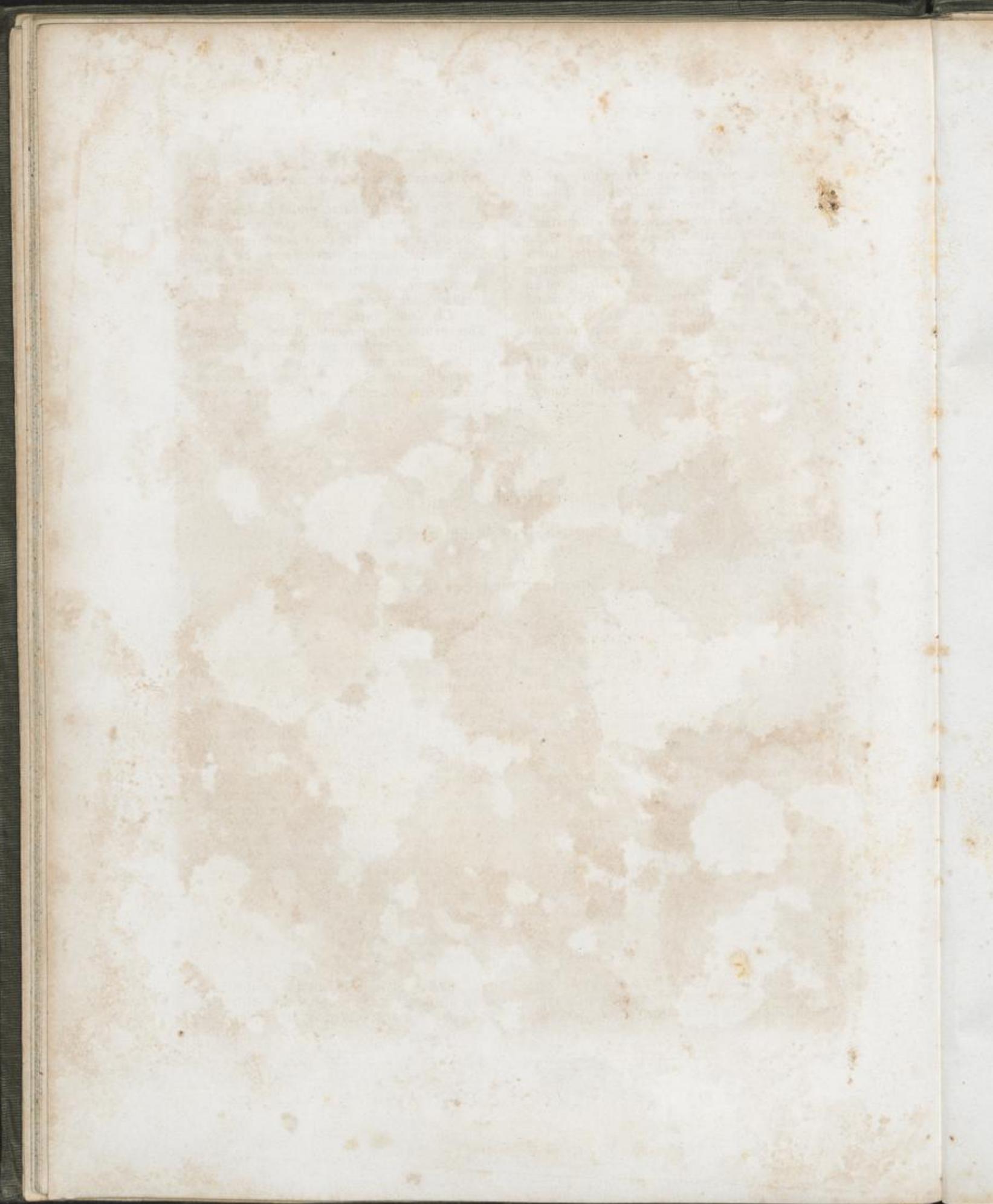


O. Fickentscher inv.

Lith. Jnst. v. Arnz & Cp in Düsseldorf.

Der Teufelsgeiger

(Sage von W. Mannhardt)



Erwigkeit ausgeführt, wenn ihn nicht ein unerwartetes Ereigniß daran verhindert hätte. Plötzlich lag nämlich vor seinen Augen das stolze Schiff, auf dem er vor kurzem aus dem Pfefferlande gekommen war. Niemand hatte es vorher Anker werfen sehen, Niemand das Geflatter seiner Segel gehört. Auf dem Verdecke stolzirten große Affen umher, im Takelwerke sprangen Meerfagen unter ohrenzerreißendem Geschrei auf und nieder. Ueber die Planke, welche vom Schiffe an's Ufer führte, schritt ein mächtiger Drang-Utang oder Waldteufel, nahm den widerstrebenden Kaufmann an der Hand und führte ihn auf's Schiff. Unsichtbar, wie es gekommen, war es bald auch verschwunden

und Niemand hat seitdem eine Spur davon gesehen.

Wo der Kaufmann geblieben kann mit Sicherheit nicht angegeben werden. Einige glauben, er sei auf der Höhe des Meeres vom Teufel geholt worden, andere sagen, die Affen und Meerfagen hätten ihn erwürgt, wieder andere, er sei von den gefräßigen Alligatoren hinabgeschluckt worden.

Die arme Giese, der er einst ein Loth Thee verweigerte, behauptet indeß, er treibe auf seinem Geisterschiffe im Pfefferlande Handel mit den Wilden und sei verdammt, es zu thun bis zum jüngsten Tage, ohne je den Gewinn seines Betruges erndten zu können.

Pommerellische Sagen.

Mitgetheilt von W. Mannhardt.

1. Der Jungfernberg bei Schönfeld.

Zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen aus Schönfeld, begegneten um die Mittagszeit bei einem Berge vor dem Dorfe einer weiß gekleideten Jungfrau. Die that sehr vertraulich, schenkte ihnen Stecknadeln und sonstiges Spielwerk und trauelte sie in ihren gelben Locken. Anderen Tags kamen sie wieder, auch die Jungfrau war wieder da. Dann kamen sie alle Tage, spielten mit ihr und hatten sie sehr lieb. Die Mutter aber bemerkte, daß die Kinder um die Mittagszeit immer von Hause waren, paßte einmal auf, schlich ihnen nach und sah die Jungfrau an dem Berge sitzen. Das kleine Töchterlein hatte seinen Kopf in ihren Schooß gelegt und sie kostete mit ihm und streichelte seine gelben Haare. Darüber wurde die Mutter böse und verbot den Kindern das

Hingehen. Allein sie hatten die Jungfrau zu lieb und machten sich andern Tags zur gewohnten Stunde heimlich davon. Als die Mutter ihre Kleinen lange vergeblich gesucht hatte und endlich wieder bei dem weißen Fräulein fand, brach sie in die fürchterlichsten Flüche aus und verwünschte die Jungfrau 1000 Klaster unter die Erde. Augenblicklich that der Berg sich auf, fing an zu kreisen und zu wirbeln und mit kläglichem Geschrei fuhr die Jungfrau hinein. Herauf wirbelte ein ungeheurer Mühlstein, der erst kürzlich fortgenommen sein soll. Die Jungfrau erschien nicht wieder. Aber häufig findet man Stecknadeln und derartige Dinge auf dem Hügel, der bis auf diese Stunde den Namen Stecknadel- oder Jungfernberg führt.

2. Der Teufels-Geiger.

In Gribno bei Karthaus wohnte ein Spielmann, der wegen seiner ausgezeichneten Kunstfertigkeit in der ganzen Gegend berühmt

war. Mehr als einer unternahm es ihm den Rang streitig zu machen, aber keiner hielt die Wette mit ihm aus. Man wollte wissen, er

habe aus Ehrgeiz mit dem Teufel einen Pakt geschlossen und dieser ihm für den Preis seiner Seele die Gabe verliehen, im Geigenpiel der Meister über alle Meister zu sein. So ging das viele Jahre fort, bis eines Abends in der Schenke zu Karthaus, als der Gribnoer Spielmann einer großen Gesellschaft von Bauern zum Tanz aussiedelte, ein fremder Geiger in die Wirthsstube trat und um Erlaubniß fragte, einige Stücke vortragen zu dürfen. Mitleidig blickte der Gribnoer auf den herab und ließ es geschehen, denn er hoffte dadurch seinen Ruhm nur desto höher wachsen zu sehen. Aber wie staunte er, als der fremde Musikant aus seinem Instrument Töne hervorlocken begann, welche eine nicht ungewöhnliche Meisterschaft bekundeten. Hastig griff er zur Fiedel, um den Fremden zu überbieten, aber dieser spielte nun immer gewaltigere und ergreifendere Weisen, so das die Bauern ihm den lautesten Beifall spendeten. Gegen Mitternacht brach er auf, um, wie er sagte, nach Gribno ins Nachtquartier zu gehen. Weder Bitten noch Belohnungen konnten ihn zurückhalten. Kaum war er aus der Thür, so stürzte von Eifersucht getrieben, der Gribnoer Spielmann ihm wie wahnsinnig nach. Er erreichte den Gegner auf dem schönen Waldwege, der hart am Ufer eines See's entlang von Karthaus nach Gribno führt. Hastig forderte er ihn auf, mit ihm einen Wettkampf einzugehen. Der Unterliegende solle fortan die Gegend meiden. Ohne

eine Antwort abzuwarten, begann er unter Anrufung des Teufels das Spiel und der Fremde antwortete ihm durch ein Stück, dessen Töne fürchtbar unheimlich durch den Wald und über den See hinausflogen. Immer wilder und aufgeregter wurde das Geigen des Gribnoer, immer dämonischer das des andern Spielmannes. So gingen sie, dieser voran, jener hinten nach, spielend fort, bis sie in die Mitte des Weges nach Gribno gekommen waren, wo ein kleiner, im Sommer meist trockener Bach in den See mündet. Hier machte der Fremde halt und stimmte, während der Gribnoer seine letzte Kraft verzweifelnd aufbot, eine entsetzliche Weise an, die diesem durch Mark und Bein zitterte. Dabei wuchs seine Gestalt immer höher und höher, ein langer rother Mantel legte sich um seine Schultern und der Bach fing an von Minute zu Minute immer zu steigen, bis er die Brust des Gribnoer Spielmanns erreichte. Noch ließ dieser nicht von dem gefährlichen Wettkampf ab. Erst als auf dem Hut des Gegners endlich eine Hahnenfeder emporstieg, erkannte er, daß es sein höllischer Meister sei, der gekommen war, seine Seele zu fordern. Man fand seinen Leichnam an dem Morgen im hoch aufgeschwollenen Bach mit umgedrehtem Genicke liegen. Zum Andenken dieser Begebenheit wurde an jener Stelle ein hölzernes Kreuz errichtet, das oftmals von ruchlosen Händen zerstört wurde, jedesmal aber von selbst sich erneute.

3. Die Wiederauffindung der Prangenaauer Kirche.

Die Kirche in Prangenaau muß uralt sein. Sie ist nicht aus Ziegeln, sondern von unten bis oben aus Felssteinen erbaut. Auch steht sie nicht, wie andere Landkirchen, mitten im Dorfe, sondern ein Hundegebell davon, allein und von wenigen Häusern umgeben. Vor vielen Jahrhunderten war sie einmal ganz verschollen und rings umher war dichtes Gestrüpp wie eine Mauer gewachsen, und der Wald hatte sich so herumgeschlungen, daß lange, lange Jahre keine Menschenseele etwas von ihrem Dasein wußte. Einmal aber verlief sich dem Hirten, der an der Radaune weidete, ein Stier,

und so sehr man suchte, war er nirgend zu finden, bis gegen Abend. Da folgte der Hirt ihm nach, immer weiter, immer tiefer in den Wald hinein, durch Gebüsch und Gestrüpp. Zuletzt ward das Dickicht beinahe undurchdringlich und es kostete viele Mühe, sich hindurch zu winden. Aber der Hirte arbeitete sich dennoch durch und siehe da, vor seinen erstaunten Augen steht eine stattliche Kirche, vor dem Altare aber, wie andächtig, der vermisste Ochs. Zum ewigen Gedächtniß dieser Begebenheit hat man nachmals ein gemaltes Stierhaupt in der Kirche aufgestellt.

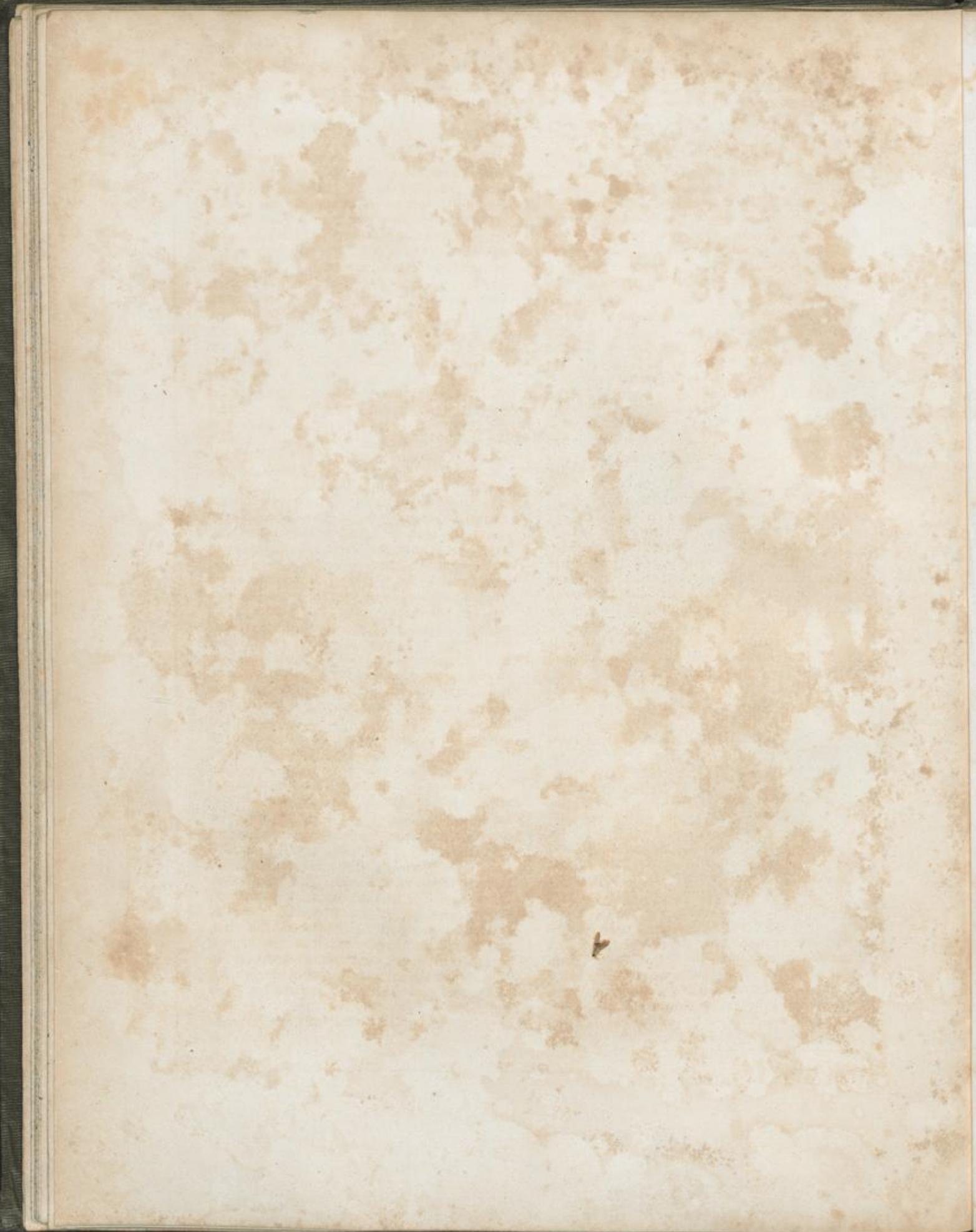


O. Fickentscher. inv.

Lith. Jast. v. Arnz. & Ct in Düsseldorf.

Die Meerkönigin.

(Märchen von Aug. Tenhaeff.)



Die Meerkönigin.

Märchen von Auguste Tenhaeff.

Im Lande der Pommern lebte, vor jetzt schon vielen Jahren, auf einem alten Schlosse, nahe der Ostsee, die Wittwe Gertrude von Hohenstein. Andachtsübungen, Werke der Wohlthätigkeit und die Erziehung ihres zehnjährigen Sohnes Jvan füllten ihre Tage aus, welche ruhig und zufrieden dahin flossen. Die Liebe zu ihrem Kinde verschönerte ihr Leben und ließ sie ein frühes herbes Geschick vergessen.

Welche Freuden die Härlichkeit und Sorgfalt einer Mutter nur ausdenken vermögen, wurden dem kleinen Jvan zu Theil. Pferdchen, Schafe, Tauben, Hühner, besaß er, aber eine Freude, die die Mehrzahl der Kinder täglich genießen, konnte die treue Mutter ihm nicht bereiten. Kein Spielgefährte war für Jvan in der Umgegend aufzufinden, und daher kam es, daß er in seiner Einsamkeit oft seltsame Spiele trieb.

Oben in dem alten Schlosse war eine große Kammer, wo schon seit vielen hundert Jahren die Rüstungen und Waffen der Vorfahren Jvans aufbewahrt wurden, und darunter ein Schwert mit einem Löwenkopf am Griffe, das einst Heinrich der Löwe, dessen Verwandtschaft sich die von Hohenstein rühmten, getragen haben sollte.

Hier saß Jvan oft Stunden lang, betrachtete die alten Waffen, stellte Schwerter und Spieße aufrecht an die Wand, setzte einen Helm auf den Griff, nahm dann selbst Herzog Heinrichs Schwert in die Hand und commandirte, als stehe er vor einem Regiment Soldaten.

Dieses Spiel endigte damit, daß er eines Tages mit einem Schlage sämtliche Soldaten niederhieb, was ein solches Gepolter verursachte, daß seine Mutter voll Angst und Sorge herauf kam, meinend, ihrem Lieblinge sei ein Unglück begegnet. Dieser schaute sie aber mit seinen fecken schwarzen Augen an und fragte: Mutter, kann ich nicht auch ein Herzog oder König werden? Dann will ich dieses Schwert mit mir nehmen und zeigen, wie tapfer ich bin. Die Mutter lächelte: Das sind kindische Wünsche, sagte sie, an die du nicht mehr denken wirst, wenn du groß bist. Jvan glaubte das nicht. Als er wieder allein war, ging er unruhig hin und her und sprach zu sich selbst: Das währt mir zu lange, bis ich groß bin, ich könnte jetzt schon ein König werden, sie sollten sehen, daß ich auch stark bin, wie ein Löwe. — Ach, hätte er nur einmal mit muntern Knaben, auf grüner Wiese, fechten können, das Schwert Herzogs Heinrich in der Hand!

Oft am Abend entfloß Jvan den dumpfen Mauern des alten Schlosses und lief am Gestade des Meeres umher, bis er sich müde niedersetzte und dem Spiele der Wellen zusah. Dann glaubte er seltsame Gestalten zu erblicken, Knaben, welche ihm zuwinkten, Mädchen, die ihn tanzend umhüpften.kehrte er dann heim, war er still und schweigsam, legte den Kopf in seiner Mutter Schooß und träumte fort von den tanzenden Mädchen und spielenden Knaben auf Meereswellen, bis diese ihn sanft in sein Bette legte.

Eines Tages saß er wieder am Meeres-

Ufer. Die Sonne warf ihre Strahlen auf die wogenden Wellen, so daß sie schimmerten und glänzten, als seien Diamanten darüber hingestreut. Da hob eine Welle ein wunderliebliches Mädchen empor, deren zarten Glieder von einem seegrünen Gewande umflossen waren. Ein Diadem von Perlen und Edelsteinen schmückte ihr lockiges Haar, und ließ einen durchsichtigen Schleier, aus Meeresschaum gewoben, über ihre ganze Gestalt herabwallen.

Die Welle wogte immer näher heran und trug das Wunderbild zu Jvan herüber. Dieser sah stumm und erstaunt und wußte nicht, wie ihm geschah. Das Mägdlein faßte ihn bei der Hand und fing also an zu reden: Was sitzt du so einsam hier, lieber Jvan? Hast du nicht bemerkt, wie ich dir immer zuwinkte mit uns zu tanzen, auf dem Meeresgrunde? Ich bin Travira, die Königin des Meeres; mir geborchen alle Wasser- und Erdgeister; willst du, so komm mit; du wirst dann ein König in meinem Lande werden, weil ich dich zum Gemahl nehmen will.

Da setzte sich Jvan neben Travira auf eine Meeresswelle nieder. Er jubelte und sprach: Heute werde ich ein König! Mir gehorchen alle Wasser- und Erdgeister! Eine schöne Königin ist mein. Gleich heute soll die Hochzeit sein! Ja, heute soll die Hochzeit sein, sagte Travira. So fuhren sie schaukelnd zum Meeresgrunde. Dort sah Jvan eine kühle Grotte von Meeresschiff, mit Wasserlilien durchflochten. Große Muscheln standen als Sesseln dort und goldene Trinkgefäße auf marmornen Tischen. Dies ist mein Villensaal, sprach die Königin, sogleich werden meine Diener erscheinen und Alles zum Feste ordnen. Sie führte ein kleines goldenes Horn zum Munde und blies darauf. Da regte es sich an allen Ecken und Enden; zierliche Nymphen, Erdmännchen, Zwerge und Kobolde kamen herbeigelaufen, und fragten nach der Königin Begehren.

Ihr sollt aus meinem großen Reiche augenblicklich das Kostlichste und Herrlichste zusammentragen, und einen großen Saal damit schmücken, denn eure Königin wird heute Hochzeit halten.

Da lüchelten und lachten die Erdmännchen und die Königin mußte sie mit ernstem Blicke strafen. Die Nymphen aber hüpfen frohen Sinnes fort und suchten die schönsten Perlen und Blumen, um ihre Königin damit zu schmücken.

Als Alles bereitet war, führten die Vornehmsten der Zwerge und Kobolde Jvan und Travira nach einem goldenen Throne, der in Mitte eines großen Saales stand. Travira setzte Jvan eine Krone von Edelsteinen auf's Haupt, beide standen so glänzend da, wie ein Doppel-

stern am nächtlichen Himmel. Von allen Seiten waren die Wasser- und Erdgeister herbeigeeilt, dem Hochzeitsfeste beizuwohnen; sie schlangen ihre Hüte und riefen: Hoch lebe König Jvan und die Königin Travira, alle Geister des Wassers und der Erde seien ihnen unterthan!

Hierauf überreichte ein Zwerg Jvan, auf einem seidnen Kissen, einzepter, ein goldenes Horn und ein Schwert, desgleichen Travira eine Lilie von wunderbarer Schönheit.

Da es nun unterdessen Abend geworden war, so zündeten die Zwerge viel Tausend Lichtchen an, und alle kleinen Beine setzten sich zum Tanz in Bewegung. Jvan und Travira begannen den Tanz und Zwerge und Nymphen folgten in langen Reihen. Die Erdmännchen bliesen dazu auf Muschelhörnern und stöteten auf Pflöcken. Solch lustiges Fest hatten die Männlein lange nicht gefeiert, sie tanzten und sprangen, spielten und lachten bis spät in die Nacht; zuletzt setzten sie sich an lange Tafeln, aßen Austern und tranken den Wein, den die Erdmännchen von den Bergen herbeigetragen hatten. Aber dem guten Jvan, dem fielen die Augen zu, er konnte sich nicht länger des Schlafes erwehren. Die Wasser- und Erdgeister bedürfen der Ruhe nicht, sie sind munter bei Tag und bei Nacht, weshalb auch im großen Reiche Traviras kein Bettlein zu finden war. Die sorgsame Königin befahl, daß die Zwerge in Eile eine Schlafstätte bereiten sollten, worauf Jvan sanft ruhen könne. Diese hämmerten und klopfen nun ein Bett, ähnlich einer Wiege, zusammen, füllten es mit Seegrass aus, legten den schlafenden Jvan hinein und ließen ihn sanft auf Meeresswellen hinschaukeln. Travira befahl noch zwölf Nymphen, daß sie das Bett umgeben und die Meerungeheuer davon entfernt halten möchten.

Vortrefflich ruhte Jvan auf solchem Lager aus, und als er die Augen öffnete und die Morgenröthe am Himmel erblickte, hielt er im ersten Augenblick Alles für einen Traum, bis er das seltsame Bett gewahrt, das die Nymphen jetzt leise auf den Meeresgrund niederließen. Da sprang er frisch und munter heraus und rief: Travira! liebe Travira, wo bist du? Oder habe ich nur von dir geträumt?

In strahlender Schönheit erschien die Meerkönigin vor Jvan und sprach: Es ist Zeit, mein Gemahl, daß du deine Befehle ertheilest. Das unruhige Völkchen, von den Freunden des gestrigen Abends noch trunken, wird in seinem Uebermuth nichts Gutes beginnen.

Hast du Feinde, Travira, fragte Jvan, soll ich das Völkchen in den Krieg führen? Du

wirft sehn, in kurzer Zeit liegen alle deine Feinde dir zu Füßen. Travira lächelte. — Ich habe keine Feinde, lieber Ivan, das Völkchen taugt auch am Besten zum Arbeiten. Befiehl, daß sie uns einen Palast erbauen, darinnen wir in Ruhe und Frieden leben können. Da blies Ivan in sein goldenes Horn und alsobald erschienen alle Diener des großen und weiten Reiches. Ivan that ihnen seinen Willen kund. Er befahl den Zwergen, daß sie Bernstein, der dicht und fest sei, suchen sollten, um die Mauern des Palastes davon aufzuführen, und Kristall zu Fenstern, recht klar und hell. Den Erdmännchen und Kobolden befahl er, daß sie aus der Erde Tiefen das reinste Gold und Silber herbeischaffen sollten, um den Fußboden daraus zu bereiten und den Nymphen, daß sie die köstlichsten Perlen bringen möchten, so sie auf dem Meeresgrund finden könnten, um das Innere des Palastes damit zu verzieren.

Wie der Wind stoben die Zwerglein davon, und die Nymphen folgten so schnell sie konnten, um dem Befehle zu gehorchen. Nur die Erdmännchen die standen noch lange und steckten die Köpfe zusammen, als Ivan und Travira sich entfernt hatten. Sie meinten schon zu viel Gold zu dem gestrigen Feste geliefert zu haben und wollten nichts mehr hergeben, weil das Meer noch alle ihre Schätze verschlingen werde. Je länger sie sprachen, je mehr wurden sie aufgebracht über Ivan; zuletzt schwuren sie Rache an ihm zu nehmen, und die Kobolde forderten laut des Königs Tod.

Ivan und Travira lebten glücklich zusammen, nichts Böses ahnend, da setzten die finstern Erdgeister ihren Racheplan in's Werk. Als Ivan einst sanft und ruhig in seinem Schaukelbeite schlief, stürmten die Unholde heran, vertrieben die schützenden Nymphen und kehrten die Wiege um. Blutend und betäubt fiel er auf den Grund des Meeres nieder. Die Nymphen, welche die Königin gesucht hatten, brachten diese herbei.

O, klagte Travira, muß ich es erleben, daß in meinem Reiche, wo Freude und Wonne dich umgeben sollten, solche finstere Mächte dein Unglück bereiten! Meine Thränen werden nie versiegen, und meine Diener das Angesicht ihrer Königin nicht mehr heiter erblicken!

Diese Klageröne drangen zum Herzen Ivan's, er erwachte aus seiner Betäubung, schlug die Augen auf und sprach: Ich lebe und werde nicht sterben, doch laß mich noch eine Weile ruh'n, Travira.

Die Augen der Königin glänzten vor Freude, sie winkte den Nymphen, daß sie Ivan auf eine Rasenbank legten, und sie selbst eilte fort, um

heilsame Kräuter, welche nur ihr bekannt waren und in den tiefen Gründen des Meeres wuchsen, zu suchen. Dann pflegte sie sein bei Tag und bei Nacht, bis sich Ivan's Wangen wieder rötheten und sein dankender Blick die Pflegerin lohnte.

Als nach langen trüben Tagen die Strahlen der Sonne wieder Alles erwärmten, führte Travira Ivan spazieren und setzte sich mit ihm, da sie müde geworden waren, auf eine Sandbank nieder. Nun unterhielten sie sich über viele wichtige Angelegenheiten des Landes und Travira mahnte Ivan an seine Pflicht: Gericht zu halten über die Uebelthäter und die Störenfriede des Landes zu verweisen. Er gehorchte der weißen Königin und ließ am andern Tage alle Untertanen vor sich kommen. Mit königlichem Schmucke angethan, stand er, zürnenden Blickes, auf seinem goldenen Throne. Als er sein blankes Schwert aus der Scheide zog und mit drohender Stimme zu reden begann, zitterten alle Männlein und fürchteten sich sehr. Es ist unser Wille, sprach er, daß alle Erdmännchen und Kobolde sich binnen einer Stunde aus unserem Reiche entfernen sollen, sonst werden unsere treuen Untertanen sie alle mit dem Schwerte hinrichten.

Als das die Männlein hörten, erschrafen sie über alle Maßen und liefen so eilig davon, daß sie sich nicht einmal umfahen, und alle ihre Schätze zurückließen. Erst als sie die schwebischen Berge erreicht hatten, machten sie Halt, versteckten sich in den Höhlen und Schluchten derselben und ließen sich nicht mehr sehen. Einzelne Wanderer, welche vorübergehn, necken sie dort, springen ihnen auf den Rücken und zupfen sie heimtückisch beim Ohr.

Die treuen Untertanen aber suchten aus Quellen und Flüssen und aus dem Sande am Ufer so viel Gold zusammen, daß in kurzer Zeit der Palast dennoch herrlich da stand.

Das Königspaar hätte nun glücklich leben können, aber Ivan's Angesicht zeigte oft tiefen Kummer, und als es dann von Tag zu Tag schlimmer wurde, fragte ihn Travira: Was sind das für Thränen, die in deinen Augen hangen, und warum klagst du mir dein Leid nicht?

Willst du mein Leid erfahren, holde Königin, antwortete Ivan, so wisse: Als ich eines Tages der Stelle mich nahte, wo ich mit dir zum Meeresgrunde niederfuhr, sah ich meine Mutter am Ufer sitzen und ihr Klagegeschrei erfüllte die Luft. Kehre heim! Kehre heim, o Ivan, wo weilest du so lange! Die Haare deiner Mutter gleichen dem Schnee und tiefe Furchen durchziehen ihr Angesicht! An jedem

Abend sitzt sie nun dort mit solcher Klage. Der Gedanke, durch mein Begleiben der Mutter Kummer zu bereiten, trübt mir jeden Augenblick.

So gehe heim und tröste deine Mutter, sprach Travira. Wenn die Morgenröthe sich am Himmel zeigt, will ich dich hinaufgeleiten.

Es war ein heiterer Frühlingsmorgen, als Ivan dem wohlbekanntem Schlosse zuwandelte. Das junge Grün duftete und heimathliche Blumen standen am Wege. Wie wohl war ihm ums Herz, als er sich dem Schloßthore näherte. Er war so groß geworden, daß er den schweren Riegel zurückschieben konnte, knarrend slog das Thor auf. Alle Hühner und Tauben flatterten von ihren Schlafstellen herunter und Ivan meinte: es seien noch dieselben Thiere, welche er einst gefüttert hätte. Peter, der Stallknecht, puzte die Pferde, den grüßte er. Aber Grete, die im Stalle die Kühe melkte, hätte er fast nicht wieder erkannt, so verändert schien sie ihm; sie sah viel älter aus und hatte eine Mütze auf; er wußte nicht, daß sie unterdessen des Peters Frau geworden war. Jetzt sah sich Ivan nach Nichts mehr um und eilte dem Schlafzimmer seiner Mutter zu.

Als er durch's Haus ging, sah er durch die offene Küchenthüre die alte Lisbeth, welche er gleichwieder erkannte, am Feuerheerde stehn, und für die Knechte, die schon auf dem Felde arbeiteten, den Brei rühren. Leise trat Ivan in seiner Mutter Gemach. Diese ruhte noch und lächelte im Schlafe, denn ein angenehmer Traum erquickte sie nach einer schlaflosen Nacht. Es träumte ihr, Ivan sei als ein großer, schöner Jüngling heimgelommen und stehe an ihrem Bette. Im Traume breitete sie die Arme aus und umschlang ihn, der nun wirklich vor ihr stand. Da erwachte sie, sah ihn, und schloß die Augen wieder, denn noch vermochte sie nicht, das Traumbild von der Wirklichkeit zu unterscheiden. Erst als Ivan's Thränen auf ihre Wangen flossen, sah sie wieder auf, umschlang ihn mit ihren Armen und sprach: Bist du wirklich Ivan, so lasse ich dich nicht mehr los, bis du versprichst, mich nie mehr zu verlassen. Da versprach Ivan, daß er immer bei ihr bleiben und eine Stütze ihres Alters werden wolle.

Am Abend dieses Tages suchte Ivan Travira,

setzte sich mit ihr ans Ufer nieder, nahm ihre Hand in die seinige und sagte ihr: der Arm meiner Mutter umschlang mich so lange, bis ich versprach, sie nicht mehr zu verlassen. So folge mir Travira, du sollst die Königin meines Schlosses sein. Travira antwortete: Wir Kinder des Meeres welken schnell an der Sonne Glut, kurz wäre die Freude, so ich dir folgen würde. Du, ein Fremdling in meinem Lande, verlässest meine Diener ohne Harm, aber mich bindet ein heiliger Schwur, nicht treulos kann ich mein Reich verlassen. Nun schwiegen beide und blickten traurig in die See. Endlich sagte Ivan: Wie kann ich dich verlassen Travira, so ich dich nicht wieder sehen soll? Da schaute Travira auf, sinnenden Auges sah sie Ivan einen Augenblick an und erwiderte: Gib wohl Acht, jedes Jahr wenn du zum ersten Mal im Walde die Nachtigall singen hörst, will ich wieder an dieser Stelle sein.

So saßen sie noch lange am Meeresufer, aber sie sprachen nicht mehr, ihre Thränen flossen in die See. Nymphen kamen mit Muschelschalen und nahmen sie auf, denn aus Thränen machen diese die köstlichsten Perlen. Als spät am Abend der Mond, den dunkle Wolken verhüllt hatten, hell hervortrat, war Travira von Ivan's Seite verschwunden. Er stand auf und ging gedankenvoll dem Schlosse zu.

Von der Zeit an blieb Ivan der gute Sohn einer treuen Mutter. Er war seinen Untergebenen ein freundlicher Herr und geliebt und geachtet von Jedermann.

Wie der sanfte Schimmer eines Sternes aus weiter Ferne die Erde streift, einen so milden Schein goß Ivan's Jugendtraum über sein Leben aus; still und sinnend, aber zufrieden flossen seine Tage dahin. Nur einmal im Jahre, wo er am Abend das Schloß verließ, wagte Keiner ihm zu folgen, und das Gerüde ging, er verkehre dann mit Geistern am Meeresufer. Als silberweißer Greis starb er, und man begrub ihn dort nach seinem Befehl. Schiffer, die bei dem ersten Frühroth auf die See fahren, wollen an jedem Morgen das Grab mit den wunderbarsten Blumen geschmückt sehen, die wie Nebeldünste im Sonnenschein zerfliehen.

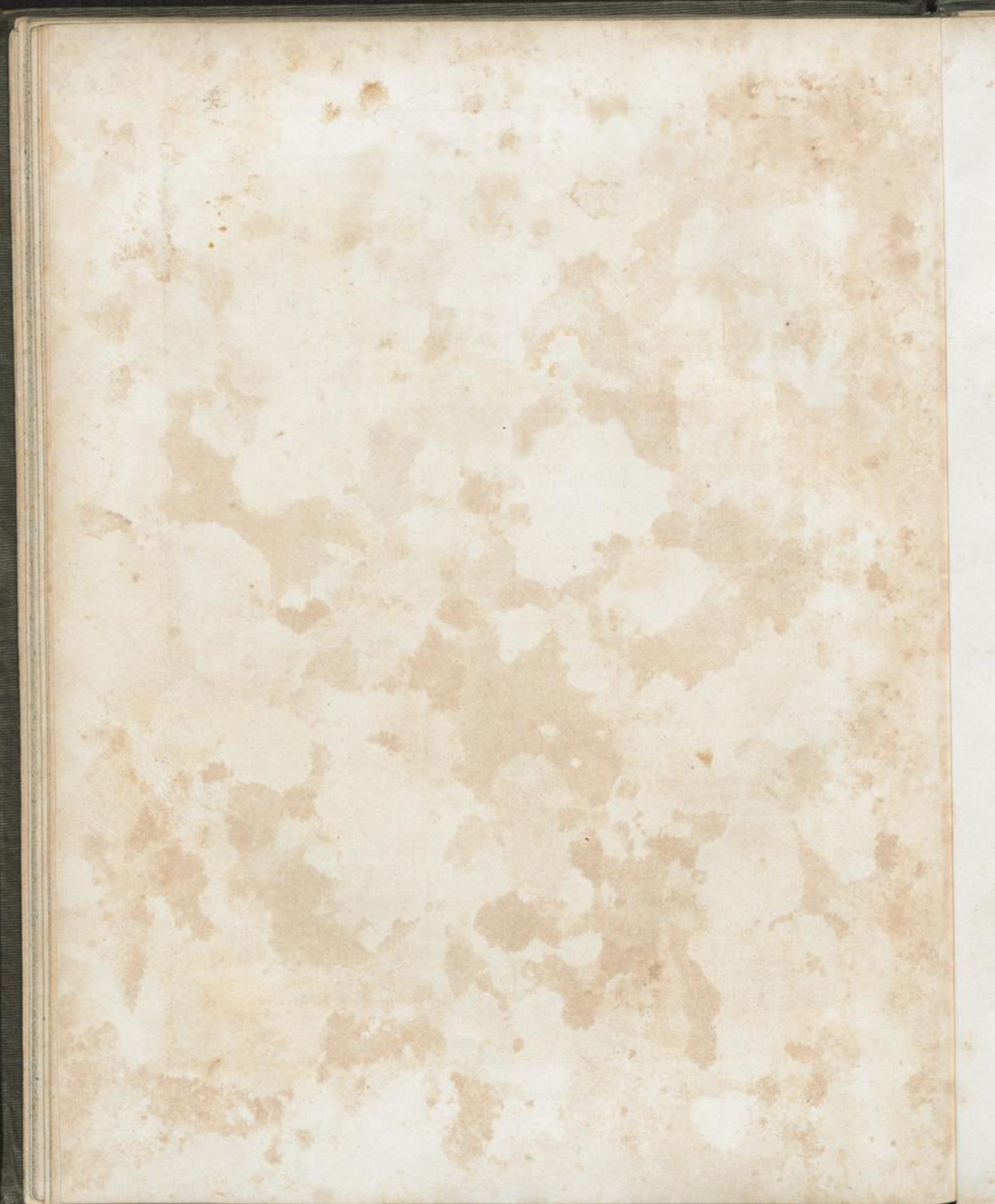


J. Fay. inv.

Lith. unstr. v. Arnz & Ct. in Düsseldorf.

Die Brüder.

(Sage von Ellen.)



Die Brüder.

Rheinische Sage von Ellen.

Personen:

- | | | |
|----------------------------|---|--|
| 1. Manfred von Liebenstein | } die Brüder, Söhne
} Baiers von Boppard
} Freund Manfreds.
} Kreuzritter. | 6. Hedwig von Stauffen. |
| 2. Noderich von Sternberg | | 7. Haidie. |
| 3. Kuno von Löwenburg | | 8. Abtissin von Bornhofen. |
| 4. Antonio Guiscard | | } Ritter, Nonnen, Dienstvolk, Winzer, Winzerinnen. |
| 5. Kurt von Bantsberg | | |

Ort der Handlung: Am Rhein, gegenüber Boppard.
Zeit der Handlung: Nach dem ersten Kreuzzuge 1099.

Erster Akt. Liebenstein.

Mittag, Herbst, freier Platz vor Liebenstein; rechts im Hintergrunde das Schloß Sternberg, Lurleifels und Rhein.

Erste Scene. (Manfred und Kuno.)

Kuno.

Ich sah's, o Freund, wie Deine Zähnen flossen,—
Doch ist Dein Auge ernst und still,—
Warum hältst Du Dein Herz verschlossen,
Da es doch sprechen muß und will?
D öffne es! Vertrau mir Deinen Gram,—
Das Wehgefühl der Schuld quält nur den

Bösen,—
Du aber schweigst im tiefen Seelenleide,
D sprich, das Freundeswort Dich mög' erlösen.

Manfred.

Es flieht am Tage mich die Lust
Und Nachts flieht mich der Schlummer,—
Ja, Freund, es wohnt in meiner Brust
Ein namenloser Kummer,
Ein heil'ger Schmerz, — ach, er wird ewig

sein,—
Du fragst darnach, — o frag mich nicht!
Wenn einst im Tod mein Auge bricht,
Dann endet meine Pein.

Kuno.

Befreie Dich voll Stolz und Kraft
Von Deinem Schmerz als Held,
Bekämpfe jede Leidenschaft,
Die Dich gefesselt hält.
D hör' auf Freundeswort und Rath:
Von Leid errettet Mannesthat.

Manfred.

Ach, aller Stolz und alle Kraft,
Die meinen Busen schwellt,
Nehrt nur die große Leidenschaft,
Die mich gefesselt hält.
Mir frommt nicht Freundes Wort und Rath,
Nicht still Gebet noch Mannesthat.

Kuno.

Befreie Dich voll Stolz und Kraft
Von Deinem Schmerz als Held,
Bekämpfe jede Leidenschaft,
Die Dich gefesselt hält.
D hör' auf Freundes Wort und
Rath:
Von Leid errettet Mannesthat!

Manfred.

Ach, aller Stolz und alle Kraft,
Die meinen Busen schwellt,
Nehrt nur die große Leidenschaft,
Die mich gefesselt hält.
Mir frommt nicht Freundes Wort
und Rath,
Nicht still Gebet und Mannesthat!

Zweite Scene. (Die Vorigen und Hedwig.)

Hedwig.

Seid mir gegrüßt, ihr Freunde! Euch zu
finden

Kam ich hieher. Ich sah Euch einsam gehn.
Die Winzer nah'n mit Blumen und Gewinden,
Des Herbstes Dankfest fröhlich zu begehn.
Auf Flur und Berg, soweit die Augen schweifen,
Beugt sich der Obstwald unter seiner Wucht,
Nie sahen wir so reich und golden reifen
Des edlen Weinstocks süße Gottesfrucht.

Hört die Musik, hört ihre Jubel-
lieder,

Vom Berge kommt der volle Schall
zurück.

Hedwig, Sie legen vor Euch ihre Gaben
nieder

Und bitten Euch: nehmt Theil an
unsrem Glück.

Kuno.

Hör' die Musik, hör' ihre Jubel-
lieder,

Kuno und Vom Berge kommt der volle Schall
zurück,

Sie legen vor Dir ihre Gaben
nieder:

O Freund, nimm Theil, nimm
Theil an ihrem Glück.

Manfred.

Wohl klingt Musik, wohl tönen
Jubellieder,

Manfred. Vom Berge kommt der volle Schall
zurück,

Doch klingt er nicht in meinem
Busen wieder,

Denn ewig fremd ist Jubel mir
und Glück.

Dritte Scene. Winzerfest.

Allgemeiner Winzerchor.

Lasset den gütigen Vater dort oben
Dankbaren Sinnes uns preisen und loben,
Danket dem Herrn!

Unserer Arbeit gedacht' er voll Segen,
Sonnenschein sandt' er und sandte uns Regen,
Danket dem Herrn!

Seht wie von Früchten die Zweige sich senken,
Alles weiß Gott zum Gedeihen zu lenken,
Danket dem Herrn!

Darum auf ihn lasset allzeit uns bauen,
Laßt ihn uns ehren und fromm ihm vertrauen,
Danket dem Herrn!

Lasset den gütigen Vater dort oben
Kindlichen Sinnes uns preisen und loben,
Danket dem Herrn.

Chor der Winzer.

Lustig, lustig, Freund' und Brüder,
Trinket aus und schenket ein!
Morgen wird's vom Kelter rinnen,
Daß wir neuen Platz gewinnen,
Trinket aus und schenket ein!

Lustig, lustig, Freund' und Brüder,
Heut ist unser Siegesfest!
Woll'n wir Platz im Keller haben,
Müssen heut wir recht uns laben,
Aus den Fässern fort den Rest!

Chor der Winzerinnen.

Fröhlich zum Tanze und schlinget den Reigen,
Fröhlich im Tanze, kommt mit dem Kranze,
Auch unserm Herrn uns'ren Dank zu bezeigen.
Ruft Alle es gern:

Gott segne uns'ren Herrn!

Fröhlich zum Tanze und schlinget den Reigen,
Fröhlich im Tanze, kommt mit dem Kranze,
Auch unserm Herrn uns'ren Dank zu bezeigen.

Manfred.

Hab't Dank, ihr guten Leute, habet Dank!
Euch froh zu wissen ist mein schönster Lohn,
Auf daß Ihr's bleibet, haltet fest allzeit
An unsrem Gott auf seinem Himmelsthron!

Winzer, abgehend.

Lasset den gütigen Vater dort oben
Kindlichen Sinnes uns preisen und loben,
Danket dem Herrn! (Winzer ab.)

Vierte Scene

Die Vorigen, Kurt von Vantsberg.

Manfred.

Wen seh' ich? — Kurt! Welch unerwartet Glück!
Aus Kriegesnoth am fernem Meeresstrande
kehrst in die deutsche Heimath Du zurück,
Willkommen uns im theuren Vaterlande!

Chor.

Willkommen uns im theuren Vaterlande!
Wir sehen Dich, welch unerwartet Glück!
Aus Kriegesnoth am fernem Meeresstrande
kehrst in die deutsche Heimath Du zurück,
Willkommen uns im theuren Vaterlande!

Kurt.

Zu meinen Freunden kehre ich zurück,
Ich grüße Euch, ich drücke Eure Hand,
Nun erst erkenn' ich ganz der Heimath Glück,

Heil dir, mein theures, deutsches Vaterland!
 Und Heil vor Allem dir, du klare Fluth,
 Traum der Entfernten, lieber, alter Rhein!
 Wie schwellt dein stolzer Anblick meinen Muth,
 Mögst du allzeit von Gott gesegnet sein!
 Zu Krieg und Sieg rief uns das Kreuz hinaus,
 Doch in dem Drangsal dachten stets wir dein,
 Wir sahen dich, wir hörten dein Gebräus, —
 Gesegnet sei, du lieber, alter Rhein!

Chor.

Wir Alle stimmen in den Jubel ein,
 Gesegnet sei, du lieber, alter Rhein!

Kuno.

Im treuen Schuß des Kreuzpaniers
 Zogt Ihr zur heil'gen Stadt,
 Wo unser Heiland, Gottes Sohn,
 Für uns gelitten hat.
 Er hat Dich wieder heimgeführt,
 O Freund zu guter Stunde,
 So gib uns von des Kreuzes Sieg
 Und von den Freunden Kunde!

Kurt.

Der langen Ausfahrt Noth und Ungemach
 Soll ich vor Euren Ohren nun erneun,
 Wie wir gestritten manchen schweren Tag,
 Um endlich uns des schönen Siegs zu freun.
 Vom Rhein durch Ungarn nach Gallipoli
 Hinzogen wir als treue Gottesstreiter,
 Nicäa, — hätten wir erreicht es nie! —
 Nicäa fiel, dann ging die Kreuzfahrt weiter.
 Antiochien und Edessa hielten lang'
 Die tapfren Streiter fest, bis unsrem Stürmen
 Nach viel Verlust zulezt der Sieg gelang,
 Und hoch das Kreuz erglänzte von den Thürmen.
 Uns führte Herzog Gottfried von Bouillon,
 Sein Bruder Balduin, Robert von Flandern,
 Der tapfre Tancred, Raimund, Bohemund
 Sie folgten willig ihm mit all den Andren.
 So zogen nah und näher wir der Stadt,
 Bei Tag im Kampf und in Gefahr bei Nacht,
 Bis eines Morgens endlich wir sie sahn
 Vor uns in unbeschreiblich hoher Pracht.
 Jerusalem, Jerusalem! erscholl
 Der Jubelruf durch alle Haufen hin,
 Und auf die Knie bei seinen Fürsten sank
 Das ganze Heer mit dankerfülltem Sinn.
 Des Tages den' ich stets mit sel'ger Lust,
 Nach Noth und Müß' war er uns süße Labe,
 Die Thräne rann, stolz hob sich unsre Brust,
 Wir waren nah des Heilands heil'gem Grabe.

Manfred.

Ihr Glücklichen! Wär' doch mit Euch dahin

Ich mitgezogen auch zur heil'gen Stätte,
 Daß ich im Kampf mit frommem Christensinn
 Dort Ruhm und Tod und Grab gefunden hätte!

Kurt.

Es floß viel theures Blut vor jenen Mauern,
 Eh' Gottfried stieg auf den erkämpften Thron,
 Und manche Mutter wird umsonst mit Trauern
 Erwarten den hinausgezognen Sohn.
 Um Christi Grab aus Heidenmacht zu retten,
 Erlaa gar mancher Held des Todes Macht,
 Bei Christi Grabe mußten wir sie betten,
 Bis einst der Auferstehungsmorgen lacht.

Hedwig.

Vielwerther Freund, Ihr gabt uns trübe Kunde
 Vom Kampf, der um das heil'ge Grab getobt,
 Laßt mich Euch fragen noch mit bangem Munde
 Nach Manfreds Bruder, der mir anverlobt. —
 Er war der Kühnsten Einer von den Helden
 Und blühend schön wie erstes Morgenroth,
 Könnt Ihr von ihm mir gute Botschaft melden, —
 Ach, oder riß auch ihn dahin der Tod? —
 O spricht, o spricht! O nehmt aus meinem

Herzen

Die Angst und Sorg', in der es stündlich schwebt,
 Verschleucht mit einem Wort die Sehnsuchts-

Schmerzen

Um den geliebten, süßen Freund. —

Kurt

Er lebt.

Hedwig.

Er lebt, er lebt! O Dank zu tausend Malen!
 Er lebt, er lebt! Verschont hat ihn der Tod,
 Erlöst bin ich von namenlosen Qualen,
 Des Kriegers Schicksal hat ihm nur gedroht.
 Er lebt, er lebt! O Dank zu tausend Malen!
 Er lebt, er lebt! Verschont hat ihn der Tod.
 Doch sagt nun auch, wo der Geliebte weilt?
 Ist er gesund und froh? O thut mir's kund,
 O zögert nicht, o sagt es mir in Eile,
 Sprecht, Ritter, sprecht!

Kurt.

Er lebt und ist gesund. —

Als wir Nicäa kühn im Sturm genommen,
 Ward Roderich zum Hauptmann dort bestellt,
 Von seinen Thaten hab' ich oft vernommen,
 Daß er gefochten stets als tapfrer Held.
 Dann hört' ich auch, da weit der Feind ver-
 schlagen,
 Daß er zurück zur Heimath sich gewandt,

Und daß hispanische Schiffe heimgetragen
Ihn und sein Volk. Schon ist er hier zu Land.
Von der Provence zog er nach dem Rhein,
Er stieg zu Schiff alsbald mit seinen Helden,
In wenig Tagen wird er bei uns sein,
Er sandte mich, um schon ihn anzumelden.

Hedwig.

Er kommt, er kommt! Er kehrt zu mir zurück!
Wer kann den Jubel sagen und ermessen?
Es schwelgt mein Herz im höchsten Wonneglück,
Der Heimathliebe hat er nicht vergessen.
Er kehrt zurück! Schon trägt auf seinem Rücken

Des Rheines Woge sein ersehntes Schiff,
Mög' gute Fahrt den theuren Freund beglücken,
Daß er entgeht dem Wirbel und dem Riff!
Dort ragt der Lurleifels mit finst'rer Stirne,
Trag sonst und schnell sein Schiff vorbei, o

Rhein,
Und du auch, Lurlei, schöne Zauberdirne
Voll falscher Liebe, woll ihm gnädig sein!
Er kommt zu mir zurück, zu seiner Braut,
Komm, Wandervogel, senke Dein Gefieder,
Voll Zuversicht hab' ich auf Dich gebaut,
O komm und nimm in Deinen Arm mich

Das meiner Sehnsucht Hauch Dein Schiff-

lein triebe,
Das an dem Steuer säß' der Liebe starker Sinn,
Selige, selige, selige Liebe,
Einzige Menschenbeglückerin,
Sei ihm zur Seite,

Gieb ihm Geleite,
Führe ihn schnell auf den Wogen dahin! —
Ha seht dort! Seht
Das Banner, das auf Sternberg weht!
Er kommt, er kommt! die theuren Schiffe nah!
D eilt mir nach, daß wir den Freund empfahn!
(Hedwig eilt in das Schloß ab.)

Fünfte Scene. Die Vorigen ohne Hedwig.

Kurt.

Ja, Roderich ist's, er sandte mich voraus
Um wenig Stunden nur dem Heer der Krieger,
Heimkehrt er, in sein wohlbesetzt Haus
Als mächt'ger Held und ruhmgekrönter Sieger.

Manfred.

Ihm gönnt' es unser Vater, eh' er starb,
Dem Jüngeren, sich mit dem Kreuz zu zieren,
Und als von Lothring man zum Kreuzzug
warb,

Die tapfern Streiter Bouillon zuzuführen.

Kurt.

Er war an Tapferkeit dem Besten gleich,
Nun kehrt er heim an Kriegesehren reich,
Doch fürcht' ich, Alle sind Euch nicht will-

kommen,
Die mit ihm jetzt in unsre Heimath ziehn.

Manfred.

Was ist's, o Freund, was uns Dein Mund

verschweigt?
D zög're nicht! Ich hab' es wohl verstanden,
Daß Du uns nicht das ganze Bild gezeigt
Von seinem Thun in den gelobten Landen.

Kurt.

So hör' o Freund, den traurigen Bericht,
Er kehrt, doch wie er ging, so kehrt er nicht.
Als nach der Feldherrn Rathschluß unser Held
Zum Stadthauptmann Nicäas war bestellt,
War er gar mächtig dort nach kurzer Zeit
Und hochgeehrt von Allen weit und breit.
Da nun als Fürst er Hof hielt, kamen gern
Des Landes Edle zu dem neuen Herrn,
Mit Schmeicheln kamen sie und Huldigung.
Er war nicht frechen Sinn's, doch allzujung,
Weshalb der Lockung er nicht widerstand,
Bald lebend wie ein Fürst im Morgenland.
Es kirten ihn des Landes junge Schönen,
Die seinen Thron umschwärmten wie Sirenen,
Und hör't's, die schönste aus der Jungfrau

Zahl —
— Sie heißt Haidie, — nahm Roderich zum
Gemahl!

Manfred.

O arme, arme Hedwig!

Kuno.

Zum Gemahl!

Er nahm sie zum Gemahl? O sag es nicht!
Sag es, daß fälschlich so der Leumund spricht,
O freule nicht an seinem edlen Herzen,
Sag es, daß Lug und Arglist ihn verschwärzen;
Daß sie ihm unsre Liebe wollen rauben.
Er nahm sie zum Gemahl? Ich will's nicht
glauben.

Kurt:

Haidie ist schön wie die Töchter des Ostens,
Blühend und lieblich und zart von Gestalt,
Glühend ihr Blick, ihre Lippe voll Schmeicheln
Und ihre Rede voll Zaubergewalt.
Gänzlich verstand sie's, den Freund zu bethören,
Daß als Gemahl er ihr reichte die Hand
Und sich nicht scheute, ihr Treue zu schwören,
Mit sich sie führend in's Vaterland! —

Kuno:

Ha, der Verräther! Er konnte es wagen,
Treu los geschworenem Bunde zu sein!
Kann er den Anblick der Heimath ertragen?
Schreckt ihn der Tag nicht mit silbernem Schein?
Hier, wo die Bäume im Wald ihn verklagen,
Hier, wo ihm zürnt jede Welle im Rhein?
Doch wenn ihm einst wird das Strafgericht
tagen,
Möge der Himmel dann gnädig ihm sein!

Manfred:

Weh' dem Verräther! So lohnt er die Treue,
Lohnt er die Liebe, die früh er gewann?
Daß er des Tags sich der Heimkehr nicht freue,
Wenn er von Schuld sich nicht reinigen kann!
Und er führt her die Geliebte, die neue,
Die ihn mit sündigen Ketten umspann!
Kennt er die Scham nicht und kennt er die
Reue,
Sieht er die Schuld nicht, der frevelnde
Mann? —

Manfred, Kuno, Kurt.

Manfred:

Weh dem Verräther! So lohnt er
die Treue,
Lohnt er die Liebe, die früh er
gewann?
Und er führt her die Geliebte, die
neue,
Die ihn mit sündigen Ketten um-
spann!
Kennt er die Scham nicht und kennt
er die Reue,
Sieht er die Schuld nicht, der fre-
velnde Mann? —
Daß er des Tags sich der Heimkehr
nicht freue,
Wenn er von Schuld sich nicht
reinigen kann!

Manfred.

Kuno:

Ha, der Verräther! Er konnte es
wagen,
Treu los geschworenem Bunde zu
sein!
Kann er den Anblick der Heimath
ertragen,
Schreckt ihn der Tag nicht mit
silbernem Schein,
Hier, wo die Bäume im Wald ihn
verklagen,
Hier, wo ihm zürnt jede Welle im
Rhein?

Kuno.

Doch wenn ihm einst wird das
Strafgericht tagen,
Möge der Himmel dann gnädig
ihm sein!

Kurt:

Haidie ist schön wie die Töchter
des Ostens,
Blühend und lieblich und zart von
Gestalt,
Glühend ihr Blick, ihre Lippe voll
Schmeicheln
Und ihre Rede voll Zaubergewalt.
Gänzlich verstand sie's, den Freund
zu begehren,
Daß als Gemahl er ihr reichte die
Hand,
Und sich nicht scheute ihr Treue zu
schwören,
Mit sich sie führend in's Vaterland!

Kurt.

Sechste Scene. Manfred, Hedwig.

(Kurt und Kuno treten in den Hintergrund.)

Hedwig.

Ihr zaudert? Ihr heißt ihn nicht freudig will-
kommen?
Preist nicht seine Heimkehr, sein Waffenglück?
Der Schlachtenruf hatte uns ihn genommen,
In unsren Arm führt jetzt Gott ihn zurück.

Manfred.

Bleibe, Hedwig! Tritt ihm nicht entgegen!
Er kehrt zurück, doch ohne Gottes Segen,
Der biedre Ritterfinn ist ihm entwandt,
Fremd kehrt er heim, ruchlos in's Vaterland.

Hedwig.

Manfred, Manfred, ich seh' Dich erblassen,
Weh mir! — Ich kann Deine Rede nicht fassen.
Roderich ruchlos? — Mein Gott in der Höhe,
Hilf, daß ich selbst den Geliebten sehe,
In seinem Antlitz, dem herrlichen, lieben,
Sehe, das edel und treu er geblieben.

Manfred.

Bleib armes Weib! Vernimm das Wort,
Ja, Roderich, kehret dort,
Doch nicht zu Dir kehrt er zurück, —
Einst raubt' er mein, jetzt raubt er auch Dein
Glück,
Bleib stark, Gott wird Dir Kraft verleih'n,
Dein treuer Hort und Tröster sein.
So hör die unerhörte Schwach,

Daß Roderich die geschworne Treue brach,
Daß eine Andre er gewählt, —
Vergessen hat er Dich, er ist vermählt. —

Hedwig.

Mein Roderich treulos und vermählt?

O Herz, hör auf zu schlagen,
Halt aus die herbe Pein!
Du hast nicht schwer zu tragen,
Bald wirst Du still und ruhig sein.
Gott höret meine Klagen,
Er lädt mich zu sich ein.

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Akt. Sternberg.

(Abend. Festlich geschmückter Ritteraal im Schloß Sternberg.)

Erste Scene. Manfred u. Kuno (treten auf.)

Kuno.

Hier hat die Lust ihre Zelte erhoben,
Kränze gewunden und Blüthen gestreut, —
Hör, wie sie jubeln und jauchzen und toben,
Denn ihren Einzug feiern sie heut.

Manfred.

Mag noch die Mauer stehn, die Säule tragen,
Stürzt das Gebälk nicht ein bei diesem Graus?
Zu andren Festen ward in schönen Tagen
Von unfrem Vater einst erbaut dies edle Haus.
Gleich hatte er sein Herz den beiden Söhnen,
Gleich seines Hauses Reichthum zuerkannt,
Nah auf drum baut' er Sternberg an des
schönen
Rheinstroms Gestaden, daß ein enges Band
Die heißgeliebten Söhne stets umschlinge.
Die Burgen nannte er das Brüderpaar,
Daß Brudersinn, wenn er zu Grabe ginge,
Bei uns bestände, ewig fest und wahr.
— Und Hedwig, seines Freundes Waise,
Die er bei sich gepflegt, seit sie als Kind
Ihm anvertraut, recht nach Geschwisterweise
Wie waren wir ihr hold und treu gesinnt!
Freund, was ich stets verschwieg mit festem
Munde,

In meinem Schmerze jetzt vernimm die Kunde!
Als unfre Schwester sahn wir stets sie an,
Nicht anders waren wir ihr zugethan,
Bis einst ein alter Diener unfres Hauses,
Der mich geliebt in treuer Diener Art,
Auf seinem Sterbebette das Geheimniß
Von ihrer Herkunft mir geoffenbart.
Sie ist nicht eure Schwester, sagt' er mir,
Doch nach des Vaters Wunsch soll sie es denken,

Um früh und recht zu fühlen, wem von Euch
Ihr bräutlich Herz dereinst sie möge schenken,
Bald ist es Zeit, daß Einer von Euch Zwein
Die Braut gewinnt, — mög' es mein Man-
fred sein. —

Der treue Diener ging darauf zur Ruh,
Ich drückt' ihm selbst die müden Augen zu,
Doch wie verwandelt war nun mein Geschick,
Auf Hedwig sah ich mit wie anderm Blick.
Die Bruderliebe schwand und höchste Liebesgluth
Entzündete beseligend mein Blut,
Ihr war ich zugethan mit aller Jugendkraft
Und kaum bezwang ich meine Leidenschaft,
Doch trug ich sie mit süßem Schmerz im Stillen,
Gehorsam meines Vaters Willen.

Ich harrte aus, bis Sternberg ward erbaut,
Dann wollt' er Einem geben sie als Braut.
Wie hofft' ich selig still! O Freund, es kam
Der Tag, doch nicht dem Glück, dem tiefsten
Gram

Und ewigen Herzleid weicht' er mich. —
Sie wählte ihn, den fröhlichen Heißsporn, ihn,
Der Alle Herzen immer schnell gewann,
Und jetzt durch seine Frevelthat
Ihr edles Herz gebrochen hat,
Sie wählte ihn, den treulos falschen Mann!

Kuno.

Die Frevelthat, die er begangen,
Der neue Bund, des er sich unterfangen,
Wird bald auf ihn den Strahl der Rache senden,
Und feindlich gegen ihn sich wenden.
Er konnte sie verrathen, heil'ge Eide brechen!
Doch wird ein Gott es rächen,
Der Frevel trägt in sich der Strafe Keim,
Denn jede Schuld kehrt zu dem Schuld'gen heim.

Manfred.

Die Gluth der Liebe muß' ich dämpfen,
Mit meines Herzens Schwächen täglich kämpfen,
Ich wollte fliehn, doch konnte ich nicht scheiden,
Ihm fiel es leicht, die Braut zu meiden.
Er konnte sie verrathen, heil'ge Eide brechen,
Doch wird ein Gott es rächen,
Der Frevel trägt in sich der Strafe Keim,
Denn jede Schuld kehrt zu dem Schuld'gen heim.

Kuno und Manfred.

Er konnte sie verrathen, heil'ge Eide brechen,
Doch wird ein Gott es rächen,
Der Frevel trägt in sich der Strafe Keim,
Denn jede Schuld kehrt zu dem Schuld'gen heim!

Kuno.

Doch horch, sie nah'n. Laut schallen die Trom-
peten,
Komm komm! Laß schweigend uns zur Seite
treten.

(Treten zur Rechten.)

Zweite Scene. Jubelmarsch.

Roderich. Haidie. Antonio. Gesolge.

Doppelchor der Deutschen und Griechen.

Die Deutschen stellen sich rechts, die Griechen links auf.

Chor der Deutschen.

Heil unsrem Herrn, der den heimischen Auen
Wieder genah't ist nach Kampf und Sieg.
Heil unsrer Herrin, der schönsten der Frauen,
Die jetzt mit ihm unser Ufer bestieg!

Chor der Griechen.

Heil unsrem Herrn, den wir fröhlich begleiten
Ueber die Meeresth' nach Kampf und Sieg,
Heil unserer Herrin, die ihm zur Seiten
Jetzt seine heimischen Küsten bestieg!

Doppelchor.

Heil, Heil! Gebe der Himmel Euch Heil!
Schönheit und Kraft,
Glückseliger Verein,
Schönheit und Kraft,
Wägt ihr in ewiger Liebe gedeihn!
Heil, Heil! Gebe der Himmel Euch Heil!

Roderich.

Die Meeresth' haben wir glücklich durch-
schwommen,
In herbstlichem Segen begrüßt uns der Rhein,
Freunde, so heiß' ich Euch Alle willkommen,
Lade zum festlichen Taumel Euch ein.

Labt Euch am Wein, der hier feurriger fließet,
Als in den Landen weit und breit,
Reihet Euch, daß Ihr zum Tanze Euch schließet,
Zubelt, es ist jetzt des Jubels Zeit!

(Unter Tanz und Gesang geht der Chor ab.)

Dritte Scene. (Vorige ohne den Chor.)

Roderich.

Und Du, Geliebte, die aus fernem Land
Mir gern gefolgt bist an des Rheines Strand,
Laß Strom und Berg und meiner Beste Hallen
Dich froh begrüßen, laß sie Dir gefallen!
Dein süßes Herz, das Du mir hast geweiht.
Lohnt meine Liebe Dir zu jeder Zeit.

Haidie.

Mein edler Freund, ich bin bei Dir
Und meine Heimath ist nun hier.
Wohin Du winkst, ich folge Deinem Wort,
In Deinem Arm ist meiner Sehnsucht Wort,
Ein Weib, das liebt, ist allzeit heimatlos,
Doch selig, überselig in der Liebe süßem Schooß!

Antonio.

Du singst es so lieblich,
Du sagst es so wahr,
Es bauet die Minne
Mit fröhlichem Sinne
In Süd und in Nord,
An jeglichem Ort
Sich ihren Altar.

Antonio, Roderich, Haidie.

Es bauet die Minne
Mit fröhlichem Sinne
In Süd und in Nord,
An jeglichem Ort
Sich ihren Altar!

Antonio.

Laut laßt zum Preise der Liebe uns singen,
Wäge vom Schloß in die Thäler es klingen,
Denn wie das Gold den edlen Stein,
Fasset das Leben die Liebe ein.

Haidie.

Singt Euer Loblied nicht zu laut,
Es möchte dort auf Liebenstein,
Das mürrisch ernst herüberschaut,
Nicht gar willkommen sein!

Antonio.

Ja wie das Gold den edlen Stein,
Fasset das Leben die Liebe ein!

Laut will ich es singen,
Und mag's hinüberklingen!
Vielleicht, daß es dem Jungfräulein,
Das dort verkümmert weilet,
Als frohe Post zum Herzen dringt
Und ihre Wunden heilet,
Daß ihm, den einst sie von sich stieß,
Sie jetzt entgegen eilet,
Und neu getröstet ihres Freund's
Verliebte Schwermuth theilet! —

Roderich.

Schweig, schweig von ihr!
Ja will es nicht,
Daß sie verfolgt Dein Spott, —
Weh, weh, ich brach ihr Wort und Pflicht,
Und das weiß Gott! —
In Deiner holden Nähe,
Geliebtes Weib, allein,
Kann noch mein Auge fröhlich,
Mein Herz noch ruhig sein,
Nur Deiner Schönheit Zauberkraft
Und Deine Liebeshuld
Verscheuchen meine stille Noth
Und lösen mich von Schuld,
Denn wer Dich sieht und wer Dich küßt,
Du Weib von feltner Art,
Bergift, was war, und denkt allein
Der süßen Gegenwart.

(Küßt Haidie.)

Vierte Scene.

Die Vorigen. Hedwig. Manfred. Kuno.

Hedwig (tritt auf, in dunkle Schleier gehüllt.)

Antonio. Manfred. Kuno.

Antonio. Wer naht in dunklem Trauerschmuck
Dem festlichen Gelag,
Was quält die Schöne, daß sie nicht
Ihr Antlitz zeigen mag.

Manfred. O Hedwig, Hedwig!

Kuno. Was seh' ich? Ha, verhüllten Haupt's
Nah't die verrath'ne Braut,
Daß mit verweinten Augen doch
Sie selbst den Frevel schaut.

Hedwig. (zu Haidie gewendet, ihr einen
Ring überreichend).

Die neue Herrin,
Die vielgepries'ne,
Sie nehme willig
Die kleine Gabe.

Der Ring, der Liebe
Und — Treu verheißet,
Er ziemt der Gattin,
Nicht — der Veriaffnen.

Haidie, Roderich, Manfred, Kuno, Antonio.

Haidie. Ein Ring? Was soll der Ring?
Wer sendet ihn?

Roderich. Der Ring, den ich an Hedwig gab. —
Sie ist es selbst!

Manfred. Hedwig! Du kommst hieher!
Unglückliche!

Kuno. Mit den verweinten Augen
Will sie den Frevel sehn!

Antonio. Soll noch ein Mummenschanz
Das Freudenfest erhöhn?

Manfred. (der hervorgetreten ist.)

Unglückliche, so folgstest Du uns nach
In dieses Schloß, wo Arglist, Lug und Trug
Ihr Nest gebaut und namenlose Schmach! —
— Komm mit mir fort! — Du sahst schon
genug!

Roderich.

Wer stört den Frieden meiner Beste
Und drängt sich heimlich ein bei mir?

Manfred.

Wohl sind wir unwillkommne Gäste,
Dein schlecht Gewissen spricht aus Dir!

Roderich.

Wie in mein Haus dringst Du in mein Gewissen,
Wer bist Du und was führt Dich her?

Manfred.

Wohlan, so mög' es Jeder wissen,
Wer Meineid übt, ist nicht mein Bruder mehr!

(Öffnet das Vließ.)

Roderich.

Ha, Manfred, mein Bruder!

Manfred.

Ja, Manfred bin ich! Und kannst Du ohne
Beben

Dein falsches Aug' auf mich erheben?
Drückt Dich die Scham nicht zu Boden hin,
Der Du vergessen der Ahnen Sinn,
Der von des Heilands Grabe,
Wo Eitelkeit geführt sein Schwert,
Zu seines Vaters Grabe

Meineidig wiederkehrt?
 Wie waren wir so stolz auf Deinen hohen Ruhm,
 Wir wollten Dich in Deinem Eigenthum
 Laut preisen, Dich und Deiner Waffen Glück, —
 Weh nun, weh, Roderich Dir!
 Wie arm an jeder Ritterzier
 Kehrst Du zu uns zurück!
 Ein Mann, der falsch geschworen,
 Hat Alles, Alles verloren, —
 Was sind nun Deine Thaten?
 Die Braut hast Du verrathen
 Und den Kranz Deiner Ehre entlaubt, —
 Wenn unser Vater Dich sähe,
 Er wendete von Dir sein Haupt.

Roderich, (höflich.)

Du zürst mit harten Worten mir
 Und hast mich schnell verdammt,
 Doch kennst Du nicht die Liebesgluth,
 Die mir im Herzen flammt.

Sie war so süß und ungestüm,
 Daß um Haidie ich warb,
 Und daß in dem verzückten Sinn
 Die alte Lieb' erstarb. —

Der alten Liebe ward ich frei,
 Ich wollte nicht voll Heuchelei
 Ihr nah'n, im Herzen liebeleer, —
 Sie liebte ich nicht mehr. —

Hab' ich die Braut verrathen,
 Schmäb drum nicht meine Thaten,
 Nicht ist der Kranz meiner Ehre entlaubt, —
 Und hab' ich gefehlt und gefrevelt,
 So treffe die Strafe mein Haupt.

Manfred, Roderich.

Manfred. Was sind nun Deine Thaten?
 Die Braut hast Du verrathen,
 Der Kranz Deiner Ehre entlaubt;
 Wenn unser Vater dich sähe,
 Er wendete von Dir sein Haupt.

Roderich. Hab' ich die Braut verrathen,
 Schmäb drum nicht meine Thaten,
 Nicht ist der Kranz meiner Ehre
 entlaubt, —
 — Und hab' ich gefehlt und gefrevelt,
 So treffe die Strafe mein Haupt!

Haidie.

O laffet Streit und harte Widerrede,
 Verstrickt Euch nicht in Zorn und Fehde,
 Der Streit, der sich um mich entspann,
 Laßt mich ihn schlichten, wie ich kann.
 Von Roderich weiß ich, daß Manfred's Ge-
 müth
 Auch heiß und still für Hedwig einst geglüht, —

So laffet ab von Fehde, — gönnet Roderich mir,
 Hedwig, Manfred gehört dann Dir!
 Erhöre sein Flehen, lindre seine Pein,
 Dann kann ich Dir Schwester und Freundin sein. —
 Was hält, wenn die Liebe geschwunden,
 Die Treue noch gebunden?
 Ist Dir eine Liebe geraubt,
 So kränze mit schöneren Kränzen
 Dir neue Liebe das Haupt.

Hedwig.

An mir ist Dein Wort verloren,
 Als hät' ich Dich nimmer gehört,
 Das Land, das mich geboren,
 Der Sinn, der mich genährt,
 Das Herz, das ich einst erkoren,
 Sie haben mich höher empfinden gelehrt. —
 Ihn hatte ich mir erkoren,
 Ihm Lieb' und Treu' geschworen,
 Ihm ganz mich anvertraut. —
 Nun lädt mich ein mein Heiland,
 Er nimmt mich an als Braut.

Haidie, Hedwig.

Haidie. Was hält, wenn die Liebe ge-
 schwunden,
 Die Treue noch gebunden?
 Ist Dir eine Liebe geraubt,
 So kränze mit schöneren Kränzen
 Dir neue Liebe das Haupt.

Hedwig. Ihn hatte ich mir erkoren,
 Ihm Lieb' und Treu' geschworen,
 Ihm ganz mich anvertraut, —
 Nun lädt mich ein mein Heiland,
 Er nimmt mich an als Braut.

Manfred, Roderich, Haidie, Hedwig.

Manfred. Wenn unser Vater dich sähe,
 Er wendete von Dir sein Haupt.

Roderich. Und hab' ich gefehlt und gefrevelt,
 So treffe die Strafe mein Haupt!

Haidie. Es kränze mit schöneren Kränzen
 Dir neue Liebe das Haupt.

Hedwig. Nun lädt mich ein mein Heiland,
 Er nimmt mich an als Braut.

(Manfred, Hedwig, Runo gehen rasch ab.)

Fünfte Scene.

(Roderich, Haidie, Antonio.)

Antonio.

Das war ein buntes Zwischenspiel,
 Das wie ein Bliß aus heitrem Himmel fiel,

Wie zürnten sie so stolz und laut,
Doch wett' ich, morgen ist Hedwig Man-
fred's Braut.

Haidie.

Die arme Hedwig möcht' ich beklagen,
Doch kann ich nicht fürchten und mag nicht
glauben,
Daß meinen blühenden, schönen Freund
Mir die bleiche Nonne wird rauben.

Roderich.

Ha! Lasset ab von Eurem Spott und Scherz!
Schweigt, Schweigt! — Doch schweige Du auch,
argen Herz!

Du pochst so laut und ruhelos,
Wirfst Du die alte Dual nicht los?
Du mahnst so streng mich fort und fort
An meinen Schwur und mein gebrechtes Wort.
O, daß ich lachen könnte! — Falsches Glück,
Noch fass' ich Dich, weichst Du auch scheu
zurück,

Noch hab' und halt' ich Dich. — Manfred,
Wie mir Dein Bild so ernst gegenüber steht!
Viel Leidmuth lag in Deinem Angesicht,
Und hoher Stolz auf nie verrathne Pflicht.
Stolz bin auch ich! — Und doch beneid' ich
Dich,
Denn Du bist edler, — glücklicher als ich.

Sechste Scene. Die Vorigen. Runo.

Runo.

Roderich von Sternberg, Manfred sendet mich
Und zeigt Dich schwerer Schuld und Frevelthat,

Des Meineids und des Treubruchs zeigt er Dich
Und fordert Rechenschaft um den Verrath.
Als Eures Hauses Veltster schilt er laut
Dich schlimm und falsch, Dein Name sei ent-
ehrt, —

Was Du verbrachst an Hedwig Deiner Braut,
Das büß' im Gotteskampfe nun durch sein
Schwert.

Er harret Dein morgen nach dem Frühgebet
Am Rhein, wo Eurer Lande Marke steht,
Hier werf' ich seinen Handschuh auf den
Grund, —

Willst Du zum Kampfe erscheinen? Ihr' mir's
kund!

(Roderich schweigt.)

Antonio, (Den Handschuh aufhebend.)

Was zauderst Du? Sind Deine Ohren taub?
Bemimmst Du nicht, wie er Dich schmäht und
schilt?

An Deiner Ehre ist sein Wort ein Raub,
Der Fleck, soll rosten er auf Deinem Schild?
Ist Richter er, daß er zu tadeln wagt,
Um was nicht Kaiser Dich noch Reich verklagt?
Nimm hin den Fehdehandschuh! Nimm ihn hin,
Bist Du nicht baar an Ehr und Ritter Sinn.

Roderich.

Ja, gieb ihn her und spare Deine Rede!
— Runo! Ich komme zu der Bräutigam.

(Runo ab.)

O Vater, Du hast mir Dein' Fluch geschickt,
Von schwerem Leid bin ich umstrickt!
— Bleibt Ihr mir fern! Laßt mich allein!
Weh mir, weh! Konnt' ich Verräther sein?

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Akt. Bornhofen.

Morgendämmerung. Aus der erleuchteten Kapelle tönt: O sanctissima. Zur Rechten Rheinufer, beide Burgen
im Hintergrunde.

Erste Scene.

Hedwig.

Heilige Töne, Gottesgeandte,
Eröstet mein Herz, das vom Glücke verbannte,
Füllt mich mit himmlischer Zuversicht! —
Fröhliche Jugend, wie bist du zerronnen,

Leben, o Leben, was hab' ich gewonnen?
Was Du verheißest, Du hieltest es nicht!
Lieblich und blühend lagst Du mir offen,
Was ich gedachte, ich durfte es hoffen,
Mehr als ich wünschte Dein Wink mir ver-
hieß, —

Aber nun wehen vergiftende Lüfte,

Todt sind die Blumen und Farben und Düfte,
Wehe, zertreten ist mein Paradies!

Durfte das Unheil der Jungfrau schon nahen,
Durst' es im bräutlichen Schmuck mich um-

fassen mich, greifen mit grausamer Hand?
Lächelnde Priesterin, Liebe gebeissen,
Durst' es mich schon Deinen Armen entreissen,
Schleudernd mich rauh auf den felsigen Strand?

Wo ist ein Trost, der Verlassenen bliebe,
Balsam, zu heilen verrathene Liebe?
Thränen um Todte sind labend und mild;
Wär' er im heiligen Krieg mir genommen,
Heiland für Dich, so war meinem frommen
Stillen Gebete erhalten sein Bild;
Dir als ein Opfer dann wär' er gestorben,
Und Deine Gnad' hätte ich auch erworben,
Wenn ich den Schmerz in dunkler Nacht
Dir als Opfer dargebracht. —

Ach, nicht glückseliger Liebes Schmerz
Schwellt der Verlassenen des Herz,
Nicht fließt meine Thräne, um die ich bat, —
Bitter, o bitter ist Seelenverrath! —

(Die Sonne geht auf.)

Morgenlicht, Morgenlicht, steigst Du empor,
Feurig und flammend den Vater zu preisen?
Jubelst Du, munterer Vögelchor?
Wehe! Mir klingen wie Hohn Deine Weisen!
Grünende Büsche, ich sehe Euch grau,
Fahl seh' ich Dich, o Du himmlisches Blau!

— Ach mich Verwandelte,
Grausam Mißhandelte,
Schütze mich, Mutter der Gnaden!
(Sie wirft sich vor einem Madonnenbilde hin.)

Zweite Scene.

Hedwig. Nonnenschor, (in die Kirche gehend.)

Chor der Nonnen:
O sanctissima,
O piissima,
Duleis virgo Maria!

Hedwig, (sich erhebend und der Abtiffin
an die Brust eilend.)

Ach, Mutter, sieh' mich einsam und allein,
Ach, Mutter, laß Dein Kind, Dein Kind mich
sein!

Beschlossen ist mein Lebenslauf,
In Eurem Kreis, o Schwestern, nehmt mich auf!
Abtiffin.

Gott fügte in der Menschen Loos den Schmerz,

Daß nicht zu sehr am Leben häng' ihr Herz,
Daß freudig sie, wenn einst ihr Stündlein naht,
Hinwandeln auf dem letzten Pfad.

Und wen das Leben traf mit harter Hand,
Wem seine Freuden es zerstört, zerschlagen,
Der fasse gläubig Gottes Vaterhand,
Dann enden und verstummen seine Klagen. —

! Bist Du als Gottes Werkzeug fest gesinnt,
Dann komm zu uns, gequältes Menschenkind,
Hab Deinen Sinn allein auf ihn gestellt,
Ihu von Dir jede Eitelkeit der Welt,
Der Schleier decke Deine Reize zu,

(hängt ihren Schleier Hedwig um.)
Als Himmelsbraut gehörst dem Heiland Du.
Er wird an seine Seite Dich erheben,
Daß klar Du siehst in's nicht'ge Menschen-

leben.
Vollende Dein Gebet nun! Alle Schmerzen
Nimm Dir die Gnadenmutter aus dem Herzen,
Dann folge uns, befreit von Pein,
Und sei mein Kind, ich will Dir Mutter sein.

(Hedwig kniet nieder vor dem Madonnenbilde nieder.)

Chor der Nonnen, (abgehend.)

Mater amata,
Intemerata,
Ora, ora pro nobis!

Dritte Scene.

Hedwig. Antonio. Haidie. (treten auf.)

Antonio.

Hörst Du des Rheines Woge rauschen?
Der Kahn liegt in der Uferbucht;
Nicht seinem Unmuth sollst Du fern lauschen,
Es rette uns vor ihm die Flucht!
Ein böser Geist, der lange in ihm schlief,
Ist wach, seit Manfred ihn zum Zweikampf rief.

Haidie.

Ja, laß uns flieh'n! Vor Roderich's Blick
Bangt mir, ich beb' an seiner Seite,
Freund, laß mich theilen Dein Geschick,
Führ' mich hinaus in die fröhliche Weite!
Lebt wohl, ihr kalten Mauern,
Ihr lagt so schwer auf mir.
Soll ich bei ihm vertrauern?
Nein Freund, ich folge Dir!
Nach unfrem schönen Süden,
Wo heller der Himmel und süßer die Lust,
Folg' ich Dir nun und schlürfe Frieden
Und seliges Leben an Deiner Brust!

Antonio.

So komm, Geliebte,
Und sei hinfort mein Weib!
(Sie steigen in den Kahn.)

Vierte Scene.

Hedwig, Kuno und Ritter (treten auf.)

Hedwig (aufförend.)

Ha, Kuno, Du? — Was mußt' ich hören,
Als ich in frommer Andacht hier gekniet! —
Die Roderich wußt' zu beihören,
Verräth ihn jetzt. Schau hin, sie flieht!

Kuno.

Weh der Verrätherin! Wehe der Schlange!
(Wach ab mit den Rittern, Hedwig folgt ihm.)

Fünfte Scene.

Hedwig, Manfred und Roderich (treten von verschiedenen Seiten auf, nachher Hedwig.)

Manfred.

Allein komm' ich und treff' auch Dich allein,
Mein Ritter eilte vor. Ich seh' ihn nicht.
So mag Gott, der Gerechte, Zeuge sein,
Tritt her, so theilen gleich wir Lust und Licht.
Ehrlich sei unser Kampf. Im Gottesrecht
Soll es beweisen Dir mein gutes Schwert,
Daß Du unedler That Dich hast erfrecht
Und Deinen Ritternamen schänd' entehrt. —
— So zieh' und wehr' Dich, ehelos falscher
Knecht!

Roderich.

Die Schande trag' ich nicht,
Wohlan, ich komme in's Gericht!
(fällt aus, läßt das Schwert aber wieder sinken.)

Manfred.

Ich seh' Dich zittern und schauern, —
Einst hat Dich Waffenruhm geschmückt, —
Was soll das Zaudern?
Das Schwert ist gezückt; —
Scheu'st Du das Gottesrecht,
Bist Du so feig als schlecht?

Roderich.

Ha! Mir das? Gott woll' uns gnädig sein!
So wehr' Dich! Wehre Dich!
(Sie fechten.)

Sechste Scene.

Die Vorigen, Hedwig, Abtissin und Nonnen.

Hedwig: (Die Nonnen folgen ihr und bilden einen Halbkreis zur Linken.)

Haltet ein!

Soll Bruderblut hier fließen?
Sich häufen Schand' auf Schande?
Soll nie uns mehr umschließen
Geschwisterliche Bande?
Des Vaters denkt im Grabe,
Könnt Ihr den Namen schänden?
Senkt nieder eure Schwerter
Und laßt den Kampf mich enden!
Du Roderich, wolltest mein Leben
Versüßen, Du hast es vergällt,
Doch hab' ich Dir vergeben,
Das Kloster ist jetzt meine Welt.
Dort ist jetzt meine Heimath,
D horcht! Mein Glocklein tönt,
So reicht mir eure Hände
Und seid vor Gott versöhnt!

Manfred.

Soll er die Schmach nicht büßen,
Die er Dir angethan?

Roderich, (niederknien.)

Hedwig, zu Deinen Füßen,
D sieh mich gnädig an!

Hedwig.

Beschlossen ist mein Leben,
Entsagt hab' ich der Welt,
Roderich, Dir ist vergeben,
Gott hab' ich mich gesellt.

Roderich.

Hedwig hat mir verziehen,
D Bruder, Bruder, verzeih'
Auch Du mir. Laß uns knien
Und Frieden schließen!

Manfred.

Es sei!
(Alle drei knien.)

Hedwig.

O Vater! Vom Himmel schau nieder
Auf Deine Kinder voll Huld!
Sie beten in Eintracht wieder:
Vergib uns unsre Schuld!

Chor der Nonnen.

Ora, ora pro nobis!

Hedwig.

O Roderich, was Du an mir verbrochen,
Von eitter Schönheit Reiz bethört,
Der Himmel hat an Dir es schon gerochen,
Dein Liebesglück, — es ist zerstört!

Roderich.

Hedwig, Hedwig, was ist gescheh'n?
Du bebst? — O sprich, erhör' mein Fleh'n!

Hedwig.

Nur schwer entringt das Wort sich meinem
Mund,
Dort kommt der Ritter. Er mach' Dir's kund!

Siebente Scene.

Die Vorigen, Kuno und Ritter, (die sich zur Rechten
im Halbkreise aufstellen.)

Manfred. (zu Kuno.)

Nicht Kampf hat die Zwietracht entschieden,
Hedwig, die froh des Werkes weint,
Ihr Friedensruf schuf Frieden,
Neu sind wir als Brüder vereint!

Kuno.

Ihr seid versöhnt, versöhnt durch sie?
Das ist ein Werk, das Gottes Segen fröne!
O niemals wieder möge Haß und Hader, nie

— o nie
Entzweien eines Vaters Söhne!
Du, Roderich, höre nun und trag es stark
Als Deiner Thaten gottverhängten Lohn:
Dein Weib hat Dich verrathen,
Antonio's Lockung folgend,
Ist sie mit ihm entflohn!

Roderich.

Heiliger Gott, Dein Werk,
Ich beuge mich Deiner Hand.

Kuno.

Mit meinen Freunden erblickt' ich
Das Schiff der Flücht'gen von fern,
Rasch hatten ein Boot wir bestiegen,
Die Ritter folgten mir gern.
Und da wir die Schnellen des Stromes
Benutzten, erreichten wir bald
Den Räuber und stürzten uns auf ihn
Mit Rächerwuth und Gewalt.
Antonio wehrte sich männlich
Dann sank er hin in seinem Blut,
Da warf sich Haide in die Wogen
Und es riß auf den Grund sie die Fluth!

Roderich.

Vater, ich beuge mich Deiner Hand,
Dein Gericht hab' ich erkannt.

Manfred.

Roderich, mein Bruder, komm, o komm zu mir,
Die Deinen Blick getrübt, die Schatten sinken
nieder,

Die Hand des Bruders biet' ich Dir,
O komm, sei ganz, sei ganz mein Bruder wieder!

(Die Brüder umarmen sich.)

Hedwig.

Und wieder Eure Schwester laßt mich sein,
Wie einst in unserer Kindheit schönen Tagen,
Die Himmelsbraut darf liebend sich euch weih'n,
Für seine Huld Gott mit Euch Dank zu sagen!

Abtissin.

Sein starker Arm war nah Euch diese Stunde,
Und seinen Segen gibt er Eurem Bunde!
Ob' Hedwig zieht in uns're stillen Hallen,
Hat Gott das schönste Werk durch sie vollbracht,
Er gab Euch Frieden,
Groß ist Gottes Macht,
Sein Haus kann nicht vergeh'n,
In Ehren wird's besteh'n,
Wenn alles Menschenwerk in Staub zerfallen.

Kuno.

Das Rächeramt nahm Gott in seine Hände,
Und was er thut, führt herrlich er zu Ende,
In sein Gericht soll ihm der Mensch nicht fallen,
Was Gott vollbringt, nur das ist gut vollbracht.
Er hat gerichtet,
Groß ist Gottes Macht,
Sein Haus kann nicht vergeh'n,
In Ehren wird's besteh'n,
Wenn alles Menschenwerk in Staub zerfallen.

Wechselgesang beider Chöre.

Chor der Ritter.

Gott hat gerichtet!

Chor der Nonnen.

Gott gab Euch Frieden!

Beide Chöre.

Groß ist Gottes Macht,
Sein Haus kann nicht vergeh'n,
In Ehren wird's besteh'n,
Wenn alles Menschenwerk in Staub zerfallen.

(Hedwig, die Brüder, Abtissin und Kuno haben sich zu
einem angemessenen Bilde gruppiert, während der Vorhang
fällt.)

Der Nimmersatt.

Holländisches Märchen von W. Herchenbach.

In Holland lebte ein Bauer, der war nie zufrieden, wie reich auch die Erndte ausfallen mochte. Immer dachte er, es hätte doch noch mehr sein können, und er grämte sich stets, wenn er sah, daß es einem Nachbarn gut ging, darum mochte ihn Niemand leiden im ganzen Lande, und Jedermann nannte ihn nur den „Nimmersatt.“

Da geschah es eines Tages, daß Nimmersatt im Felde Gerste mähte und mit dem Sichte beinahe ein Lerchennest, auf dem die Mutter brütend saß, entzwei gehauen hätte. O weh, sprach die Lerche, nun ist alle Lust des Lebens dahin, wenn du dich meiner und meiner Eier nicht erbarmst. Ich bitte dich, lasse mich leben und trage mich mit dem Neste in jenen Busch dort.

Nimmersatt scheerte sich nun außerordentlich wenig um das Leben einer Lerche und es hätte ihm eben nicht viel Ueberwindung gekostet, sie mit seinen dicken Schuhen zu zertreten, aber er rechnete so: Eine Lerche, welche, wie ein Mensch, sprechen kann, ist ein gar absonderlicher Vogel, und es müßte sonderbar zugehen, wenn ich daraus nicht meinen Nutzen ziehen könnte. „Mein liebes Lerchlein,“ sprach er also, „umsonst ist der Tod, und der eigentlich nicht einmal, weil er das Leben kostet; so du mir also mit gutem Werk erkenntlich sein willst, so magst du leben und ich will dich behutsam in jenes Gebüsch tragen.“

Da war die Lerche froh und zwitscherte: Wohl will ich dir erkenntlich sein mit gutem Werk, sage nur, was du von mir verlangst, es soll gewährt werden; nur Eines muß ich dir sagen: Gold und Gut zu geben steht nicht in meiner Macht.

„Kannst du nicht Geld und Gut geben, so sind deine Worte eitel Prahlerei,“ sprach der Bauer, „denn darnach steht mein ganzes Sinnen und Denken von Jugend auf.“

Sei versichert, zwitscherte traurig die Lerche, daß du alles andre von mir erhalten kannst. Ach, tödte mich nicht!

„So will ich nach Hause gehen und mit meiner Frau Rath nehmen, was ich von dir fordern soll,“ sprach der Bauer, schwang das Sichte auf die Schulter und eilte von dannen.

Als er nun seiner Frau, die nicht weniger nimmersatt war, als er selbst, die Geschichte von der Lerche erzählt hatte, da rieb sich diese vergnügt die Hände und schmunzelte: Gute Gedanken kommen am besten über Nacht. Laß uns die Sache beschlafen und dann morgen der Lerche unsere Forderung stellen.

Sie legten sich darauf zu Bette, ein jedes in seine Gedanken versunken, wie der armen Lerche am meisten auszupressen sei. Der Nimmersatt that kein Auge zu und quälte sich derart mit Nachdenken ab, daß ihm der Schweiß von der Stirne lief, aber jedesmal, wenn er einen glücklichen Einfall hatte, dann mußte er denselben wieder verwerfen, weil es am Ende doch immer auf Geld und Gut hinaus lief. Seine Frau aber, eine recht dicke, feiste Holländerin, konnte sich nicht sehr lange des Schlafes erwehren; während ihr Mann sich mit dem Bettlaken unter schweren Seufzern den Schweiß von der Stirne wischte, schnarchte sie laut, und dieses trug nicht wenig dazu bei, seine Ideen zu verwirren. Mißmuthig stieß er ihr mit der Faust in die Seite und sprach: „Ich sehe wohl, daß dir wenig an unserer Zukunft liegt; kannst du dir nicht eine Stunde lang den Schlaf vom Leibe halten, um unser Glück zu erdenken?“

O, ich denke schon gab sie im Schlafe zur Antwort, und schnarchte weiter.

Als nun die Sonne zum Fenster herein schien, da sprang der Bauer aus dem Bette und war um kein Haar klüger, als am Abend vorher. Seine Frau aber fragte ihn: Nun, was wirst du bei der Lerche ausbitten?

„Dieses Fell,“ gab er zur Antwort, „hast du mir nicht mit deinem abscheulichen Schnarchen alle Gedanken zu Schanden gemacht?“

„Hm,“ sprach sie himwieder, ein gesunder Schlaf und gutes Essen und Trinken halten Leib und Seele zusammen, und mir ist es allemal so, daß mir die besten Gedanken im Schlafe kommen. „Nun Alte,“ sprach der Bauer höhnisch, „so hast du wohl sicherlich heute Nacht den besten Gedanken von deinem ganzen Leben gehabt.“

So scheint es mir auch, entgegnete sie, denn alles was wir wünschen können, ist immer

Geld und Gut, darum verlegte ich mich auf's Träumen, weil ich schon oft gehört hatte, daß die Gelehrten eine Sache, die sie im wachen Zustande durchaus nicht 'raus kriegen konnten, im Traume von selbst fanden. So hat es auch mir gegangen: Ich träumte nämlich, wir sollten uns ein Sonntagskind wünschen, denn alles, was dieses begänne, würde zum Besten ausschlagen und uns in kurzem zu reichen Leuten machen.

„Zum Teufel ja,“ antwortete der Bauer, „wie ist es möglich, daß ich nicht darauf gekommen bin; hat mir meine Großmutter doch auch von solchen Sonntagskindern erzählt, welche die Leute zu Millionären gemacht haben. So wollen wir denn ein Sonntagskind in unser Haus wünschen, aber es muß kein eigenes Kind sein, denn außerdem, daß eigene Kinder den Eltern viel Verdruß machen, kosten sie auch schrecklich viel Geld und wenn sie größer sind und einen eigenen Hausstand gründen, dann wollen sie ihr Erbtheil haben, und die armen Eltern haben das leere Nachsehen.“

Die Frau hätte nun freilich viel lieber ein eigenes Kind gehabt, als ein fremdes, aber sie wußte wohl, daß ihr Mann, wenn er sich einmal eine Sache in den Kopf gesetzt hatte, niemals nachgab, darum nickte sie mit dem Kopfe, holte das Stofje mit den glühenden Kohlen, um den Thee zu wärmen und that nur dann und wann eine leise Seitenfrage in Bezug auf ein eignes Kind, auf welche der Nimmersatt keine Antwort gab. Er war so voll von dem Sonntagskinde, daß er dem Frühstücke bei Weitem nicht die gewohnte Achtung erwies, und weder auf die gerösteten Brodrinden, noch auf den süßen Rahm und die gelben Käseschnitten besondere Aufmerksamkeit verwendete. Ein paar hastige Schlucke Thee, dann warf er das Sicht auf die Schulter und eilte zu dem Gerstenfelde.

Nun, hast du dich besonnen? zwitscherte ihm die Lerche etwas ängstlich entgegen.

„Ja,“ antwortete Nimmersatt, „ich will ein Sonntagskind haben, dem alles gelingt, was es anfängt.“

So trage mich mit dem Neste nur schnell in das Gebüsch, denn über ein Jahr soll der Storch deiner Frau ein Knäblein unter der Frühmesse bringen, das ein richtiges Sonntagskind sei, und dem alles gelingen wird, was es beginnt.

„Hm,“ sprach der Nimmersatt, und fragte sich dabei hinter den Ohren, „hm, wäre schon recht schön, aber meine Frau versteht die Kinderzucht nicht, und da wäre mir doch lieber ein fremdes Kind, über das man sich nicht so

viel ärgert, und das später nicht kommt, um sein Erbtheil zu verlangen.“

Das ist ein etwas vermessner Wunsch, zwitscherte die Lerche, aber ihr Menschen sagt: Versprechen bringt Schuld, und ich gehöre nicht zu denen, welche leichtsinnig ihr Wort brechen. Wenn du am Abend nach Hause kommst, soll das Sonntagskind vor deiner Thüre stehen.

„Ist das sicher und wahrhaftig wahr?“

Sicher und wahrhaftig! zwitscherte das Vöglein.

Da packte der Nimmersatt vorsichtig das Nest auf, trug es in den bezeichneten Busch, und fuhr mit frohem Herzen fort, seine Gerste zu schneiden. Als er am Abend damit fertig war und seinem Hause zuwandelte, fand er an seiner Thür ein Kind, dessen Stirne leuchtete, wie das bei den Sonntagskindern stets der Fall ist. Es hob seine Händchen weinend zu Nimmersatt und sprach: Habt Erbarmen, lieber Mann und nehmt mich in euer Haus auf. Ihr werdet Gotteslohn davon haben, denn ich bin arm und verlassen, und kein Mensch will mich bei sich leiden, weil ich so gar schwach bin und nicht zugreifen und arbeiten kann, wie die starken Bursche.

„Wo soll aber der Gotteslohn herkommen, mein Vöglein, wenn du nicht rüstig schaffen und wirthschaften kannst?“ fragte Nimmersatt.

Nun, ich werde ja für euch und eure Frau alle Tage beten, daß es euch beiden wohlgehe, und das bißchen Essen und Trinken kann ich wohl als euer Schafhirt verdienen.

Nimmersatt merkte wohl an Allem, daß der Knabe das ihm versprochene Sonntagskind sei, darum sprach er: „Sieh Bub, ich habe ein weiches Herz und kann nicht gut etwas abschlagen, darum magst du nur immer herein kommen und bei mir bleiben, obschon ich fürchte, daß es mit dem Schafehüten nicht viel geben wird.“

So traten sie denn ein. Zwar machte die Frau, als sie den etwas zerlumpten Knaben sah und hörte, daß er im Hause bleiben sollte, eben kein freundliches Gesicht; als ihr aber der Bauer zuzischelte, daß es das Sonntagskind sei, da nahm sie ihn freundlich bei der Hand, holte gleich ein paar warme Semmel beim Bäcker und strich ihm gar freundlich die Backen.

Am andern Morgen zog der kleine Ferdinand mit den Schafen an den Abhang des Berges, wo dem Nimmersatt vor einem Jahre der Wolf drei schöne Schafe geholt hatte. Dort, dachte der schlaue Bauer, kann ich gleich

seine Kraft erproben. Aus Vorsicht aber verbarg er sich mit der geladenen Flinte in der Nähe, um gleich bei der Hand zu sein, wenn seine Kraft etwa nicht weiter reiche, als die eines jedem andern Kindes.

Ferdinand setzte sich mitten unter die Schafe und lugte fleißig umher, ob der Heerde auch etwa Gefahr drohe. Es dauerte nicht gar lange, so kam wirklich der Wolf dahergestürzt. Nimmersatt legte den Finger an den Drücker und begann scharf zu zielen. Ferdinand aber stand auf, ging dem Wolfe unerschrocken entgegen und drohte ihm mit dem Finger. Kaum wurde das Thier des kleinen Hirten ansichtig, so stieß es ein wildes Geheul aus und kehrte in den Wald zurück.

Die erste Probe ist gut ausgefallen, sagte der Nimmersatt zu seiner Frau, als er ihr den Vorfall erzählt hatte.

Von jenem Tage an kam ein beispielloses Glück unter die Heerde, sie vermehrte sich erstaunlich, nie kam eine Krankheit oder ein Sterben unter sie, und die Wolle war von einer solchen Vortrefflichkeit, daß der Nimmersatt weit und breit berühmt wurde.

Das hatte ein Jahr so fortgegangen; Ferdinand war noch immer klein und schwächlich, sah auch noch immer ziemlich zerlumpt aus, denn die Bäuerin gab ihm in ihrem Geize weder vollauf zu essen, noch ordentliche und warme Kleidung. Die verschlissenen Hosen und Röcke ihres Mannes hielt sie immer noch für zu werth für das Kind, das ihnen so viel Glück in's Haus brachte.

Nimmersatt aber meinte, es sei eigentlich kaum der Mühe werth, was Ferdinand schaffe, und, beim Lichte besehen, verdiene er kaum das Brod, welches er esse. Wollte man warten, bis er ordentliche Arbeitsknochen habe, so könne man dabei ein armer Mann werden; er solle mit hinaus und auf dem Felde schaffen helfen.

So geschah es denn auch, und es war zum Verwundern, wie reich die Erndte in diesem Jahre ausfiel: die Scheunen reichten gar nicht mehr, man mußte die Früchte in hohen Barnen um das Haus herum aufstellen, und war doch bei den Nachbarn weit und breit im Lande eine totale Mißerndte gewesen.

Die Bauern schüttelten mit den Köpfen und sagten: der Nimmersatt ist wahrlich mit dem Helme geboren! Keiner aber dachte daran, daß der kleine, schwächliche Ferdinand die Ursache von all dem Glücke und Reichthum sei; und dieser selber schien es ebensowenig zu wissen.

Nun ging aber dem Nimmersatt das Reichwerden zu langsam, und er dachte, ein rechtes Sonntagskind müsse in einem Tage fertig bringen, wozu der Ferdinand Jahre gebrauche.

Eines Mittags, da er eben vor seiner Hausthüre saß und über den Kanal schaute, auf welchem die Treckschuiten hinauf und hinunter fahren, da ward ihm die heiße Mittagssonne lästig, und er fluchte gotteslästerlich, daß so ein armer Bauer doch nie seines Lebens froh werden könne. „Höre,“ sprach er zu Ferdinand, „du bist ein Faulenzger und Thunichtgut und schaffst nichts Rechtes. Morgen Mittag muß hier vor der Hausthüre ein großer schattiger Park mit allerlei seltenen Bäumen und Pflanzen sein. Und hier zu meiner Füßen muß aus einem Marmorbecken, in dem Gold- und Silberfische schwimmen, ein Springquell emporsprudeln. Mache, daß bis Morgen Alles hübsch in Ordnung ist, sonst sind wir geschiedene Leute, und du magst dein Brod anderswo suchen.“

Da hob Ferdinand an zu weinen und sprach: „O mein lieber Herr, wie mögt ihr solche Dinge von mir verlangen, die doch nicht in meiner Macht stehen?“

„Nicht in deiner Macht stehen?“ polterte Nimmersatt. „Wozu bist du denn ein Sonntagskind? Was ich gesagt habe, dabei bleibt es, und nun kein Wort mehr!“

Ferdinand wußte wohl, daß er keinen Park schaffen konnte, darum war er sehr traurig und rührte das Abendessen nicht an. Die ganze Nacht verbrachte er mit Seufzen und Beten, und als ihm die Frau am andern Morgen ein Butterbrod reichte, da steckte er es in seine Tasche, denn er vermochte vor Leid keinen Bissen herunter zu bringen. Er ging dann hinaus an seine Feldarbeit, immer darüber nachsinnend, was er anfangen würde, wenn der Nimmersatt ihn von Haus und Hof fortjage. Endlich aber kam Trost in sein Herz und er setzte sich auf einen Felsen, um sein Butterbrod zu verzehren.

Da kam ein altes Weiblein auf ihn zu, das hustete und wehlagte: O wie mich hungert! O wie mich hungert!

Ferdinand war nun auch sehr, sehr hungrig, aber dennoch gab er sein Brod hin und sprach: Laßt es euch wohlschmecken, liebe Frau! Sie setzte sich neben ihn und aß mit großem Appetite. Auf ihren Schooß aber floh eine Lerche, die pickte die Krümchen auf, welche das Weiblein fallen ließ. Als sie gegessen hatte, sah sie Ferdinand dankbar an und sprach:

Warum hast du dich die ganze Nacht und den halben Morgen so gequält, mein Kind?

Ach, seufzte da Ferdinand, und wieder schossen ihm die Thränen in die Augen; ich soll bis heute Mittag dem Nimmersatt einen großen, schönen Park schaffen, oder weggejagt werden.

Wenn's weiter nichts ist, tröstete das Weiblein, so laß dir keine grauen Haare wachsen. Nimm dies Stäbchen und stoße damit an dem Ort, wo ein Baum oder ein Strauch stehen soll, in die Erde, so wird sich alles schon von selbst gestalten.

Ferdinand eilte schnellen Schrittes nach Hause und that, wie ihm die gute Alte geheißen. Er traute seinen Augen nicht, als ein Baum nach dem andern in die Höhe schoß und weit umher seinen kühlenden Schatten verbreitete. In kurzer Zeit stand der Park fertig und nur noch der Springquell und das Marmorbecken mit den Goldfischen fehlte; aber es nabte auch die Stunde des Mittags und doch mochte er mit dem Stäbchen an dem bezeichneten Orte noch so oft in die Erde stecken, es sprang kein Wasser empor. Da stand er denn rathlos und eine heiße Thräne fiel vor ihm auf den Sand. Kaum aber hatte diese den Boden berührt, so sprang ein hoher Wasserstrahl empor und plätscherte in ein Marmorbecken nieder, in dem es von Gold- und Silberfischen wimmelte.

In diesem Augenblicke trat Nimmersatt in den Park und über sah Alles mit einem flüchtigen Blicke.

„Si,“ sprach er, „wußte ich doch, daß deine Weigerung dummer Schnickschnack war. Wärest du aber ein rechtes Sonntagskind, so hättest du Bänke und Stühle in den Lauben und um den Springbrunnen nicht so leichtsinniger Weise vergessen.“

Am andern Tage deutete dem Nimmersatt sein Park eine armselige Lumperei und das einfache Bauernhaus daneben kam ihm ganz lächerlich vor, darum sprach er zu Ferdinand: „Was soll ich mit einem Park ohne Schloß? Schaff, daß morgen Mittag die elende Baracke ein stattliches Schloß ist, wie des Königs Schloß in 's Gravenhage und vergiß mir die Möbel nicht, wie heute Stühle und Bänke.“

Da fiel Ferdinand vor ihm nieder und flehte: Ach, Herr, wie mögt ihr Dinae von mir verlangen, die nur Gott verrichten kann?

„Schnickschnack!“ sprach Nimmersatt, „schaff' oder —“

Das war nun wieder eine harte Nacht für Ferdinand, er that kein Auge zu und ging

am andern Morgen abermals hungrig in's Feld. Die Sonne brannte schon früh und die Augen fielen ihm vor Mattigkeit zu, wie sehr er sich auch dagegen wehren mochte. Endlich hielt er es nicht mehr aus, sondern legte sich in den Schatten des naben Busches.

Da trat ein krummes Männchen zu ihm und sagte: Ich möchte gern schlafen und muß doch meine Hühner hüten, daß sie der Habicht nicht bolt. Da, nimm den Stecken und wehre dem Raubvogel!

Wie schwer wurde dem Ferdinand das Wachen, dennoch stand er auf und hütete die Hühner, die plötzlich um ihn herum hüpfen, so daß der in den Lüften kreisende Habicht nicht herabzuschließen wagte.

Da es nun bald Mittag war, trat das Männlein zu ihm und fragte: Warum bist du so traurig?

Ferdinand erzählte, was der Nimmersatt von ihm beische. Da sprach das Männlein: Sei unbesümmert, nimm dieses Sandkorn, lege es in den Keller eures Hauses und das Weitere wird sich finden.

Ferdinand eilte voller Hoffnung nach Hause und that, wie ihm geheißen. Als er den Keller verließ, befand er sich auf breiten steinernen Treppen und als er hinaustrat, sah er, daß das Bauernhaus wirklich zu einem prachtvollen Schlosse geworden war, das von unten bis oben von Herrlichkeiten glitzerte und glänzte.

„Nicht übel!“ brummte Nimmersatt, „das Schloß ist in der That königlich und ohne Gleichen herrlich, aber wärest du ein rechtes Sonntagskind, so ständen in meinen Ställen arabische Hengste und in meinen Remisen goldene Wagen. Doch magst du das Versäumte nachholen. Sieh das Kornfeld hinter dem Schlosse, morgen um die Mittagszeit müssen die Körner in den Aehren gediegnes Gold sein. Schaffe das ohne Klage und Widerspruch!“

Herr, sprach Ferdinand, ich habe stets noch eurem Willen gethan und die himmlischen Mächte haben Erbarmen mit mir gehabt und mein Gebet erbört. Nun aber ist mein Muth dahin und ich wage nicht, von Neuem um unmbgliche Dinge zu beten.

„Willst du dich nicht morgen um die Mittagsstunde auch in diesem Stücke als Sonntagskind erweisen, so werde ich dich in den Wald jagen, und die Wölfe mögen dich fressen!“ donnerte Nimmersatt.

Ferdinand ging hinweg und nahm sich fest vor, seine Beschützer nicht um die Goldkörner zu bitten, aber er hatte doch eine solche

Furcht vor Nimmersatt, daß ihm die Thränen wider Willen kamen, und daß er unter Schluchzen und Seufzen die Nacht in seinem Kämmerlein verbrachte. Plötzlich stand ein leuchtendes Kind vor seinem Lager, das sprach: Weine nicht, Ferdinand, Nimmersatts Wunsch soll auch diesmal erfüllt werden. Nimm diese Büchse mit dem feinen Paradiesstaube, der von den Flügeln der Engel in die Kelche der Rosen gefallen ist. Morgen um die Mittagsstunde geh auf das Feld und streue den Staub über die Aehren, so werden die Fruchtkörner sich in Gold verwandeln.

Ferdinand nahm die Büchse; das Kind verschwand, und ein süßer Schlaf legte sich auf seine Augenlider. Am andern Mittag ging er mit der Büchse auf das Feld und that, wie ihm das leuchtende Kind geheißen. Sofort blühten in den Strahlen der Sonne die Millionen Goldkörner durch die Hülsen, worin sie saßen; und die Aehren wiegten sich schwer und schwankend auf den Stengeln.

Da schritt Nimmersatt daher, beugte eine Aehre zu sich herab, und da er sah, daß eitel Goldkörner in den Hülsen glänzten, da schmuntzelte er zufrieden, sprach aber mit zürnendem Antlitz zu Ferdinand: „Du hast freilich gethan, was ich dir befohlen, aber auch kein Haar

mehr. Wärest du ein rechtes Sonntagskind, so müßten auch die Halme und die Grammen golden sein. Doch, damit du ein rechtes Werk schaffest, an dem nichts auszusetzen, so mache bis morgen alles Land umher bis an das Meer und die Schweizerberge mir zinsbar, und ich will des Landes König sein bis in Ewigkeit.“

Da fiel Ferdinand vor Nimmersatt nieder, umfaßte seine Knie und flehte: Herr, versuchet Gott nicht!

„Schweig Bube,“ fluchte Nimmersatt, „thu, was ich dir sage oder ich jage dich mit sammt deinem Gott in Schmach und Schande.“

Kaum hatte Nimmersatt dies vermessene Wort gesprochen, so wurde der Springquell so hoch, wie die Kathedrale von Antwerpen und sein Wasser bildete einen weiten See, in welchem Park und Schloß versanken. Die Goldkörner aber fuhren wie scharfe Hagelkörner aus den Aehren und zerschlugen den Nimmersatt, daß er blutend von den Wassern des Sees verschlungen wurde.

Eine goldene Gondel aber hielt zu Ferdinands Füßen und trug ihn über den See hinüber auf eine ferne Insel, wo der ewige Frühling herrscht.

Frau Richmod von der Aducht.

Eine kölnische Sage von Fabricius.

Zu den vornehmsten Patrizierfamilien der heiligen Stadt Köln gehörten die „von der Aducht und von Lyskirchen.“ Die Ersteren wohnten am Neumarkte in einem prachtvollen Hause, auf welchem das Wappen derer von der Aducht, ein Papagey in Stein ausgehauen, weshalb auch das Haus im Munde des Volkes nur „zu den Papageyen“ genannt wurde.

Hier wohnte Herr Mengis von der Aducht, Mitglied des hohen Rathes, welcher im Jahre 1347 die Richmod aus dem Geschlechte derer von Lyskirchen geehlicht hatte und in schönster Eintracht mit ihr, der Mutter der Armen und Bedürftigen lebte. Bei allem Reichtum und Glück blieb doch Herr Mengis düster, denn sein schönster Wunsch, einen Erben seines Namens

und Vermögens zu haben, war leider nicht in Erfüllung gegangen.

Im Jahre 1357 wurde Köln von einer verärgerten Krankheit heimgesucht und auch Frau Richmodis von der Aducht ward davon ergriffen. Nach drei Tagen des schmerzvollsten Krankens lagers folgte Herr Mengis von einer großen Schaar seiner Mitbürger begleitet dem Sarge seiner theuren Gattin, welche in dem Apostelnstifte, wo sich die Aducht'sche Familiengruft befand, bestattet wurde. Die Leiche war, wie es in jener Zeit gebräuchlich, mit ihrem ganzen Schmucke an Gold und Diamanten in den Sarg gelegt worden, welcher Umstand dem Todtengräber nicht verborgen blieb.

Die Begier, sich dieser Kleinodien zu be-

meistern, spornete den Todtengräber zur bösen That an und bald hatte der Trunk die letzten Gewissensregungen erstickt, und noch am Tage der Beerdigung schlich er mit seinem Knechte um Mitternacht in die Stiftskirche und begann sein schauriges Werk.

Schon hatte er die Leiche ihres Schmuckes beraubt bis auf den Trauring, welcher nicht von dem Finger herunter wollte, der ihn seit 10 Jahren getragen. Ueber diesen wiederholten Versuch erwachte plötzlich Frau Richmod aus ihrem Todeschlummer und hob sich langsam im Sarge empor.

Der Todtengräber und sein Geselle stürzten im jähen Schrecken, Leuchte und Geräthschaften im Stiche lassend, aus der Kirche nach Hause.

Der Frau Richmod von der Aducht entging das Schreckliche ihrer Lage nicht. Hier half ihr ihre gewohnte Frömmigkeit! Im inbrünstigen Gebete bekam sie bald neue Kraft und schritt, so schnell es ihr die schwachen Kräfte erlaubten, die Treppe hinauf bis in die Kirche.

Nachdem sie nochmals vor dem Altar dankend niederkniet, entfernte sie sich und wankte ihrer Wohnung „zu den Papageien“ zu, welche in der unmittelbaren Nähe der Kirche gelegen. Erschöpft und zitternd vor Kälte pochte sie an dem Thore.

Herr Mengis welcher sich in tiefster Trauer um die verlorene Gattin schlaflos im Bette hin und herwälzte, schellte dem Gesinde, und befahl dem Knechte nachzusehen, wer noch bei so später Nachtzeit Einlaß begehre.

Der Knecht stürzte einige Minuten darauf todtenbleich in das Zimmer seines Gebieters mit der Botschaft „die Frau Richmod steht als Gespenst am Thore.“

Herr Mengis schallt ihn einen Thoren

und schickte den zitternden Diener zu Bette. Das Pochen an dem Thore wiederholte sich aber in einer Weise, daß Herr Mengis endlich unruhig ans Fenster trat und entsezt zurückfuhr, als die unten stehende Gestalt ihm mit wohlbekannter Stimme zurief: „Mengis, mein Herr und Gemal, öffne das Thor!“

Als er sich vom ersten Schrecken erholt und seine Fassung wiedergewonnen, eilte Herr Mengis ans Fenster zurück und rief herunter:

„So wenig meine Pferde aus dem Stalle hinauf auf den Söller rennen, bist du Betrüger mein ehelich Gemal!“

Noch hatte er die Worte nicht ausgesprochen, als schon die Pferde mit aller Hast die Treppe hinauf stürzten, dem Söller zu.

Nun blieb Herrn Mengis kein Zweifel mehr! Er stürzte in aller Hast die Treppe hinunter und nach wenigen Minuten hielt er die todtgeglaubte und vielbeweinte Gattin in seinen Armen.

Frau Richmod genas bald und lebte noch sieben Jahre in glücklicher Ehe mit ihrem Gatten, welchem sie drei Söhne gebar, die später ins Kloster gingen. Frau Richmod selbst blieb bis an ihr Ende 1364 stille, den größten Theil des Tages mit Andachtsübungen ausfüllend. Täglich ging sie in die Apostelnkirche, an ihrem Grabe zu beten, und webte in dankbarer Erinnerung ein großes, kostbares Fastentuch, welches noch heute in der Apostelnkirche aufbewahrt wird, wo sie neben ihrem Gatten ruht. Das Grab selbst verschwand bei dem Abbruche der Vorhalle im Jahre 1785, in welcher die ganze Begebenheit durch Wandgemälde dargestellt war.

Noch heute sieht man, zur Erinnerung an die Begebenheit, an einem Fenster des Söllers ein Paar hölzerne Pferde.

Pommerellische Sagen.

Mitgetheilt von W. Mannhardt.

4. Die Elbenhochzeit.

In Lichtenfeld wohnte ein Schuster, der arbeitete immer Tag und Nacht; so fleißig war er und alle Nachbarn hatten ihn gern. Da kam es denn auch, daß die kleinen Leuten

zu ihm Zutrauen faßten und mitten in seinem Stübchen ihre Wohnung aufschlugen. Ja allabendlich kamen sie hervor und gingen durch sein Haus hin und her. Einmal, als bei ihnen

gerade Hochzeit war, hielten sie sogar einen großen Umzug in Pracht und Herrlichkeit und saßen alle auf kleinen, kleinen Pferdchen, die waren so groß wie mein Zeigefinger. Sie jubelten die ganze Nacht durch bis zum ersten Hahnenschrei. Da verschwanden sie. Als nun der Schuster in der Frühe seine Stube fehrte

und den Mist von den kleinen Pferdchen über die Schwelle legte, siehe da waren es harte Klumpen und der Goldschmidt erkannte es für schönes, lauterer Gold. Er kaufte es ihm auch ab, und der Schuster bekam viel Geld und ward ein reicher Mann.

5. Der schlafende Hirt.

Als der Stangenwalder Hirt einst im Forst seine Schafe hütete, legte er sich auf einen heidnischen Begräbnishügel hin, um zu schlafen. Nachts aber trugen ihn Geisterhände

von seinem Ruheplage fort, und als er Morgens erwachte, fand er sich mehr denn hundert Schritte davon zu ebener Erde auf dem Rasen.

6. Die Hexe und ihre Tochter.

In Stangenwalde lebte einmal — nun ist das aber schon sehr lange her — eine feinalte Frau. Die hatte eine bildschöne Tochter mit einem Antlitz so roth wie Blut, und so weiß wie Milch. Da fehlte es denn nicht, daß viele junge Burschen um sie freiten. Allein sie mochte sie alle nicht, denn sie hatte den hübschen Förster im Dorfe sehr lieb, und als der endlich auch kam und fragte, ob sie seine Frau werden wollte, sagte sie freundlich ja, und der Pfarrer traute sie und die Hochzeit wurde gehalten, und sie lebten sehr glücklich. Das alte Weib aber, ihre Mutter, war eine Hexe und mochte vor lauter scheelem Neid das

Glück ihres Kindes nicht sehen. Darum suchte sie mit dem Förster Streit, und einstmals, als sie auf dem Felde waren, gerieth sie sogar in Aerger und ward so bitterböse, daß sie ihn und ihre Tochter boshaften Sinnes in Stein verwandelte. Dann ging sie mit verstocktem Herzen von dannen. Der Stein aber steht noch da und ich will ihn dir zeigen, wenn du hinkommst. Nur hüte dich ja ihn zu beschädigen und schlage mir kein Stück von ihm ab, sonst fließt Blut heraus und das Gras und die Erde werden roth, als wäre es von einem natürlichen Menschen.

7. Die wandelnden Urnen zu Prangschin.

In einem Hügel bei Prangschin fand man einst heidnische Todten-Urnen. Der damalige Gutsherr war ein edler Mann und ließ sie in der Familiengruft seines Hauses neben den Särgen seiner christlichen Vorfahren beisetzen. Sie hatten aber daselbst keine Ruhe und als man nach einiger Zeit einmal das Gewölbe öffnete, standen sie an der Thür, als wollten sie hinausgehen. Man nahm sie

fort und stellte sie ganz nach hinten an die Wand, aber bald waren sie zum zweiten Male von ihrem Plaze gerückt. Da schrieb der Gutsherr einige Zeichen und Worte auf einen Zettel und legte ihn neben die Todtenköpfe. Seit der Zeit bleiben sie ruhig und haben sich nicht mehr aus eigener Kraft von der Stelle bewegt.



Sas int.

Lith. Inst. von Arnz & Co in Düsseldorf

Schneekönigskinder.

Das Frühstück im Walde.
(Märchen von Leop. Schefer.)



Schneekönigskinder.

Ein deutsches Märchen in zwölf Gesängen von Leopold Schefer.

Motto:

Lacht! lacht laut nur, ihr Kinder! die Welt ist Euch nur noch Silber.
Kinder gelächter ist süß; doch heimliche Freude noch süßer!

Erster Gesang.

Das Frühstück im Walde.

Ringsum Frieden erfüllte die Welt; leis zogen die Wolken
Droben, die Bäcklein drunter; den Mund rings hielten die Winde,
Leis wuchs Gras und Saat und leis drin frochen die Würmchen
Jezo hinauf und jezo hinab von der Spitze des Kornhalms,
Als wär' alles zu Ende gethan, und keine der Mäuse
Hätt' ein Mäuschen zu säugen, und mehr kein Hühnchen zu brüten
Hätt' ein Huhn; dem erblässeten Vollmond stand der Verstand still,
Gleichwie der Sonne das Auge verstarret. Das machte der Frieden
Der einschläfernde, süße, im Arm sein Weib, die Gewohnheit.
Kaum ein Fuchs wo schaute zum Loche heraus — doch da war nichts
Irgend Verdächtiges früh, noch Verdächtiges spät wo zu wittern!
Nachts im Wald auf dem Baumsturz schlürfte die Gule; der Adler
Schweifte betrübt, doch bemüht, durch seinen verlorenen Himmel,
Einst sein Reich, bis darum ihn betrog schlaue Herr Schneekönig.

Da früh hatt' es gethaut und es funkelten Blumen und Büsche —
Da mit dem Wolf ging spürend der Bär im Walde nach Frühstück,
Wandelnd sprach er zum Wolfe: „Wer hier so schlendern uns sähe,
Könnte vermeinen, wir gingen nach Art unsinniger Leute
Hier spazieren! Doch wir Herrn Thiere, wir thun so von Kind auf
Nur aus nöthigem Ernst, was den Anderen glückliches Spiel scheint,
Unschuld liebe, die Zeit zu verflüchtigen. Närrischer Wahn das!
Mir heut kollert der Magen von Hunger noch. Aber da seh' ich
Treu von der Nase geführt, von Honige fließend den Baumstamm
Hier mit dem Loch' im Leib, das die Bienen zur Beute veredelt!
Hoch, hoch leben die Nasen!“ — so sprach er und rief zu den Bienen:
„Honigvögel, ihr kleinsten heraus! und grüßt Frau Königin schön mir!“
Und nun schmaust' er sich satt vom Winterbedarfe der Armen
Draus er sich Stücken gelangt, von den Bienen umschwärmt und gestochen,
Doch ganz süßlos vor Lust und vor Belz, und in jeglicher Lage
Eine gedeckete Jungfrauenhonigs-Scheibe, die zarte, die weiße,
Bis er und aß er im Gehr, daß der dustende Saft ihm behaglich
Leder vom Maul troff. Bald satt, bot er die Eine dem Wolf an.
Aber ihm dankte der Wolf mit verbindlichen Worten und sagte:
„Jeder hat seine so eigene Speise, die schmeckt ihm am besten!
So wird Alles gegessen, und Nichts bleibt übrig was Keinem
Süßer Genuß war — sei es die älteste Kaze dem Raben,
Oder der Kaze die Maus, und dem Hund der verscharrte Knochen,
Selber die Laus fräß gern noch den Bettler sich auf und die Kinder.“

Mir schmeckt, närrisch genug: Reh! . . . jung-süßfleischiges Lämmchen —
Selbst das Zerreißen, es schmeckt mir besonders, das weist du von dir schon!
Tag und Nacht nachtrotteln dem Wild, das ich ruhig ermüde.
Kein so Erbärmlicher als ein Hungriger! Nichts ist er, gar nichts;
Aber was wird ein Satter sogleich! Das gewahr' ich an Dir, Bär!
Aber du hörst nicht, Better! Du leckst nur denkend das Maul stumm.
Wovon sollen wir reden? Es spricht ein Jeder am liebsten
Und am weisesten von den ihm eignen, ihm geltenden Dingen;
Niemand gackert so klug wie die Henne, dem Küchlein Weisheit."

Und ihm bestätigte gnügvoll brummend die Rede der Bär so:
"Ja! nun bin ich ein Mann! ja ich seh' erst recht! und ich höre . . .
Höre da droben was lässeln und flüstern in Wipfeln — und seh' nichts,
Und doch klingt es so fein! Was mag das nur sein? O Wer wohl!
Wahrlich ich bin ein Bär, doch da mücht ich doch weinen! ich habe
Noch mein Lebtag nimmer geweint, denn Bären geziemt Stolz —
Und jetzt bin ich Verweiser des Reichs, da der König hinweg zog.
Doch wer weint, der wird ein Kind, und wär er der Tiger."

Und leis sagt' ihm der Better: „Da singt ein glücklicher Vater!
Singt ein glücklicher König — der Herr Schnee-König der Vögel
Aller, so viele die Lüfte beschweben, die Wolken besteigen,
Drunten die Wasser beschwimmen, das federnbelleidete Volk das
Selber der Sigal-schreienden Gänse und der schnatternden Enten;
Und voll sitzt ihm daheim der Ballast mit der Königin-Mutter
Voll Schnee-Prinzen und Schnee-Prinzessinnen, sorglos um Pathen,
Denn in unserem Volk und in seinem ist Laufen nicht Mode.“
Und in Gebrumme vertieft, sprach stuzend der Bär zu dem Wolf nur:
„König!“ — „J, ja,“ so erklärt ihm der Wolf: „Ja, so heißt er — so ist er's
Ueber den Schnee nur zuerst, den er wahrhaft weiß zu verkünden,
Und wer Ginz nur verkündigen kann, weiß Alles, vermeint man,
Wer nur klug ist in Einem, erscheint kein Dummer in Allem;
Wahn kommt Allen zu gut, und den Wahnenden selber am tollsten.
Scheust du dich nicht, nun so führ' ich dich zum Schneekönigspallaste!"

„Was man doch Alles erlebt, und was da die Sonne bescheinet,“
Sprach da der Bär zu sich selbst im Herzen, und trieb ihn begierig
Als Wegweiser voraus ihm zu gehn und folgte ihm zottelnd
Tiefer zu Wald, auf lieblich im Wandeln verwandeltem Teppich,
Welcher die Sonne — die Zweig' und Wipfel der wehenden Bäume
Hell durchscheinend — webte, so leis und leis ihn hinwegnahm
Um ihn schöner zu weben und Augenverblendender immer.
Endlich erschien ein Bach und dabei ein prächtiger Eichenbaum —
„Da ist des Herrn Schneekönigs Ballast und seiner Gemahlin,“
Flüsterte ehrfurchtleise der Wolf, stillstehend im Schatten.
„Das da: die Eiche nur?“ fragte der Bär. „Nein, rechts da, der Ast nur,“
Zeigte der Wolf. — „Wie, der Ast nur?“ staunte der Bär. Und der Wolf sprach:
„Nein, nur das Loch da im Ast.“ „Nur das Loch da?“ verstummte der Bär ganz
Nein, da das Nest nur im Loch, statt Kleiderschrank da das Säckchen
Nur an der Wand mit dem Schmuck und Kleidern zum Festtag.
Schadet das Etwas, Bär? Ist nicht dein Auge so klein auch
Und doch so kostbar, dir hochehrwürdig dem Wald ja dem Land gleich!“
— Redete zu dem Verstummen der Wolf — „und knieest du auch nicht
Nieder, als Bär nicht knieensgewohnt, noch Betens und Singens,
So wie im Dome der Eiche die Vögel dem Könige singen,
O so verneige dich doch, und sieh nicht hin; denn da kommen
Herr Schneekönig und Frau Schneekönigin, Futter im Schnabel

Um sich die Herrn Schneepriuzen und Schneepriuzeföhen zu äzen,
Die Hohheitöhen, die kleinen, den Aeltern lieb wie das Leben.
Wenn ich, der Wolf, dir das sage, so kann ein Bär mir es glauben —
Und „Vorsagen“ ist halb — und treu „Nachsagen“ das Ding ganz.
Guter, du brennst sie zu sehn, nachdem du das Zwitschern gehört hast,
Aber du mußt dich gedulden, bis Herr Schneekönig und seine
Frau Schneekönigin wieder hinaus nach Futter geflogen,
Sieh, und der König genießt ein Fliegenbeinchen sogar nicht,
Oder er schlürfte nur Wasser, bis Keines der Kinder mehr hungert.“

Also nahmen das Loch sie in Acht, wo das flaumige Nest stand
Voll Hohheitöhen, und gingen zurück in die Schatten des Waldes,
Legten sich hin und träumten. Der Bär fuhr aber vom Traum auf
Ruhlos bis den Pallast er gesehen und schlich andächtig sich nahe.
König und Königin waren da aus von den Priuzen geflogen
Und er reckte und streckte sich hoch und lang und ihm klopfte
Stark sein Herz, und er sah in das Nest und zählte darinnen
Fünf . . . Sechs Junge mit gelblichen Schnäbeln und Stoppeln zu Federn.
Fast vor Ohnmacht war er zurück in die Bache gesunken,
Doch der Enttäuschungsorn riß laut zu dem schmähenden Wort ihn:
„Ist das das Königshaus? . . . ein ganz elender Pallast das!
Ihr wärt Königskinder? — Ihr seid uneheliche Kinder!“

Ueber das ganz unerhörte noch Keinem verdienete Schmachwort
Fuhren die Kinderöhen wüthig empor und versielen in Krämpfe,
Als Schneepriuz' und Schneepriuzeföhinnen würdig sich fühlend.
Schnappend nach Athem saßen sie stumm mit den offenen Schnäbeln
Schlugen mit Flügelöhen, streckten die strampelnden Beinchen vor Jähorn,
Bis sich die Wuth durchtraß, wie das Feuer aus Stroh, in den Ausschrei:
„Nein! Nein! Nein! durchaus nicht! Wir sind eheliche Kinder!
Unsere Aeltern auch sind eheliche Leute, wie deine,
Bär! I, das kostet den Hals und den Kragen dich! Vater bezieht dich
Ueber und über mit Krieg. Wir beweinen voraus dir die Kinder.
Zittere! — — Das wird aus mit dir Kriegsanfänger gefochten!“

Bär und Wolf sah'n über das Wort sich an; und sie besiel Scham,
Furcht und Angst. „Vorauß zu tiefe, zu dumpfe Verehrung,
Bringt nur Schaden und Spott, dem Verspotteten gleich wie dem Spötter.“
Meinte der Wolf im Stillen, die Kinderöhen, stolzen, bedauernd.
Schweigend schlichen sie heim; in die Grube der Wolf, in die Höhle
Aber der Bär; da setzt er sich hin zur Frau und den Kindern,
Die er zu nöthigem Schutz vor der Frau auf die Kniee sich setzte.
Aber sie sah ein Leiden ihm an und höhnte den Armen:
„Hast du wieder was Dummes gemacht, wie man immer
Sich von dir es versteht? Wie er dasigt! beichte die Dummheit!“
Und er erzählt' ihr den Spuck, und sie schalt ihn weinend und lachend:
„Das thut niemals gut, mit gewaltigen Leuten verkehren,
Selbst mit dem Herrn Schneekönig nur auch, als dem winzigsten aller;
Dazu halt' ich mich klüglich zu gut, was man Weibern auch vorwirft:
Hoffarth, eiteles Wesen, und Stolz auf den Ring in der Nase.
Aber die Kinder — die ließ ich mir auch nicht schimpfen! du Grobian.
Geh' nur zur Kage! die Henne springt dir gerad' ins Gesicht, Mann,
Und kannst sagen von Glück, wenn du hier mit den Augen davon kommst!
Freundliche Weiber, sie werden sich Feind zum Schuze der Kinder,
Und ein Uebriges thun muß jeglicher Mann um das Weib ja!
Darum erwarte dir Krieg! schon hör' ich ihn schnickern, den Vater,
Her vom Weibe gesandt, nicht der Königin, sondern der Mutter!“

Zweiter Gesang.

Gegenseitiges Mißverständniß.

Als er so saß und seine bekümmerte Bärenseele
 Still sich besprach in der Noth und den Sorgen um sein Volk Thiere,
 Horch, da geschah ihm als schwirt' ein leichtes Lüftchen daher ihm;
 Und da er hinsah, war es der Herr Schneekönig, der draußen
 Auf ein Nestchen gesetzt, vor Zorn erst schnickerte, doch dann
 Grausam zu schimpfen begann nach winziger Leute Gewohnheit;
 Darauf sprach er zu seinem vor Angst andächtigen Hörer:
 „Bär! du Lump! du plumper Gesell! grobzungiges Großmaul!
 Falscher Verweiser des Reichs, den der König erwürgt, wenn er heimkehrt —
 Denn mir haben die Kinder erzählt, wie du tief sie verunehret
 Durch Lug, und Schandworte, zu arg, sie in Schnabel zu nehmen!
 Lobend schreien und lärmten sie fort, das Unglaublichste, Höchste
 Thun sie sich an und der Mutter und mir: sie versagen das Essen!
 Nicht ein Fliegengebein — und sollten sie eher verhungern —
 Schwören die Dingerchen fest, eh' von uns Aeltern zu nehmen,
 Eh' ich es aus mit dir, Bären, gemacht, daß sie ehrlichen Stamms sind.
 Blutigen Krieg drum sag' ich dir an und sämtlichen Thieren:
 Deinen gewaltigen Dchsen und Gseln und allem, was Vieh heißt,
 Ich dir in eigner Person, und meine Herolde im Land rings.
 Ich muß selbst schon kommen, damit du mir meinen Gesandten
 Nicht zerreihest und freißest, ja schlimmer, mit schändenden Worten
 Ihn nicht tödtest im Herzen — das könnt' ich ja nie dir vergeben!
 Ewige Feindschaft stiftestest zwischen den Deinen und Meinen, du Unbär!“

Gute Gedanken behauchen den Zornigen auch mit Verstande.
 Darum bedachte der Herr Schneekönig sich auch. Denn der Bär rief:
 „Komm doch herein in die Höhle zu mir, dein Lied mir zu singen!
 Frau und Kindern! Denn Viele zugleich ja vermögen das Eine
 Lied sich zu hören und sein sich zu freuen, als sängen es Tausend,
 Wenn es die Tausend hören, und wiederum, immer und immer.
 Und dein schöner Gesang nur lockte mich: auch dich zu sehen!
 Sey'n wir im Herzen uns Freund, auch wenn sich die Völker bekriegen,
 Denn wir bedürfen ja Einer den Anderen, wenn sie uns drängen.
 Komm' auf sichres Geleite, beschützt von meiner Bewundrung;
 Glaube mir, Ich bin kein Schneekönigsmörder, ich Bär ich.
 Niedlicher, Lieblicher, komm! Zum Krieg ist's immer zu früh! Komm,
 O du Winzigster aller der Könige zwar, doch der Süßte,
 Sieh', dein' warten die Kinder verlangend und sitzen wie Mäuschen!
 Hast du denn gar nichts, Frauchen, dem lieblichen Männchen zum Frühstück?“

Sie sprach: „Schweig! daß er singt! und Essen ja hat er zu Hause!“
 Und der Geschmeichelte flog ihm herein, und gerad' auf das Ohr ihm
 Setzt er sich. Aber der Bär bat, setze dich mir auf die Schnauze,
 Daß ich zugleich vor Augen Dich seh'! Nun beginne, wir schweigen;
 Schweigen wir hier in der Höhle, so schweigt rings draußen die Welt ganz.
 Und der Gefeierte hüpfte ihm vertrauend vom Ohr auf die Nase,
 Warf in die Federn sich, sang und schnickerte, daß ihm das Kehlschen
 Schwell und der Schnabel genug nicht Schönes zu sagen vermochte
 Draußen von Wald und Sonne, von Weib und lieblichen Kleinen,
 Und ihm selbst ward wohl, daß er gänzlich vergaß wo er saße
 Seinem geforderten Feind mit der schrecklichen Faust, auf der Nase.

Wie er so sang, daß die Höhle erscholl und dem Hörer die Ohren
 Gelsten, begehrte der Bär entzückt mit den leise gehobenen
 Tazen ihn sanft zu ergreifen, ihn sanft zu behauchen, zu küssen . . .
 Aber dem Herrn Schneekönig, Verrath und Tod sich vermuthend,
 Zitterten alle Gebeinchen und Federchen; und vor Entsetzen
 Fuhr ihm der Schrecken zum Leibe hinaus und dem Bär auf die Nase.
 Aber er selbst schoß schwirrend davon und hinaus zu der Höhle
 Gleich der geworfenen Ruß hinhuschend, unmerklich im Fluge.
 Aber beleidigt über das Mißtrauen mehr wie den Unglimpf
 Saß ein steinerner Bär jetzt da, ein edeler Dulder.
 Zornig wischte die Frau mit dem Aermel ihm weg die Besleckung,
 Küßte dem Manne das Haupt und droht' und schimpfte dem Schelm nach:
 „Wart du Schweinchen! du kleines, zum Glück! pipstimmiger Schreihals!
 Du Gelbschnabel noch nicht, Gelbschnäbelchen nur! O du kamest
 Nur aus Lücke herein, zur Verunehrung des Gemahls mir!
 Nun ist der König unvermeidlich! O Mann! Das sahen die Blinden!
 Denn hast du ihm die Rangen mit lustigen Worten behaucht kaum,
 O, so hat er dich selbst mit der schönsten That — dich belästert.
 Heilig berühmt er des Spugs sich, zu Schande dir (aber mehr noch ihm)
 Denn ein Kleiner berühmt sich mit Lust, was er Großen verübt hat —
 Und er berühmt sich gewiß — da verlacht man dich rings bei den Vögeln,
 Und bei unfrem Geschlecht. Nun gilt es um unsere Ehre!
 Denn ich nehme den Spott wie mir selber geschehen; was einem
 Manne geschieht, das geschieht zugleich auch seinem getreuen
 Weibe; so Ehre wie Schande, so Glück und Freude wie Unglück,
 Selbst fett Schwein im Haus, so wie drei Tag' Hunger und Kummer!
 Aber das beste von Allem erhalten die Kinder; das Böse
 Aber verschweigt noch den frohunnwissenden Kindern die Mutter.“

Also sprach und verrieth auch jetzt kein Wort sie den Kindern,
 Aber sie sahen die Mutter in Thränen und saßen und weinten.

Dritter Gesang.

Die Kriegserklärung.

Drauf in der heiligen Mittagsstunde, wo Wälder und Felder
 Schweigen von Vogelgesang; kein Haushahn kräht, kein Hühnchen
 Pippt, und die Sonn' auf dem Gipfel des Himmels schweigend sich ausruht,
 Kam Herr Fuchs und kam Frau Füchsin zur Höhle des Bären,
 Ihres Verwandten, geschlichen, den jetzt voll Nothe sie wußten.
 Er leis predigte ihr in das Ohr manch' listigen Anschlag,
 Vorschlag, Rath und Weise, um aus den erschrecklichen Zeiten
 Nutzen zu ziehen für sich und die Kinder; denn, wissen die Schelme:
 „Schlechte, die schlechteste Zeit ist wagenden Gaunern die beste.“
 Er schlich fast sich hinauf zum Lustloch über der Höhle,
 Jago das Horchloch ihm, bis die Zeit ihm erschiene zum Eintritt.
 Sie ging quer fürbaß an der Höhl', um gerufen zu werden.

Als ihr scholl „Frau Muhme! Gevatterin! hör' sie doch! Frau Göth!“
 Mengstlich heraus: „Wer besucht denn die Freund' in der Noth nicht?“
 Sprach sie: „ich stigte da draußen bedacht nur herum, um zu hören;
 Lügen und Falschheit muß man dem Freund nicht bringen, nur Wahrheit!
 Aber nun hab' ich mit Ohren gehört — ach, die Kriegeserklärung!
 Hört Ihr sie kommen? es schwirrt, es schreit! Gleich werden sie hier sein
 Euch zum Spott vor die Höhle genaht. Doch selber verborgen
 Darf man die eigene Schmach wohl hören! das stärkt nur die Rache!“

Und nun schwirrt es und rauscht es; dann laut trompetet es gräulich,
 Kinder und Volk zu versammeln — es war der Trompeter-Vogel
 Mit der Trompete, die schnarrend erklang, dann schrie es von allen
 Bäumen und Zweigen herab in die Höhle betäubenden Ausruf.
 Sperlinge mit Halskrausen geschmückt, vielfarbigen bunten
 Und auf dem Kopfe zum Fürchten bemalt hochspizige Mützen,
 (Selber den Kindern der Bären zu Freud', die der Vater bedrohte)
 Zeternten: „Auf! Krieg! Krieg ist beliebt von dem König der Vögel;
 „Drum auf! Alles was fliegt und Federn- und Schnabel-begabt lebt,
 „Was sich des Namens Vogel berühmt, bis zur Rüde herunter,
 „Und der bestachelten Biene, bis auf zu dem Uhu, dem Habicht,
 „Trapp' und Weihe, dem Schlangen- und Frösche-vertilgenden Störche,
 „Dem langbeinigen Kranich und Strauß — auf alle zum Kriege!
 „Weget die Schnäbel am Stein, spitzt euere Krallen zum Angriff
 „Gegen das Alles, was auf vier Beinen da wandelt und Thier sich
 „Rühmet zu sein! Auf, gegen die sämtlichen Ochsen der Erde,
 „Grunzende Schwein und Hirsche im Wald, sammt Böden und Ziegen,
 „Auf bis zu Gemsen der Aly, und die Dachs' und Füchs' in den Löchern
 „Bis zum tamperem Hamster im Bau und dem wühlenden Maulwurf,
 „Selber den Mäusen im Mausloch und langschwänzigen Ratten!
 „Aber vor allen vertilgt bei Gelegenheit sämtliche Katzen,
 „Unsern listigen Feind', Eichhörnchen und Marder, und war es
 „Möglich — den Menschen, den uns hartherzigsten grausamsten Urfeind.
 „Wißt ihr ja: Viererlei sind wir heiligen Erdenbewohner
 „Wir, wir Federthiere, begabt mit erhebenden Flügeln!
 „Dann Haarthiere; die feinen mit Wolle, die groben mit Borsten;
 „Schuppenthiere dann, „Fische“ genannt von dem Alles was lebet
 „Fressenden Menschen; er selber das nackende frostelnde Hausthier,
 „Welches von allem Gethiere die Kleider sich borgt, ja vom Brummbar,
 „Welcher geduldig, ja wärmend ihm schweigt auf dem Leibe — und Pelz heißt.
 „Auf! kraht Allen die Augen nur aus mit den Krallen! mit Schnäbeln
 „Hacket sie blind! denn die Feinde, die blind sind, sind die Verlorenen.
 „Habt ihr gehört? Nun so thut es! Nun frei ist die Kriegswuth —
 „Wer ein Häkchen gehabt auf den Andern, der räche sich frei jetzt!“

Also riefen und schwirren in's Land sie, bis Nacht es zu rufen;
 Schon ganzheiser an Stimme, doch froh: ein Schrecken zu künden.

Aber der Reichsverweser erblaffete ganz auf dem Rücken;
 Selber die Ohren, sie wurden ihm blaß und im Munde die Zunge,
 Und ihm zitterten Tagen und Knie vor Sorgen um sein Volk,
 Dem der Gewissenhafte die Ehre zu opfern bereit saß,
 Wenn er das Volk nur erhielt um dem König das Reich zu erhalten;
 Und sein Weib saß neben ihm stumm und kraut' ihm die Ohren.
 Drauf zu der Füchsin sprach sie gewandt ganz leise die Angst aus:
 „Jezzo, Gevatterin, sprech' sie ein Wort! zeitlebens ein Fuchs sein,
 Oder gar Füchsin — und dann in der Noth dumm-stumm ist erbärmlich!“

Und die Gevatterin drückt' ihr die Hand, ihr die Wange bestreichend:
 „Was ist Krieg denn nun weiter? wir leben beständig im Kriege!
 Was ist Krieg erst für euch Grobe? nur wenig! das stolze
 Fest zwar, euere Macht Nachbarn und dem Volke zu zeigen,
 Nur Angst dem, wer sich ängstigen wollte. Denn Frieden ja wird stets!
 Ich jung Weib weiß schon von zehn Frieden . . . und hörte von zwanzig!
 Aber das Wichtigste bliebe zum Krieg': ein Heer! — so vermeinst du
 Wohl? — doch mit nichten! : Das Essen ist immer das Hauptding
 Allen im Krieg, wie im Frieden; das wissen wir Armen am besten,

Die wir vom Morgen bis Abend umher uns schleichen um einen
Mageren Hahn; ja die Nacht dran sehen um Ein Ei!.. Keins auch!
Aber erbärmlich erst komm' ich mir vor, und der Sonne zum Jammer,
Wenn ich, die ehrbare Frau, schwanzwedelnd zum Häschen mich schleiche,
Falsch mit ihm spiel' und tanz' und auch mein Schatten da mittanz!
Schaamvoll floh' ich da schon — doch kehrte ich zurücke — vor Hunger.
Also das Essen zuerst... und dann ein tapferer Feldherr...
Meinst du weiter?.. Mit nichten, denn wenn er nur grausam, erschrecklich
Ganz härbeißig aufstellen sich kann, dann hinter den Hintern
Brav sich den Hals zu erhalten versteht, das ist heiligste Pflicht ihm —
„Einzelne Tapfre gewinnen die Schlacht nur stets, doch nimmer die Menge,
„Meist wie der einzelne Feige zur Flucht nur die Menge dahin reißt“ —
Sagt mein Mann, der da listig den Listigsten nähme zum Feldherrn;
List weiß allzeit Rath; und Rath bringt Hülfe; die Hülfe
Aber den Sieg; und der Sieg bringt Ehre; und Ehre die Furcht rings.
Was ist süßer auf Erden, als wenn sich die Welt vor uns fürchtet?“
Sagt mein Mann; was versteht ein Weib vom Kriege?... vom Zanf nur
— (Nur beim Stehlen, da bringt mir die Furcht vor mir schreckliche Schläg' oft.) —
Zanf, den verstehn wir darin vollkommenen Weiber von Grund aus;
Zanf, den verderblicheren als Krieg, da er täglich das Jahr lang
Weit und breit im Land, in dem eigenen Haus und der Nachbarn
Wüthend, entsetzlichen Schaden erregt, die Lebendigen krank macht,
Da umbringt und zwingt mit den Freunden zu leben in Hasschaft,
Wenn die ihm Kriege Getödteten ruhn als friedliche Nachbarn!“

„Also den Listigsten soll ich zum Feldherrn wählen; den Rath hab'
Ich mir heraus im Schlummer gehört. Ach, käme doch dein Mann!
Er: General — und du Generalin! so spottet der Frau'n man.“
Sufzte der Bär und drückt' ihr die Hand und küßt ihr den Mund zart.
Sieh, da erblickt er den Fuchs und rief: O du kommst wie gerufen!
Wißt du, wer du bist?... Feldherr! Herr, wie du keinen geträumt hast,
Sämmliche Thier' in Gewalt auf Tod dir und Leben gegeben!
Danke mir nicht für die Angst, ich freue mich, daß ich sie los bin!
Gib's Padefel, so geb' es Gewissensfel denn auch uns,
Komm und laß uns jezo das Weitere weise besprechen,
Kriegsrath seh' auf Morgen ich an, und hundert der Trommeler
Jener geborenen Trommler, der Hasen, die trommeln den Krieg aus,
Heut, in der Stunde sogleich; und Führer sei ihnen der Hofhund.
Denn im Krieg muß Jeder vergessen der ewigen Feindschaft;
Drauf im Frieden, da mögen sie wieder wie Katzen und Hunde
Tüchtig sich beißen, wie unterschied sich Friede von Krieg sonst.“

Rasch nun besorgte der Feldherr Fuchs sein Hundert von Hasen;
Und heut, da Krieg war, heut fürchtet' ihn Keiner. Sie lachten
Seiner; sie sahen ihn an und er sie, und blinzten sich blödd' an.
Doch der gelehrige Hofhund boll, ganz stolz, nun den Krieg aus:
„Krieg! Krieg, gegen das Alles, was Federn hat und die Luft sägt,
„Was Zweibeiniges Eier und Eierchen leget in Nester.
„Vom Goldhähnchen an bis zur Gans, Strauß, Trapp' und gauderndem Truthahn,
„Gegen den Herrn Schneekönig zumeist, als Aller Beschimpfer
„Unser in unserem Herrn, dem gnädigen Bär, dem Berwefer;
„Und der verübete Schimpf ist ganz unerhört, unsagbar,
„All' ehrhaftem Gethier, selbst alles erdulden den Menschen!“

So ansagten sie Krieg bis zu Mondaufgang, und erregten
Wüthend die Menge des Volkes, das rings graus träumte von Schlachten,
Von Fortlaufen... von Ruhm, den die Tapfern ertöbten sich wollten.

Aber die Hasen vermochten vor Müdigkeit von dem Trommeln
Nicht mehr die Pfoten zu regen und kaum vor Schmerzen zu schlummern
Offener Augen vor ewiger Furcht. Vor heiserer Stimme
Auch nicht erkannte die Frau Hoshündin den Herrn sich, den Hoshund
Und sie verband ihm den Hals mit einer lebendigen Kage,
Die es gefallen sich ließ und ihn einschnurte zum Schläfe.
„Bei auswärtigem Krieg schläft all' inwärtige Feindschaft,“
Meinen die Edlen der Esel; doch niemals meinen's die Diebe.

Vierter Gesang.

Der Kriegs Rath.

Als nun die Sonne gekommen und prachtvoll glänzte der Morgen,
Kamen die alten, die weisen, erfahrenen Thiere von allen,
Wie der Berweser des Reichs sie befohlen zur Volksversammlung,
Wo er zu reden, zu fragen, zu hören und dann zu beschließen,
Würdig gefast auf einem erhabenen Steine bereit saß.
Alle schon hatten zu Hause gefrühstückt, jeder was ihm schmeckt;
Magen der Alten vertragen noch leer, nicht Predigten, lange.
Als die Versammlung endlich gefüllt war bis in die Nester,
Drauf Sichhörnchen und Ratten zurecht sich gesetzt mit den Mäusen —
Sicher vor Kagen zu sein, noch dem Land-Kriegs-Frieden nicht trauend —
Und es zu ebener Erde so voll von den Klugen im Land stand,
Daß kein Kürbis zu Boden gelangt, und die Achseln nur wund schlug ...
Und einander das Ohr sie belecken sich konnten, und leckten;
Keins ein Vorderbein aufzieh'n, sich die Nase zu reiben
Vor dem Gedüfte des Bocks und des Hahnblut-muffenden Marders,
Schauten sie stumm auf den Fuchs, der nun rechts stand neben den Bären,
Stolz sich den Schwanz strich, schmunzelnd, wie: viel mit dem Herrscher verkehrend!
Und ein lahm Pferd ächt' und stöhnte zum Ohre des Blinden:
„Das sind traurige Stunden, worin wir Weisheit bedürfen!
Darum mag uns der Himmel, so sehr er vermag, da vor weisen
Männern und ernsten behüten, wie vor — uns schneidenden — Messern!
Aber der Fröhliche komme so oft ihm gefällt, und so viele!
Nimmer versprech' ich mir Gutes vom Fuchs und vom Luchs — und vom Bauchweh.“

Jezo erhob sich der Bär und stand als stattlicher Herr da,
Schweigend, bis dies' und jene betagete Kuh noch gehustet,
Und bis die Esel die Ohren gespigt; da begann er in Demuth:
„Es' ist einmal nicht anders — ich habe den dummen bekantten
Streich aus Ehre gemacht, und ich bitte, mir ihn zu vergeben!“

Sieh, da erhoben sich all' und brachten ihm dreimal „Vergebung!“
Ein Nachzügler nur rief: „Doch sei nun gescheider von heut an!“

Wieder erhob sich der Bär und sprach zu der hohen Versammlung
Droben auf alle den Bäumen und drunten im blachen Gefilde:
„Seid ihr, so wie ich befahl, auch alle gekommen, ihr Weiber?
Eselinnen und Küh'? und Stutten? und Hündinnen? Hirschküh'?
Und was sonst noch den Männern, den Großen wie Kleinen, zu Freud lebt;
Namentlich nicht, gebt alle zugleich euch kund der Versammlung!“

Und nun erscholl ein Eselgeschreie, Gebell und Geheul von den Weibern:
„Hier! — Hier! — Hier!“ das den Männern ihr Herz sich im Leibe vergnügte.

Freudig bekannnten sie Mütter zu sein; ein stotterndes Zicklein
Meckerte nur nachträglich, zu allengemeinem Gelächter.

Und nun erhob sich die Frau, Frau Reichsverweserin, gute;
Als sie beklatscht war, tief sich verneigt, da begann sie mit Ehrfurcht:
„Wer kennt besser die Herzen der Männer im Land', wie die Weiber?
Aber nur Jede den Ihren; die anderen sind ihr nur Schatten.
Heute die Nacht erst sprach mein Mann, da ich traute ihn umarmt hielt:
„Kein Krieg ohne den Willen der Frau'n, denn er kostet ja ihnen
Gerade das Beste: die Kinder! die herrlich erwachsenen Söhne,
Das Großmutter sie werden und Enkel sich wiegen. Denn Bess'res
Erndten sie nichts für all' ihr Müh'n und Sorgen im Leben.
Volkskrieg ist nur glücklich; nur er geht freudig mit Sieg aus.
Und die Gefallenen haben das Haus und die Ehre gerettet,
Das auch Mütter sich scheuen die Todten am Tag zu beweinen,
Wenn sie im Traume des Nachts auch die Lebenden freudig umarmen!
Doch nur bestohlener Krieg bringt unglückseligen Frieden,
Ach, und den büßen die Weiber im Haus viel bitt'rer wie Männer
Durch Armuth und Schand' und freudelos-eitele Sorgen;
Denn von der Ehre noch lebt ein alt Weib mehr wie vom Brote,
Darum gehören die Frau'n in den Rath zum Kriege vor allen,
Um mit sinnendem Haupt und fühlendem Herzen die Folgen
Ernst zu erwägen, und willig und fest sie dann auf sich zu nehmen.
Laßt sie denn lieber zu Hause bei eiserner täglicher Arbeit —
Nur wenn es Krieg gilt, ruft sie dazu; gebt ihnen die Ehre!“
Also sprach er. Und also verkünd' ich zur Freude nun Euch hier:
Krieg nur dürft ihr beschließen! beschließt ihn denn, brauchet nun Frau'nrecht.“

„Recht, das man nicht ausübt, ist kein's. So beschließen wir Krieg, Krieg!“
Riefen die Frauen bethört, und Recht mit zu haben die Jungfern,
Liebliche Reh', Kuhfersen, und Füllen der Esel und Stutten.

Jetzt erhob sich der Dachs und sprach zum versammelten Kriegsrath:
„Wohl und weislich gesprochen, das muß ich bekennen, das habt Ihr.
Aber, und wiederum aber! was essen wir während des Krieges?
Denn wir leben im Frieden ja schon von Nichts, zur Verwund'ung
Nur aus der Hand in's Maul; d'rum rath' ich: Legt Magazin' an!
Redend, stammen von Magen sie her und weisen auf Magen!
Rath muß kurz sein.“ schloß er, und setzte sich wieder zum Hamster.

„Wohl und weislich gesprochen!“ entgegnete lächelnd der Wolf ihm;
Aber ach: Wir sind unser — ich will's nur gesteh'n — Magazin selbst!
Schade nur, daß wir im Kriege — mit uns selbst Frieden nun halten...
Sollen! Wir leben ja alle, gewohnt, da so Einer vom Andern,
Alle von Allen; die Großen von Kleinen in größerer Anzahl,
Wie mein Vetter, der Bär, von unzähligen fleißigen Bienen;
Und viel Kleine da leben von Einem der Großen zusammen,
Wie viel' Hund' und Maden von einem gefallenem Pferde...
Und frech greift ein Volk in das andere Volk noch hinüber:
Da frisst Fuchs — (Heer Feldherr, bitte, verzeih'n Sie die Wahrheit) —
Da frisst Fuchs, Haarthiere ja, die Gans, sein fedriges Leibthier;
Und hinwiederum Uhu die Kaze... und kriegt sie ihn — Sie: ihn! —
Muthig hinaus denn in's Feld! Wir bringen das Essen, wie sind es!
Also — wer nicht sich getraut, mit tüchtig zu fressen, gefressen zu werden,
Der bleib' ehrlich zu Haus und erzähle den Armen von Fress-Kahl';
Daß sie den Hunger sich stillen — mit Wasser im Mund, Appetit und —“

Schön: „Groß-Vogel!“ — Nach ihm selbst der erhabenste Vogel.“
 Hörbar sprach er das, denkend: „Den Schlaunen verhaßt ist der Schlaue;
 Täuschend nun schwirret mir die Maus bei uns zu den Vögeln als Vogel.
 Bist du mir Nothkopf oft nicht in die Perücke geflogen,
 Daß ich geschrie'n und die Leute geweckt, die in meinem Gewerbe
 Dann mich mit Knütteln gestört, und der Hund mir beinahe den Schwanz fraß!
 Jezo bezahl' ich dir das — mit dem Prangen am bretternen Scheunthor,
 Wenn du bei uns als Maus, und Vogelspion, mit gespreizten
 Flügeln, der Sonn' entgegen, sie anschau'n sollst und verhungerst.
 Du, ein offener Schelm — das ist ehrwürdig dagegen:
 Zwei zu betrügen! Ich immer betrüge nur Einen auf einmal.
 Aber nun fliegst du „verrathen“ als Vogel, und kriechest als Maus heim
 Mit dem Erathenen oder Erlauschten. Spione ja bringen
 Wiederum Kunde vom Feinde zurück und verkaufen sie wieder.
 Niemand leichter bestechlich als schon der Bestochene. Aber dem Klugen
 Mißtrau' du nicht stets, ein Fuchs kann manchmal getreu sein. —
 Aber da läuft mir der Gensbock grad' in das Messer mit seiner
 Lieblichen Gens! Er hat an das Bein sich gestoßen — das paßt mir —
 Und sie, lächelte, als ich sie sanft dort am Bärtchen gezupft — in der Menge;
 Doch ein jung Weib kann auch lachen... verlachen! das denke.“

Und zu gelegener Zeit jezt frug ihn der Bär: „Herr Feldherr,
 Hätten wir sonst nichts Gutes vergessen, noch Dummes zu wehren?
 Denn heut ist Sanct Dumm-Guts-Tag, da verseh'n es die Klügsten.“
 Und ihm erwiderte lächelnd der Fuchs, nach dem Abend ihm zeigend:
 „Sieh! sein Tag ist aus, da die alberne Sonne zu Rüst geht,
 Und die vernünftige kommt, Sanct Grüß-Kopfs-Tag nun beginnt schon!
 Sprich: Was meinst du zu dem? und meinst du's zu thun, so befehl ich's:
 Mein Weib ist mir so klug wie die alberne Häs'n! Sie meinte:
 Setzen die Vögel v o r a u s da verwogen vor unsere Höhle
 Ein — nun erschrick nicht — ein Siegesdenkmal für ihren
 Sieg, das den Muth uns breche... doch ihnen Begeisterung zaubre...
 Würde da unser Gemüth nicht geistig gebannt, mit Gewalt nicht
 Niedergedrückt? und die Hörner versagten dem Ochsen zum Kraftstoß!
 Schamvoll hingen die Kühe den Schwanz in unzähliger Mehrheit
 Und die betretenen Kälber, sie frügen sie: Mutter was weinst du?
 Auch die vor Dummheit immer Getrosten — ich meine die Esel
 Hingen die Ohren... dann selber den Kopf, und die tölpischen frohen
 Eselsfüllen vergäßen die Sprüng' und zupften an Disteln.
 Darum setzen wir ihnen das Siegesmal vor den Ballast hin!
 Aber das muß gleich sein, noch die Nacht, daß die Vögel es früh schaun!
 Hei! und sie kommen geschwirt und bitten um Frieden zum Ruhm uns!“

Und nichts sagte der Fuchs als Hu! und befehl so den Glückstreich:
 „Also die Küh', zweihundert, gespannt vor den trockenen Baumstamm
 Alten! Ich kenn' ihn; der Blitz hat längst ihm die Krone zerichmettert,
 Und nun riß ihn der Sturm uns um zum betäubenden Siegesmal.
 Furcht nur des Eines, besetzt sich; nur scheinbar Anderer Muth ihn.
 Achtzehn Kuh-Reih'n stelle du breit, und jegliche zwanzig
 Kuh' tief; immer den Schwanz von der Vor-Kuh fest an der Nach-Kuh
 Mächtige Hörner gebunden. Die achtzehn Schwänze der Letzten
 Aber dann selbst an den Stamm — und so müßt' es mit Kräutern zugehn,
 Bögen die kräftigen Kuh'... auch Ochsen darunter — das Siegesmal
 Nicht als Schandmal vor den Ballast, insonders wenn kleine
 Treiber die Fuhr betreiben, mit Stöcken gesetzt auf die Rücken!
 Am wirksamsten jedoch an der Spitze des Juges den Kühen

Heiligen Bullen mit seinem Gebrumm! der begeistert die Kühe!
— Das nur sag! ich „im Fall;“ denn er machte wohl Aerger und Störung.
Und jetzt hält man auf Zucht ja der Kinder — und Kälber ja sind Kuh-
Kinder — die sicherlich ihm nachstehen, dem einzigen Vater.“

Jetzt sprach fröhlich der Bär: „Mein Weib wird schön dir es danken,
Daß du das geistige Werk ihr gelobt; ich erzähl' es zu Nacht ihr.
Für Recht haben und ihr Recht geben, bedankt sich der Weiber
Schlimmste! Sie wird gleich still! und thut zu Gefallen dir — Alles.“
Und nun hoffte der Fuchs auch seines Verlangens Gewährung,
Da er dem Bäre mit Lob sein Siegesmalfezen gepriesen.
Einiges thäte noch wohl Noth, sprach er, zu unserem Vortheil:
Feinde dem Feinde zu machen, und ihm abwendig die Freunde,
Nichtige Feldherrn loben und Nützliche tadeln dem Feinde;
Oder die Mächtigen klüglich zu rein gleichgültigen Nichtsen.
Sieh', uns lebt kein Wichtigerer, wie der Adler da oben
Hoch auf der Aar, wer nur kühn und schlau zu ihm wagte die Bergfahrt!
Wenn ein Pferdchen ihn trüge; ich meine da grade den Gemsbock,
Der erst gestern vom höchsten Gebirg mit der Gemse zu Thal kam.
Hülfe der Aar auch uns nicht, bliebe jedoch fern uns zu bekriegen,
Weil ihm die Vögel verhasst, da er nicht ihr König geworden,
Weil am Tage der Königswahl mit dem Fluge von ihm aus
Herr Schneekönig „betrogen,“ wenn offene Wahrheit noch gilt.
Zornige süht man schwer, drum sende den klügsten Gesandten,
Der sich an sein Weib wendet und Lust ihr zur Königin einschwaht;
Und herrschsüchtig, das sind ja die Frau'n, und sie leugnen es selbst nicht.“

„Thue du mir als Freund ein Uebriges — mache die Bergfahrt
Du!“ bat jetzt ihn der Bär als redlicher Reichesverweser.
„Sieh', ein Feldherr ist es ja nicht am Tage der Schlacht nur —
Ja, fast schlafen da kann er; die Anderen können da schlachten!
Ein Feldherr muß hinten und vorn sein, oben und unten,
Jegliches selbst sehn, hören, ja kosten... das Wetter noch riechen! —
Und wer wittert von weitem so gut schon Alles — d'rum schlag' ein!“

Also gebeten noch wurde der Fuchs um den innersten Herzwunsch.
Und einschlug er; doch macht' er sich fest zur Bedingung: Keiner
Solle hinauf ihn reiten, allein nur der kundige Gemsbock,
Selber der Steinbock nicht; denn der Weg ja verschneie die Nacht ost.
„Lasse den Gemsbock kommen und sag' ihm,“ sprach er zum Bären,
„Gemsbock, du mußt morgen zum Markhorst unseren Feldherrn
Reiten!“ — Versetzt er: Ich bin ja lahm; so verseehe du: „Lahme
Gehn fein langsam.“ — Sträubt er sich noch — nun so herrsche ihn barsch an:
„Kennest du Kriegstand nicht? und mußt du noch, laß ich dich hängen!“
Seufzt er: da muß mein Weib, mein liebliches Gemäthen ihn reiten!
Das nimm zürnend an, und befehl, daß sie zeitig bereit sei!
Lobe sie, daß sie dem Manne sein Bein schon!... streichle ihr die Glöckchen!“

Und nun schieden die Freunde, die einzigen Männer, worauf all
Heil vom Volke beruhte. Der Fuchs, der gelungenen List froh:
Eigene Lust schlau unter erhabenes Verdienst zu verbergen,
Ging, um das Schreckensgeschrei des Gethiers einüben zu lassen;
Aber der Bär, um die Küh' in richtige Reihen zu ordnen.
Schnell noch zum Abschied frug er: „Doch was wird deine Betagte
Zu dem gefährlichen Gemssritt sagen?“ — „Nun sagen,“ versetzte er,
„Wird sie mir: Komme gesund mir zurück und brich dir den Hals nicht —
Doch in Gedanken, da läßt sie vom Halsbruch neidisch das nicht weg!“

Sechster Gesang.
Der Heuschreckenkönig.

Ueber das Thal und den Fluß und den Wald sanft hatte die Dämmerung
Leis sich gesenkt, nur die Berghöhn droben noch schimmerten rosig;
Feuerbrunst schien fern zu entsehn, doch es war nur der Vollmond,
Welcher die Erd' anhauchte, mit würzigem Hauch sie bezaubernd;
Da saß schon die geflügelte Maus als redlicher Vogel
In Schneekönigs Pallast, und vom Goldhähnchen gemeldet,
Hörte sie: „Sag' ihr, sie wüßte vielleicht nicht bössische Ordnung:
Einzelne Damen, sie mögen so alt sein, als sie nur wollen —
— Also dann heimlich gewiß jung — läßt Serenissimus nicht vor.
Zur Frau Liebden befehl ich sie, warten zu lernen da soll sie —
Bis spät erst ich erscheine, als sah ich in tausend Geschäften . . .
Während ich Süßes geseift und Schweif mir und Flügel geschneigelt.“
Als sie dem Hähnchen bewiesen, sie sei ein fliegender Maus-Mann,
Ließ er zur Königin ihn nicht ein. Vom „Artifel“ betrogen,
Welcher die Klügsten betrügt. Dann lehnte sie zürnend und gnädigt
Um die Gnade, dem Herrn Schneekönige eine befondre
Gnad' anthun zu dürfen, zu mögen, zu sollen; belohnlos,
Also wie alle Gnaden der Erd' und der Höll' und des Himmels.
Darum empfangen, verrieth nun dem niedlichen Vogelbeherrscher
Alles die fliegende Maus, was im Schild' und Werke die Thiere
Führten; sie glaube die Frag' aufwerfen gehört zu haben:
„Ob wohl Kagen denn auch Schneekönigskinder bekämen,
Wenn sie sie fräßen, und nicht schlimm würden davon?“ dann verrieth sie,
Daß durch Schreck sich die Thiere vermäßen die Schlacht zu gewinnen.
Da, da seien bei „Schreck“ —: Heu-Schrecken sogleich in die Seele
Ihm zur Rettung gefahren; denn was anhaben die Vögel
Sonst noch den Thieren, als schönstens sie alle verhungern zu lassen,
Oder zu machen, als wenn Heuschrecken — die Schrecken des Heues,
Grases und alles das, was Laub, Halm, Keim, Knospe und Rank' heißt,
Alles mit Stumpf und Stiel von der Erde wegschnurbfen mit Wurzeln!
Schau' im Geist dann all' die Verhungernnden! höre sie brüllen . . .
Heulen zur Sonne — Gebell aufschlagen zum Monde; die Schweine
Würden allein noch die Erd' aufwühlen mit Hauern und Rüsseln,
Und noch am längsten sich halten — dann schau' die Berge von Todten —
Aber du siegst! und die Kinder, sie essen! sie sind dir die Erben!
Deine betagte . . . zugleich und benachtete, einstens so schöne
Junge Gemahlin, sie wird niemals mehr Eier dir legen!“

Fliegende Maus, du hattest den Vater gerührt, denn dem Goldhahn
Zischelt' er was in das Ohr. Aufgingen die Flügel der Thür dann,
Und leis klingend mit Silbergetön und gebreiteten Schwingen
Zirpt' es herein, und blieb in der Mitte so wie an den Nagel
Fest in die Lüfte genagelt, und hing so schwebend in Ehrfurcht.
Und ihn befrug sein Herr mit der etwas schnickernden Stimme:
„Mein Heuschreckengebieter, ja König im Lande des Morgens,
Send' du gleich noch die Nacht zwölf flüchtige Schwalben nach deiner
Ganz unermesslichen Heerschaar's Fraß-Macht, daß sie das Land hier
Spottkabl fressen; ich brauche den Dienst zu der Meinen Erhaltung.
Meine Gnade dafür! Laß ganz ungenädig sie fressen!“

Und der von Gold hellstrahlende Prinz sprach tief sich bedankend
Fein mit der schrillenden Stimme der Grille mit Flügelbegleitung:

„Müssen wir Könige denn groß sein wie die Tannen, und eich-dick?
Klein auch schweb' ich vor dir; mit mir Hüpfendem spielt die Kage,
Wie mit der Maus, mit der Ersten die Jung sie gefangen;
Freudig läßt sie sie los, ein Schrittchen! doch hinter ihr her schielt
Grimmig sie nach, und ergreift mit den häckelnden Pfoten sie wieder,
Jene zuletzt wird wimmernd zu Tode gespielt. So ich Kleiner.
Aber ich Kleiner bin Herr vom Lande des Morgens und Abends,
Wald und Flur und Allem was lebt, ja der Könige selber;
Wollt' ich es: wiederzukehren in drei dichtfolgenden Jahren,
Lebete kein Dickwanst, kein Wurm mehr im Kopfe des Drehschaafs!
Ganz unbedankbare Freude gewährst du mir und die so edle:
Meinem gefräßigen Volk! . . mit dem also gesundesten Magen,
Und den vortrefflichen Zähnen — zu essen zu geben in Unmaß!
Solch summarisches Essen entzückt noch wie Hungernde, Satte!
Zwar Heuschreckenbeherrscher, doch kost' ich das Lederste selber doch nicht eh',
Als mein Volk denn doch an Krautstrünken sich herzlich gesättigt!
Hungrige leid' ich mit aller Gewalt nicht! Verhungerte grau'n mir!
Noch nicht Verhungerte freu'n mich. So hab' ich beständige Freude!
Willst du mir einiges Wohl, daß ich Felder und Wälder dir fresse —
Nicht Heu-Schrecken benenn' uns mehr: „Heu-Vogel,“ das ehrt uns!“

Zum Goldhähnchen gewandt sprach laut da der dankbare König:
„Lasse das Titulardokument ausfertigen; bringe das rothe
Käpchen; ich tunke die Rechte darein, und bedruck's mit dem Tugra.

Du nun berufe die Schwalben!“

Da schied der, zornig im Herzen:
„Wenn ein Knabe mich hascht, und glaubt mich ergriffen zu haben,
Apf' ich das Bein mir aus, laß dem Verblüßten es, lachend, in Fingern;
Selber den Kopf ausapfelt' ich mir (wer ihn nehmen mir wollte),
Blos um der Freiheit willen, und kopflos flög' ich von dannen;
Und nur das Herz griff Keiner mir an! Das behalt' ich — und sterbe.“

Also sprach er, im Herzen Betrug, aus Liebe zu seinem
Hungerbeladenen Volk, daß soweit aus Morgen es käme,
Um hier zertreten zu werden, zerquetscht von den Hufen der Ochsen,
Pferd' und Büffel, die bis an die Kniee in dem blutigen Dreie
Wateten, und von den Schweinen mit schmagenden Müßeln gefressen,
Als ganz außer der Art: mit Verwundeten und mit den Todten
Umzuspringen, ja lustig sie noch einmal zu ermorden!
„Einmal sterben genügt Jedweden, und anderem Vieh auch!
Ob ich Vogel, ja Wallfisch heiße — versteht ihr mich? Narren!
Merke dir, Kleiner: Befehlen ist Eins — doch das Andre, Gehorchen.“
Und froh schwirrt' er davon, umsonst vom Schnickrich berufen.

Jezo erschien die Gesandtschaft trotziger Motten und Schwaben,
Schlauer, vom Herrscher in Noth Vorthail für ihr Volk zu erschleichen:
Ehrlich zum Vogelgeschlechte-Gezählte zu sein, das beehrten
Sie für entscheidende Hülfe im Krieg, als Sieger von Allem,
Siegern und Todten; sie selbst allein nur besiegt von sich selber. —
Doch mit Verachtung wurden sie grob abschläglich beschieden.
Ohne nur weitere Bitte, verwünscht' ihr Sprecher den Herrn da:
„Heute gelacht und morgen geweint wird hier im Ballaste,
Und dein Morgen erscheint unabwehrbar dir und den Deinen;
Und wenn du Staub bist, biete die Ehr' uns an, dir zu gleichen —
Wir dann schlagen sie aus, wir unsterbliche Motten und Schwaben,
Wenn mit vergiftetem Berg' im Leibe, mit Beinchen von Drahte,

Und mit Augen von Glas, voll Staub du dann schaurig im Schrank starrest!
Drauf vorwärts — nicht rückwärts — schritten sie grob aus dem Zimmer.

Siebenter Gesang.

Drakelbefragung. Der Mann im Monde.

Und Goldhähnchen erschien, von der Königin meldend: Der Adler
Hat sich sehen gelassen! . . . ja auf dem Ballaste gefessen!
Heute die Nacht gleich wird sie zum Rattenkönige schleichen
— Der im verfallenen Schloß als Neunsach-Einer Prophet sitzt —
Sich wahr und falsch sagen zu lassen. Sie spricht höchst weise:
„Das ist der glücklichste Weise, der weiß, was zu Jahre geschehen ist,
Dies Jahr schon und den Tag! Er allein kann Alles und Jedes
Richtig bemessen, verfügen — indes sich die Blinden betrügen!
Alle die Andern leben von Wind! — Er lebt von der Wahrheit!
Ein Blatt aus dem „Zu jah“ war goldene Wälder von heut werth!“
Ein so vernünftiges Weib zur Königin hast du, o König!
Blut, unsichtbares, schwitzte der Herr Schneekönig vor Angst da;
Denn als König der Vögel besitzt er das traurige Vorrecht,
Unter den Federn zu schweigen, wie nur von der Zunge der Hund schwigt.
„Jede Verwünschung hastet, verwirret den Geist und erfüllt sich,“
Sprach er und sah ihr nach, die dahin mit der fliegenden Maus flog,
Vor, ihr geleuchtet von drei Irlichtern mit flackerndem Scheine.
Als ihm die Scheine verschwunden, noch seufzt er: „Da schwebt nun das arme
Thierchen dahin voll Gram um mich und zumeist um die Kinder!“
Jedes Geschick ausbadet die Frau mit dem Mann, und betroffener,
Wenn sie mit ihm auch alles genießt, so Gutes wie Böses,
Weiß sie ja, daß sie geborgt nur auf dem erlisseten Thron sitzt;
Und nun scheint ihr die Rache gemacht für freveln Leichtsin;
„Ja nur die Kinder verloren, ist alles verloren!“ so sprach sie.
„Elend leben ist leben in Furcht vor traurigem Ausgang.
Kraft, ausdauernden Muth! Denn Klagen, die schicken für keinen
König sich, weder in Noth noch in Tod! ja geborene Klagen
Sind nur die Klagen, und heulen die Stimme wie Löpse sich hohl aus!“
Sie sucht mütterlich Hilfe bei Lebenden und bei den Todten.

Und ihr den Weg zu verkürzen — unförmlich ist ja die Langeweil, —
Sagt ihr die fliegende Maus: „Ich geh' Großmuttern besuchen,
Um ihr Geschenke zu bringen zum hundertsten frohen Geburtstag!
Alte betagete Frau'n, die das Leben verloren, und Jungfrau
Die's nicht funden, verhalten sich gern in heiligen Höhlen,
Sicher und heilig sich selbst da erachtend; und todt schon im Geiste;
Leben ist freilich gesund, wenn todt sein fromm und gesund ist.“
Aber die redliche Maus, die die hundertjährige Mutter
Erst recht hoch nun verehrte, verstummt und deutet erschrocken,
Denn ganz nah vor den Augen, ergreifbar, prächtig, doch schauernd
Kroch, schlich, zog ein Wurm, ein feuriger, glänzender, kopfloß,
Augenloß, doch viel tausend goldener Augen, wie Körner
Goldenen Mohns im lang . . . lang . . . endloß gezogenen Leibe,
Jedes der Augen erschien ein Stern, ein Würmchen, erpichtbar
Leicht für den Hahn, der als Wache der Herrin mit ihnen gezogen.
Ja der verwegene Hahn mit der weit noch verwegeneren Henne
Sprangen beherzt auf den Rücken des Wurmes „des Heerwurms,“
Wie ihn die fliegende Maus leis nannte; und siehe die Hühner
Pikten vom Wurm und fraßen sich satt, einmal nur im Leben.

„Wer den Wurm schaut, glücklich ist der, auf immer gesegnet!
Lasset ihn zieh'n in Frieden! Er sucht sich den Kopf zu dem Schwanz;
Keinen beleidigt er; ganz unbeleidigbar, und unversehrbar
Er selbst! Immer so still, nie geboren, und alt drum nimmer zum Tode. —
Hier schon liegen die Steine vom Schloß! hier führen die Stufen
Dich in den Keller hinab. Komm, folge mir!“ sprach sie und schickte
Die zwei Lichter voraus; denn das Licht selbst darf nie vor irgend
Was und irgend vor Wem je furchtsam sein, als das Licht ja!
Drunten erschien das Gewölbe geschwärzt, an der Decke die Hasen,
Ginst wo die Schinken gehangen, nun Fledermäus' an den Wänden,
Eine geschäftige Schlange, smaragdgrün, funkelnd und züngelnd,
Unter der goldenen Haube mit Ohren geschmückt wie die Gule,
Nahm von den Händen der Diener die Ehrengeschenke mit Anstand:
„Speck und Wurst,“ die zu stehlen dem Sperling befohlen geworden,
„Schlüpste damit zu den alten verrosteten eisernen Pfanne,
Drinnen der Rattenkönig, ihr stumm Neun-Einiger Herr saß,
Nahete, fütterte ihn neunfach, und hörte ihn schmaßen und pfeifen,
Darauf zur Königin sprach sie gewandt: „Selbst essen ist Weltlust —
Herrliche Lust ist essen zu sehn, wie den Kindern es gutschmeckt,
Daß sie das Bäuchchen sich klopfen, als schmeckt' es im Bauche.
Satte, das sind mit der Welt die zufriedensten, gütigsten Leute;
Alles verlange vom Satten — drum bitte ihn nur nach der Mahlzeit!
Sehe dich also getrost zum Neunmal-Satten! er hört dich
Winkend, vor Schlaf nun, oder vor Ragens-Güte dir nickend,
Und du willst nur Worte. So frag' und gewarte der Antwort.“

Und die smaragdene Schlang' entschlüpste zu Winkel. Da frug sie
Leise mit klopfendem Herzen. Doch ihr Neun-Einiger sprach nicht
Selbst sich bemühend; sie lauschte; sie sah: ihr geschähe die Antwort:
Glanz brach aus dem Gemäuer hervor, und er wallte, er schuf, quoll,
Und ein borstiger Bär quoll wieder hervor aus dem Glanze,
Darinnen er stand und die klauenberaubeten Pfoten sich leckte
Mit rothblutigem Maul, draus all' ihm die Zähne gebrochen.
Und die smaragdene Schlange bedeutete sie, ihr erklärend:
„Redlichst frugst du nach Frieden — und Wer? und Wie? er ihn mache?
Darauf sagen im Bärbild klar dir die Könige Antwort.
(Lasse das Friedensbild dir malen und häng's im Pallast auf)
Wenn der noch Einen zerreißt — da bezahlen sie lachend den Doctor.“

„Also ihr Vögel gewinnt den Krieg und versteinert den Frieden.“
Wiederum zischelte zum Neun-Einigen jetzt sie, getrost schon.
Und ein goldener Glanz brach aus, und wallte, er schuf, quoll,
Und in den Glanz schritt freudig herein als gewaffneter Feldherr:
Herr Schneekönig, ihr theurer Gemahl, und sie langte mit Händen
Weinend nach ihm; doch er sahe sie nicht, herzlos wie die Geister.
Und die smaragdene Schlange bedeutete sie, ihr erklärend:
„Auf das, was du gefragt aus richtiger weiblicher Klugheit,
Darauf malen im Feldherrn-Bild dir die Könige Antwort.
Wie ein König so schön herglänzt mit dem Stabe! Ein König
Thut gut, selber den Feldherrnstab in das Vatschen zu nehmen,
Daß er dann nicht abhängt von Anderer Dummheit, Feigheit und Falschheit;
Denn noch ist kein König bekannt, der bestechen sich lassen
Se zum eignen Verderben; sie sind hochredliche Leute!
Denn mit dem Reich geht's ihnen bedrängt an das Leben; den Andern
Nur an Ehr' und Gut der Gemeinen, auch redlichsten Leute.
Wer nicht selbst sich vertheidigen kann, der bestelle sich immer
Untergelegete — Hasen zur Flucht bis über die Gränze.“

Jetzt weit freudigern Muthes noch frug sie den König; zu vieles
 Aber zugleich, und verworren erschien ihr der Bilder ein Mengsal:
 Eine behaarte Bremse, die küß' in die Flucht mit Gesumme schlägt...
 Eine gewaltige Horniß zugleich in vergoldetem Harnisch,
 Die mit dem bräunlichem Spieße, dem Stachel, heraus und hinein fuhr,
 Schrecklich zu schauen, daß Alle die Augen bedeckten vor Grauen;
 Aber ein Meisekasten, worin ihr Gemahl als Gefangener
 Saß, der brach ihr das Herz, daß sie laut ausschrie vor Schrecken
 Schrecklicher kam es mit dumpfem Getrampel die Stufen herunter —
 Ein Elephant, mit dem Rüssel voraus; und ein Affe mit blauer
 Nase voraus, von den Thieren gesandt nach heiliger Antwort.
 Und sie entfloß aus dem Schwarm antwortender Bilder, zugleich dem,
 Feindlicher mächtiger Frager, hinaus in die goldene Mondnacht.
 Doch die smaragdne Schlang' umwickelte zischend den Affen,
 Dessen Geschrei sie verscheuchte; da stach sie den Elephanten.
 Aber der Würdige sagt' ihr in Ruh: „Stich Andre! mich tödtet...
 Selber mich figelt kein Gift. Sieh', nur der Affe da hängt hoch
 Furchtsam vor dir, an den Haken wo einstens die Schinken gehangen.“
 Und nun ging er den König der Ratten befragen; in Austrag
 Ruhig forschend, besah er die alte vorrostete Pfanne,
 Wendete sanft mit dem Rüssel den Quickenden um mit Verwundrung:
 Ahtzehn Augen da schossen ihr Licht in das alte Gewölbe,
 Drinn er als Rattenkönig gebannt in verrosteter Pfanne
 Saß, seit seiner Geburt im beengenden Neste der Mutter...
 Sechs und dreißig verdorrte verkrümmene Spindelgebeine
 Rührten sich... Neun, mit einander gewachsene Schwänze, wie kahle
 Regenswürmer, sie starrten empor wie Erstandne vom Tode
 Am Neun, Einzigem, der als einzelne Neune in jeder
 Nacht vor ihr Leben so gern umhertrabalt; doch als Einer
 Nimmervermählt und nimmervermählbar neidisch verwachsen
 Endlich zu Ruh sich gebissen; von allen geglaubt und bewundert,
 Vom Wahrsagen gelebt, die smaragdne Schlange zur Mutter
 Und zur Priesterin, die mit dem Tode des Knäuels sich selber den Tod sah.
 Aber vor Mitleid wandte der edle Gesandte von ihm sich,
 Wieder zu gehen, da trat er mit kloppigem Fuß in die Pfanne;
 Zämmerlich hört' er es hinter sich pfeifen und quicken und wimmern...
 Mütterlich klagte die Schlang' und rollte sich über die Todten,
 Und mit klappernden Zähnen umarmt ihn, gerettet, der Affe;
 Drauf in der dämmernden Mondscheinnacht heimzogen sie schweigend.

Aber die Nacht durch übten im Schlachtruf laut sich die Thiere,
 Immer Gesellschaftsweise, die Hauptvorschreier zu Führern.
 Drunten auf blumiger Wiese, die weithinblöckenden Schaase;
 Weiter vom Bergabhänge, die meckernden Ziege und Böcke;
 Weiter vom Felsen die Kuh' von den blöckenden Kälbern begleitet.
 Droben im Walde, die Dachsen mit weitausfallenden Stimmen;
 Aber vor allen entseßlich das Volk der posaumenden Esel,
 Nebst Haupt-Esel, gestellt auf den Felsvorsprung; und der Tapfre
 Hatt' ein Echo entdeckt und geweckt, unermülich zu Antwort;
 Dessen erfreut er sich gräßlich, als neunfacher Esel erscheinend.
 Diesen nun hörte vor Allen der Mann im Monde mit Abscheu.
 Ganz am Rande des Waldes zum Untergange bereit schon,
 Schrie er ihn an; doch der hörte ihn nicht; und so kam er in seinem
 Goldenen Rock, mit der Hacke von Gold in dem flimmernden Walde
 Zornig daher, trat dicht vor ihn hin und beschaute den Schreihals,
 Ernst auf die Hacke gestügt, rief laut ihn an, daß er erwache

Aus der Begeisterung; und wie er sah daß er höre, da sprach er:
„Schreihaß! Todtnerweder! all' Holdes in Einem: Du Esel!
Einstmals hört' ich: Ihr habt auf Erden ein Wörtchen, das heißt „toll;“
Jezo versteh' ich das Wort, Langohr du, ich hab' es gesehen.
Wenn Wir Sterne begraben — das hört kein Ohr bei Euch unten;
Wenn Ihr nur Töpfe zerbrecht, davon schweimelt die Sonne bei uns hoch.
Hundegebell auch hör' ich hindurch und Katzenmiauen,
Aber du singst und du löschest da Kindergefuß wie mit Donner!
Schrecklich, wenn ganz ich die Nacht die verliebten Katzen zu hören
Amtlich verdammt bin; doch da noch lacht man; ... Aber wenn du singst
Dein zermalmendes Lied... mich entzündt der erhabene Einfall:
Daß noch andere Leute — ich nenne bescheiden da keine —
Nicht so zu lieben beglückt auf mehr als himmlische Art sind:
So wie die Katzen zu schreien! denn da wär's mit dem Schlaf in der Welt aus,
Und zum Mann' im Mond' mehr meldete nicht sich der Taubste!“

Aber der Esel, Der Muth sich geschrien, antwortete halbstarr:
„Ich, ich schrei' auf Befehl!“ und rafaunete ärger denn vorher.

„Mein Weltbruder!... als Erdkind du — Ich, als himmlischer Bauer...
Hast du, verschaffe mir Wachs, mir die Ohren damit zu verkleben!
Und ein sanftes Tuch um den Kopf, in die Erde zum Schlaf mit!
Mußt du denn singen?“ — Da sang ihm gestättig der Esel die Antwort:
„Gieb mir die Schuld an meinem Geschrei nicht — gieb sie dem Hasen!
Der hat Dummes gerathen; und dummer ist: dummes befehlen;
Und ich Gehorsamer füh' es nur aus, und mach' es zur Lust mir!
Sprich, was hätten wir Esel denn sonst von dem „Allengehorchen“?
Reiß mir die Ohren nicht ab, und lasse sie Andern genädig!
Schlag' mich Geschlagenen nicht! nein, strafe du lieber an Geist mich!“

Das Wort rührte den Mann aus dem Mond, und er redet' ihm sanft zu:
„Kann nicht Alles in Stille geschehen? in Frieden erduldet?
Fanget nur Lärm nicht an, wie ja Ich nie! Alles geduldig
Und hübsch schweigsam läßt es sich tragen, und abthun, Alles,
Selber den Kopf abschneiden sich lassen und Andern schneiden,
Und nachher nicht schwätzen! Das ist vollkommene Tugend
Unserer aller, der Thiere mit Haaren, wie nacketer Frösche,
Und zum Muster für Euch stehn Bäum' und Steine da rings um,
Die nicht mucken, zersplittert von Bliß' — das nenn ich mir Leute!
Kriegst du Schläge, so denk' du gelassen: „Mich lecket der Hase!“
Hast du Schläge bekommen, so glaube: „Mich leckte der Hase!“
Sollst du zu schwer Sack tragen, so hoffe: „der Hase der wird mich
Lecken!“ — Er hat mich... er leckt mich... er wird mich ja lecken —
Das ist der Eselsglaube: dann hast du die Schläg' — und den Frieden!“

Dafür biß ihn der Esel fogar in den Arm, als der schändlichen Spötter
Schändlichsten über die dummen und armen geduldigen Esel.
Aber der Mondmann griff zur goldenen Hacke von Zorn roth,
Ihn für den nimmer erfahrenen Biß auch nimmererfahren
Tüchtig zu bläuen; doch war es ihm lieber ihn geistig zu strafen.
Und er benahm ihm die Rede: hinfort nur: „Ja“ zu sagen,
Oder zu singen, zu denken in ewigen Zeiten nur „Ja.“
Und zum Abschied sprach er bewegt zum hörenden Freunde:
„Man will schlafen! Das kannst du den Todten fogar nicht verdienen!“
Darauf kehrt er zum Mond und tauchete rasch mit ihm unter.

Als der mit Strafe-Belegte, der Esel, zum Weibe nach Haus kam,
Und „Gut Nacht“ ihr zu sagen gedacht, da vernahm sie nur „Ja!“

Auf die Frage dann: willst du was essen? vernahm sie nur „Ja!“
Auf ihr: willst du zu Bett gehn? eben vernahm sie nur „Ja!“;
Bist du verstummt? — „Ja!“ — Wie? bist du ein Esel? „Ja ja.“
— Willst du Prügel? „Ja!“ — „Ja!“ — Und dabei blieb er.
Bang da berief sie den Bruder herein und klagt' ihm das Schrecken:
„Wiß: Ich lasse mich scheiden von ihm! Denn wer ewig nur „Ja!“
Sagt, nur der höchst Langweilige, das ist der schrecklichste Schwäher!
Aber der Bruder er lacht und tröstete sie mit dem Rechtspruch:
„Stummsein ist kein Grund zur Scheidung!“ wüßt' ich mir halber
Eine so köstliche Braut, die zu Allem mir sagte nur: Ja! . . .
„Kannst du mir auch gut hungern — in Noth?“ ein wichtiges „Ja!“
„Willst du mir unsere Esel, die Kinder mit Lieb' aufziehen?“ — „Ja! ja!“
„Willst du für tüchtiges Dumme die tüchtigen Prügel in Ehrfurcht?“
Und sanft spräche sie „Ja“, der lieblichste Engel von Esel —
Vor der fiel ich auf Knie und Kopf und Hintergebeine.
„Ja“, das ist Rede genug für die Beste der Weiber.“

Laut da lachte die Frau, mit dem Jafager zufrieden.

Sonderbar war ihm zu Muth, denn er furcht' und wünschte das Bett, müd'.
„Kann ein Schlafender stumm sein ohne Gefährde, so mein' ich
Kann ein Stummer auch schlafen, und Träume sich reden im Herzen!
Niemand ist so geschmeid wie ich gramlos wandelnder Esel;
Lebeten alle wie ich, wär' ewiger Frieden auf Erden!
Selber der Mann im Mond' laß ruhig als Esel im Himmel!
Hum! da der Grobian der! . . . steigt aus, um mich Eulen zu dreschen!
Aber ich hab' ihn gebissen — das war schon außer dem Frommsein;
Geb' es da droben ihm Leute doch auch, die da Leute curiren:
Arm' und Bein' und Eselsgebiß und zerschlagene Köpfe!“

Drauf, wie mit allem zufrieden, mit Hunger so gut wie mit Schlägen,
Streckt' er sich auf sein Stroh und verummelt' es halb im Entschlafen.

Achter Gesang.

Die Bergfahrt.

Als nun der Tag anbrach hoch droben zuerst in den Wolken,
Welchen die Lerchen erstiegen, wie goldene Flämmchen die fangen,
Als an den Wänden der Felsen das rosige Licht wie ein breiter
Goldener Himmelsstrom stillschweigend herab in das Thal floß,
Und von den mächtigen Fichten und selbst von den Nöschchen, den kleinen,
Jedem die Sonne den Schatten da langaus neben ihn streckte;
Da schon kam zu dem Lager der Gems mit der Frau und den Kindern
Die das Geleit ihm gaben, der Fuchs und rief zu den jungen
Schlafenden Eheleuten hinein mit ermunternder Stimme:
„Auf, Frau Gems! und den Schlaf aus den Augen gewaschen am Brunnen!
Er, Herr Gemsbock schlafe; denn Schlaf ist das Beste den Kranken.
Weit ist der Weg zum Gipfel hinauf, wo der alberne Adler
Horstet und haust. Wir müssen vor Nacht wohlweislich zurück sein.
Denn sonst brechen wir Hals und Bein'! und das sollte mir leid thun.
Ganz dumm ist da die Sonne doch nicht als Tageslaterne
Längst vor Alters erfunden. Heraus mein niedliches Nöschlein!“

Mürrisch hinkte der Gemsbock vor, mit verbundenem Schienbein,
Hinter ihm schlich sein Weibchen beschämt und die Glöckchen sich pudend,
Und gleich wollte der Fuchs auf die Gemse sich setzen, und saß schon.



© Sus. Inv.

Lith. Just von Arndt & Sohn Düsseldorf.

Schneekönigskinder.

Die Bergfahrt.
(Märchen von Leop. Schefer)

„Nichts da!“ rief ihm der Gemsbock zornig und riß ihn vom Rücken;
Er, trabt neben ihr . . . hinter ihr, da über die Vorberg,
Bis an die Felsen, die ihm zu grad aufsteigen, er Faulthier!
Da erst gönn' ihm zu reiten, mit Vorsicht, langsam, und ruh' ost!
Denn nichts Lieberes hab' ich wie dich, mein niedliches Weibchen.
Wäre nur jest nicht Krieg, und müßt' ich nicht Jedem gehorchen,
Wer mir da herkommt barsch zu befehlen, ja sanft gar ihm geben
Was er nur fordert, die Hörnchen mit Häckchen vom Kopfe;
Selber die Frau zum Pferd, und das eigene Bett zum Hundbett —
Ha, dann wollt' ich ein Andres dir weisen, du lumpiger Fuchsschwanz!
Der nur macht dich zum Fuchs, und die Gans selbst sieht dir den Fuchs an,
Die ein Spizchen davon nur erblickt. Schelm, mach' daß du fortkommst!“

„Aber um auf ein Andres zu kommen,“ versetzte der Fuchs fromm —
„Nun, lieb Frauchen, du willst nichts irgend genießen zum Frühstück?
Ich, Ich hab' ein Gänschen vertilgt brühwarm da vom Bach weg,
Ein noch flaumiges, gelbes, vorzüglich sich eignend zum —
Und hier brachten die Söhnchen mir fromm zwei Hühnchen, Rabbinchen,
Durch ihr Nasloch beide mit Grase verknüpft; um die Schulter
häng ich sie mir; denn ob ich im Bauch, viel weiser, sie trage,
Oder nur so um den Nacken, das wird dir einerlei Last sein.
Du, du bescheidenes Kind, frühstückst wohl droben da deine
Kräuter, und mittagst Steinklee, Moos, und Röschen wie du schön.“
Doch sie erwiderte nichts, und ihr Mann trieb barsch zu der Bergfahrt.
Da zum Abschied ging sie und rieb sich die Stirn an den Hörnchen
Sanft, die ihr fehlten zur Fahrt, voll heimlichen Kummers —
Vorn an der Spitze gekrümmte, zum Anhalt an den Gestrüppen
An den gefährlichen Stellen, um nicht in die Tiefe zu stürzen,
Drunten begraben in Eis und ewigem Schnee, daß ihr Mann nie
Hinter ihr mehr die Felsen besteig', wenn er weinend nach ihr rief:
„Ach wo bist du, von Krähen zerhackt, mir, du liebliches Weib mein,
Und noch heimliche Mutter von zwei holdseligen Gemstein,
Die du mir leise versprachst, wenn der Sinn' heimtreibt von der Halde!“
Also sprach sie im Herzen und schied mit geneigtem Köpfschen.
Und mit den Kindern schied Frau Fuchs, nach drohend dem Manne;
Aber er dreht ihr den Schwanz, wie die Flügel der brennenden Windmühl.

Schweigend trabten die beiden nun Hundstrab bis in die Berge.
Als der geheime Gejandte zum künftigen König der Vögel
Ueber das steile Gestein nicht mehr zu erklettern der Fuchs war,
Blieb er stehn, und das Pferdchen ihm siehn, und er sprang ihr von hinten
Schulrecht auf, in den Sitz und schnalzte vor Lust mit der Zunge.
Und nun erstieg sie bedächtig und kühn das gethürmete Steinschloß,
Nase nach Nas', und Geler und Thurm nach Geler und Thurm, hoch.
Als sie sich nun ausruhte und lobend der Reiter ihr abstieg,
Horch, da rauscht es empor aus der Tiefe der finsternen Felskluft
Leis und lauter, und aus den als Staub aufdampfenden Wassern
Hörten sie Flügelschlag, und sichtbar tauchte der Adler
Kauschend empor, der sich drunten gebadet in heiliger Frühe.
Achtlos schwebt er an ihnen empor, von den Flügeln die Tropfen
Sprühend, die glänzten und blinkten vom Strahl der verborgenen Sonne,
Und sein steigender Flug maas langsam ihnen die Höhe
Vor, bis hinauf zum Horst, an der starrenden schimmernden Felswand.
Als sie nun aus sich geruht und der Fuchs ein Hühnchen geschmauset
Und in die Winde die Federn gestreut, voll Furcht vor der Reife;
Doch aus Scham vor ihr: sich als elendigen Ritter zu zeigen;

Sprach er sich groß und rief, von den Stimmen der Felsen verspottet:
 Auf mein Weibchen, nun auf, nun werd' ich selber dich tragen!
 Doch sie erwiderte nichts, und wieder bestieg er die Edle.
 Aber nun donnert' es laut, und Wolken eristürzender Föhn blies
 In die gewaltige furchtbar heulende Orgel des Berggeist's;
 Steine wie Köpfe der Riesen entriß er und stürzte sie polternd,
 Hüpfend, wie fröhliche Kinder und furchtlos hinab in den Abgrund.
 Aber er fühlte das Zittern der Gems und die Furcht mit den Knien,
 Denn sie bestrebt sich ängstlich den Felsabsatz zu erklimmen;
 Doch da klammert er grad beim steilsten Steigen sich hinten
 An, kaum hängt er an ihr und sie schreit. Und da wär's ihr geschehen
 Schändlich zu fallen. Doch setzte sie plötzlich sich klug in den Schnee fest,
 Und ihr klopfte das Herz, entsetzt vor dem tückischen Reiter.
 In der Gefahr wer denkt an Betrug da, als der Betrüger
 Erst recht: Anderer Furcht zu benutzen, er selbst, vor Begierde, von Furcht frei.
 Aber sie that nicht weiter vergleichen,
 Sondern, sobald sie zu Athem gekommen, beschloß sie zur Rache:
 Tödtlich den Feigen zu ängstigen, aber dann ganz zu verlassen,
 Weglos im wüsten Gestein: zu verhungern nun oder verzweifelt
 Todt nun oder lebendig hinunter zu kollern in Abgrund...
 Aber am besten: zu Weib' und Kindern nach Hause zu kehren.
 Frei von Geschäft, ja Gelübd' spricht schändliche Frevelbedrohung.
 Aber zu sittsam, auch ein Wort nur über die Lippen
 Bringen zu können, das ihrer Gefahr auch nur im Traume gedächte,
 Sprach sie, die Augen von ihm, und auf in die Bläue gewendet:
 „Viel zu steil hier starret der Weg zum Horste des Adlers,
 Gleich wie hinab. Du erdrückst mich da! Frisch auf Leben und Stechen
 Also hinüber mit uns, durch einen gewaltigen Sprung — dich
 Mir auf den Rücken, zum Felsblock dort, der uns anlockt
 Den uns der Bergesalte voreinst zu dem Gange gelegt hat!“

Schweigend stand sie, so wie ihn erwartend. Aber er schwieg schlau.
 Leicht sich hinüber nun schnellte sie, rief zum Entsetzten herüber:
 „Von hier, immer am Giesbach auf... dann links zu dem Eisthurm...
 Von dem rechts gelangst du bequem zum Horste — da blinkt er!“
 Und nun sprang sie bebend und geschickt, froh heim zu gelangen,
 Immer hinunter von Steine zu Stein, in den Schlüften verschwindend —
 Und nun wehte nur Fichtengefäus in der schaurigen Dede.

Als der Verstand ein Feldwegslang ihm stille gestanden,
 Wo ihm die Sonne die Sonne nicht war, das Gefäus die Welt nicht,
 Drunten der Bär nicht der Bär — und er wieder zum Fuchse geworden,
 Lacht er sich selbst laut aus; er befah sich und sprach zu sich selber:
 „Hier, mein Jugendfreund, sieht Er sein Ende vor Augen!
 Die ihn im Sterben umstehn — Kienholz! und Nasen von Stein sind's!
 Sieken Genicke bedürft' ich: gesund Eins heim mir zu tragen!
 Aber was könnt' ich noch mehr? ... hab' ich nicht richtig und tüchtig
 Alle betrogen, die so dumm waren mit mir zu verkehren!
 Wer mir genah, ward artig geprellt; unglücklich, so nennt man's;
 Keiner, der mich nicht verwünscht, nicht über sich selber geweint hat —
 Und war's selbst mein Weib! — Wer kann sich der Ehre berühmen
 Weit und breit? Kein Feldwegs ging ich nach einem der Winde
 — Und vier sollen das sein — ohn' Einen von meinen Gefoppten
 Trüb zu begegnen. Ich lebte genug — : Ich lebte mir selber.
 Keinen geschont hab' ich zu meinem verehrlichen Besten.
 Keinem geholfen, um Nichts, zu seinem verehrlichen Besten

Wer von mir hat was um Nichts? — So hab' ich denn nichts zu bereuen.
Einmal hab' ich ein Gänschen geschont, das sagte: es wäre
Seiner gestorbenen Mutter ihr Leib-Kind. „Ei-Kind!“ lacht' ich.
Aber ich merkte: es hatte den Pips! und so bin ich denn Reu-frei.
Aus ist der Schmaus. — Doch giebt es denn gar nichts mehr zu genießen?“

Hoi, da entdeckt' er das Rebhuhn, legte, im Nacken ihm hangen
Und stillschweigend nun hielt er die Lebens „Henfermahlszeit.“
Aber er war doch gerührt; denn um die Gebeinchen vom Rebhuhn
Sammelten froh Ameisen sich an — und er sahe sie essen;
Die Luft strich er noch ein. Doch er sollte noch Vieles erdulden:
Keinem je gehet das Leben so aus, und so hin, wie der Mond Nachts.
Plötzlich Hohn fiel grad' aus der Höh', als stürzte der Himmel
Dumppf, unsichtbar ein, und pffiff sein schauriges Berglied;
Wolken verschneiten die Sonne; der Schnee die Gelände der Felsen;
Donner erschütterte Mark und Gebein des verwitterten Schlosses;
Kopf und Nasen, verummelt in Schnee, abstürzte vor Furcht sich
Springend und rutschend und rollend mit lautem Getos' in den Abgrund.
Und er verschneiete tief und bohrte die Schnauze sich höher.
Lüsterlich schrie er vor Angst und Noth, nur blos um zu schreien,
Boll und heulte, er Einer, zu Neun... Zehn Füchsen vervielfacht.
Höre... da sauft es her!... Siehe... da setzt es sich! Rieche... da ist es
Selbst Frau Königsadlerin, warm vom dustenden Nestweg.

„Nicht mir dem Horste genast! Du Ei ausschürfender Lüftling,
Falscher! Was friechst du hier oben herum in dem heiligen Bergschloß?
Ich bin Königin hier, ohn' Untertanen — ich hole
Welche mir, immer so viel ich bedarf für das Haus und die Kinder.“
Also drohte sie. Und er beschwagte sie, Glück nun sich ahnend:
„Königin wärst du? mit Nichten! nur so Frau Adlerin schlechweg!
Aber du könntest sie sein, o die Königin aller Vögel!“

„Sag' mir: wie so denn? Das hat mein Mann mir immer verschwiegen!“

— „Seinen erfahrenen Betrug! ... und die Dummheit! die er versehen hat;
Oh' du mich tadest, höre mich erst, daß du alles genau weißt.“

Und nun erhob er sich: Nicht nur Fuchs bin ich, nein, auch Gesandter.
Siehst du denn nicht auf dem Kopf mir das weiße, das blühende Kirschreis?
Wer das trägt, geht überall ein und überall aus, frei,
(Wenn man ihm nicht auf den Pelz brennt, schaltet' er dumppf ein)
Höre mich wohl, mich sendet der Bär, der Verweser des Rauchvieh's
Der Krieg hat mit dem Herrn Schneekönig! Die Sache nun war so:

„Einmal wollten die Vögel, vor thörigem Stolze, sich einen
König erwählen aus ihrem Geschlecht. Zwei Flügel nur muß' er
Haben und nur Zwei Beine, dabei Kopf, Schwanz und Gefieder;
Schnabel, den nicht zu vergessen! Das alles denn kurz so nur, oder
Lang; grad, krumm; und Stimme zum Schrei'n, wenn auch zu Gesang nicht;
Dann, wie der Sperling nicht zwölf Weiber, nur Eins, wie die Schwalbe,
Daß ihr Vogelgeschlecht durch zu viel Weiber nicht ausgeh'.
Diese nur waren die Stück, die erfordert wurden zum König;
Wer zum Beweise der Kraft, und daß er von Schwindel befreit sei,
Nun um den Steinwurf höher als alle die andern geflogen,
König, das sollte der werden und sein und heißen und bleiben —
Vier unermessliche große, gewaltig- verschiedene Dinge.
Alle die übten sich lang' und brachen sich bald die Genicke.
Welch unzählich Geschwirr! welch' Lustgeschrei in der Versammlung!“

Drauf vom geschmückten Plan aufflogen sie alle zugleich — Brrr!
 Als der „Trompeter“ geblasen; und weißlich flogen sie schweigend.
 All' Unfähige „König“ zu werden, drum sämtliche Weiber
 Saßen und schauten hinauf mit geblendeten thränenden Augen,
 Dem, Glückwünschend; dem, Unglück; jenen: die Hälse zu brechen,
 Wenn sie vom Himmel gestürzt mit der eigenen Last sich erschlugen.
 Siehe, der Hahn flog bis auf den Zaun — da kräht' er schon: „Hohl' Euch!“
 Bis auf den Giebel erhob sich die dürreste Gans nur mit Gigak;
 Bis zum Gipfel der Tann' aufflogen die Staaren; in Wolken
 Stiegen die Lerchen, dazu mit Gesang auf; unter den Wolken
 Schwirrten die Schwalben umher, doch die Kraniche flogen im Kreise,
 Raben und Krähn und Dohlen und Elstern, die schwarzen, besleckten
 Schwarz den begrüneten Wald; längst wieder herunter gefallen;
 Schwer auf den Bäuchen und athemlos lagen die fettesten Enten;
 Gaudernd lag auf dem Bauche der Truthahn, kaum noch giebsend.
 Einzig der Pfau war sitzen geblieben, in seinen Gedanken
 Stolz sich bewußt: „doch der Schönste zu sein und das Schönste behauptet
 Schon so den obersten Rang, auch ohne Gefolg' und Ballast wo.“
 Auch so der Uhu war nicht erst nach der Krone geflogen,
 Als grundhäßlich, der, um nicht als ein garstiger König
 Täglich dem Volk zum Verdrusse zu sein, sich des Fluges enthalten.
 Drauf mit gefenktem Kopf sahn' all' an der Erde nur schwarze
 Flecke noch still hinschleichen von hoch, klein über den Wolken
 Ruhenden Vögeln, die kaum vor Ermüdung droben sich hielten.
 Deutlich der höchste von Allen Geflognen erschien da der Adler
 Und ausrief ihn das Volk mit unendlichem Jubel zum König.
 Siehe, da stürzt er, sich immer vergrößernd, mit tausendem Wehen
 Unter sie mitten hinein. Und kaum erst steht er, da stürzen
 Falk und Lämmergeyer ihm nach, und zu Athem gekommen
 Laut vor dem Volke bedauern sie ihn als schändlich Betrogenen:
 „König, so lang du vom Himmel gefallen, du Hahnschrei, kurzer!
 Droben, von dir aus, flog ein winziges Kerlchen noch höher!
 Also es hatte dir drunten sich schon auf den Rücken gesetzt, so
 Recht fest zwischen die Flügel, so hobst du unmerklich ihn, und so
 Raubt er dir Kron und Reich.“ — Ei, sehet, da kommt nun das Kerlchen;
 Und nicht Wir sind grade betrogen, nur grade der Adler:
 Darauf flog er herbei — wie der Wind ein Blüthchen herabweht —
 Aber mit fedem Gethu', und gesetzt auf den Schnabel des Storches,
 Der ihn mit Ehrfurcht trug, stellt' Er sich schnickernd dem Volk dar.
 Da Er am höchsten geflogen, und Wer da am höchsten geflogen,
 König und Herr sein sollte, so blieb es der Herr Schneekönig.
 Aber der Adler erflog hoch auf sein silbernes Bergschloß
 Und zum verscherzen der Schmerzen erkohr er das freudigste Weib sich.

„Wenn dein Mann nun sich nicht einmischet, und den Vögeln nur nicht hilft,
 Schlagen wir Rauchen die Vögel! . . . Der Herr Schneekönig verkriecht sich
 Unter das Kleinzeng. Neu wird Alles; das Aelteste wird neu;
 Ohne zu fragen nur kommt dein Mann vom Himmel gezogen
 Und wird König da über die Gänse und Truthen und Geyer . . .
 Alles was Eier nur legt, so grade wie krumme. Das ehret dich!
 Lockt dich das nicht? Ein Weib, und nicht herrschsüchtig? . . . wie paßt das!“

Kaum daß der Fuchs so das Weibchen gereizt, daß sie eilte zum Heimflug,
 Schon vor ihm schwebend, frug sie nur noch ihn die Frage der Mütter:
 „Werden die Kinder mir reichweis Könige?“ und er berieth sie:
 „Sämtliche Vögel schon und Großväter der eigenen Kinder;

Eier, Mütter nur giebt's! nicht Vöglein, Mütter — (das Ei glaubt's!)
 Nicht Leib, Kinder, doch Reibe Ei, Kinder erfreun dich;
 Wegen nur Ei, Mords bin ich unabhängig; sonderbar freilich:
 Brächt' ein Fuchs sich selber zur Welt, der wäre der Urfuchs!
 Sage dem Manne: Bedingung ist, daß er stracks mich hinabträgt —
 Hand wäscht Hand und die Hände den Kopf; doch der Kopf nie die Hände!"

Aber da flog sie schon auf; und eh' ein Senne die Kuh melkt,
 Saß er bei ihm schon selbst, ganz kurz den Gesandten bescheidend:
 „Grüßen. Den Bär. Sonst nicht mein Freund. Thron darf nicht leer stehn!
 Nieder mich lassen. — Entlassen!... Doch selbst sehn. Klug sein. Fuchs sein!
 .. Uebrigens wohn' ich so herrlich: im Nebel weiden mir Kühe,
 Läutend in himmlischen Wolken; es bläst Schalmeyen mir im Mondschein,
 Und weit unter mir ziehn die Gewitter, ich habe nur Sonne.“
 Und jetzt wollte der Fuchs sich bequem und breit auf ihn setzen,
 Daß er hinunter ihn ritte. Da faßt' ihn der Adler am Kragen,
 Griff ihm im Nacken das Fell mit den Krallen der Klauen zusammen,
 Und so hielt er ihn weit von sich ab mit gesenktem Haupte,
 Graudend verbissenen Augen, die schwitzende Zunge zum Hals aus.
 Also sank er so schnell in die Tiefe, daß ihm es im Leib' kniff,
 Wiederum bis in's Graue, wo Thal und Berge sich scheiden.
 Wöglich entsetzte der Adler sich selbst vor dem Berge salten
 Und weit älterem noch wie die Berg', auf welchem er herrschte,
 Jeglichem Thier wohlthätig und hilfreich, selber dem Röschen
 Ganz so gut wie dem Bär; ganz hell durchschauend die Klüfte
 Weiß er, wo ein noch junges verwaisetes Rehchen ihm hungert,
 Ja ein Knöschen verwelkt, das erquickt er besaternd, mit Nachtthau.
 Diesen erblickte der Adler und ließ mit Geschreie den Fuchs los,
 Der tann-tief, entsetzt, in das Gras fiel, neben die Grotte,
 Drinnen der heilige Greis auf blühendem Moose das Gensweib
 Traurig begrub. Er erkannte sie gleich, die vor Eile Gestürzte
 Menglich aus Furcht vor ihm und betäubt und beirrt von dem Schneesturm,
 Blut im Munde. Er sahe das kalt; denn ihn rührte kein Todtes,
 Weder die Glöckchen am Hals, noch die Morgens so freudigen Schenkel.
 Lächerlich fand er die Blumen im Kranz, an der Todten verschwendet,
 Den ihr der Bergesalte gewunden und ihr um die Stirn wand.
 Still fort schüch er am Bach und suchte die Stelle zum trinken —
 Ganz schneeweiß von der Spitze des Kopfs bis zur Spitze des Schwanzes
 Sah er im Bach da sich weiß!... von Alten und Jungen verlacht alt.
 Nur noch die Hoffnung blieb: „es ist Schnee!“ er bekloppte sich grausam,
 Wälzte... bekloppte sich — aber er blieb weiß! alt! und er höhnte:
 Weißheit ist es vor Angst und Fucht in den Krallen des Groben...
 Oder der Segen vom Auge des Alten, mit dem er mich anfah!
 Da für geb' ich es aus! Weiß Haar muß auch noch was bringen!
 Aber wie prächtig Kanin-weiß bin ich hingegen nun! — Schwarzer
 Fuchs ist der theuerste-Balg, der berühmteste! Aber der weiße
 Fuchs ist ein Unerhörter! unschätzbar feltner, nur einmal
 Herrlich-vorhandner in mir — fast ein Unglaublicher ist er...
 Bin Ich! denn glaubet mich weiß noch die eigene Frau? sie versagt mir
 Tisch und Bett als schlauem Betrüger nur! selber die Kinder
 kaum umschleichen mich bang und scheun sich mich Vater zu nennen;
 Aber ich bläue sie tüchtig! da werd' ich ihr Vater, ihr lieber...
 Goldener... silberner... alles herab bis zum Eisernen. Nichts hilft
 Mehr zu Respekt wie der Stoch, ja den Weltstoch möcht' ich ihn nennen.
 Darauf ruht er sich aus, in der Dämmerung erst sich nach Hause zu schleichen.
 Und so that er, und trat in die Höhle des Bär's bei Mondschein,

Daß sie entsetzt laut schrie'n: „Er ist todt! er ist todt — er erscheint uns!“
Aber er sprach: „Dummheiten! Ich komm' mit gesegnetem Fuchspelz
Zum Schne-Alten verklärt vom heiligen Bergesalzen!
Selber der Königsadler — das muß ich gestehen — er trug mich
Aus Hochachtung sogar auf eigenen Händen so kundsant
Nieder an ebenes Land, wo Füße was wiederum gelten.
Kämpften wir glücklich den Thron frei — würd' er so frei sein! Das meint:
„Fräße die Kaze das Nest, das würd' er mit Hulden erkennen.“
Also berichtet er amtlich. Da dankt ihm der Bär mit der Hand warm,
Daß er die Finger vor Schmerzen behauchte. Dann zeigt' er im Grunde der Höhl' ihm
Reiseermüdet, den starken und zottigen schlafenden Eisbär,
Der auf schmelzender Scholle des Meers ganz glücklich gekommen,
Helfen im Einzelkampf mit gefährlichem Knüttel des Helben.
Während der Fuchs sich erfreute, daß der so weiß wie er selbst war,
Raunte der Bär ihm zu, daß schon ein Söhnchen des Tigers
Ihr Hausfäßchen gewonnen, das eitele Jüngferchen annoch,
Durch ihr versprochenen Fuß, durch einen vergoldeten Schwanz, und ...
Durch, vor allen ihr einzig zu tragen, verschnittene Ohren;
Aber zumeist durch Hunger, sie wild zu dem Gange bereitet.
Aber damit auf einmal sie nicht zu gräßliche Schmerzen erdulde,
Hat er ihr nur ein Streifchen verschnitten, die Ohren geheilet —
Und darauf wiederum nur ein Streifchen; und ohne zu schreien
Oder zu jammern, hat sie die Weihe zur Heldin ertragen,
Klug jedoch, forderte sie die Belohnung schon vor der That sich.
Sieh' sie dir an, das gemäuselte Ohr ... den vergoldeten Schwanz schon.
Schnurrend da liegt sie bereit zu dem Gang, der ihr nichts wie den Tod bringt,
Dem du sie weihst aus Haß und Reid, und dem Tiger das riethest!
Und von der fliegenden Maus an die Königin selber verrathen
Eiget der Uhu, nachts scharfsichtig, bereit sie zu fassen,
Und hoch droben noch wachet der Hahn, doch befohlen zum Nichtkrähn.
Dieß Stück wissen sie in dem Ballast; doch das schlimmere Stück nicht,
Welches der Bull wird ihnen bereiten! Du wirst es mit Lust sehn!
Heut nach Mitte der Nacht ist Rath zum Besprechen der Schlacht selbst.
Machen wir jetzt ein Schläfschen! Der Schlaf stärkt Reisende kräftig.“

Und nun lehnten sich beide zu schlummern. Da kam zu der Bärin
Ihre Gevatterin bange nach ihrem Gesandten zu fragen.
Und sie beleuchtete mild ihr den Weissen, erzählte ihr, was er
Alles verrichtet, und was für Ehren ihm droben geschehen.
Traurig brach sie in Thränen da aus und stöhnte zur Freundin:
„Wer glaubt dem ein Wort! kaum mehr ein heuriges Gänschen!
Unglück hat er gestiftet! und Schande sich endlich erworben!“
Und die Verweserin sprach ihr Tost zu, traurig und fröhlich:
„Bitterer, schwerer im Sinn Empfundenes, wußte der Berggeist
Nichts: wie den Citelen alt vor den Weibern erscheinen zu lassen,
Daß sie ihn nicht mehr zählen, und kaum — nur mit Grauen — ihn anschau'n!
Nicht daß er alt ist selbst und schwach auf Füßen sich fühlet
Nacht ihm Pein — der Verlust nur des lieben Betrügens.
Wer alt scheint, der ist alt und sei er erst — morgen geboren!
Vielleicht zwingt ihn zu Schaam nun die ihm aufgezwungene Weißheit.
Mein Mann ist zu garstig! Wer ließe sich gern von ihm küssen?
Oder umarmen? Wen er an die Brust drückt, fühlet die Rippen
Wohl acht Tag' nicht ... wenn ihm der Athem so gleich nicht ausfuhr!
Garstige Männer: zufriedene Weiber! Mit Ehren behalt' ich
Doch mir den Meinen!“

„Der Lügner, Betrüger und Heuchler und Schmeichler

Ist bei Weibern beliebt und macht mir tausendes Herzleid —
— Meinte die Frau Feldherrin, jedoch mit zweifelndem Hinblick
Ob sein Weis auch ächt sei? nicht in der Mauer vergehe? —
Und daß er Andern gefällt ist ein mir schlechtes Vergnügen;
Ich hab' meinen Verwünschten zum Spott nur für andere Liebfe
Und noch muß ich ihn puzen! und Kopf und Schweif ihm fristren!
Aber was will man machen als schändlich ihn huschen und schimpfen!
Unsere Kinder von solchen Gemahlen, die werden verhaft uns
Gleich so wie Bankerte! ach, und wir Weiber, wir schämen uns ihrer, —
Aber was will man machen, als fürchterlich wiegen und singen!
Wie gern sagt' ich ihm: „Nun mach' Bube, daß du aus dem Haus kommst!“
Dst auch selbst nachdenklich dann spricht er zu sich, wie zu mir, wohl:
„Ein Mann ist noch besser, als viel alltägliche Schläge —
Und Ein Weib ist besser doch als viel Zank in dem Hause.“
So spricht Er. Und so tragen wir uns... wie der Esel die Frau trägt,
Aber die Frau auf dem Esel: den Sack. Und so mag er denn leben;
Wittwe zu sein, ist das Aergste; denn kein Mann, das ist das Schlimmste!
Denn wie der Mann sein Aug' zu thut, ist die Wittwe versunken
Unter die anderen Weiber, und sei's Schneeföniges Wittwe!
Nichts mehr gilt sie, und was sie noch sagt und befiehlt, das ist eitel;
Und der beschnebelten Brut wird ein Vor-Schnabel gesetzt. Aus!“

Also befah und belachte den Mann sie, den heute Betrognen —
Dann leis legte sie ihm neun Eier hin, wenn er erwache.

Neunter Gesang.

Der Ueberfall.

Mücke, du redlichster Vogel, du stichst kein Kindchen zuvor je,
Lüdtisch und stumm herschwebend, als bis du es treulich gewarnt hast,
Sanft und leis mit dem kleinen, dem silbernen Lärmtrompetchen.
Für ein Tröpfchen des Blutes von ihm zur Stillung des Hungers
Beutst du selbst dein Leben ihm dar, dich dafür zu erschlagen!...
Will es dann gar nicht hören, sich gar nicht trennen vom Schläse,
Steckst du das Warn-Trompetchen dir ein, und du saugst still
Bis dein kleiner wie Glas durchsichtiger Leib zu Rubin wird;
Dann entschwebst du mit Dank und segest dich unter das Weinblatt,
Droben die Fuß', und drunten den Kopf, auf lange gesättigt!

Heut nun solltest du gar Ausforscherin sein, ja Verrath thun;
Schändlichen Willen der Großen doch soll kein Kleinster verrichten!

Unter dem Vorwand: Neues dem Bär' und dem Fuchse zu holen,
Hatte die fliegende Maus die Beschlüss' im Rathe des Haar-Volks
Herrn Schneefönig gebracht, da dem Federvolks-Beherrscher,
Und er wußte so Wort für Wort um den nächtlichen Schlacht-Rath;
Darum berief er die Mücke zu sich und sprach zu ihr lughast:
„Mücke, du redlichster Vogel, der redliches Leben voraus hat,
Führt am sichersten dann in der Stille den schlechtesten Streich aus
— Und ihn kann man dazu allein am glücklichsten brauchen —
Und ihm wird er vergeben; man sagt nur: er hat sich vergessen!
Aber wer schlecht sein Lebtag war, den beargwohnt Jeder
Und er hat sich vergessen! Wer ehrt das je, was der Fuchs thut?
Und ihm gelingt nichts; oder gelang ein Gutes ihm einmal —

Rechne das Leben du nicht: was mehr einbringe? was minder?
 Fühle das Leben du! fühl' es für Freund! und fühl es für dein Volk!"
 Und nun meint' er im Sinne: Die hab' ich genug nun belämmert
 Mit mir gegebener Macht, Ansehn und würdiger Hoheit
 So, als wär' nur ich Herr der Gerechtigkeit! Und so sprach er:
 „Flieg', mein Mückchen, zu Wald' und horch wo die Rathenden sitzen
 Und wo der Fuchs sitzt! Ueber den setze dich, unter das Blatt nah'.
 Viel zu dumm zwar ist der voraus ausschweigende Feldherr,
 Was er zu thun vorhat, und verrathen dann einmal geschehen wird,
 Aber er hat doch Rhum sich erprahlt bei seinen Bestauern;
 Dennoch höre genau auf das scharf: was da der Fuchs sagt!
 Und das bring' mir im Köpfschen zurück, das so winzig und sterblich,
 Dennoch so Vieles umfaßt, daß es kein Volk Verchen je ausfingt.
 Nimm dich vor Schwalben und Weisen in Acht auf dem heimlichen Hinflug,
 Wo du noch nichts werth bist, jedoch mir ein Schatz auf dem Herflug!"

Und so war der, bis heut grundredlichste Vogel geflogen,
 Hatt' im Wald still über den Fuchs und unter das nächste
 Lindenblatt sich gesetzt; jedoch zu spät kommend auf Umweg',
 Hatte sie nur noch gehört wie der Fuchs zu den Führern gesprochen:
 „... Also das merkt: mein Schwanz ist so gut wie die theuerste Fahne;
 „Halt' ich ihn hoch, dann stehet es gut, dann hauet mit Wuth drein;
 „Senk' ich den Schwanz, da verdoppelt die Wuth, daß den Kampfs ihr mir herstellt!
 „Aber, hm! kneif' ich den Schwanz ganz ein, klamm zwischen die Beine —
 „Dann ist alles verloren! Dann lauft und rettet das Leben!
 „Kein Erschlagener kann je wiederum kommen sechten,
 „Aber wer tapfer davon läuft, kann's... wenn ihm ja noch das Fell juckt.“

Dies Wort hatte die Mücke dem Könige treu nun verrathen.
 Aber die fliegende Maus darauf hatte zurück vom Pallaste
 Nur als geheimstes Munkeln gebracht; leis habe der König
 Nichts als Eine, nur eine der Hornissen zu sich befohlen
 (Diese gewönn' ihm die Schlacht) und thäte die Hornis es ja nicht —
 Würden die Bremsen es thun; und er hab' unermessliche Schwärme
 Mücken entboten — gewis: um die Sonne damit zu verfinstern —
 Ja, Krimmlinge, die Stecher, die Kleinen, zu viel Millionen —
 Alle zum Tag' nach morgen, dem heimlich erwählten Schlagtag',
 Weil er an diesen dem Adler getäuscht und das Reich sich gewonnen.
 Ganz im Geheimsten habe die Königin auch nach der klugen
 Frau, nach der Wiesel, der Here mit blutigen Augen, die Vieh heilt,
 Aengstlich gefandt, daß genau sie die Kinder ihr prüfe, die noch nicht
 Aßen, und sage: wie lange sie wohl noch zu hungern vermöchten
 Ohne zu sterben? denn sonst eh' wollte sie Frieden erknieen,
 Und als Bettlerin aus dem Pallast fort zu dem gemeinen
 Volk Schneekönige gehn, und Schnee ausschneiden im Lande.
 Und mit verbissenem Zorn nur hatte die Here gescholten,
 Was von „Nuppeln“ gemurmelt und leidigen Trost ihr gegeben.
 Dann noch die Unke, gemein nur im Volk „Frau Unger“ gerufen,
 Hatte gemeint: zwar äße sie lang nichts... etwa nur Stein-Schweiß —
 Gar nichts aber, das sei doch zu wenig;... der Kinder ihr liebes
 Pulschen, das geh' sehr matt, und pike nur kaum wie das liebe
 Todtenwürmchen! Doch soll' ein Kind — bei Ruthe! — ein Vater das Leben
 Nicht aufgeben, so lang' er doch essen noch könnt'; und das Essen doch ja nicht,
 So lang' Einem der Schnabel noch aufsteht'... oder sogar viel
 Tausenden weit aufsteht', und die Zunge, die liebe, noch züngle.
 „Hätten doch Alle zu essen, die gern' was hätten! und hätten

„Alle die Hungrigen so viel Ehr' im Leibe: durchaus nichts
„Essen zu wollen, wie wäre das Volk da beglückt! Und — schloß sie —
„Wer zu lange gehungert, der ist dann zu viel; doch was? — Erde!“
Tief da empfand der so redliche König die Leiden der Ehre.

Aber was er nicht wußte, geschah ihm schrecklich im ersten
Schlase, der sichersten Zeit für Diebe und Hasen im Felde.
Als sich der Abendstern in verfinsternde Wolken verborgen,
Kein Nachtschein vom Rande der Erd ausblühte wie Krokus,
Und im finsternen Walde der Hirsch an den Baum anrennte,
Da stand alles bereit vor der Höhle des Bären zum Ueber-
Falle, zu Mord nun oder zu Raub der verhungerten Prinzen.
Aber die Wache der Vögel zu täuschen mit anderem Angriff:
Stand vor der Höhle des Bären der Bull, der entseßliche, schwarze,
Hinter ihm ein Schoß Lachsen bereit mit den gradesten, stärksten
Hörnern zu treffen den Stoß, den Ballast zu erstürmen,
Rings um die Eiche gestellt, daß zugleich mit dem Neste sie falle,
Jimmer im Sturme sich ab in erschütternden Stößen zu lösen,
Welchem Betäubten der Kopf dumpf brummt und die Hörner zerschellen.
Als sie darauf paarweis' und stumm zum Sturme geschlichen,
Und mit dem Bullen, dem Kälberpapa, zwei hundert der Kinder
Hinter ihm her, sammt allen die tüchtig zu wühlen und graben verstehen:
Hamster und Dach's und Ratten und Mäus' und niedliche Maulwürf'
Schwarze, mit niedlichen Händchen zu ganz unermüdlicher Arbeit,
Und der entbrennete Kampf in der Höhle zum Zeichen erschallen, —
Laut da erweckte die Bärin die Katz zum verwogenen Gange,
Lobt' ihr den goldenen Schwanz, und küßt ihr das goldene Mäuschen,
Ihr ein ermunternder Orden „voraus“ groß Ding zu verrichten.
Und darauf sprach sie gerührt zum gerührten Mädchen mit Nachdruck:
„Och, begeistertes Mädchen! beende den Krieg eh' er anfängt!
Das ist der weiseste Frieden und bringt dir ewigen Nachruhm,
So viel Katzen noch leben! Die Jugend thut nur das Größte.“
Darauf segnete noch sie der Fuchs und der Eisbär sah zu;
Und nun ging sie, ja sprang sie hinaus in die Nacht fort,
Laut von den Kindern des Bären beschluchzt als liebe Gespielin,
Als Hofkaze, beehrt mit den Kindern des Bären zu spielen,
Die fromm alles gefallen sich ließ, Nusschalen an Füßen...
Malkern... und oft bis zum Schreien gequält; nur sie schinden noch fehlte.

Aber sie nahte sich kaum, da vernahm sie entseßlich Getöse
Um den belagerten Stamm. Laut brüllte der Bull mit gewaltig
Tiefer erschütternder Stimme. Er hatte sich fest in den Eichstamm
Ein, mit den Hörnern, gestoßen; sie bannten und hielten das Haupt ihm
Nah, und die Augen; er drehte den Schweif mit Erbitterung dem Rad gleich,
Stemnte die Beine mit ganzer Gewalt an, los sich zu reißen...
Krümmte sich... alles vergeblich. Die hülfreich kämpfenden Kinder
Stießen, den Stamm zu entwurzeln, mit Kraft ausholend von Weitem,
Daß er erzitterte, bis an den Wipfel erdröhnt, doch sie stießen
Neben und rund um ihn her sich nur auch in dem strotzendem Stamm fest,
Brüllten wie Er, und tobten wie Er, vom Tod sich zu retten.
Denn die gerüsteten Helden der Vögel, die großen der Leibwach',
Als Großvogel beehrt mit vergoldeten Beinen und Schnäbeln
Oder mit silbernen, blau und roth nach den Ehren und Aemtern:
Kraniche, Trappen und Weib' und Lämmergeier und Falken
Sehten sich klug, als unangreifbar, auf den Kopf der Gefangnen
Ihnen die Augen aus ihren schon blutigen Köpfen zu hacken.

Lieber noch, gar ihr Gehirn, und hämmerten laut wie die Spechte,
 Während die Weiber des Bullen von fern dumpf brüllten; die Kinder
 Aber um ihren geliebten gemeinsamen Vater nur blöckten.
 Bellend scharren die Hund' an den Wurzeln; die Katzen, die Ratten
 — Freunde nun alle im Krieg', zu gemeinsamer Rettung begeistert —
 Wühlten mit Mäus' und Maulwurfs-Volk. Noch andere Büffel,
 Eilig genäht und auf all das Gebrüll, zu der Brüder Erlösung
 Rissen die Schwänze vom Leib der Gefesselten, Viele erlösend.
 Aber den Bull, ihn erlöste doch Keins! sie entrißen den Schwanz ihm
 Wild; und er starb vor Wuth, vor Schand' und grimmigen Schmerzen
 Ganz von Verstande gekommen, unvor- zum Tode bereitet,
 Die Nacht wären der Thier hochedelste Helden gefallen,
 Wäre der Herr Elephant nicht ihnen zur Rettung gekommen!
 Als er die Stätte gesehn, ging rasch er, so rasch wie nur jemals
 Ein Elephant sich beeilt, zum Bach; darin saugt' er den Rüssel
 Voll sich von Wasser, und spritzte das Vogelgeschwarm damit watsch-nas,
 Bis sie vom Schwall durchnäst ganz triefen und kaum zu den Nesten
 Noch sich erhoben; dann zog er die Lebenden stark mit dem Rüssel
 Rucklings heraus an den Schwänzen, und bei dem gewaltigen Anrud
 Blieben die Hörner der nur Schwachköpfigen stecken im Eichstamm:
 Andere blieben am Stamm gespießt mit den eigenen Hörnern;
 Einige bluteten vorn, und andere bluteten hinten,
 Einige fielen zur Erd! und andere rannten im Wahnsinn
 Fort in die Nacht, wahrsagend und heulend. Aber die Kälber
 Klagen um ihren Papa, den erhabenen Todten beledend.
 Zweige vom Baum mit dem Rüssel nun brach noch der edele Retter
 Und er bedeckt' ihn damit, zum grünendem Hügel ihn schaffend.

In der Verwirrung schien zu der kürzesten Kriegesbeendung
 Jezo die äußerste, aber die günstigste Zeit für die Hofstap',
 Die auf den Nesten bis vor zu den wimmernden Kindern gekrochen;
 Aber das Nest war täuschend mit Wäsche der Kinder verhangen,
 Welche die Mutter mit Flügeln bedeckt hielt. Desto ergrimmt
 Rüstete sie sich zum Sprung, um das Nest mit der Brut zu verschlingen.
 Aber der Uhu packte sie scharf und zerriß sie im Anfall
 Mitten da auseinander, und warf in die Höhle des Eichstammes
 Wild sie hinab; und das junge begeisterte sterbende Mädchen
 Schweigend, miauete, nicht nur die leisesten Klagen im Tode.
 Und nichts half ihr am Halse die goldene Maus, so be-Ordent!
 Nichts ihr der goldene Schwanz und die schmerzlich-gemäuselten Ohren,
 Denn starr aber noch warm todt lag in geschwärztem Hohl sie,
 Drinnen das Volk Ameisen sie froh sich bewahrte zum Frühstüd.

Drauf ward Stille der Nacht. Nur dem Könige nahte der Schlaf nicht;
 Aber der Herr Elephant zur Höhle des Bären gefehrt, rieth
 Zur Aushungerung des Nestes, das bald voll Leichen nur sie,
 Wenn sie die Schlacht nur aufsparten und flug nur äßen und tranken!

Zehnter Gesang.

Der Meischaffen.

Mein Schneekönig, wie sahest du kummervoll um die Entehrten!
 Klagend sprachst du im Herzen zu deinem unsterblichen Seelchen:
 „Was auch helfen uns Kinder, wenn sie nicht gerathen, noch folgen!
 Nehmen die Trozigen mir vom Munde die schillernde Fliege...“



G. Siis inv.

Litb. Jngl. von Anna C. in Düsseldorf.

Schneekönigskinder.

Der Meisekasten.
(Märchen von Leop. Schefer)

Oder das Weinchen nur von ihr . . . das zarteste Köpfschen der Spinne
Voll kostbaren Gehirnes! Gehirn macht wieder Gehirn; daraus
Weisheit blüht und Verstand! Von Gehirn nur selten wir leben.
Dumm so, verhungern sie mir, wenn heut nicht, wahrlich doch morgen!
Und noch soll ich sie loben, die streng wothaltenden Kleinen,
Denn Wothhalten ist königlich, und es zu lernen ist prinzlich.
Weinend sitzt bei ihnen die Mutter und trinkt sie — sie trinken;
Ja, und rüchtig! vom Trunk jedoch auch lebt selber der Fisch nicht,
Aber bei Essen besteht man! denn Blut ist auch in dem Fleische.
Wie nun erhalt' ich die Kinder der Mutter, und mir, und den Vögeln,
Bis ich die Schlacht mit den Thieren gewann, bis der reuige Bär kommt,
Ihnt auf Knieen Abbitte, und giebt die beleidigte Ehre
(Die, Keins weiß wo, indessen umherschweift) ihnen zurück!
Dann erst wollen und werden sie essen, das bürgt mir ihr Magen.
Jezo verbürgte mir das ein einziger lieblicher Kürbiskern!
Daran zu knüßern versagten sie nicht in der Nacht, wo es Keins sah!
Denn mit der Ehr' ist's Eine, ja sind zwei schnurrige Sachen:
Eine, die heimliche: löchrig! die andere offene: Blendwerk.
Water, errette die Kinder denn selbst, bei Schonung der Ehre
Vor dem Gesinde des Hofes, der Mutter und selber der Kinder,
Ja, auch meiner: daß Ich Schneekönig „von Worten“ erscheine.“

Also sprach und schnickert' er froh sein Liedchen zur Hoffnung.
Heimlichst schickt' er den Dompfaff, Anderen Gimpel geheißten,
Daß er den Kindern am Nest einschläfernde Lieberchen sänge;
Denn ein schlafender Magen, der weiß vom Hunger und Durst nichts.
Ohne Begleitung, Wache, noch Furcht — ihn schützte die Kleinheit —
Schwert' er hinaus in den Wald, nur nach Einem der Kerne des Kürbis:
Freilich in Ohnmacht. Sorgen: wer ihm es zerpalte das Unthier
Gelbe, das runde? Doch ließ er das Schicksal sorgen; das sorgt ja
Ohne zu wissen für Wen? „Und das ist eben das Schicksal!“
Sprach er; und sang dann im Walde, der Jugend weich sich erinnernd:
Wie sein Weib er im Lenz sich gewann, und ruhend im Mondschein,
Hochzeit neben dem goldenen Duell gefeiert, und rühmte sich glücklich:
„Süß ist Leben in Fried' und Freude nach lieblicher Willkühr!
Ach, wir wandelten Lust im sonnebeglitzerten Walde,
Flogen der Lust mit dem Weibe; wir fanden den immer gedeckten
Tisch uns überall . . . sorglos Anderen Alles verlassend.
Wenn ich kleinster mich schon so erfreute — wie mag sich der große
Adler erfreuen der Kraft! Doch still! . . . den hab' ich betrogen;
Und nur mit heimlicher Schande besitz' ich das Reich der Vögel.“

Also sah er beschämt zur Erd' in die Blumen und seufzte:
„Kommt mir vom Nar nicht Rache, so kommt sie mir jezo vom Bär wohl,
Aber sie kommt! Ein Anderer rächt für Andre die Unthat
Ganz unwissend; die That, die der Sperling übt' an der Schwalbe:
Sie aus dem Neste zu beißen, die rächt dann der Schwalben Versammlung
Des' Tags, wenn sie ihm kommen das Nest mit den Jungen vermauern!
Darauf ihr Verhungern rächt, mit der Stang' es zerstörend, der Knabe —
Aber die Wanzen des Nestes dann rächen das, beißend des Nachts ihn!
Also versehe sich jeder, der unrecht Gut sich ertauscht hat:
Stets der Vermaurer! . . . der Stang', und der quälenden Geister!“

Sieh', da erblickt' er mit Augen, wie winzig kleine — nun schwarze —
Sonnchen, mit stehenden Blicken . . . wie Strahlen der niedlichen Sonnchen —
Lachend im Herzen da: einen geschälten grünlichen Kürbiskern,

Ruhend in einem gar lieben geschroteten Häuschen, aus neuen,
 Lustig geschichteten, glatt und sauber geschnitzten Spähnen;
 Nur drei Purpurtropfen getrockneten Blutes an Einem.
 Zehnmahl hatt' er um weit ihm geringere Dinge das kleine
 Leben gewagt — wie, den Sprung jetzt nicht in die mächtige Tiefe?
 Da es die Kinder galt, Frau, Reich und ewige Nachkunft.
 Sieh, und er sprang in den Kasten, und sah nicht lang' sich darum um —
 Rasch, mit dem spitzigen Schnabel, der Rätherin Nadel vergleichbar,
 Spießt' er den Kürbiskern auf, um mit dem gestohlenen Gut heim
 In den Ballast als Kinder erlösender Vater zu steigen,
 Nur noch klopfst' ihm das Herzchen und angstvoll abndet' ihm Unheil,
 Stürzte die Decke des Hauses ihm über dem Kopf ein,
 Und da saß er gefangen, das Haus mit Erbauer verwünschend.
 Aber den Ketlichen hatte die Sonne gefannt, der vor Armuth
 Ihn nicht kennend — „auf gut Unglück“ es erbaute dem Enkel.

Längst in den Wald her war ein Mann mit dem Weibe gezogen
 Als ein liebender Vater der Honigvögel, der Bienen.
 Ihn stach keine; sie wußten es, daß er es böß nie, nur gut
 Meinte zu ihnen, sogar wenn er zidelte, ihnen die schweren
 Honigscheiben, und Brut zu vermehreten Körben, dem Korb nahm,
 Denn ihm duftete dann sein Blut sanft: freundliche Sorgfalt.
 Doch wer nach Bienen umherschlägt — Fürchtend fürchten sie wieder,
 Kommen dem Schläge zuvor und stechen ihn, daß ihm der Kopf schwillt;
 Doch ihm fehlte noch immer die erste geschwollene Nase.
 Also zogen die Tage der Frühlinge, Tage der Herbst
 Heiter ihm über das Haupt. Und als er sich einstens im Spiegel
 Sah, da war er alt, wie mit silbernen Haaren verschneiet.
 Fort war ihm aus seiner mit Moose begrüneten Hütte
 Sein gut Weib! Doch neben ihm stand als erwachsener Sohn sie;
 Neben dem wieder ein blühendes Weib; und neben der Mutter
 Schon sein Enkel. Da wundert' er sich, ward stiller und stiller,
 Matt und matter, und legte zulezt auch selber am Tage
 Auf sein Bett' im Stübchen. Ihm that nichts weh, und die Zeit ward
 Ihm nicht lang; denn dieselbe, die freundliche Sonne ja schien ihm
 Heiter herein; früh kam ihm die Morgenröthe, zu Abend
 Kam ihm der Abendstern, und der Enkel dann setzte sich zu ihm.
 Endlich schwiegen sie, hielten die Hände sich, bis er in Schlaf sank.
 Schlaf ist Kindchen am Busen der Mutter, das süßeste Werk schon,
 Aber der seligste Schatz arm wordenen Alten ist Schlaf! Schlaf!
 Immer die Nacht still hatte der Gute gefonnen . . . gefonnen:
 Was er dem Enkel verlasse? — Doch Nichts wo befaß er zu schenken.
 Und doch sollt' es dem Knaben, dem Mann' und einstens dem Greis noch
 Ein Andenken ja sein, das dem Enkel er wieder verlasse . . .
 Immer zu selbiger Lust in verjüngeter Reih' der Bewohner . . .
 Ein Andenken an ihn, an das Haus und die heilige Zeit drin.
 Und er hatt' es eronnen. Da ließ er geschlichtete Scheitchen,
 Hohlbox, Schnizer und Bretchen, nur zwei in das Bette sich bringen,
 Drin er sich alles verbarg, nur einsam schnigend im Sonnenschein,
 Wenn er allein saß; und früh kehrte die reinliche Hausfrau
 Spähnen vom Bette nur weg, drin schalkhaft lächelnd er stumm blieb.

Einst früh meint' er: Ich sterbe noch heut; und grad' bin ich fertig
 Erst mit dem letzten Schnitt' hab' ich in den Daum mich geschnitten.
 Freundlich berief er den Knaben, ihm nieder zu knien am Bette
 Und mit zitternder Hand froh langte er unter der Decke

Sein schön Kunstwerk vor und ließ in der Sonne es spielen;
 Legte zum Segen die Hand auf des Knaben lockiges Haupthaar,
 Segnete ihn und gab ihm den heiligen Meißelkasten,
 Und sprach, blaß und noch einmal hell von der Sonne beschienen:
 „Mir wird finster vor Augen, am Himmel verlischt mir die Sonne —
 Siehe, ich sterbe sogleich, doch du bleibst leben noch lange.
 Wo auch Eine der Bienen du siehst, da gedenke du meiner . . .
 Siehst du sie schwärmen, so grüße sie von mir und sage: ich ließe
 Eine gnädige Mutter zur Königin wünschen von Herzen!
 Wenn sie im blühenden Lenze die Stachelbeeren umsurret,
 Oder sie, am Schneeglöckchen gehangen, es nieder ins Gras beugt: . .
 Oder da draußen im Feld' am Klee saugt, denke du meiner,
 Der dir den heiligen Kasten geschnigt und dir ihn vermacht hat,
 Ihn zu vererben an dich, wenn du einst wirst wieder so klein sein.
 Wisse: vom Fange der Meisen nur trägt er seinen berühmten
 Namen bei Alt und Jung; und reich ist der Knabe des Menschen,
 Welcher so einen so frohen, so heiligen Kasten besitzt.
 Nicht Blaumeisen jedoch nur fängt er — er fängt dir so gut auch
 Fliegenschnepper, die Feinde der Bienen; im Herbst Rothkehlchen,
 Ja Blauehlchen, sogar Goldhähnchen, die Kleinen, die Lieben!
 Selber den Herrn Schneekönig, der Schnee auschnickert den Menschen,
 Ein wahrhafter Prophet, ob der kleinste, doch wahr wie der Größte.“
 Und viel wollt' er noch reden: da doch lehnt' er sich hinter und war todt.

Und sie beschluchzten ihn laut, dann drückten die Augen sie ihm zu;
 Aber der Knabe verband noch dem Todten den blutigen Finger
 Zerig aus Liebe. Den Todten ja schlägt kein Herz mehr im Busen;
 Nichts braucht Todten zu heilen; sie sind der geheilte Mensch ganz.
 Heut früh hatte das Knäbchen den heiligen Kasten zum ersten
 Mal nun gestellt, und gleich als Ersten der Vögel im Leben
 Herrn Schneekönig gefangen. Er kniete zu ihm; er bestaunt' ihn,
 Rahm jedoch nicht ihn heraus, noch steckt er ihn sich in das kleine
 Leinene Beutelchen, daß ihm die Mutter genäht; ehrwürdig
 Trug er den König nach Haus. Da, entwischt auch unter der Hand ihm
 blieb er gefangen im Stübchen, und setzte sich hoch in die Nestchen.
 Aber im anderen Eck saß eine gewaltige Spinne,
 Schwarz, rauch, groß, wie die Trüffel mit Beinen des häßlichen Krebses,
 Ein abscheuliches Kreuz weiß, auf dem behaarten Rücken,
 Lauernd in Mitte des Netzes, umhangen an Fäden von ihren
 Graufam Ermordeten jetzt in den gräulichen Leichenkitteln,
 Drinnen sie leis noch surrten vor Angst; doch die mächtige Horniß
 Rastte noch einmal sich auf, aus der schrecklichen Macht sich zu lösen;
 Sieh, da erschütterte wild sie das Netz, daß es zitterte und daß die Leichen
 Tanzten, in ihren gräulichen Kitteln; aber die Spinne
 Schoß zu der Horniß, sog mit dem Blut ihr den Geist aus
 Und still hing sie nun wieder in Mitte des gleißenden Netzes,
 Und als würdiger Raub anfunkelte schon sie den König,
 Der unbeachtet sie ließ als Flügelbegabter — sie konnte nur kriechen,
 Oder am Faden hernieder sich lassend, sich schwingen und wiegen.
 Drauf neugierig zuerst bei Menschen zu sein, mit Erstaunen
 Sah' er im Stübchen sich um. Vor der glänzenden Scheibe des kleinen
 Spiegels flatternd, erblickt er sich König, und hörte ihn schnickern;
 Fast dann fiel er in Ohnmacht hin, denn er hörte den Kuckuck
 „Kuckuck“ rufen, da hoch von der Wand, der das Herz ihm erregte
 Draußen nach Wald und Flur, nach Weib und lieblichen Kindern.
 Und hier lag ein Kind, in dem breit ungeheueren Chbett,

Klein zum Erstaunen, und schlief zum Entzücken. Da seufzt er:
 Ich hie ersticke beinah in Königsfutter: in Kürbis,
 Kernen, in Mohn und Gewürm — und daheim in meinem Pallaste
 Sind mir die Kinder verhungert vor Ehre! Die Königin aber
 Stirbt vor Wehmuth, oder sie lebet noch schlimmer, wenn Ich nicht
 Kehre, gefangen, und Ich hie bin vor Kummer gestorben —
 Und ein königliches Land raubt selbst sich der beste der Nachbarn;
 Stirbt ein Vater im Haus, und wird zur Wittve die Mutter,
 Gilt sie doch nichts mehr, wenn sie zuvor auch Kronen getragen.“

Also klagt' und verstummt' er vor Leid, da gewahrt' er mit Grauen:
 Todtstill hatte die Spinne sich niedergelassen am Faden,
 Schwebte daran noch über dem holden Gesichte des Kindes
 So, als ob sie gerührt es bewundere; setzte sich dann ihm
 Fest auf den rostigen Mund, und so mußte es ersticken vom Kreuzthier.
 Da im Herzen empört, schoß wüthend der Vater und König
 Gegen die Spinne, die auf an dem Faden sich zog und herabließ
 Jetzt mit den Zangen zu greifen ihn trachtete; jetzt mit den Füßen,
 In wuthschraubenden Kampf, ganz schweigendem. Aber der König
 Hatte den giftigen Leib mit der Lanze des spitzigen Schnabels
 Ganz vor Mitleid ihr durchbohrt. Und die Sterbende sprach leis:
 „Ach, dein Mitleid gönn' auch mir! Du hast mich erlöset...
 Vom Weh, Kreuzspinne zu sein! Die Verachtete, Grausame, Arme!
 Dafür nimm du den Dank; und hör' und befolge die Worte:
 Vor Nacht kehret die junge, die reinliche Mutter des Hauses
 Stets ihr Stübchen noch aus, und setzet den birkenen Besen
 Dort in den Winkel der Thür, bis sie alles darinnen gesäubert,
 Daß, wenn die Sonn' am Morgen hereinscheint, und sie erwachen
 Und aufstehn, gleich alles sie freundlich-behaglich sich findet.
 Drauf vor Nacht auch trägt sie den Besen hinaus, wo sie weiblich
 Ihn ausschüttelt vom Staube. Da begreifst du sogleich ja als König:
 Ich auch lasse mich mit aus den Besenen schütteln — und dazu
 Kriech' ich zu vor denn hinein! — Ich steig' in den Tod um die Freiheit.
 Schäme dich nicht, Schneekönig, da nun in den Besen zu kriechen,
 Denn das verhilft dir nach Haus! Um Freiheit dulde du Alles!
 Selber der Fuchs beißt frachend das Bein sich ab, um aus dem Eisen
 Auch dreibeinig zu kommen; und sieht den Geheilten der Jäger
 Hinken, da nimmt er den Hut vor ihm ab, und schimpft ihn zur Ehre!
 Um mich kamst du nur her! Nun fahre du wohl, du Gefronter!
 Und nun starb sie. Die Stimme verlosch ihr in Röcheln, ihr weißes
 Aug'-anekelndes Kreuz, es erblich; schwarz ward auf dem Rücken
 Ihr es zum Todtenkreuze; die vormals mordenden Zangen
 Deffneten graus und schlossen sich leer, noch zu zwicken begierig,
 Drauf streckte die Beine sie aus in den Tod und lag still;
 Und im Neze bewimmerte noch sich die Horniß selbst — und die Spinne.
 Doch ihn erfassete Freude, daß Er nicht so in dem Neze hing...
 Und Angst: wenn er dereinst so sein Paar dürstige Beinchen
 Steif ausstreckete, vornen die Krallen daran, die unschuld'gen...
 Und aus seinem Gefieder — das hohl und flaumig sich um ihn
 Aufblies — Er sein Bette sich machte, den Sarg und das Grab, Eins.

Doch ihm war, als schriegen die Kinder ihn auf; da befolgt' er
 Weise den Rath, und spießte sich zwei Kürbskern' an den Schnabel.
 Damit kroch er darauf in den Besen in fröhlichen Mängsten,
 Bis ihn das Weibchen hinaustrug, und ausschüttelte, weiblich,
 Doch den entschüttelten König gewahrt' und lachend ihm nachrief:

Warte du kleiner Betrüger, du niedlicher Schelm du! So flieg nur
 Heim, bei Frau und Kind ist Jedem am wohlsten — das ehr' ich.
 Und rasch flog er empor, nach dem Abendstern sich zu richten:
 Wo die Heimath läg? Dann schwirt er fort in die Nacht hin
 Unter des Mondes Geleucht; und über ihm brauste am Himmel
 Ein Zug klappernde Störche von Mittag her; . . . dann von Abend:
 Sich anrufende Schwäne, wie silberne, schimmernd im Mondglanz; . . .
 Dann ein Zug sich im Kreis hinwindender Kraniche, südher;
 Aber im gackernden Dreieck, vorn an der Spitze den Führer,
 Heerden von Gänfen; sie alle zur Schlacht mit dem Heere des Bären.
 Lächelnd des gütigen Volkes, das kam um für ihn zu sterben,
 Für die noch nacketen Jungen, unflügge schon trohigen Herzens,
 Hört' er sie rauschend darauf in den Reich einfallen zur Nachtruß;
 Klog dann von hinten in seinen Pallast, nach den Kindern zu fragen,
 Und er begegnete glücklich der treuesten Wärterin Blaumeis,
 Die, den schon heimlich Beweinten doch wiederzusehn, erfreut sprach:
 „O, Hoheitchen geruhen zu ruhn, und lächeln im Schlafe!
 Schmeichelnde, sehn da die Elben; doch Grade bedauern die Zwickel;
 Grobe, vermuthen nach Schlimmers; Abscheuliche, hören es kolkern . . .
 Aber mir wär' ein Wunder: wovon? — wach, schreien sie Hunger,
 Oder doch Hungerchen! Blos als Vögeln schrein sie nach Allem —
 Bringt man es, nehmen sie Nichts, „Schneefönigskinder“ sich rühmend
 Rechte von Wort wie von Ehre — und leis dazu weinet die Mutter . . .
 Wollt' ich sagen . . . das Herz läuft Unserereiner mit Redens,
 Artchen davon, und die Wahrheit schlägt wie der Rahm aus der Angstruf
 Wollte ich sagen: der Milch. Man wird hie verdreht im Pallast ganz!“

Und er beruhigte sie — er beschenkte sie; leise dann sprach er:
 „Morgen ist Schlacht. Ich verrathe zuerst dir das große Geheimniß;
 Und wir Vögel gewinnen sie! — Oder, von Katzen gefressen,
 Ruhn wir als Federn im Winde. Erhalte das Nest nur bis morgen.
 Mache den Kinderchen nur Appetit ich vertrau: auf die Mädchen —
 Nimm und lege die Kerne nur hin — daß sie früh sie gewahren
 Und sie sie essen, noch eh' sie sich völlig besonnen: Wer sie sind.

Und sie ging, Blaumeise genug um sich Einen zu stehlen;
 Und er setzte sich schlafen, die Schlacht voraus zu beträumen.
 Heute vermied er die süße, die Königin liebe, daß ja ihm
 Nicht wohl werde bei ihr; denn Freude verscheuchet die Sorgen
 Ganz dem Bekümmerten, ganz zur Unzeit macht sie ihn faul ganz.

Elfter Gesang.

Die Schlacht.

Redliche Königin, ganz unschuldige Mutter der Kindlein,
 Trohigen; schuldlos Weib des Gemahls mit erschlichener Krone,
 Wie schwer littest du heut in der Nacht, da der Gatte dir fehlte . . .
 Da er gefangen dir saß, schon todt dir erschienen im Traume;
 Denn ein Grünspecht hatt' ihn im Wald' da gefangen gesehen!
 Aengstlich ihn schnickern gehört, ihn erkannt, und die Kunde verbreitet.

Aber sie faffete Muth zum Wort der smaragdnen Schlange,
 Die ihr „den Bären“ gedeutet, der, Klauen beraubt und Gebisses,
 Nie mehr schaden ihr werde, vom Rattenkönig verbürget.

Und kaum schlug sie die Augen nur auf, o, da tritt ihr der Mann ein!
 „Wieder sich finden“ ist zehnmal werth: einmal sich verlieren,
 Rief sie da nicht; o sie lebt' es, wie selbst ein Mäuschen im Herzen
 Köstlich und unaussprechlich ihr Leben wie Alle genießend.

„Zeig' dich dem Volk, daß es schaue: Du lebst!“ bat sanft sie ihn drängend;
 „Wen man todt glaubt, o, der ist todt! Wir leben vom Scheine.
 Auch ja kennst du den Vogel, den etwas albernen freilich,
 Aber doch guten, der singt so wie ein Karr'rädchen uns quitschet,
 Während er Hanf, Leinsaamen und auch Wachholder sich knuspert;
 Der hat sehr mir gerathen: ich möcht' ihm erlauben zu bitten
 Bei dem gewaltigen Vogel, dem Ruck — der da wohne. . . Er weiß es
 Einzig allein — und er steh' im vertrauten Verkehr mit ihm heimlich:
 Daß er zum Schlachttag — heut denn — all' uns Vögeln doch ja nicht
 Schrecklichen Sturm, und Donner und Blitz und prasselnde Schlossen
 Sendet! Das woll' Er verhüten! — Ich nichte. Du mußt es doch wissen.“

Waffenlos ganz, nur Muth in der Brust, nach zärtlichem Abschied
 Jezo begab er sich selbst in die Schlacht als König und Feldherr,
 Setzte sich hoch auf dem Gipfel der Eich' in die goldene Mispel
 Nach dem gefräßigen Volk Heuschrecken begierig umerschau'nd —
 Aber da standen die Wälder noch grün und die Wiesen in Grasschmut!
 Darum sprach er empört: „Nichts schändlicher, schädlicher lebt wo,
 Als die versprochene Hülf' in der äußersten Noth zu versagen!
 Lasse das jezt nur geschehn; viel muß man erdulden in Kriegszeit,
 Aber wer da uns Böses gethan, Uns Gutes gelassen,
 Dessen gedenken mit Rache wir dann! Da ist Zeit zur Vergeltung!
 Wozu wäre der Frieden denn sonst, als im Stillen zu schaden?
 Doch ein Anderes hab' ich gesehn — und also gelernt, gleich!
 Denn ein reisender Herr, o der lernt ja so viel wie er ansieht
 Alles; da hab' ich denn „Biseln“ gesehn! das verrichten die Kinder,
 Aber die Bremsen erregen es ihnen mit wenigen Künsten.
 „Biseln“, das sollen sie mir die gewaltigsten Feinde! davon mir
 Laufen, in's Meer da sich stürzen, so viele mit Schweifen begabt sind
 Sie zu erheben, und Bein' und Athem zu Tod sich zu laufen!
 Trotz dem, bleib ich dabei: Nur den Feldherr schlage! Da schlägt du
 Sämmtliche Feind' ohn' einen nur einzigen Schlag! Doch bedürfen
 Heiteres Wetter wir Vögel, die Bremsen sowohl, wie die Hornis:
 Darum nicht mir gedonnert, noch weniger Schloßengeprassel
 Mir auf die Rücken und Flügel und Hälf' und Köpfe der Vögel,
 Mein Herr Großherr, Ruck! und gute Geschäfte dir, Gimpel!
 Nichts ist Narrheit, Klugheit nichts; was nützt, das ist Weisheit.
 Und mit Vergnügen nun schaut' er hinab und umher in dem Blachfeld,
 Drauf und darum in der Nacht schon immer die Vögel geschlafen
 Reihnweis unter den Führern, und lies anrufen die Wachen.
 Ganz unermessliche Schwärme von Rücken und Krimmlingen spielten
 Wimmelnd im goldenen Strahl der in Pracht aufgehenden Sonne;
 Bremsen, die Blutaussauger der Pferd', und Völker von Bienen
 Freudig bereit: an dem Bäre sich heut für das Zeideln zu rächen,
 Jedes geführt durch seine, die schlankeste Königin selber.
 Aber im Morgengewölck hoch droben umschwebt' ihn der Adler
 Oder die Adlerin nur, auf ruhigen Fittigen schweigend
 Groß im erhabenen großen Bezirk.

Ihn erblickte der Fuchs da,
 Zeigte ihn droben den Freunden, geschmeichelt von seiner Erscheinung:

Was er droben da aus — „als Thiergesandter“ — gerichtet.
 Denn als Feldherr saß der Gerüstete hoch auf hoher Giraffe,
 Ihr zum Führer das Nesschen des Vaters mit purpurner Nase;
 Rings um sich her in Gebüsch versteckt die gerüsteten Thiere,
 Neben sich: den ganz Reichesverwerflich-prächtigt geschmückten
 Stattlichen Bär auf hohem Kameel, und zur Leibwach'
 Hund um ihn zwölft schneeweiße getieberte Kofse von Adel,
 Alle die Köpfe am Kameel, und hinauszu die Füße zur Abwehr,
 Wie sie sich gegen den Wolf aufstellen, mit Hufen ihn tödtend.
 Doch heut schauderten bange sie nicht vor dem bucklichen Freunde,
 So wie im Frieden; denn jetzt war Krieg, und heute sogar Schlacht,
 Also sie mehr wie im Frieden mit Herz und Seele vereinigt.
 — Rechts: die „Gesellschaft“ Esel, den Herrn Haupt, Esel zum Führer,
 Mit den entsetzlichen Stimmen annoch in den Kehlen verhalten;
 — Links: die „Gesellschaft“ Küh', den erwählten Bullen zum Hauptmann;
 — Vor ihm die Dohsen, geführt von dem heiligen Herrn Elephanten;
 Hinter ihm: alles was Odem hat: Vock' und Wölfe und Schaase;
 — Neben sich nahe den Hasen, der klug zu dem Schreckensgeschrei rieth —
 Sieh', und nun gab zu dem Schreckensgeschrei das Zeichen der Feldherr.
 Und nun plärzten die Esel gesamt, und die Dohsen sie brüllten;
 Alle die Kühe sie muhten; die Kälber sie blöckten, die Säue
 Grunzten, die Ziegen und Böcke, sie meckerten laut, und die Kofse
 Wieherten; laut auf hollen die Hund', auf miauten die Katzen,
 Quickten die Ferkel. So stürzten sie auf die erschrockenen Vögel,
 Welche vor Furcht erst schwiegen, dann schnatterten, krächzten, krächzten,
 Gackerten, klapperten, hoch in die Lüfte sich retteten, schrieten,
 Und aus Aller Geheul ward Ein solch Riesengeheule —
 Daß sich die Erd' aufthat und drunten in modriger Höhle
 Aller gestorbenen Thier' Urgeyer erschien, der hinauf rief:
 „Was soll Das mir bedeuten? Was Neues geschieht in der Welt noch?
 „War nicht völlig am Alten genug? Wie? Führen die Thiere noch auch Krieg?
 „Das zweibeinige böse Geschlecht da mit Bart und mit Haupthaar
 „Sich so um nichts, als die Wuth in der Brust, sich ermorden zu sehen,
 „War ich gewohnt und gern, denn es brachte mir Todte zum Schmaus ein;
 „Aber daß auch das gelassne Geschlecht, das erhabene, weise
 „Mit vier Beinen, und über behaart, wie verstandlos
 „Gleich Zweibeinigen, sich umbringt und das Kriegsspiel spielt, das für Kinder
 „Nur der Unsterblichen taugt: das verdriest, das betäubt, das entsezt mich.“
 Wieder da lappte die Erde sich zu — und die Thiere nun hatten
 Jezo die Schlacht so gewonnen, zugleich sie verloren. Die Vögel
 Aber vermochten, erschöpft, nicht lange sich droben zu halten;
 Zur unglücklichen Stunde wohl nur auch hatte der Dompfaff
 Beim Urvogel, dem Ruck, um gnädiges Wetter gebeten,
 Oder verschmäht' er: die Seelen der Gimpel zu Sklaven zu machen —
 Pflöglcher Sturm brach aus dem mit Schlossen geladenem weißen
 Gürtel der Wolken; dem Blitz nachschmetterte krachender Donner,
 Schlossen entrasselten klappernd zur Erd' und prasselten wuchtig
 Auf die gefiederten Vögel, die bang an den Boden sich duckten.
 Aber das reizte die Thiere mit Huf und Klauen und Hörnern
 Sie zu zertreten; und unbarmherzig zerstampften die Büffel
 Wild sie mit Schnauzen und Knie. Viel Gänse da treten sie bucklich;
 Enten da lahm; Truthühner da krank, und zermalmten noch Todte.
 Das war gräßlich die Stunde der Ehr' und ewigen Nachruhms
 Beiden, dem Feldherrn Fuchs, und dem Bären, dem Reichesverwerfer!
 Und froh rief er: „Wer nie sein Schlachtchen gewonnen, der hat auch
 Recht nie gelebt! Und hab' er den Wald nur gefegt von den Raupen,

Oder von Ratten das Haus!“ . . . Und der Fuchs rief, Ehrenberauscht schon,
Seinen dentlichen Namen hinfort voll Ernst und Bedeutung
Nennen zu hören: „Nur Gänse und Enten zu stehlen beschimpft dumm —
Doch ein Land einstecken und morden zu Tausenden, macht groß.
Hatt' ich nur „Mastarie“, so geflügelte „Caval-lerie“, dann
Schlug ich den Feind in der Luft! Nur Verfolgung schmiedet den Sieg fest.

Aber was Einen erfreut macht Anderen grad' oft Herzeleid;
Also die schwerste, die Zeit der Geduld, Ausdauer im Muthe
War das dem Könige-Vater, dem tapferen Kinderbeschützer
Hoch auf goldener Mispel, wo kaum er dem Sturme getroget.
Traurige Zeiten versenken in Traum — so vergehn sie am schnellsten.

Kaum brach wieder die Sonne hervor und der Himmel erglänzte,
Siehe da warf er die Bremsen in's Land, unzählige Schwärme,
Die laut summend vor Lust sie zu stechen, die Kinder besielen.
Stugend hörten die Ochsen es auch und die furchtsamen Kälber;
Alle erhoben die Schwänze zugleich mit dem Büschel gen Himmel,
Steif wie der Bettler den Stock, der den Hund will schlagen zur Abwehr —
Aber sie handelten thörig: das Ziel preisgebend den Stechern.
Ihörig ergriffen sie rasend die Flucht, sich vor ihnen zu retten,
Die sie mit sich fortrugen, wohin auch immer sie rannten
Als ein Heer Stockmeister, die Diebe zu prügeln begierig.
Und kaum hatten die Pferde darüber gelacht wie die Kobold',
Als Rossfliegen zu Tausend sie selbst nun unter die Bäuche
Stachen, das Blut abtröpf und die Adern schwellen zu Stricken.
Siehe, da gingen sie auch vom Schlachtfeld ab auf die Reise!
Selber die Sonne, die nimmer gelacht, auch mußte da lachen,
Denn in den Schlachten der Riesen sogar sah nie sie dergleichen.
Selber der Fuchs auch lachte da über der Seinigen Unglück;
Alles was zu arg ist, selbst Schreckliches, wird zu Gelächter,
Halbtoll rumpelnder Donner, und ganz toll stetschernder Regen
Endlich; der Bär auch hielt sich den Bauch vor zu großer Erschütterung.
(Lache du nicht, Herr Fuchs! Du weißt nicht, was dir bevorsteht!)
Niemals sitzen die Ochsen und Küh', nicht Rosse noch Kälber —
Heut, heut hatt' ein Ochs von Verstand es erdacht: sich zu setzen,
Aber wohin — in's Wasser! in's Meer! und so sagen sie alle
Froh der Erlösung, reih'nweis im Salzwasser am Strande,
Wonnig gefühlt auf alle die Dual, frisch Athem sich schöpfend.
Und ein artiges Küchlein erblickte mit Staunen den Wallfisch
Der, bootgroß, am Strand' wie vor Anker da lag sich zu sonnen
Und in die Luft zwei Strahle krystallinen Wassers empor schoß.
Den um Vergebung bat sie: so unanständig zu nahen,
Ihm als König des Meeres gewis! Und sie sprach: „Jedoch Noth kennt
Nimmer Gebot; und mein Volk steckt da in Schlachtmuth, lieber
Gnädiger Wallfisch!“ — Und er befahl dem gefälligen Söhnchen:
Söhnchen, besprühe die armen sich Rettenden kühlend mit Wasser;
Also vertreibe die Schwäne zugleich, die mit Flügeln sie schlagen!
Aber ich bin nicht König des Meeres; mir bestreitet das Einhorn
Wüthend den Rang, das das Horn mir so fest in den Leib bohrt,
Daß es sich fängt und, verhungert an mir, zum Todtengeripp wird. . .
Und dort — seht ihr die Schlange da? schwarz, drei Tonnen an Länge,
Und drei Eichen an Dike! . . . Da sei ein anderer König,
Welcher so scheußliche Nachbarn liebt zu Gevattern und Vettern!

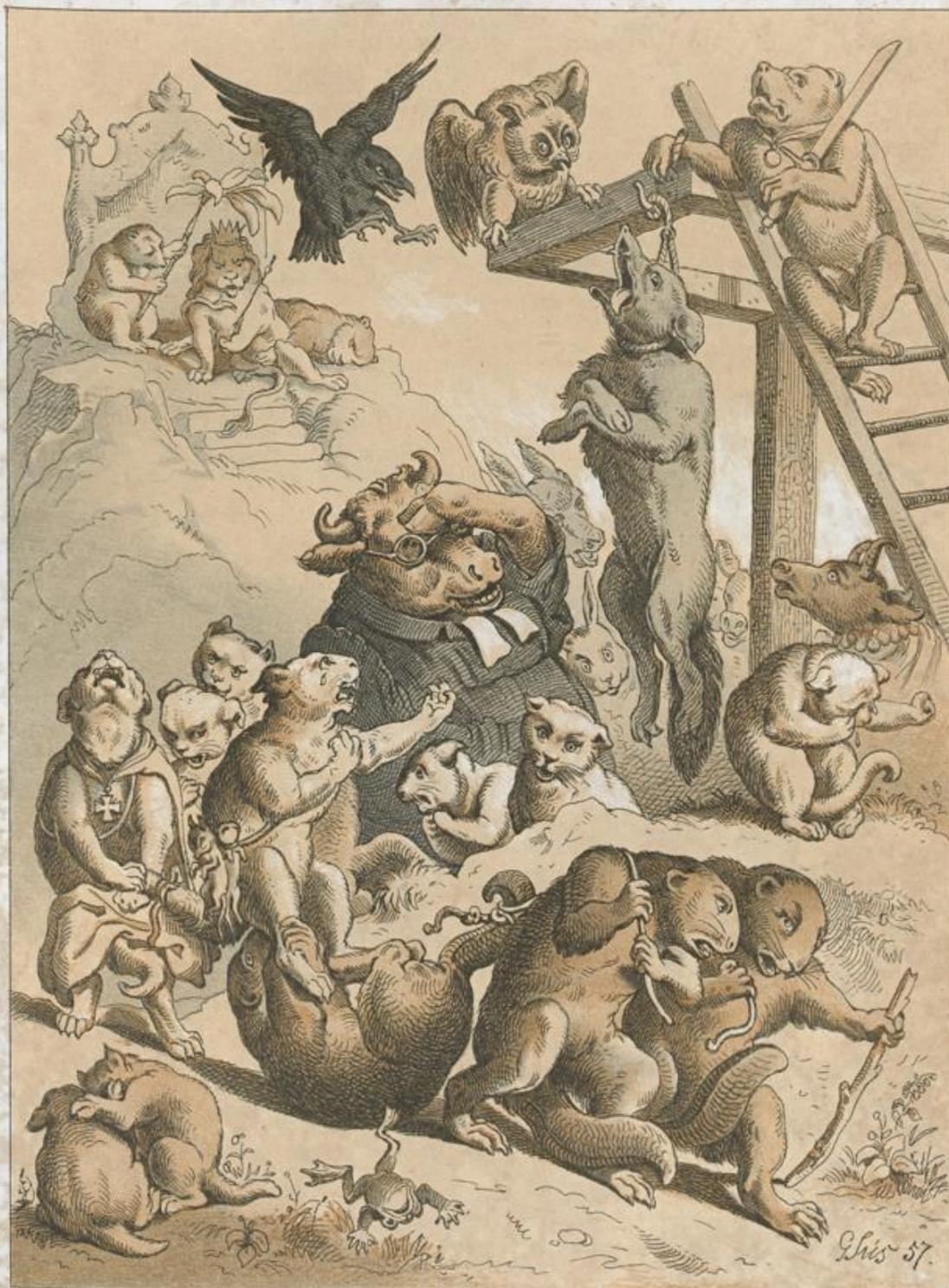
Und kaum hatten hinaus in die See sie geblickt: wie das Unthier
Rauschend, in mächtigen Bogen, gestreckt, und sich rollend daherschöß,

Als sie, gesund vor Schreck, in den Schlachtlärm lieber sich wagten.
Und wie vorher Sturm, Donner und Blitz nur geschah zur Veränderung:
Wüthend in Einzelkampf nun erwürgten die Helden des Heers sich
Auf dem gemessenen Feld, vom Volk rings schauend umstanden.
— Da, stand schweisend der Eisbär stolz, mit geschwungener Keule
Hatt' er den Lämmergeier so gut wie erschlagen; mit letzter
Kraft jedoch hatte zur Rache sich der fest über die Schnauze
Seinem nun brummenden Feinde geklammert und hauchte die Augen
Ihm aus dem Kopf. Jetzt lagen sie beid' an der Erd' und der Eisbär
Niß, selbst sterbend vor Schmerz, ihn geschwind mit den Zähnen entzwei noch.
— Dort, umstanden den Hirsch und den Strauß neugierige Hunde,
Wie ihn der Hirsch durchprügelte, laut, mit den Läusen als Stecken.
— Andere wieder umstanden den Hahn mit dem Fuchschen, dem Kleinen,
Kindern „ihr lieb Eichkätzchen“ genannt, das der Nachtigall Eier
Ausfäuft, und so voraus manch Nachtigallied, das nun todt bleibt
Und dann im Mai nicht mit in die blühende Herrlichkeit aufsteht.
Mit durchbissener Gurgel im Sand lag steif da der Hahn schon,
Ueber die Augen die milchweiß schielende Decke gezogen;
Aber dem Eichkätzlein, todtbläß im Gesichtchen, ihm hingen
Alle Gedärme zum Leibe heraus, wie die Augen dem Eisbär
Weit aus dem Kopf, mit welchen die Heimath nimmer er mehr sah;
Und rings lagen die tapfer Gefallenen grausig verwundet,
Allen erloschen im Tode die Wuth. Mit bedrohender Stimme
Niesen sie schaurig zu hören, die herzerreißenden Worte:
„Krieg führt ernst! Das er Furcht bringt! Seid nicht Mörder zum Scherz! —
„Sind wir umsonst nur gestorben, umsonst so zerfleischt wie von Hunden:
„Das bald Andre noch einmal leiden dann müssen, was Wir jetzt
„Dann weh!.. weh!.. weh Euch! Kommt her, schaut uns und verlernet
„Alles Erbarmen mit Eurem Geschlecht — Ihr führet zum Scherz Krieg.“
Und aus dem Wehruf ward Wehklage; dann Schweigen im Schlachtfeld —
Fort entrannen die Thier', und fort entflogen die Vögel.

Diese betäubende Stille beschloß noch der Fuchs zu benutzen:
Daß die erschreckenden Vögel davon und alle nach Hause
Flögen, wenn Keinem zu Nut' sie noch kämpften und Wunden sich holten,
Als so nur Leute: noch gut so für Andre zu leben und sterben...
Wieviel?... wann?... und wo?... und wie?... das verlohne der Red' nicht.
Fürchterlich log er die Lüge, und ließ ausrufen den Vögeln:
„Herr Schneekönig ist todt! Und gestern ward er gefangen!“
Aber da log er zu viel, und zuviel Lügen verfängt nicht.
Als das dem lebenden Todten nun oder dem freien Gefangnen
Droben zu Ohren gekommen da hoch auf goldener Mispel,
Faßt er den großen Entschluß: sich den Freunden und Feinden zu zeigen.
Langsam schwirrt' er hinab und schnickernd über das Schlachtfeld,
Niedrig genug um gesehen zu sein und erkannt; doch genug auch
Hoch, daß die springenden Katzen mit hoch nach ihm grapsender Pfote
Nicht ihn erwischten und fräßen, und wahr erst machten die Lüge.
Aber dann log auch Er; doch unwissend log er die Wahrheit:
„Ihr Herren Dachsen und Esel, und Fuchs und Reichesverweser,
Euch kommt morgen der König! der Löwe! — Mir brachten's die Schwalben!“
Aber da darum die Feind' ihn desto verwogener drängten,
Wollt' er den Worten die That zuthun, die entscheidende große!
Darum sprach er zur letzten Erretterin also zur Horniß:
„Alle... jed' einzelnen Feind zu erschlagen, ist viel zu ermüdend!
Viel zu langsam, vielleicht unmöglich; denn einzelne giebt's viel,
Klüger und tapferer als ihr Feldherr — aber gehorchen

Seinem Befehl: fortlaufen, das müssen sie; schlage den Feldherrn
Du mir nun, Horniß! Greif' du ihn an am empfindlichsten Orte,
Welchen der Narr uns selbst angab . . . und die Wüde verrathen;
Siehe, da herrscht er vom Sattel herab, weiß-glänzend im Sonnenschein!"

Sehr leicht sprach er damit als König den letzten Befehl aus,
Zweifelnd, waghend und bang: ob die List auch glücklich gerieth,
Wenn ihm die Horniß zuvor umkam! und niedergelassen
Hatte der Adler sich schon in der Näh' auf ragender Fichte
Zur Einnahme des Thrones; — und Beherrschten gilt ja der Herr gleich.
Da schoß lustig die Horniß hinaus; dann hinaus in den Lüften
Grade bis über den Feldherrn drumten. Da schwebte sie, sah sie:
Ein Schwarm wüthiger Bienen besiel zur Rache den Bär jetzt
Für manch offenen Raub, und zerstach ihm die Augenlider,
Die dick schwellen und thränten; und mit der gedunsenen Nase
Sucht' er sich Rath am Boden im Volk; mitleidige Rehe
Klopfen die Bienen vom Leib' ihm ab, mit den Läufen wie Stecken,
Daß ihm der Pelz dumpf scholl von den gütigen Schlägen der Helfer.
Laut da belacht ihn der Fuchs; doch es sollt' ihm schlimmer ergehen!
Denn ihm slog und schlich und setzte die Horniß sich leise
Unter den prachtvoll weißen und buschigen glänzenden Fuchsschwanz,
Ihm ganz nah an das heimlich verborgene Ende des Fuchses,
Prüfte den Ort erst leis zu dem Stich, und stach ihn zum Lautschrein,
Daß ihm der Athem verging, ohnmächtig zu weitem Befehlen.
Als er das Bein nur, vor Schmerzen erhob, da vermeinten sie freudig:
„Jetzt beginnt er zu tanzen! Die Schlacht ist uns nun gewonnen!"
Doch wie die Horniß zum zweiten ihn stach, jetzt senkt er den Fuchsschwanz;
Zuckend erschrafen sie da, des Befehls vor der Schlacht sich erinnernd:
„Kleinn' ich den Schwanz ganz ein, da entlaust! da ist alles verloren!"
Und jetzt stach sie zum dritten ihn, ganz unertragbar dem Feigling.
Zämmerlich kniff er den Schwanz da sich ein, fest unter die Beine,
Flüchtete auf das Kamel zum Bär; doch die Horniß am Leibe
Sprang er hinab zur Erde, da unter das Volk sich zu retten,
Wohin Jeder sich rettet, der nicht mehr droben es aushält.
Plötzlich verstummte der Schlachtlärm ganz; still ward das Gefilde;
Laut Schlachtorder entflohe das Heer, jedoch Schritt vor Schritt nur . . .
Gingen die Pferd' und Däsen in Schritt durch, stolz, ehrwürdig;
Auch so die Böck' und Ziegen „gesellschaftsweise"; die Esel
Rückten vom Schlachtfeld ab, vom Herrn Hauptesel geführt, stumm.
Aber der Fuchs, er erweckte die Hunde sich wie aus dem Schlafe,
Und laut wurden sie wider ihn selbst, den geliebtesten Feind ja!
Und sie verfolgten, erwischten am Schwanz ihn, zerzausten, zerrissen
Heißia ihn, wär' sein Freund Bär nicht sein Engel geworden.
Jetzt da die Hirsche, die Reh' und die Hasen zu laufen begannen,
Liefen die Hunde denn frei: doch gewohnt von sonst der Verfolgung,
Kam das Gelüste der Jagd neu über sie, blind vor noch Andre.
Jagd macht Lust zum Krieg und gesteinet die Herzen zum Morde.
Also entbraunte die Flucht mit der Furcht und die Jagd mit dem Wettlauf,
Und so beschloß sich die Schlacht in der Jagd und mit großem Halleli.
„Andre zum Laufen zu bringen, nur das ist der Gipfel der Kriegskunst."
Drauf abbliesen die Esel die Jagd. Da verhallt' es im Walde.
Alle erstarrten. Sie standen; besannen sich gleich Schlafwandler.
Aus den betäubenden Träumen erwacht und schämten sich klüger,
Jeder sich selbst, und alle vor Allen. Das war ein Geschäme,
Gähnen und Dehnen, sich „Arm'-einrenken und Beine";
Und als ob nur Alles zu Schimpf und Scherze gewesen,



G. Sus inv.

Ein Inst. von Arnz. G. in Düsseldorf.

Schneekönigskinder.

Der Friede.
(Märchen von Leop. Schefer)

Zottelte sämmtlich Gethier nach Hause, sich rühmend, sich tadelnd,
Ja, bald wieder (auch hungernd) so lustige Tage sich wünschend:
Nichts zu verrichten — um Nichts; und nichts im Sinne wie Tobsucht.

Jetzt da die Vögel geflegt, jubilirten sie auch in den Lüften,
Oder der Hahn doch flog auf den Zaun, und krächte sich heiser.
Aber der Adler, der theilnahmslos, haßbrütend, vom Tannbaum
Schmerzvoll jetzt und beschämt den ihm traurigen Ausgang ansah,
Schwang sich hinweg, und Keines verstund was er krächzte vor Ingrim.

Zwölfter Gesang.

Der Friede.

Einen lebendig Verdammten beschaut: den geschlagenen Feldherrn!
Ein Mühlrad zum Kopf, fast wild er sich selbst an der Kehle;
Fuchswild, bärböös brummt er, zumal wenn er selber der Bär ist,
Oder der listige Fuchs, der nun überlistet sich weißbrennt.
Und so brannte der Fuchs sich nun weiß zum unschuldigen Kinde,
Ja, zum redlichen Mann', dem Verrath stets fern vom Gemüth blieb.
Niemand wollt' er bestrast als die Fledermaus und die Mücke,
Aber die grausam! Doch ganz frei ausgehn sollte die Horniß —
Bloß da sie todt war, weil er sie selber erquetscht, und ganz breit,
Die ihn doch also entehrt, daß er seitwärts sitzen nur konnte,
Aber am süglichsten „liegen“, daß (lachend) die Frau ihn verbinde;
Werk' er, sie lache, da freute ja nur sie die baldige Heilung!

Als er so lag, da besucht' ihn der Bär und drückt' ihm die Pfote,
Sah den Betrübten betrübter noch an und sprach dann mit Seufzen:
„Jetzt erst kommt nun das Allerbetrübteste nach, da der Friede
Nach dem bedrückenden Krieg! Weit besser, man führte so ewig
Krieg!... so mit Stillstand... Winter... und allerlei Aber dazwischen,
Wie wir so essen, so schlafen in unserem täglichen Leben,
Als den beschämenden Frieden, die Last und die Schulden zu tragen
Alles zusammengefaßt und uns auf den Rücken gebunden!
Denke dir nur: kommt nicht ganz früh — Wer? der Herr Schneekönig
Mir — vor die Höhle? nein, grade herein auf die Faust mir geschnickert:
„Bär! du Geschlag'ner, Verlorner, davon... und mit Schanden... Getrollter,
„Ganz nicht hast du Verstand und Ehr' und Pflichten verloren —
„Essen die Kinder mir jetzt auch schon? Sie bestehen darauf: Du
„Kommst Abbitte zu thun, und in Staat, mit dem sämmtlichen Hofstaat,
„Herrn Elephanten, Kameel, Leopard, Wolf, Tiger und — Feld-Fuchs;
„Und vor den Meinen erklärst du laut, vor dem Strauß und dem Truthahn,
„Gold- und Silberfasan, Pfauhahn, Storch, Krannich und Kropfsgans:
„Ihr seid ehrliche Kinder!“ nur sagst du. Dann wollen sie essen!
„Gleich soll Friede dann sein, — Das was wir so nennen von Alters:
„Essen und trinken und schlafen, gemacht alt werden und sterben.
„Leben ja wollen wir auch. Die Artikel, die schreibe ich Euch vor!
„Glaub', und sie hungern erbärmlich — sie schrein: „sonst werden Dir alle
„Knochen im Leibe gebrochen!“ —

Das thät' ihm doch leid, so wie mir wohl?
Alles was sonst mir so ehrbar klang: „Großmächtigster Bär, Sie!
„Sie Unangreiflicher“ (wegen der Tagen!) das ward Spott! Hohn! Schmach!
Wer's heut sagt, der erzählt es nur noch als belächeltes Märchen.

Mein ganz Land ist ein Lazareth — und Ich der Berweser!
Mein ganz Land ein Armenspital — und Ich der Berweser!
Nie mehr auswärts laß' ich mich sehn, ich verberg' mich Besuchern
Daß mich Gedehmüthigsten, erst Frechen, sie nicht nun bedauern.
Schwer ist Gnade zu nehmen von kleinen erbärmlichen Schludern —
Schwer ist gehn! und schwer ist bleiben! Was soll ich nun thun? sprich!"

Und kaum hatte der Fuchs unbedenklich gerathen: „Du gehst gleich!
„Fort! — Spottschlechte Geschichten die macht man sogleich und geschwind ab.“ ...
Als ihn der Bär anlachte, daß er es getroffen, und sagte:
Wisse denn: Ich bin gewesen! es war ein Zug zum Erbarmen;
Alles zum Schein; drum des Malens werth, so wie Alles was Schein ist,
Denn sonst wär' es ja Nichts! So, singen's und leuten's die Leute.
Ist denn um Frieden zu bitten so schwer — Ich stellte mir's schlimmer
Vor! Doch nun ist's gethan, ist's wenig. Nun kann ich es zehnmal!
„Schreckliche Schande“, da heißt es, und ist doch nichts als besagen:
„Ich bin heruntergekommen von Macht, Gold, Rath und von Zutrau'n“.
Wäre das Schande, dann säßen die Tausende all' in der tiefsten
Schmach! Doch sie sind ganz ehrlich nur: Arme Berarmte wie wir nun.
Thoren dagegen doch wären die Vögel und Herr Schneekönig,
Wollten und sollten sie kommen und Uns nun bitten: „Er, Herr Bär,
„Nehm Er Uns nicht übel, daß Wir aus Versehen da über
„Ihn es gewonnen: es ist nur im Schlaf uns glücklich gekommen!
„Ganz fusßfällig nun bitten Wir dich: Nimm Alles dir wieder,
„Papchen du gutes; denn herzlich bereun wir die Aengste, die wir dir
„Unserem Papchen gemacht. Das sollst uns bleiben, du gutes!"

Als sie das herzlich belacht, sprach weiter der Bär zu dem Fuchse:
Und wie die Kinder da aßen mit Hast! Sie verschluckten sich hufend,
Daß ihr Aeltestes nahezu erstickte, ja nach uns erstickt ist.
Stolz bringt Krieg. Krieg Aerger; und Aerger den Tod; Tod; Kleinmuth.
Ein Unglaubliches wird in der Zukunft Weisen erscheinen,
Daß Schneekönigs Kinder, die Schneepriuzesschen so lieben
Und Schneepriuzchen, zu essen und trinken sich trotzig geweigert —
Auf leichtsinniges Wort nur — das bleibt ein ewiger Nachruhm!
Pfeiferer kost sich enthalten, das ist ja die äußerste Tugend
Allem was Zung' und Magen und Schlund und Därme genug hat.
Aber nun höre die Friedensbedingungen, die ich erschmeichelt:
(Drinnen ist deiner mit Namen gedacht, doch meiner verschwiegen)
Wenn ich die Bienen als Vögel mir frei hab, mein ich nur Honig,
Wie mein Herzfreund, Wolf, mit dem Reh nur „umwickelt“ bedacht ist;
Denn noch ward kein Frieden gemacht, als den Machern zum Vor- Theil!

„Kund sei männig zu wissen: der rasend gewordene Frieden
Wurde beendet. Der alte gewöhnliche Krieg ist erneuert:
„Tägliches Leben“ genannt. Doch die Friedensbedingungen sind Such:
Erster Artikel: das Siegsdenkmal heimschaffen! das eitle!
Zweiter Artikel: die Todten erstehn von den Todten. — Es war erst
Albern zu sterben; das kommt somit blos in die vorige Ordnung;
Und der Gefallenen himmelanschreiende Klag' ist zu Wasser!
Dritter: Der Bär und Geschlecht soll sämtliche Kosten des Krieges
Tragen bei Heller und Pfennig, auf daß er bescheiden und mürb bleibt,
Keinem sich auflegt, oder an Nachkrieg frech nur im Traum denkt.
Vierter und letzter: den Ragen und sämtlichen Thieren mit Haaren
Ist durchgängig erlaubt, sich beliebige Thiere mit Federn
Frei zur Speise zu jagen, ohn' Unterschied der Personen;

Namentlich ist vor dem Fuchse die Gans nicht sicher gestellt. Nein!
Also wie wiederum Thieren mit Federn erlaubt, ja zu Recht steht:
Thiere mit Haaren zu Speise, zu Jagd und Vergnügen zu suchen
So wie zu sünden; zum Beispiel gleich so der Geier das Lämmlein,
Raben das Häschen; wie beiden, den Frieden beschwörenden Theilen
Selbst an den Ihrigen frei sich vergreifen zu mögen wie sollen
Wolf an Reh e. t. c. und Stöber an Lerch' e. t. c. gleich.
Das soll Alles in Frieden geschehn, ohn' Klage noch Urtheil,
Als uralter Gebrauch; und die abschaffen ist Sünde!
Friedensbruch soll nimmer das sein noch heißen, nur altes
Rechtes und richtiges Leben in Ehrbarkeit und in Züchten!

Morgen, mit Punkt Aufgange von unserer Uhr — von der Sonne,
Treten die Punkte in Kraft, und gelten so lange die Uhr geht."

Als sie so saßen, zuletzt mit zerfahrenem Sinn, da geschah
Eine Veränderung wieder, doch diesmal allzu bedenklich.
Eintrat ohne zu grüßen, der Dachs mit dem bissigen Schloßhund.
Und leis raunte der Fuchs zum Bären —: „der König ist da, Freund!
Daß ich den nicht von Weitem gerochen, das zeigt mir: ich werde
Alt nun, oder ich habe da auf der verwünschten Eisalm
Mir das Gehirn durchfroren; erfroren, noch hoff' ich „zum Fuchs“ nicht!
Später erst greift er, Verweiser, nach dir; jetzt greift er den Feldhern.“
„Und wann läßt er mir sein Antlitz leuchten?“ — so frug sein
Aug' kaum.

„Feldherr!... Fuchs! antworteten beide, wir sollen
In's Eiswasser dich setzen; du kennst ja die Höhle der Steinkluff.
Uebrigens werden die Kinder dich schon da versorgen mit Gänsen,
Gänschen und Hühnern und Enten — es ist ja nun wiederum Frieden!
Und nur „das kriegen sich lassen“ ist neu „mit Erschlagen“ verboten.
Auch dein Weib darf dort dich besuchen — das Wasser ja geht euch
Nur an den Hals; nicht grausam sind wir in häulichen Dingen.
Sige nur nicht und zerbrich dir den Kopf: Weswegen du wirst geh....
Denn ein Fuchs wird stets für tausend Ränke gehalten.
Aber nun fort! Und Er, Herr Bär, marsch, mit ihm nach Hause,
Daß wir ihn dort bei Frau und Kind, wie wir sollen, bewachen,
Nicht landflüchtig zu werden — denn über der Gränze ist Freiheit.
Werdet ihr jemals wieder zu Herren von Geltung und Ansehn,
Bitten wir Euch: schafft nur die Spione, Verräther und Klatscher
Ab! da die fliegende Ratte! die budliche alte Hyäne!
Die im Pallast brühwarm schon alles verflatscht und verleumdet,
Die der gnädigste Leu mit dem Rücken zum Schein nicht anhört...
Und doch hört! Was haben die großen denn mehr als die Kleinen?
Aber verrathet uns nicht! Nicht fürchterlich wären die Zungen,
Wären die Ohren es nicht... und übrigens heute die Nacht ist
Schon der Gerichts-tag! Morgen, am wirklichen Tage, da geht es
Flott auf die Jagd — und zur Lust muß froh und frei das Gemüth sein,
Eher zu ernstlichen Dingen noch mag's ein Sorgchen beladen.
Diesmal ist er so weit her zu Fuße gereiset — gelaufen —
Blos mit dem Tiger und Affen; und heut schon hat er Besuche
Bei den Bedurften gemacht. — Nun trollt Euch fort; denn da hilft nichts
Außer ihr beiden entlaust, und „weit genug“ ist vor dem Schuß gut."

Aber der Bär ging redlich nach Haus, als redlicher Vater
 Und sein weinendes Weib mit der Rede getröstet er ruhig:
 „Weißt du was mir zu dem raschen gnädigen Frieden geholfen?
 Was ich auch thun muß, thu' ich gewillt und von ganzem Gemüthe;
 Dem Schnee-Könige muß' ich mich beugen; so sagt' ich ihm wahr-treu:
 „Einst ließ mich ein König begrüßen; dem dankt' ich in Züchten
 Denn schon immer verehrt' ich sie hoch, und sie sind so vortrefflich,
 Daß ich nur wünschte: es wär' auf jeglichem Dorfe derselben
 Einer, und Einer in jeglichem Hause — da lebte die Welt froh,
 Stets durch Ehrfurcht selig beglückt in unendlichem Frieden.“
 Und da der Adler erst fort war, nahm er die Huldbigung hoch auf!
 Ganz dasselbige sag' ich dem Leu — und er müßte von Stein sein,
 Wenn ich das nackte Leben doch nicht fort aus dem Gericht trüg!“

Drauf in der Nacht, da die Feuer entbrannt und dem König der Thron stand,
 Kam er und setzte sich, ruhig umstellt von dem schweigenden Volke:
 Alles Verbrochene gleich auf einmal gründlich zu richten,
 Nimmer Dasselbige noch nach strafend, Verziehenes läugnend,
 Oder ein Fünkchen von Schuld aus Asch' ausblasend zum Waldbrand.
 Und der sich trocknende Fuchs stand klappernd sich wärmend am Feuer

„Einstiger Feldherr, jetzt nur einfacher schuldiger Fuchs!“ — scholl's,
 „Weißfuchs, vor! Du bist von der öffentlichen Geschichte
 „Aus Volksmunde verklagt: als Feldherr seist du entlaufen!“

Und ehrgeizig, den Titel doch sich noch zu retten, versetzt' er:
 „Darauf weiß kein Fuchs sogar etwas zu sagen als: wahr ist's!
 Aber warum? davon weiß noch die Weltengeschichte den Kuckuk!
 Ward ich vom Lämmergeyer empor in den Himmel getragen,
 Briefen mich Thoren wohl selig sogar — auch wenn ich zerhackt ward —
 Ganz des Entlaufens kindunschuldig. Den Königen Wahrheit:
 Hier in dem Lilienfelch — (den die Frau ihm verstoßen gereicht
 Und er dem Tiger gereicht, ihn dem thronenden Löwen zu reichen)
 Da in dem Lilienfelche da liegt mir die rettende Wahrheit;
 Schad', daß die Todten wie stumm, dumm, taub und wie blind sind,
 Denn sonst würde die Horniß, die Du drinn siehst, Dir bezeugen
 Und sehr froh: „den hab' ich gestochen, und so — zum Entlaufen!“

Als er ein Lächeln sah aufblühn in des Königs Antlitz,
 Fühlte er gewonnen, und faßte sich Muth zu der Forderung:
 „Jeglichen Feldherrn forder' ich auf, ja dich selber — erlaub's ihr —
 So dich, und dahin stechen zu lassen — und fort zu befehlen!
 Und daß ich todt sie gequetscht, das legt mir Keiner als Mord aus!
 Darum sprech' ich mich frei und ganz unschuldig! Ihr Andern
 Lieft bei dem Ersten schon fort — Ich ertrug drei schändliche Stiche!“

Laut aufschachte das Volk, und der König, er stimmte dem Volke zu.
 „Geh! ich bewundre den Herrn Schneekönig, versetzte der Löwe,
 „Der dich belüftet, du Fuchs! auch wenn ich den Bären verklage,
 Daß er dich Feigen zum Feldherrn machte, dir Nasen und Ohren,
 Arm' und Beine der Deinen und Leben und Tod in die Hand gab!
 Nicht bloß Schmerzen zu machen, das muß er verstehen, der Feldherr,
 Sondern sie selbst zu ertragen! Da weiß er: was Andere dulden!“

„König, o sieh' auf den Grund!“ sprach er, „und du bringst mich zu Ruhm noch!
 Wußte der Herr Schneekönig zuvor nicht: was ich beschloffen,

Wie ich die Fahne zu halten gesinnt war, — oder zu streichen
Schlachtplanmäßig, da hielt ich mich zehn Jahr wundervoll! . . . und das
Hat ihm die Mücke nur ausspionirt' Die Spione, Spione,
Das sind die Macher des Kriegs und des Siegs, des Gewinns und Verlustes!
Ohne die Mücke hier stünd' ich im Glanz glorreichster Feldherrn.
Darum will ich verbannt, enthauptet, verbrannt, dann geviertheilt
Werden — die Mücke nur muß, als ein sechsbeiniges Thier gar,
Erst am Galgen mit hangen! Wenn Das im Lande bekannt wird,
Dann geht Keiner, so lieb sein Hals ihm ist, auf Spionirung!
Hänge du frisch, wenn du Muth hast! Habe den Muth nur:
Nicht entsetzlich betrogen zu sein von verpelzten Heuchlern.
Ein Thor sollte nur sein, ein goldnes zum Vaterlande,
Wer da herein zög' als ein Spion — den sollt' es erquetschen,
Wie ich die Hornis ruhmvoll erquetscht, daß ihr Stachel heraussteht!"
Drauf abtrat er belobt vom Volk, das die Schmach des Verraths trug.

Und zum Könige neigte der Tiger sich: „Thu vor dem Volk' was!
Sind es doch fliegende Mäus nur und Mücke! So fliehst du Feindschaft!"

Also wurde die Mücke gehangen am niedrigsten Galgen,
Aber die fliegende Mäus an das Scheunthor lebend genagelt,
Namentlich fliegenden Mäusen und Mücken vor allen zum Vorbild.

Nunmehr galt es dem Bär: vor Gericht mannhaft zu bestehen.
Als den so lange gewohnten gebietenden Herrn nun das Volk sah
Selber in Glend stehn, doch gefaßt und würdig, da sagt' es:
„Welch ein stattlicher Mann! ein Wunder den Schneidern! der dicke
Müller sogar noch muß ihn beneiden.“ — Der Löwe, nun selbst dürr,
Ab, von der Reife, gemagert, beschaut ihn mit stummem Behagen.
Sein Schock Orden, das Halbschock vorn, und das andere hinten
— Daß rund um an ihm stets sein Amt als Verweiser zu schaun war —
Ward ihm vom Leibe genommen, doch reglos ertrug den Verlust er.
Und mit Bedauern sprach zu dem Armen der gütige König:
„Ganz unerhörte Versehn und Streiche sind unbestrafbar!
Und was macht man mit Dummen? für Dummheit strafen, ist Unstun;
Und für Dummheit? das heißt den Eichbaum strafen für Eichel.
Nicht, das Du Krieg Dir geführt — wozu Habsucht manchen dahinreißt —
Rein: daß Du Frieden gemacht, daß bestraf' ich an Dir mit Verweisung!
Schlachten gewinnen, ist etwas; den Krieg zu gewinnen, ist schon mehr —
Frieden gewinnen, ist Alles! das ist den Verstand sich erobern:
Nicht ein anderes Mal doch erst Krieg zur Vernichtung zu führen!
Unserem Feind' muß Rache an Uns unmöglich gemacht sein,
Jetzt bei unserer Zeit, und dereinst noch an unseren Enkeln.
Drum: dumm Frieden zu schließen, ist Krieg anlegen wie Waldbrand.
Fried' auf Wort, ist betrüglischer Hauch . . . wie der Wind weht,
Brich du der Schlange den Giftzahn aus — das heißt mit der Schlange
Wirkl'ichen Frieden gemacht, denn die ruht nicht eh' bis sie todt ist.
Alberner als mit den Vögeln, nur war noch ein Krieg mit den Fischen!
Doch ein heiliger Krieg wär' Der — und dazu dränget uns Alles:
Der mit den Glatt-Haut-Thieren, mit Bart im Gesicht und Kopfhaar.
Wären Wir mehr, viel mehr nur als sie, die so stolzen, die uns kaum
Anseh'n, und die da anzuschau'n man sich graut, und sie meidet,
Wo man nur weiß und kann! Die sind uns die schrecklichsten Feinde!
Wöchten Sie Sich aufreiben! Doch fressen sie nicht sich lebendig —
Aber uns Todtel . . . gebraten . . . gekocht . . . und in Schmalze gebaden;
Die uns mästen mit Trug; Mann, Frau und Kinder zusammen

In ein Faß einpöckeln! Wie würden sie schreien, wenn Wir ihnen
 Solch Glend anthäten! — Doch todt, auch könnten sie nicht schreien.
 O, das Abscheulichste ist in der Welt das Verschwiegene, das Stumme.
 In der Verbannung sinne was aus: wie das Volk wir vertilgen,
 Redlicher Bär, sonst dummer! Doch thut sich Verbannten der Kopf auf!
 Hast Du's gefunden, dann sei auf's neu' uns Reichesverweser!
 Nur Heuschrecken genug! und den König zu Freund uns erworben,
 Dann hin sind sie!... und müßten wir selber darüber zu Grunde gehn.
 Nicht wahr, Herr Elefant: Nichtleben, ist edler, bequemer,
 Als der erbärmliche Sklav' da von jeglichem albernen Kind sein!'
 Darauf reicht' er dem Bären die Hand zu geneigtem Abschied,
 Und für so gnädig Entlassen bedankte sich tief der Verweser.

Und zum Könige neigte der Tiger sich wieder und sprach leis:
 „Weißt du denn um die Bestechungen, Herr? ... und um das Verkaufen?
 Grundrechtschaffene Leute nur müssen bestochen sich lassen,
 Daß es die Schändlichen dann nicht werden, wenn ihre Bestecher
 Glauben, sie hätten ja schon von Bestochenen genug in der Tasche!
 Leicht zu bestechen auch sind die Bestecher! das merke sich Jeder!
 Herr Elefant der beschwur mir: der Haufen des Goldes, womit sie
 Hinten in Indien einstens im Krieg einander bestochen,
 Habe gelangt: Vierhundert Pagoden zu haun, und das Gold hab'
 So ganz eigen gerochen, daß Kenner es leichtlich erkennen.
 Und Herr Feldherr Fuchs riecht mir nach so eisigem Gold ganz“

Jezo erhob sich der König erzürnt und fuhr so den Fuchs an:
 „Schelm du? Ich habe dich gnädig bestraft um bewiesene Feigheit,
 Und ich gedachte, du würdest dich selbst anklagen um deinen
 Schändlichen Diebstahl, den du am Volke begangen, der größer
 Nicht sein kann und schwerer: Du hast da lebendige Streiter,
 Brächtig gehörnte und weidlich gemästete, welche mit Arglist
 Du abkommandirt, da an Händler verkauft — als Rindfleisch!
 Selbst hab' ich die Verkauften gesehn, die sich bitter beschwerten.
 Darum verdammt' ich dich — weil sie noch leben — zu Galgen und Strang nur;
 Wäre nur Einer verkommen, da wäre das Rad dir zu wenig!
 Geh' und bereite dich weise zum Tod an der Henkersmahlzeit.
 Jezo zur Jagd! „denn man ist kein recht Thier... ohne die Thiere.“

Und nichts sagte der Fuchs zum verdienten Strang, doch er dachte:
 „Uebergänge nur sind schlimm Ding! Wenn der Fuchs noch den Balg hat,
 Und auch wenn er gestreift ist, da ist ihm wohl — er ist todt! Doch
 Wenn er gestreift wird, dann ist ihm schlecht; da verwünscht er das Fuchs-sein
 Mehr, wie den Jhn-Abstreifer. Der, wär' nicht, wär' Er der Fuchs nicht!“
 Jene nun zogen zu Wald; jedoch Er schlich heimlich zum Henker,
 Zum Hofhenker, vorher sein Freund und lieber Gevatter.
 Müßend sprach er zu dem: Thu' heut mir den letzten Gefallen
 — Einen, der dir nichts kostet, sonst kosten uns stets die Gefallen —
 Dir thut bitterlich leid mich zu hängen, das hoff' ich! Drum Einen
 Knoten nur knüpft' in die Schlinge des Stricks, daß sie mir sich am Hals nicht
 Zuzieht! Wer weiß das? Ich verspreche dir grauslich zu ächzen...
 Mengstlich nach Athem zu gurgeln und ganz leibhaftig zu sterben...
 Schauerlich will ich dir zappeln zum ganz Schlimm werden für Weiber...
 Ganz weiß will ich die Augen verdrehn; mein buschiger Schweif soll
 Ganz zum Erbarmen sich winden, als wär' er gehangen und ich nicht...
 Fürchterlich häng' ich die Zunge zum Halse hinaus, daß davon läuft
 Wer mich sieht! Und des Nachts dann lauf ich, mich lösend, der Schlinge

Selber davon, und verstecke mich lange; „man stahl mich,“ so heißt es,
 Mich Goldwerthen... die Fahn' und den Balg! Denn erschein' ich von Felsöhöh
 Glänzend im Vollmondstrahl, hier Dem, dort Jenem lebendig;
 Darauf stehl' ich vom Wald aus frank und frei; denn wer mich sieht
 Ja mich erkennt — nun der hält mich für mich, für den Geist des', der ich war,
 Und mich verehren und scheuen die Leute — und lassen mich mausen.
 Aufzustehn bringt Ehr' — und liegen zu bleiben nicht Schande.
 Endlich verraucht im Belachen der Zorn... ja es kommen die Stunden,
 Wo man die Todten zurücker wünscht — und dann ruf' ich: „Hie bin ich!“
 Und du erndtest noch Dank! und von mir den erwünschtesten, schönsten:
 Meine bewunderte Tochter vermähl' ich dir heut noch vor Nacht schon...
 Und nicht arm! nein, reich an gestohlenem Gut; das gesteh' ich
 Zego dir sicher, als meinem nun Lebensretter und Eidam.“
 Also gelobt ihm der Henker den Knoten; Er, gab ihm die Tochter.

Als nun die silberne Uhr war auf am Himmel gegangen,
 Summt und surrt' ein frohes Geräusch in die Luft von der Erde,
 Denn laut zweitem Artikel der Friedensbedingungen waren
 All' die Gefallenen fröhlich in Kraft von den Todten erstanden
 Und kein Schaden geschahn an den lebenden Thiergeschlechtern;
 Ja, ein feuriges Ross kam schon hellwiehernd gesprungen
 Unter die Leute, die laut sich des Apfelschimmels erfreuten;
 Sämmtliches Kalbs-Volk rannte dem Bull, dem gemeinsamen Vater
 Blökend entgegen; die Frauen desselben, die zahllosen Mütter;
 Selber die Magern annoch in Gestalt von betageten Kühen.
 Ja, auch hieß es: „der Eisbär kommt mit dem schrecklichen Knüttel!
 Schaaren von Katzen schon auch sind fort nach der kränklich erstandenen
 Kaze, den Biber zum Wagen, in welchem sie sanft sie nach Haus ziehn,
 Und „bei Bär's“ steht schon ihr Näppchen mit laulicher Milch voll.“
 Alles das hört' und sahe der Bär; ihm wallte vor Freuden
 Hoch sein Herz, und die Thränen sie traten ihm warm in die Augen,
 Daß er die Auferstehung der Todten zur Friedens-Bedingung
 Weißlich gemacht, wenn die schlechteste nicht, dann die beste von allen,
 „Daß die Gefallenen nicht zum Vorwurf todt in der Erde
 „Lügen den Lebenden, welchen sie bloß als Narren gestorben,
 „Nicht: daß der Feind nicht büße, was schwer er an ihnen verbroschen.“

Indeß saß voll Trauer der Fuchs an der Henkersmahlzeit...
 Einer zum Spott ihm gesandten ausnehmend großen, mit einem
 Buckel behafteten Gans, wie abscheuliger keine er je sah.
 Schon ganz schwarz vor Aerger geworden, beklagt' er sich also:
 „Da gleich lieber doch möchte man gar nicht essen — als Buckel!
 Anderer Unglück essen, das schmeckt Mitleidigen bitter.
 Wozu mischt' ich mich in die Geschichte, die nimmer sich ausmischt,
 Denn wie die Fliegen am Leim, bleibt Jeder zuletzt darin kleben;
 Kommt' ich Ruhm mir erwerben bei Mond und Sonne da droben,
 Aber hienieden bei Esel und Dohs, das veracht' ich gehörig,
 Heiligen-faul mich im Gras ausschlafend mit Hunden die Wette.
 Aber was wären die Großen, was richteten all' sie allein aus,
 Mischten die Kleinen sich nicht in ihr Thun, und borgten die Hände.
 Starke zu nahn, ist nie gut, weder im Guten noch Bösen,
 Denn schon Kinder ja kennen die Mär vom Klüppel im Sack:
 Drinn der, ist leidlich; doch der da herausfährt, das ist der Wahre!
 Nichts auf Erden ist besser als Stein sein — nachher: Fuchs sein.“

Grad mit der Sonne zu sterben ist auch dem Gefangenen lieblich.
 Wallend zum Galgen, begrüßt der die Volksreihen zum Abschied,
 Reichte noch Diesem die Hand, und schenkte dem Andern die Haare,
 Einst in der Jugend: roth, drauf: weiß; kohlschwarz nun vor Aerger ...
 Bat im Gehen die Freunde: die Kinder ihm nicht zu verlassen!
 Und sein Weib zu verfehn, zum Fest doch, mit einigen Eiern.
 Drauf in der Abschiedsrede vom Galgen herab noch bedankt er
 S i c h, für die ihm in der Schlacht als Feldhern schrecklich bewiesne
 Tapferkeit, und vermahnte sie streng im erneuerten Kriege
 Tapfer zu sind, ja zu sein! ... in der unausbleiblichen Stunde,
 Die ihm am Galgen gekommen — an ihm ein Beispiel zu nehmen.
 Und kaum hatt' er die Schling' um den Hals mit dem schützenden Knoten,
 Als ihn das Volk ließ hängen, das eilig dem Zuge der Todten
 Und nun Erstandnen entgegen sich wandt', als größerem Schauspiel.
 Langsam nahte der Bull, blieb stehn und sah sich den Fuchs an ...
 Und den Erstandnen schwarzen Gehörnten sah sich der Fuchs an,
 Ihn, der schon müde, sich legte zu ruhn, und mit Graße beschüttet
 Alles noch wiederkäute; dem Volk zum ergößlichen Wunder.
 Sah mit Entzücken es zu, wie der Auferstandene Gras fraß.
 Allen umher stand ganz der Verstand still; keiner mehr war sich
 Was er gewesen, noch was es gewesen; die Sonne, die starb, war
 Nicht mehr die Sonne; der Bach nicht Bach, noch der Galgen: der Galgen ...
 Oder des Uhu Raß, mit vergoldetem Schwanz, nun die Kage,
 Die in die Arme des Bibers gelegt, von den Bibern gezogen
 Langsam herfuhr, zahllos von Kagen in Feiergewanden
 Jubelnd begleitet, und also umjungen, so, daß die Gesträuche,
 Blumen, und Steine davor sich entlegt in die Erde verkrochen.
 Auch der erstandene Giesbär schritt, neusehend, im Zuge ...
 Und die erstandene Gerns, vom Bergesalten entlassen,
 Kam in bezaubernder Lieblichkeit, und sah den Gehangnen
 Und der Gehangene sie, den es trieb: ihr Geschlecht doch zu schmähen:
 — „Nur daß nicht die getreuen untadlichen Weiber all' aufstehn —
 „Denn sonst wird ja die Erde zu voll, und wir müssen verhungern,
 „Und schon hör' ich mit Angst das verzweifelte Hungergeschrei!
 „Aber, o was es doch kostet: nur ein einfältiges Gänselein
 „Dumm zu beschwäzen, geschweig' ein einfaches herziges Weibchen!
 „Eichene Balken, sie sind so unbeugbar nicht wie ein rein Herz.“

Und vom Herrn Elephanten geführt, schritt langsam der Zug fort
 Hin zum König, damit er die tapfer Gefallenen schaue,
 Während er zweifelnd hing: ob er stürbe, nicht; sondern entrönne?
 Und vom Pallast her erscholl ihm unendliches Friedengejubel.

Hans im Glück.

Märchen von Auguste Tenhaeff.

Grete, Jörgens Tochter, hatte einen Bräutigam, der hieß Hans. Das durfte aber Niemand wissen, denn, als der Jörgen den Hans mit der Grete hatte spazieren gehn sehn, wurde er sehr böse und meinte, „es schide sich nicht, daß seine Tochter mit einem Bauernknecht gehe. Freilich war der Hans nur ein armer Knecht, der auf einem Hofe diente, während Jörgen ein wohlhabender Bauer war.

Zum Glück lebte auf demselben Hofe wo Hans war, Gretens beste Freundin. Anne, so hieß diese, war die Einzige, die um das Geheimniß wußte und Grüße hin und her besorgte, oder, wenn Grete zu ihr kam, den Hans herbei rief, als habe sie ihm etwas zu sagen. So ging es eine Zeitlang an, daß sich die Beiden sehn und sprechen konnten, bis Grete dem Hans eines Tages sagen ließ, sie müsse ihn diesen Abend sprechen, er solle zum Kreuz bei den Linden kommen.

Als Hans sich dorthin zu gehn beeilt hatte, erzählte sie ihm: „Gestern kam Anne zu mir, wir sprachen von diesem und jenem und besonders von dir. Wir hatten aber vergessen die Thüre zuzumachen und der Vater, der in der Küche saß, hatte Alles mit angehört. Als Anne fort war kam er herein und sagte: — „Ich will dir den Hans schon aus dem Sinne treiben und wenn du ihn nicht gutwillig fahren läßt, sollst du schon seh'n was ich thun werde!“ — Du weißt Hans,“ fuhr Grete fort, „ich habe große Furcht vor dem Vater und es ist eigentlich auch nicht recht, daß ich so wider sein Gebot handle; wir werden uns deshalb von jetzt an wohl nicht mehr oft sehn und sprechen können, aber

auf Ginz verlasse dich Hans: Ich nehme keinen andern zum Manne als dich!“

Hans war ganz traurig geworden, aber Grete tröstete ihn: „Es ist schon manch einem so ergangen,“ sagte sie, „und nachher ist doch noch Alles gut geworden, darum laß uns auf Gott vertrauen.“

Als Hans nach Hause kam, saßen die andern Knechte und Mägde schon am Tisch, um das Abendbrod zu verzehren. Hans setzte sich stille hin und sagte kein Wort! Ein Knecht fragte den andern: „Was ist dem Hans, daß der die Ohren so hängen läßt?“ „D,“ meinte ein dritter, „dem hat eine Mücke auf der Nase getanz, drum sieht er so sauer drein.“ Anne wußte wohl, was ihn so traurig machte; sie nahm den Löffel und die Suppenschüssel, ging damit um den Tisch herum um Jedem Suppe auf den Teller zu geben, und als sie zu Hans kam, stieß sie den am Ellenbogen, so daß er aufsehn mußte. „Habt doch Geduld,“ flüsterte sie ihm unvermerkt zu, „der Alte kann sich ja noch bestimmen und Grete bleibt euch treu.“

Aber Hans konnte die Suppe nicht aufessen, so sehr ihm Anne auch zuzulangen winkte. Er stand auf und ging in den Stall, wo er den Kopf auf den Rücken des Pferdes legte, womit er täglich pflügte. Das arme Thier wurde ganz naß von den vielen Thränen, welche Hans an seinem Halse weinte.

Auf einmal fing das Pferd zu scharren und seitwärts an die Wand zu klopfen an, wobei es ganz gewaltig wieherte und dem Hans immerfort in die Ohren klang, als riefte es: „Schuß, Schuß! Raß, Raß!“ Zuerst achtete er

nicht weiter darauf, als das Pferd aber gar nicht nachließ zu scharren und zu schnaufen, sah er einmal nach, wo es klopfte und fand an der Wand einen Stein los. Wie Hans diesen heraus nahm, sprang ihm eine alte Nage mit ihren Jungen entgegen, und als er genauer untersuchte, fand sich ein Topf mit Goldstücken, worauf die Nage ihr Nest gebaut hatte. Hans nahm den Topf und dachte: für das Geld können Hans und Grete sich ein Haus kaufen.

Am andern Tage mußte Hans Alee für die Kühe holen, und als er diesen heimbrachte, fand er Anne allein im Stalle, da erzählte er ihr, was ihm den Abend vorher begegnet war und bat, Grete davon zu benachrichtigen. Das that Anne noch denselben Abend, sie flüsterte Greten in's Ohr: „Ich habe dir etwas Wichtiges zu sagen, aber Niemand darf es hören.“

Nun gingen die Beiden auf den Speicher und Anne sagte der Grete Alles was sie wußte. Letztere machte aber ein bedenkliches Gesicht und meinte: „Das geht nicht mit rechten Dingen zu! Es ist nicht anders möglich als daß der Böse den Hans, mit dem Gelde, verführen will. Wenn es nicht grade durch das Pferd heraus gekommen wäre, wollte ich es noch nicht sagen, aber so will ich nichts damit zu schaffen haben. Hans soll es wieder dahin setzen, wo er es bekommen hat, und jeden Abend zwanzig Vaterunser beten.“

Anne war derselben Meinung; es konnte auch nicht gut anders zugegangen sein. Als sie vom Speicher herab kamen, ging Grete in ihre Kammer, nahm über dem Bette ein Töpfchen mit geweihtem Wasser weg und gab es Annen für Hans, um sich des Abends damit zu segnen und die bösen Geister von sich fern zu halten.

Hans that Alles, was Grete haben wollte, stellte den Topf wieder in das Loch und betete des Abends fromm und andächtig.

Die Nagen als boshafte Thiere wollten sich an dem Hans rächen, weil er sie von dem Neste aufgeschreckt hatte. Seine Schlafkammer war neben dem Stalle, und da er die Thüre des Abends gewöhnlich aufstehn ließ, konnte die alte Nage mit ihrer ganzen Sippschaft hinein kommen. Schließ er nun, so kamen die Thiere jedes mit einem Goldstück aus dem Topfe im Munde die Bettlade herauf und warfen ihm diese nach dem Kopfe. Hans erwachte dann so halb und fühlte, bald auf der Nage, bald auf den Augen, etwas herunter fallen, konnte aber in der Dunkelheit nichts finden, und des Morgens, wenn es hell geworden war, sah er die Goldstücke auf der Bettdecke herumliegen.

Nun mußte Anne wieder zu Grete gehn. Diese wurde ganz traurig, als sie hörte was geschehn war. „Der Böse läßt nicht nach den Hans zu verfolgen, sagte sie, mir zu Liebe soll er die Goldstücke sammeln und sie des Sonntags in den Gotteskasten werfen.“ —

Von dieser Zeit an konnte Grete nicht mehr ruhig schlafen, immer mußte sie des Nachts denken: Jetzt geht der Böse zum Hans und wirft ihm das Geld nach dem Kopf.“ —

Hans sammelte das Geld und trug es in den Gotteskasten bis er keines mehr fand.

Am Abend vor St. Niclas ging Anne in's Dorf, sie wollte ein neues Band zu ihrer Sonntagschürze kaufen. Sie sah Grete am Fenster sitzen und fragte, ob sie etwas zu bestellen habe an den Hans. Grete winkte ihr herein, zog einen Holzschuh aus und gab ihn ihr: „Den bringe zum Hans,“ sprach sie, „er soll Heu hinein thun und ihn auf seine Fensterbank setzen, vielleicht gefällt es dem heiligen Niclas seinen Schimmel draus fressen zu lassen, dann hat er Glück das ganze Jahr.“ —

Hans that wie Grete gesagt hatte. Als nun der heilige Niclas des Nachts umher ritt, kam er auch an Hansens Fenster vorbei; er wußte sehr wohl was diesem in der letzten Zeit begegnet war und ließ seinen Schimmel das Heu aus dem Holzschuh fressen: der soll das Geld, was er in den Gotteskasten gethan hat, wieder haben! dachte St. Niclas, indem er ein dickes Mollchen Geld in den Holzschuh legte.

Am andern Morgen wollte Hans nachsehn, ob das Heu gefressen sei und fand das Geld.

In der Kirche zupfte Anne Grete am Rocke und sagte leise: „Der heilige Mann hat dem Hans Geld in den Holzschuh gethan.“ Da verwunderte sich Grete sehr. — „Wenn das ist,“ sagte sie, „so kann er es nur behalten und eine eigene Wirthschaft anfangen, und so er dann sieht, daß Gottes Segen dabei ist, will ich nach ein paar Jahren seine Frau werden, bis dahin aber meines Vaters Gebot halten.“

Nun kaufte sich Hans ein Häuschen und ein Gärtchen dazu, arbeitete fleißig und kam gut voran. Die Leute meinten, er habe eine Erbschaft aus Holland bekommen, und Hans ließ sie dabei.

So kam es, daß bald die schönsten Mädchen im Dorfe ihre Augen auf ihn richteten und dachten: Wer den bekommt, thut eine gute Heirath. Aber Hans lebte still für sich allein und arbeitete von Morgen bis Abend.

Eines Tages sprach der Jörgen zu seiner Tochter: „Es wäre doch so übel nicht gewesen, wenn du den Hans bekommen hättest!“

— „Gewiß nicht,“ antwortete Grete, „die andern Mädels, welche mit mir groß geworden sind, haben schon alle den Kranz getragen, nur ich sitze hier noch zu Hause, ich kann doch jetzt nicht hingehn und fragen: Hans willst du mich noch?“

— „Nein,“ erwiderte Jörgen, „aber ich will einmal hingehn und sehn wie er von dir spricht.“

Nach einem heißen Tage sah Hans des Abends vor seiner Hausthüre und betrachtete die Erbsen und Bohnen, die eben in voller Blüthe standen, da sah er den Jörgen heran kommen.

„Guten Abend Hans,“ sagte dieser, „ihr sitzt ja da, wie im Paradiese.“

„O, ja,“ antwortete Hans, „wenn nur eine hübsche Frau neben mir in diesem Paradiese säße.“

Jörgen freute sich, daß Hans ihm so auf halbem Wege entgegen kam, und fragte: „Will sich's denn noch immer nicht treffen, daß ihr die Rechte findet?“

„Es hat sich schon längst so getroffen,“ er-

wiederte Hans, „doch ist manchmal ein „Aber“ dabei.“

„Nun, so ein Aber läßt sich auch auslösen,“ meinte Jörgen, „doch ich will deutlich mit euch reden: Hans, ich weiß ihr habt früher meine Grete gern gesehen, und wenn's noch so ist, kommt nachher und trinkt einen Schoppen Bier mit mir, dann wollen wir weiter darüber sprechen.“

Da zog Hans flink seinen Sonntagsrock an, und ging nach Jörgens Haus.

Grete stand in der Hausthüre und lachte ihm freundlich entgegen.

„Nun ist es doch so gekommen, wie es kommen sollte Hans,“ sagte sie ihm in's Ohr.

„Nun wollen wir bald Hochzeit machen,“ erwiderte Hans laut.

— „Ei, Ei, da habt ihr ja schon alles besprochen, was erst beim Bier geschehen sollte,“ rief Jörgen aus der Stubenthüre heraus: „Grete! hole einen tüchtigen Krug voll aus dem Keller.“

Und ehe noch die Krüge ganz reif geworden, waren Hans und Grete schon Mann und Frau.

Die Wunderflasche.

Irisches Volksmärchen von W. Herchenbach.

Paddy, ein irländischer Bauer, mochte arbeiten und sparen, wie er wollte, er brachte nichts vor sich. Wenn es ihm am schwersten wurde, die Pacht zu erschwingen, denn grade gebieh die Erndte am schlechtesten, und hatte er die Scheuer bis an die Schließbalken voll, dann war hundert gegen eins zu wetten, daß er den Schweiß seiner Arbeit nur mit einem Spottpreise bezahlt erhielt.

Sein Gutsherr aber war ein reicher Lord, der auf den Tag sein Geld verlangte, keinerlei Rücksicht auf Wetter und Kornpreise nahm, aber mit jedem Jahre die Pacht in die Höhe schraubte. Paddy's Verhältnisse verschlimmerten sich unter solchen Umständen mehr und mehr, bis sein ganzer Viehstand auf zwei Kühe zusammengeschmolzen war.

Als nun wieder der Zahlungstermin heranrückte, Paddy's Säckel aber kahler als je war, entschloß er sich mit betrübtem Herzen, seine zwei Kühe zum Markte zu bringen, um seinen strengen Gutsherrn zu befriedigen.

Auf dem Wege überkam ihn das Leid über all sein vergebliches Mühen und Arbeiten und er setzte sich auf einen Stein am Wege und weinte, wie ein Kind. Paddy, sagte er zu sich selbst, du bist jetzt fünfzig Jahre alt; das ist eine lange Zeit. Du hast dich Tag um Tag mit der Sonne erhoben und bist erst spät zu Bett gegangen. Es ist keine einzige Erdscholle auf deinem Acker, die du nicht mit deinem Schweiß genetzt hast. Du bist kein Trinker und kein Spieler, du hast nie dein Morgen und Abendgebet vergessen. Es giebt Leute, die viel schlechter sind als du; und dennoch haben sie ohne Arbeit und Gebet im Ueberfluß. Paddy, du hast alles versucht, um durchzukommen, und jetzt, nach so vielen Mühseligkeiten bist du auf dem Wege, deine beiden einzigen Kühe zu verkaufen, die dich lange mit ihrer Milch und Butter genährt haben. Paddy, was kannst du nun noch thun, um deinem Schicksale eine andere Wendung zu geben? Paddy, du bist ein Dummkopf, du

kannst nichts Besseres thun, als faulenzgen, wie hundert Andere, und Dich von dem reichen Gutsberrn ernähren lassen.

In etwas erleichtert, durch den Entschluß, den er so eben gefaßt hatte, erhob er sich von dem Steine und trieb seine Kühe wieder vor sich her. Da gesellte sich ein Fremder zu ihm, der sah ihn mit einem mitleidigen Blicke an und sprach: Paddy, wahrhaftig du dauerst mich, denn du lebst nicht viel besser als das Vieh, welches du am Stricke führst, und bist doch all dein Lebtag ein braver Kerl und ein fleißiger Bauer gewesen.

Paddy war eben nicht sehr aufgelegt, fremden Trost zu hören, darum sprach er etwas unwirsch: Was kümmerts euch? Ihr werdet's mir doch nicht besser geben! Man sieht's Eurem verschliffenen Mantel an, daß Ihr selbst ein armer Schlucker seid.

Om, Paddy, entgegenete der Fremde, der Mantel ist freilich nicht neu mehr, aber ich habe etwas darunter, was mehr werth ist, als ganz Irland, und ich bin nicht abgeneigt, es dir für deine beiden Kühe zu verkaufen. Uebrigens, Paddy, ist es nicht hübsch, Leute, die es gut mit dir meinen, so anzuschmauzen.

Paddy war neugierig, was er so köstliches unter dem Mantel haben könnte, und sagte: Das müßte ein Diamant sein, so groß wie ein Kuhkopf, und so einen giebt es in der ganzen Welt nicht.

„Es ist kein Diamant!“

Kein Diamant? So müßte es eine Reliquie sein; ein Stück vom heiligen Kreuz oder ein Tropfen getrockneten Blutes aus den Wundmalen des Heilandes!

„Auch nicht, Paddy!“

So ist's ein Bann- oder Zauberbuch.

„Beinabe so etwas, Paddy, doch nicht ganz.“

Paddy rieth noch vielerlei, traf aber immer das rechte nicht. Endlich zog der Mann eine gewöhnliche Flasche hervor und sprach: Sieh, Paddy, wie ungläubig du auch den Kopf schütteln magst, so versichere ich dir doch auf Ehre und Seligkeit, daß seine Lordschaft, dein gestrenger Gutsberr, all seine Schlösser und Aecker für diese unansehnliche Flasche geben würde; du aber kannst sie um deine zwei Kühe erhandeln, woraus du abnehmen magst, daß ich ein treuer Freund bin, der es mit dem Paddy wohl meint.

Was nützte mir die Flasche? fragte Paddy; kann man nicht mehr als hundert derselben für zwei Kühe haben?

Gar keine einzige, Paddy, und wenn du mich unwirsch machst, auch diese nicht mehr;

ich sage es dir noch einmal, daß Seine Lordschaft nicht allein alle seine Güter, sondern auch seinen Sitz im Parlament dafür geben würde. In der Flasche sitzen nämlich, mein guter Paddy, ein paar Creaturen, die bald als Zwerge, bald als Riesen erscheinen, je nachdem es in die Umstände paßt, und was man ihnen befehlt, das thun sie, was man von ihnen verlangt, das bringen sie.

Als das der Paddy hörte, riß er den Mund bis hinter die Ohren auf und startete die Flasche wie eine verzauberte Prinzessin an. Wenn du Wahrheit sprichst, sagte er, so würde ich dir mit Freuden meine zwei Kühe für die Zauberflasche geben. Erlaube, daß ich erst ihre Kraft ein Bißchen probire. Wie will denn aber die Flasche angeredet sein?

Du brauchst sie nur auf den Boden zu stellen, und leise zu sprechen: Flasche thue deine Schuldigkeit, so stehen die Leuten, welche darin sitzen, zu deinen Diensten bereit.

Paddy stellte die Flasche vor sich hin und sprach: Flasche thue deine Schuldigkeit! Sogleich stiegen ein paar Zwerglein heraus und fragten: Was ist dein Begehrt? Bringt mir ein Mahl, so gut wie es der König hat, sprach Paddy.

Im Nu waren sie bei der Hand, stiegen aus und ein, holten Tisch und Stuhl, Tischstuch, Teller und Serviette und eine Menge köstlicher Speisen und Getränke hervor und verschwanden dann wieder. Paddy fiel wie ein hungriger Wolf über die Kostbarkeiten her und vertilgte eine unglaubliche Menge von Gebratenem und Gesottenem, ohne der reichlichen Mahlzeit Herr zu werden.

Wahrhaftig, sprach er zu dem Fremden, die Flasche gefällt mir und ich will euch meine zwei Kühe dafür geben.

Ich wußte es wohl, sagte der Fremde, ergriff die Kühe bei dem Seile, das sie um die Hörner gewunden hatten, und wanderte von dannen, im Umsehen noch zurückrufend: Nun Paddy, nimm die Flasche wohl in Acht und zerbrich sie nicht; denn in den Scherben würde nicht mehr Zauberkraft sitzen, als in einer zerbrochenen Fensterscheibe, wohl aber würde dir dann das Leben verleidet werden.

Es kam dem Paddy ein wenig lächerlich vor, daß der Fremde von Zerbrechen sprechen konnte; verstand es sich doch von selbst, daß man einen solchen Schatz wie seinen Augapfel hütet. Einen Plan für die Zukunft machte Paddy nicht erstens, weil ihm das gar nicht einfiel, und zweitens, weil es im Grunde genommen, auch gar nicht nöthig war. Aber ein Gedanke fuhr ihm unaufhörlich durch den Kopf,

nämlich, daß er jetzt der reichste und glücklichste Mann in ganz Irland sei, mit dem sich weder der Gutsherr, noch ein anderer Lord in Grün-Trin messen konnte. Sein Geist war beständig angefüllt mit einer unübersehbaren Wein- und Speisefarte, wobei die Auswahl der einzige Verdruß war, der ihm in seinem Paradiesesleben treffen könnte.

Paddy und seine Flasche verrichteten in der kleinen Stube Wunder der Speise- und Kellermeisterkunst. Es würde noch toller hergegangen haben, wenn er so glücklich gewesen wäre, alle die vornehmen Namen zu kennen, die man auf den Speisefarten der großen Gasthöfe zu lesen Gelegenheit hat. Da das aber nicht der Fall war, so war er in den engen Kreis desjenigen gebannt, was ihm früher immer als das Nanna und Ambrosia eines Irischen Bauer erschienen war. Puddings spielten dabei keine geringe Rolle. War aber die Küche zu Ende, so mußte er wieder von vorn anfangen, was ihn bereits ein wenig langweilte, so daß er sich vornahm, ohne Bögem in die Stadt zu gehen und sich dort den längsten Speisezettel zu verschaffen, der je in der Hand eines Kellners gewesen war.

Im Unglücke und unter den schweren Sorgen der Saat und der Erndte hatte Paddy hundertmal im Tage gedacht: Armer Paddy, du bist bald wieder deine Pacht schuldig; wie willst du sie diesmal zusammenbringen? Er hatte die Tage bis zum Termin wenigstens ein Duzendmal gezählt und nach jedem Zählen emsiger gearbeitet, um nur ja den Termin nicht zu versäumen. Und jetzt, wo er nur zu seiner Flasche zu sagen brauchte: Bezahl, was ich schuldig bin! jetzt hatte er Pacht und Gutsherrn so rein vergessen, als ob sie nie in der Welt gewesen wären.

Während er nun auf die Speisefahrt ging, kamen die Gerichtsdiener heran, brachen in die Stube und nahmen alles mit fort, was nicht mit Nägeln festgeschlagen war; auch die Flasche mußte mitwandern.

Als nun Paddy nach Hause kam, alle seine Habseligkeiten und auch seine Flasche vermisste, da fluchte er graulich über den Gutsherrn; es lag ihm wenig daran, daß er ins Gefängniß geführt wurde, da er ja doch wieder ein armer Schlucker geworden war, der nirgends billiger fertig werden konnte.

Nach einigen Tage kam ihm der Gedanke, ob es denn kein Mittel gäbe, wieder in den Besitz der Flasche zu gelangen, deren Geheimniß der Gutsherr am Ende noch ergründen könnte. Wiederum aber seufzte er: Ach, viel-

leicht ist sie schon in Scherben gegangen, was soll ich mich also mühen, hier aus dem Trocknen in den Regen zu kommen.

Der erste Gedanke siegte indessen und er ließ dem Lord sagen: Ich weiß, daß meine wenigen Habseligkeiten die Schuld nicht decken, doch bin ich als ehrlicher Kerl bereit, den Rest durch Arbeiten zu tilgen, wenn man mich aus dem Gefängnisse läßt.

Das war ein Vorschlag, den der Lord mit Freuden annahm. Schon am andern Morgen saß Paddy beim Gutsherrn in der Arbeit; seine Augen spähten überall nach der Flasche umher; vergebens! Zwar gab es da Flaschen der verschiedensten Art in Menge, aber die rechte war nicht darunter. Gegen Abend endlich fand er sie im Keller auf einem Haufen anderer. Vor Freuden jauchzte er laut auf in dem Keller und machte einen Luftsprung, daß er mit dem Schädel gegen das Gewölbe stieß.

Nachdem er ihre Zauberkraft noch einmal probirt und Alles in Richtigkeit gefunden hatte, stieg er die Kellertreppe hinauf und gedachte sich an dem strengen Gutsherrn, der ihm so viel Leid angethan hatte, zu rächen.

Der Lord saß eben mit einigen vornehmen Freunden beim Spiel, als Paddy in das Zimmer trat, seine Flasche auf den Boden setzte und sprach: Flasche thue deine Schuldigkeit! Als bald stiegen ein paar ungeheure Riesen mit schweren Stöcken bewaffnet, aus der Flasche heraus und fielen auf Paddys Wink über den Gutsherrn her und zerbläuten ihn dergestalt, daß nicht ein einziger Fleck an seinem Leibe ungeschunden blieb.

Als er zuletzt wie todt hinfiel, dachte Paddy: Hier ist deines Bleibens nicht länger. Zu Tode darfst du ihn nicht schlagen lassen, und kommt er mit dem Leben davon, so entgehst du am Ende dem Galgen nicht.

Er ließ also die Riesen wieder einsteigen, nahm seine Flasche unter den Mantel und machte sich aus dem Staube, hielt auch nicht eher ein, bis er an's Gestade des Meeres kam.

Hier lebte er nun in Sauf und Brauf, vergah seiner frühern bescheidenen Stellung so ganz und gar, daß er im Luxus es allen Lord's zuvorthat. Es konnte darum nicht fehlen, daß er bald in Ansehen und Achtung stieg und selbst von den vornehmsten Personen zu Tische geladen wurde.

Paddy aber wollte nichts umsonst haben, sondern lud alle vornehmen Badegäste auf einen und denselben Tag zu sich zu Tische. Sie kamen in zahlreichen Mengen an und nahmen Platz an den langen Tischen, welche

den großen Speisesaal erfüllten, wunderten sich aber, daß sie weder Teller und Köffel auf den Tafeln fanden, noch auch die geringste Anstalt zu einem Gastmahl bemerkten.

Baddy lachte, denn er merkte wohl, worüber sie sich den Kopf zerbrachen, holte seine Flasche, stellte sie vor den Augen der Gäste auf den Boden und sprach: Flasche, thue deine Schuldigkeit! Sogleich stiegen die Zwerglein hervor und bedeckten die Tafeln mit einem Mable, wie es in der Hofburg eines regierenden Fürsten nicht besser hingerrichtet werden kann. Man mag sich nun leicht denken, wie die Herrn und die Damen die Mäuler auf-rissen, und Baddy um seine Wunderflasche beneideten.

Nun war unter den Gästen auch ein Baron, der außer seinem Titel, auf den er sich schrecklich viel einbildete, kaum genug besaß, um Schuster und Schneider in gehörigem Respekte zu erhalten. Dieser warf ein begieriges Auge auf die Flasche und merkte sich den Ort, wohin Baddy sie stellte, als die Zwerge wieder hineingeschlüpft waren.

In der Nacht, da Baddy wegen des zu starken Genusses von Speisen und Getränken nicht schlafen konnte, hörte er ein Geräusch im Nebenzimmer, wo die Flasche stand. Er erhob sich geräuschlos und öffnete die Thüre in dem Augenblicke, wo der Baron die Flasche vom Sims herablangte.

Schuft und Dieb, schrie Baddy, du bist gekommen, meine Flasche zu stehlen!

Der Baron ließ vor Schrecken die Flasche auf den Boden fallen, daß sie mit einem furchtbaren Knall in tausend Stücke zersprang. Die Zwerge und die beiden Riesen, die jetzt aus ihrer Dienstbarkeit frei wurden, nahmen den diebischen Baron in ihre Mitte und machten einen Freudentanz mit ihm. Sie drehten und wirbelten so rasch mit ihm umher, wie der Sturmwind mit einem Strohhalme, und wie er schreien und ächzen mochte, sie ließen ihn nicht los, bis er athemlos zusammenstürzte, dann traten sie zu Baddy und Jeder reichte ihm ein Goldstück. Fort waren sie; Baddy hatte das Nachsehen. Fast wäre er versucht gewesen, dem Baron seine vier Goldstücke, die ihm ein armseliger Bettel schienen, an den Hals zu werfen, aber er erinnerte sich noch rechtzeitig, daß dieselben jetzt sein ganzes Vermögen ausmachten und daß es jedenfalls besser sei, etwas zu haben, als gar nichts. Indessen wollte er keine Minute länger an einem Orte weilen, wo er morgen ein armer Schlucker

war und die angefangene Rolle nicht fortspielen konnte.

Sofort verließ er das Haus und die Stadt, wanderte mit betrübtem Herzen gerade aus bis an den Morgen. Auch dann gönnte er sich noch keine Ruhe, sondern ging immer weiter. Bald begann ihn der Hunger zu peinigen, aber er fürchtete sich, in eine Schenke einzufehren und eines von seinen Goldstücken anzubrechen, weil er aus Erfahrung wußte, daß nichts so schnell verschwindet, als ein gewechseltes Goldstück. Aber der Hunger ist ein scharfes Schwert und er wirft die besten Vorsätze um. So ging es auch Baddy. Er aß und trank wie ein Wolf und als er nach der Beche fragte, war richtig eines der Goldstücke ganz in den Magen gewandert. Er reichte es dem Wirth mit großer Betrübniß und setzte seinen Stab weiter.

Im Walde legte er sich unter das Blätterdach, und nachdem er lange über die arbeitvolle Zukunft nachgedacht hatte, die seiner nun harrte, nahm er die drei Goldstücke heraus, die ihm noch geblieben, um sich an ihrem Glanze zu freuen. Er hatte sie links in die Westtasche gesteckt, das verzehrte aber hatte rechts geessen. Nach einiger Zeit schob er sie wieder in die Tasche und fühlte mit einigem Bedauern in die rechte, die er leer dachte. Wer aber beschreibt sein Erstaunen, als er dort auch noch zwei fand. Er wußte doch genau, daß er im Ganzen nur vier gehabt und eines davon verzehrt hatte. Rechnen konnte er nicht zum besten, aber das begriff er doch, daß er jetzt um zwei reicher war.

Während er sich noch den Kopf über dieses Wunder zerbrach, kam ein Weiblein vorüber, welches bitterlich weinte. Warum weint ihr, Frau? fragte Baddy. Ach, antwortete das Weiblein, ich soll heute aus dem Hause geworfen werden, weil ich die zwei Goldstücke nicht bezahlen kann, die ich dem Gutsherrn schulde. Baddy dachte der Zeit, wo es ihm selbst so gegangen und sprach: Ich bin selbst ein armer Schlucker, aber da sind zwei Goldstücke, die mir vom Himmel gefallen sind, nehmt sie und bleibt in euren vier Pfählen. Das Weiblein machte einen Knix und ging fröhlich hinweg. Baddy aber fühlte, daß sich in seiner rechten Westtasche etwas bauschte, fuhr mit den Fingern hinein und zog zu seinem abermaligen Erstaunen jetzt gar vier Goldstücke heraus.

Bald wurde es ihm klar, daß er immer das Doppelte von dem, was er ausgab, wiedererhielt.

Seine Trauer verwandelte sich nun in die

ausgelassenste Freude und es begann wieder ein Leben voller Jubel und Genuß, so daß in zwei Monaten ganz Irland von nichts andern, als dem reichen Paddy sprach.

Das gefiel ihm über die Maßen wohl, denn er war im Glücke eitel und gefallsüchtig geworden, und er machte einen tollen Streich über den andern. Geld und Gut allein aber macht nicht wahrhaft glücklich, wie es Paddy bis zum Ueberdruße erfuhr. Da es kein Ding in der Welt gab, das er mit seinem Gelde nicht erlangen konnte, da alle seine Wünsche erfüllt wurden, so stieß er nirgends auf ein Hinderniß, hatte nichts zu erstreben, nichts zu erhoffen, folglich nichts zu genießen.

Bald fühlte er sich in seinem Reichtum unglücklicher, als früher in seiner Armuth und er hätte Vieles darum gegeben, wenn er sich von dem Golde, der Quelle seines Ueberdrußes, hätte losmachen können. Aber, ach, dasselbe wurde mit jedem Tage mehr, so daß er sich zuletzt nicht davon retten konnte. Gold und immer Gold! Schrecklich!

Da steigerte sich sein Wismuth und seine Langeweile zum Lebensüberdruß und er beschloß, seinem Dasein ein Ende zu machen, und dem Golde zu entfliehen. Durch die Gegend rauschte ein Fluß und hoch über derselben lag eine Brücke. Auf diese Brücke ging Paddy, um sich hinabzustürzen. Schon neigte er sich vorn über, da hielt ihn eine Hand fest. Als er sich umwandte, war es der Unbekannte, von dem er die Flasche erhalten. Noch führte er seine beiden Kühe am Stricke.

Paddy, sprach er, willst du mir deine Kühe wieder abkaufen? Ja, ich will sie kaufen, antwortete Paddy. Befreit mich von dem ver wünschten Heugolde, und gebt mir die Kühe!

Der Fremde warf ihm den Strick zu und war verschwunden. Paddy war nun wieder ein armer Bauer, aber er sehnte sich nie wieder nach der Flasche und dem Golde zurück!

Reichthum, sprach er häufig, ist schlimmer, als Armuth.

Floribunde.

Märchen von Ellen,

Vor alten Zeiten lebte auf dem Schlosse Hohenburg in Kärnthen ein frommer und tapferer Ritter, der sich durch seine Tugenden in allen Stücken auszeichnete. Er hatte einen einzigen Sohn mit Namen Benno, an dem er viele Freude erlebte. Diesen Sohn ließ nun der alte Ritter, als er sein letztes Stündlein herannahen fühlte, an sein Bett treten, nahm väterlichen Abschied von ihm und ermahnte ihn noch einmal, alle der guten Lehren, die er ihm von Kindheit an gegeben, stets eingedenk zu sein, und treulich sie zu erfüllen. Der Sohn gelobte es — und der Vater starb. —

Ganz besonders hatte der alte Ritter seinem Sohn anempfohlen, Gott zu dienen, den Armen reichlich zu geben, Frauen und Jungfrauen zu schützen, und die Diener Gottes zu ehren.

Als nun der Vater todt war, dachte Benno noch über die letzten Worte und Ermahnungen nach und bestrebt sich, die Wünsche des Verstorbenen zu erfüllen, wodurch er sich bald Liebe

und Verehrung im ganzen Lande erwarb. Seine Kühnheit und Gewandtheit, seine Unererschrockenheit in Gefahren, sowie seine Frömmigkeit und Hochherzigkeit waren allenthalben bekannt und erweckten Bewunderung und Nachahmung.

Bei alledem war Benno auch von einer solchen Schönheit, daß er Jedermann auffiel, und daß manche edle Jungfrau im Lande Kärnthen ihr Herz lauter klopfen hörte, wenn sie des herrlichen Jünglings ansichtig wurde. Keine aber vermochte in seinem jungen Herzen Gegenliebe zu erwecken. Er dachte auch noch nicht daran, sich einen eignen Heerd zu gründen, beehrte vielmehr sein Land zu verlassen, und sich in der Fremde durch ritterliche Thaten Ehre und Ruhm zu erwerben. Daher fing er an sich zu rüsten, übergab seine Burg der Aufsicht eines befreundeten Ritters und zog davon.

Lange schon war er in fremden Landen gewesen, hatte manchen Sieg gewonnen, manches Abenteuer bestanden und sein Name wurde weit und breit genannt, als er endlich auch nach

Dänemark kam. Hieher war ihm auch sein Ruf vorangegangen, und also ist es nicht zu verwundern, daß man ihn gut aufnahm und ihm zur Ehre Feste und Turniere veranstaltete. Bei den Kampfspielen war er wie überall der Erste, weshalb ihm auch einstimmig der Preis zuerkannt wurde, und es mißgönnte es ihm Keiner, als zu Ende des Festes ihm des Königs schöne Tochter Floribunde mit eigener Hand einen Kranz mit silbernen Blättern auf's Haupt drückte. Darnach beschied der König den jungen Ritter zu sich, rühmte ihn vor seinem ganzen Hofe und bat ihn, einige Zeit sein Gast zu bleiben, was der junge Benno gern annahm.

Fast noch erfreuter über die Huld des Königs, als der Ritter, war die schöne Floribunde. Sie war des Königs einziges Kind, eine Jungfrau von wunderbarer Schönheit. Ihre hohen Tugenden und ihre körperlichen Reize hatten schon manches Männerherz entflammt; es hatten sich schon viele Fürsten und Edle um die schöne Königstochter bemüht, noch Keinem aber war es gelungen, ihr Jawort zu erhalten oder sich nur im Geringsten ihrer Gunst zu erfreuen.

Als nun Floribunde den Ritter sah, war das Eis ihres Herzens geschmolzen und sie gelobte sich fest, sie würde ihm angehören oder ewig ledig bleiben.

Der Ritter war gleichfalls von so heftiger Liebe zur schönen Floribunde entbrannt, daß er zu sterben vermeinte, wenn er sie nicht zur Frau bekäme. Wie erfreut war er also, als er sah, daß seine Liebe erwidert wurde und wie war er außer sich vor Glück, als ihm seine schöne Floribunde zuschwur, sie werde nie einem Andern, als ihm, die Hand geben.

Nun wurde aber Floribunde krank; denn sie fürchtete, ihr Vater werde nicht zu einer Verbindung mit einem einfachen Ritter seine Zustimmung geben, sondern sie einem Königssohne antrauen wollen. Sie wagte also nicht, ihre Liebe offen zu gestehen, verschloß sie tief im Herzen. Daher nun erkrankte sie, und wußte Niemand zu sagen, was ihr fehle. Der alte König war darüber sehr in Sorgen. Er liebte sein Kind ohnmaßen und hätte gern sein halbes Königreich gegeben, sie wieder gesund und fröhlich zu sehen. Da die Aerzte kein Mittel gegen die Krankheit wußten und nicht einmal sagen konnten, was dem schönen Königskinde fehle, schickte der König durchs ganze Land und ließ fremde Aerzte und weiße Meister berufen, und verhieß dem großes Gut, der sein geliebtes Kind heile, doch umsonst. Die Aerzte und die Weisen schüttelten die Köpfe, sagten, sie könnten

nicht helfen und zogen davon. Der König war trostlos. Endlich kam noch ein alter Weiser, ein blinder Greis. Der ließ sich an das Krankenslager führen, fühlte den Puls der Kranken, fragte nach Allerlei und ging dann zum König, zu dem er sagte: „O König, Ihr allein könnt Eure Tochter heilen. Ihr Herz ist krank ganz allein und dafür ist kein Kraut gewachsen. Gebet selbst zu Eurer Tochter und seht, daß Ihr sie heilt.“ — Der König verstand die Rede des Alten. Er ging bald zu seiner Tochter, sagte ihr die Worte des Weisen und fragte sie dann theilnehmend und milde aus. Dies rührte Floribunde und sie gestand ihrem traurenden Vater ihre geheime Liebe zu dem fremden Ritter. Als der König das hörte, war er froh und bat seine Tochter, doch wieder gesund zu werden, er wolle ja ihrem Wunsche nicht zuwider sein und gern seine Zusage zur Verbindung mit diesem Ritter geben, den er schon wie einen Sohn liebe.

Wie war da Floribunde froh und wie war sie bald wieder gesund und blühend, wie zuvor. Sie konnte in kurzem wieder aufstehen und mochte sich nun fast Borwürfe, so an der Liebe ihres Vaters gezweifelt zu haben.

Als nun Floribunde wieder ganz hergestellt war, berief der König seine Rätthe zu sich, um ihnen zu sagen, daß er dem tapfern jungen Ritter seine Tochter zur Frau geben werde, und daß sie nach seinem Tode Benno als seinen Nachfolger ansehen sollten. Die Rätthe waren's zufrieden; denn sie Alle schätzten den jungen Ritter und liebten ihn, seiner guten Eigenschaften halber.

Als nun Alle dem König beigepflichtet hatten, ließ der König seine Tochter und Benno zu sich in die Versammlung kommen, legte ihre Hände in einander und verlobte sie in Gegenwart seiner Rätthe. Benno fiel dem Könige zu Füßen, der ihn aber aufhob und ihn in seine Arme schloß.

Darnach wurde in einigen Wochen die Hochzeit gehalten, die so kostbar und prächtig war, daß noch lange hernach viel davon erzählt und gerühmt wurde. Auch wußte man nicht genug die Lieblichkeit und Schönheit des jungen Paares zu preisen.

Als nun alle Festlichkeiten zu Ende und die Gäste längst fort waren, zogen auch Benno und Floribunde von dannen und wohnten fortan auf dem Schlosse Hohenburg in Kärnthén. Sie liebten sich über die Maßen und lebten lange froh und einträchtig beisammen.

Endlich überkam den jungen Ritter wieder große Sehnsucht nach Abenteuern und eine solche

Thatenlust, daß er von seiner Frau Abschied nahm und von seinen Mannen gefolgt wieder in fremde Lande zog. Er kam diesmal nach Frankreich, wo er Gelegenheit fand, sich sehr auszuzeichnen und seinen Thatendurst zu befriedigen. Der König von Frankreich war nämlich mit einigen Grenznachbarn in Krieg verwickelt und er wußte es Benno sehr Dank, daß dieser ihm beistand und ihm die Feinde besiegen half.

Als der König nun wieder Ruhe im Lande hatte, bat er Benno noch eine Weile bei ihm zu bleiben und sein Gast zu sein, bevor er nach Hause zurückkehre. Benno willigte ein und folgte dem König an den Hof.

Hier lernte nun Benno die Gemahlin des Königs kennen, eine sehr schöne und junge Frau, die sich dem jungen Ritter, dem Befreier des Landes, sehr huldvoll bewies. Der Verkehr zwischen Benno und der jungen Königin wurde so freundschaftlich, daß es den alten König verdross und zwar wurde seine Eifersucht so rege, daß er sich fast einbildete, er würde von seiner Frau und seinem Gaste betrogen. Seine Blindheit ging so weit, daß er sehnlichst eine Gelegenheit herbeiwünschte, um sich für seine eifersüchtigen Qualen rächen zu können.

Leider fand er diese bald. Die Königin, die sich fern von jeder Schuld wußte und keine Ahnung von ihres Gemahls Argwohn hatte, bestellte eines Tages, als sie den König auf der Jagd wähnte, Benno zu sich, da sie den König mit einem glänzenden Fest überraschen und sich über die Anordnungen mit Benno besprechen wollte.

Kaum war Benno bei ihr eingetreten, als der König, der nur zum Schein auf die Jagd gegangen und gleich zurück gefehrt war, wüthend in seiner Frau Zimmer stürzte und mit einem Dolche auf die Königin hinstieß. Diese entfloß in ein anderes Gemach und nun wandte sich des Königs Zorn gegen Benno. Der konnte nicht zu Worte kommen, da der König ihn nicht anhören wollte, sondern seinen Knechten befahl, ihn zu binden und in einen tiefen Thurm zu werfen. Am Tage des Gerichts, sagte er, wollte er Benno anhören; und dann eilte er zornentbrannt und zitternd über die ihm angethan geglaubte Schmach aus dem Gemach.

Benno wurde nun in den Thurm geworfen, wo er elend und verlassen schmachtete und es bereute, sein liebes Weib verlassen zu haben. Wenn er sich dachte, wie sie seinen Tod beweinen werde und was sie ohne ihn anfangen solle, dann vergingen ihm fast die Sinne und es wurde ihm schwer, an eine Hilfe von oben zu glauben.

Die arme Floribunde war indessen durch einen Getreuen von dem Unglück, das ihren Gemahl betroffen, benachrichtigt worden. Ein alter Diener, der mit Benno hinausgezogen, hatte heimlich den Hof verlassen und war zurück nach Klärthhen gefehrt, wo er die Trauerkunde verbreitete.

Was Floribunde litt, als sie das Schicksal ihres geliebten Benno erfuhr, ist nicht zu sagen. Sie fiel aber nicht in Ohnmacht, wie das heut zu Tage Mode ist, rang auch nicht die Hände oder zerraupte sich ihr goldnes Haar, — nein sie war vernünftiger. Sie ließ sich genau beschreiben, wo Benno gefangen war, und wer seine Wärter seien, darauf ging sie in ihre Kammer, betete inbrünstig und überlegte dann, was sie zu Benno's Rettung thun könne. — Als sie endlich einen sicheren Plan gefaßt, ließ sie für sich und einige Diener Pferde fahrlin und ritt an den Hof des fränkischen Königs. Hier blieb sie unerkannt und sann nur darauf, in das Gefängniß zu ihrem Benno zu kommen. Endlich gelang es ihr, die Wärter zu bestechen und sie durfte nun ihren lieben Benno wiedersehen. Das Glück war für Beide sehr groß. Sie umarmten sich sprachlos eine lange Weile, und konnten lange keine Worte finden, ihre Gefühle auszudrücken. Endlich, als die Zeit nahe war, daß Floribunde das Gefängniß wieder verlassen mußte, theilte sie ihrem Benno mit, wie sie ihn befreien wollte und nöthigte ihn dann, ihre Kleider anzuziehen und ihr die feinigten zu geben, damit er unerkannt das Gefängniß verlassen könnte. Benno wollte erst nicht, als er aber sah, daß seine treue Frau nicht von ihrem Plan abzubringen war, willigte er endlich ein, und es gelang ihm wirklich, in Floribunden's Kleidern die Wärter zu täuschen und in's Freie zu gelangen. Er suchte dann Floribunden's Diener auf und wählte mit diesen ein sicheres Versteck, um das Weitere abzuwarten.

Wittlerweile brach der Tag des Gerichtes an und Floribunde wurde an Benno's Statt vor die Schranken beschieden. Als nun die Richter alle versammelt waren und auch der König seinen Sitz eingenommen hatte, wurde Benno, dem man vorher seine Anklage vorgelesen, aufgefordert sich zu vertheidigen. Diesen Augenblick hatte Floribunde sehnlichst erwartet. Sie erhob sich und sprach: „Mächtiger König, Guer großer Eifer hat Euch dahin gebracht, großes Unrecht zu begehen, nicht so sehr an mir als an Eurer guten und Euch innig liebenden Königin. Wisset denn, ich bin nicht Benno, für den Ihr mich haltet, ich bin Floribunde,

Benno's Gemahl. Ich war heimlich an Euren Hof gekommen, um meinen Benno zu überraschen und hatte, damit er mich nicht gleich erkennen sollte, mich in Männerkleider angethan. Die Königin erfuhr meine Ankunft und ließ mich zu sich entbieten, um mir selbst zu sagen, daß Benno, kurz bevor ich angekommen, den Hof heimlich verlassen habe, um einen Auftrag für sie auszuführen. Sie wollte Euch, gnädigster König, eine Ueberraschung bereiten, wobei ihr Benno seine Hilfe zugesagt hatte. Kaum war ich bei der Königin eingetreten, so stürmte Ihr in unser Gemach und Euer Eifer und Eure Verblendung ließen uns nicht zu Worte kommen. Ich wußte auch aus Euren eignen Munde, daß Ihr erst am Tage des Gerichtes meine Vertheidigung anhören wolltet, und ließ darum auch meinem Gemahl anbefehlen, vor diesem Tage Euch nicht die Wahrheit wissen zu lassen. Wollt Ihr von ihm die Bestätigung meiner Worte hören, so laßt ihn kommen, er ist innerhalb Eures Reiches und kann Euch jeden Augenblick meine Rede bekräftigen."

Der König, den diese seine Rede tief bewegte und der sich sehr freute, sein Gemahl so unschuldig zu befinden, hatte kaum Mute bis zu Ende zuzuhören. Dann stand er auf, reichte Floribunden beide Hände, dankte ihr für die Aufklärung und sagte: „So kommt, edle Frau, verzeiht die Euch angethane Schmach und be-

gleitet mich zur Königin, die gewiß nicht minder gelitten hat, wie Ihr.“ Er führte sie unter den Glückwünschen der Menge in seinen Palast und ging mit ihr zur Königin, die schon durch Benno von dem Vorhergegangenen in Kenntniß gesetzt worden war. Es brach große Freude und viel Jubel unter den Anwesenden aus und die Königin besonders wußte Floribunde nicht genug für ihre Klugheit zu danken. Auch der König, der sein vermeintliches Unrecht gegen Floribunde wieder gut machen wollte, that sein Möglichstes, um ihr und der Königin angenehm zu sein. Er veranstaltete große Feste, die ihres Gleichen nicht gehabt haben, und lud dazu von nah und fern ein. Eifrig beredete er Benno und Floribunde, lange Zeit bei ihm zu bleiben, und als diese endlich die Sehnsucht nach ihrer Heimath nicht mehr unterdrücken konnten und abreißen, gab er ihnen die kostbarsten Geschenke mit und geleitete sie selbst mit seinem Hofgesinde bis an die Gränze seines Reiches.

Glücklich kamen Benno und Floribunde endlich in Kärnthen an. Benno verpürte nun keine große Lust mehr, wieder Abenteuer zu bestehen, da es ihm dabei fast schlecht ergangen war. Er beschloß in seinem Lande zu bleiben, wo er genug Gutes thun konnte. Blieb also allzeit bei seiner treuen Floribunde und führte mit ihr ein vergnügtes und gottseliges Leben, das auch noch viele Jahre hindurch währte.

Der Sohn des Schatzmeisters.

Märchen von Ludwig Bund.

Es war einmal ein alter, reicher König, der sehr grausam und geizig war, denn er bestrafte das geringste Vergehen mit dem Tode, und gewaltsam ließ er Gold und Geld haufenweise in sein Schloß bringen.

Nun hatte er zur Verwaltung seiner unermesslichen Reichthümer einen gar treuen Schatzmeister, dem er sehr zugethan war, und der sein ganzes Vertrauen besaß.

Der hatte aber auch den Schatz des Königs durch Umsicht und Gewissenhaftigkeit in Acht und gab dabei den Armen, so oft er konnte.

Der Schatzmeister hatte aber Feinde am Hofe, und um ihn aus der wachsenden Gunst des Königs zu verdrängen, holten diese in

einer Nacht die werthesten Kostbarkeiten aus der Schatzkammer und hielten sie heimlich verborgen.

Dem König wurde gesagt, daß der Schatzmeister wohl für sich den Raub begangen habe, da er sich mit großen Glanz umgebe, und als der unglückliche Mann sich zu den Füßen seines Herrn warf und seine Unschuld betheuerte, da stieß ihn der König von sich und ließ ihn später im Angesichte seiner Familie öffentlich enthaupten.

Die Familie wurde verbannt und von rohen Kriegsknechten über die Grenze des Landes gejagt.

Die Frau des Schatzmeisters rief einen

Glück der Verzweiflung auf den König hernieder und gab in einem fernen Lande den Geist auf. —

Als die Feinde des Schachmeisters ihren Zweck erreicht hatten, wurden sie von quälender Reue erfaßt, und bald gestanden sie ihr Verbrechen dem Könige und büßten es durch einen schmachvollen Tod.

Seit dieser Zeit wurde der König ernst und nachdenkend und um seinen Fehler an dem Geschick des Schachmeisters zu sühnen, ließ er nach dessen Familie suchen; doch als man diese nicht fand, vergaß er bald die ganze Sache, und setzte sein früheres Leben ungestört fort.

So hielt er einstmals ein großes Fest, wozu viele fremde Prinzen und Ritter geladen waren; er wollte hierbei den Gästen seine Schätze sehen lassen, um seiner einzigen Tochter eine Empfehlung für die Zukunft zu geben.

Doch die Prinzessin bedurfte einer solchen Empfehlung nicht; ihre Schönheit war so groß, daß ihr jeder Prinz mit Lust die Hand geboten hätte, ohne noch ihre glänzenden Tugenden in Erwägung zu ziehen.

Den König sollte aber bei diesem Feste der Born der Geister ereilen, deren Macht eine unglückliche, sterbende Mutter auf ihn herab gerufen hatte.

Während die Musik und die Jubelrufe erschallten und die Becher fröhlich zusammen klangen, entstand ein fürchterliches Erdbeben.

Der Jubel verstummte, die Gäste entflohen, die Sänger ließen ihre Lauten zurück und schlichen davon; sogar die zahllosen Diener des Königs verließen eilig das Schloß, und als der König mit der schönen Prinzessin allein war, wurde der prächtige Pallast von einem jähen Erdschlunde verschlungen und über ihn stürzten die Felsen krachend zusammen. —

Die Gegend wurde weit umher in eine öde Wildniß verwandelt und die früheren Bewohner zogen aus ihr fort und gründeten sich eine neue Heimath.

* * *

Der König erwachte aus einer dumpfen Betäubung viele Klaster tief unter der Erde. Rings um ihn war undurchdringliche Finsterniß, und als er umher fühlte, fand er sich an der Seite seiner Tochter.

Allmählich kam ihm die Besinnung zurück und er erkannte das Entsetzliche seiner Lage und erging sich nun in wilden Klagen.

Die Prinzessin, die ihren Vater innig liebte, und sprach ihm Trost zu und es schien,

daß ihre Worte seinen Gram verdrängten, denn seine Klagen verstummten.

„Du klagst — sprach sie — und hast doch mich! ich bin glücklich, daß ein gemein- James Voos uns beide vereinigt! — Arm in Arm wollen wir dem entgegen sehn, was die Götter über uns verhängt haben!“ —

So blieben sie innig verschlungen auf der Stelle sitzen, und nach einiger Zeit glaubten sie, daß sie sterben würden, denn es überkam sie eine unbezwingliche Mattigkeit, die sie für den Tod hielten.

Aber sie täuschten sich beide; nicht der Tod, sondern der Schlaf umsing sie mit weichen Schlingen und hielt sie in diesen viele Stunden gefesselt.

Beide hatten helle Träume.

Nach langer Zeit wurde die Prinzessin durch einen lauten Schrei erweckt, und sie fühlte sich von zwei Armen ängstlich umklammert, und bald wurde sie inne, daß diese Arme die ihres Vaters waren und daß sein Schrei sie erweckt hatte.

Nun machte das Leben seine Ansprüche bei dem König wie bei der Prinzessin geltend, und bald wand sich die Letztere aus den Armen des Vaters los und suchte, vorsichtig umbertappend, nach einem Ausgange.

Früher hatte sich die Prinzessin mit aller Weisheit um die kleinsten Gegenstände bekümmert und sie konnte im Pallaste selbst mit geschlossenen Augen sich zurecht finden, und so fand sie auch jetzt, was sie am Meisten verlangte — Licht. —

Der König saß in brütenden Gedanken, als die Prinzessin mit dem Richte zu ihm trat. Er glaubte eine freundliche Fee zu sehen, die ihm in seinem Unglück beistehen wollte, und als er seine Tochter erkannte, stand er vor Erstaunen sprachlos da.

Die Prinzessin ließ ihm aber nicht Zeit, sie zog ihn mit sich fort und die Freude verwirrte Beide, denn sie gingen wie früher, aus einem Gemache ins andere.

Nichts war verändert; der Brunksaal zeigte noch die Pracht vom letzten Feste und nur das wilde Chaos der sämtlichen Sachen zeigte ihnen, daß es doch anders war. Sogar des Königs Schachkammer und der kleine Garten im Innern des Schlosses waren erhalten.

Da war nun der König voller Freude; er vergaß, daß er so tief in der Erde war, denn wie er das Geld und Geld haufenweis hatte, so war auch an Speisen und Getränken und allen Bedürfnissen gleicher Vorrath im Schlosse.

Der König wollte nun gleich eine Menge Lichter anzünden, doch die Prinzessin gab das nicht zu; sie hielt Maas mit Allem und behalf sich mit einem kleinen silbernen Lämpchen.

Auch die Mahlzeiten theilte die Prinzessin so ein, daß sie kaum satt wurden, denn sie bedachte, daß der Vorrath zu Ende ging. —

So lebte nun das königliche Paar in dem unterirdischen Schlosse fast zufrieden, und wenn die Sehnsucht nach der Oberwelt einmal recht laut an ihre Herzen pochte, dann suchten sie sich gegenseitig Trost zu sprechen, so gut es ging.

Der König machte sich eine Beschäftigung; er setzte sich in die Schatzkammer und zählte die großen Geldhaufen.

Die Prinzessin hatte im Hauswesen genug zu thun, und wenn sie davon rastete, ging sie in ihren Garten und übte das Lautenspiel und den Gesang, welche Kunst sie von einem fahrenden Sänger erlernt hatte. —

Das währte so eine lange Zeit; doch endlich ging der Vorrath zu Ende.

Als die Prinzessin dem Könige den letzten Rest der Speisen vorgesetzt hatte, ging sie trostlos in ihr Gärtchen und weinte laut. Sie hatte das bald verlöschende Licht beim König zurück gelassen und saß in dichter Finsterniß. Als sie einmal zufällig in die Höhe blickte, sah sie in weiter Ferne einen Tagesglanz, doch war er nur so groß, als ein Sandkorn.

Das kleine Licht machte ihr Sehnen nach Befreiung noch größer, und während sie mit aller Sehkraft nach der Höhe starrte, verbreitete sich um sie ein heller Lichtglanz und auf sie trat eine hohe Gestalt, im dunklen, faltenreichen Gewande.

Es war der Erdgeist, welcher alsbald zu ihr sprach: „Dem Flehen der Unschuld und kindlichen Liebe sind die Ohren der Geister nicht verschlossen! ich komme dir zu dienen; womit kann ich helfen?“ —

Die Prinzessin war bei der Erscheinung des Geistes ängstlich zusammen gesunken; sie traute der Verheißung kaum, doch als sie die Augen erhob und der Geist noch immer da stand, da hielt sie die Hände stehend empor und sprach: „Wenn dir die Macht gegeben, dann führe uns ans Licht der Sonne!“ —

Der Geist sprach: „das kann ich nicht! doch euer Dasein will ich fristen, bis ein Mensch durch meine Hilfe in dies Schloß gelangt, der es ohne böse Leidenschaft wieder verläßt!“ —

Darauf gab er der Prinzessin ein Saamenkorn, mit der Weisung es zu pflanzen und den kommenden Keim wohl zu pflegen.

Dann winkte er nach dem Hintergrunde des Gartens und aus dem Innern eines Bosquets trat ein Zwerglein hervor, daß sich tief vor der Prinzessin verneigte.

Der Erdgeist sprach: „diesen Zwerg lasse ich dir als Diener zurück; er wird für Alles sorgen, was ihr bedürft!“

Darauf war der Geist plötzlich verschwunden, doch der Glanz, der ihn umringt hatte, blieb im Garten zurück und bestrahlte als ein anderer Mondschein Blumen und Gesträuch.

Die Prinzessin sah an dem Saamenkorn und an dem Zwerge, daß sie sich nicht getäuscht hatte. Freudig eilte sie zum Könige und that ihm Alles kund.

Der Zwerg war mit der Prinzessin zugleich eingetreten und da der König einen Beweis von der Verheißung des Geistes haben wollte, so befahl er dem kleinen Diener, mehr Licht zu schaffen. — Doch es blieb Alles dunkel, wie zuvor.

Doch als sich nun die Prinzessin bittend zu dem Kleinen wandte, wurde das Schloß plötzlich wie von tausend Kerzen erhellt. —

Der König merkte bald, daß der Zwerg für ihn nicht als Diener da war, denn weder seine Befehle noch Bitten wurden von ihm beachtet, während die leiseste Mahnung der Prinzessin ihn schon zur Ausführung ihrer Wünsche trieb.

Als die Prinzessin sah, daß der König sich noch immer so gern mit dem Gelde beschäftigte, mußte auf ihre Bitte der Zwerg die ganze Schatzkammer mit Goldmünzen füllen, und nun saß der König immerfort und zählte und füllte das Gold in kleine Säckchen. —

Aus dem Saamenkorn, welches der Geist der Prinzessin gegeben hatte, war inzwischen eine Pflanze entstanden, die durch die Pflege der Prinzessin so heran gewachsen war, daß sich ihre Blätterkrone in der Höhe verlor.

Seitdem die Prinzessin durch den Geist wußte, daß es überhaupt möglich war, daß ein Mensch zu ihr in das Schloß kommen könne, arbeitete sie mit Hülfe des Zwerges emsig an einem reichen Gewande. Sie hoffte, daß ein Ritter sie einst befreien würde und in ihren einsamen Stunden dachte sie oft nach, wie sie den einstigen Befreier gebührend belohnen und ihm danken sollte. —

Die Söhne des unglücklichen Schatzmeisters zogen lange umflut und flüchtig umher. Sie kannten die Arbeiten des einen, wie des andern

Standes nicht, und so mußten sie von Ort zu Ort, von Thür zu Thür wandern, um ihr Leben elend zu fristen.

Endlich nahm ein wohlhabender Hirt den ältesten in Dienst und gab dafür den andern Obdach und Brod.

Der Älteste unterwarf sich der Niedrigkeit des Standes und da die Nothwendigkeit ihn zwang, erlernte er bald die Verrichtungen eines Hirten kennen.

Sein Herr gewann ihn lieb und vertraute ihm bald eine große Heerde an, mit der eines Tages in die Ferne zog.

Er war freundlich und liebevoll gegen Jedermann und bald hieß er allgemein „der schöne junge Hirt.“

Im Herzen trug er blutigen Haß gegen den König; doch er fühlte sich wohl, wenn er mit seiner Heerde durch die blühenden Thäler zog, und die herrliche Natur verdrängte zu Zeiten den Gram über das Geschick der Seinigen.

So kam er einst auf seiner Wandrung in das Land, das früher sein Vaterland gewesen war, und auf die Stelle, wo einst das prächtige Königsschloß gestanden hatte.

Er erkannte die Gegend nicht wieder, doch ahnungsvoll durchschauerte es ihm dort das Herz, und der Haß, den er auf seiner Wandrung eingewiegt hatte, bäumte sich gewaltig empor.

Er ließ die Heerde länger, als er wollte, zwischen den Felsen herum streifen und verlor sich in tiefen Gedanken. —

Es wurde Abend; der Mond stieg im vollen Glanze empor und eine lautlose Stille sank auf die Thäler hernieder und auch in das Herz des Hirten zog die Ruhe ein.

Er trieb seine Heerde in eine Schlucht, setzte sich am Eingange derselben auf einen Felsblock und sah mit starren, feuchten Blicken nach dem Monde.

So saß er manche Stunde; es mochte Mitternacht sein, da hörte er plötzlich die Klänge einer Laute, die in unendlich sehnsüchtiger Weise sein Herz erfaßten.

Er wunderte sich, in der Wildniß ein Instrument zu hören, daß nur Königstöchter und Sängler zu handhaben wußten; dabei lauschte er nach allen Seiten, denn bald schien es ihm, als ob die Klänge aus der Höhe herab rauschten, dann wieder, als wenn sie der Erde entstiegen.

Nach einiger Zeit verstummten die Klänge; der Hirt erhob sich und legte sich unweit seiner Heerde zur Ruhe hin.

Doch er schloß vergebens die Augen, denn immer schwirrten die Klänge noch durch sein Ohr und hielten den Schlaf ihm ferne.

Aber plötzlich hörte er von Neuem die Laute und heller als zuvor, und nach Augenblicken vernahm er sogar eine leise, wundersame Stimme, die folgendes Lied sang:

„Die Königstochter gefangen sah,
„Bewacht von Drachen und Zwergen;
„Es zogen viel edle Ritter aus
„Und suchten sie zwischen den Bergen.“

„Doch Keiner fand die schöne Maid;
„Krank sitzt sie auf prächtigem Throne.
„Dem giebt sie, der sie einst befreit
„Sich selbst und auch ihre Krone.“

„So schleicht sie nächtlich, todesbleich,
„Im Arme die goldene Leier,
„In ihres Verges düstrem Reich
„Und harret auf ihren Befreier.“ —

Als das Lied beendet war, sprang der junge Hirt schnell empor; spähend sah er hinter jeden Stein und Strauch, um die Sänglerin zu entdecken.

Doch sein Suchen war vergebens. Der neue Morgen fand ihn inmitten seiner Heerde, die er bereits aus der Schlucht getrieben hatte.

Er zog aus der Gegend fort, doch schon nach wenigen Stunden sah er sich auf derselben Stelle, und als er sich müthig halb und halb erstaunt zur Seite wendete, stand vor ihm eine Blume, wie er sie niemals gesehen hatte, an Pracht der Farbe, wie an wunderbarer Blätterfürgung.

Er betrachtete sie eine Weile, dann brach er sie ab und steckte sie an die Brust.

Plötzlich durchdrang sein Herz ein namenloses, nie gekanntes Gefühl, das ihm das Blut wild durch den Körper jagte.

Es war ihm, als hörte er immer die zaubrischen Töne des Liedes und mächtig fühlte er sich fortgezogen, als wenn er an unsichtbare Fäden gefesselt wäre.

Er widerstrebte mit aller Macht dem Gefühle und trieb seine Heerde schnell seitab.

So zog er den ganzen Tag umher, und als es Abend wurde und der Mond wieder empor stieg, beschien er auf derselben Stelle, wie am letzten Abend, sein bleiches Gesicht. Da war er auch nicht mehr Herr seines Willens; immer mächtiger zog es ihn von dannen.

Bald stand er in der Schlucht, in der Nachts zuvor seine Heerde gelagert hatte; dort sah er mit großen Augen um sich und voller Erstaunen entdeckte er am Ende derselben einen Eingang, der in den Berg führte.

Jetzt hörte er auch deutlich das zaubrische Lied aus dem Berge schallen; er eilte dem Eingange zu, und bald war er in der Dunkelheit verschwunden.

* * *

Der König lag vom süßen Weine berauscht auf einem weichen Polster, die Prinzessin saß mit ihrer Laute im kleinen Garten, als der Hirt in das versunkene Schloß kam. Alles war hell erleuchtet. — Der Zwerg trat dem Hirten lächelnd entgegen und führte ihn durch lange prächtige Corridore und Hallen, nach dem Garten, zur staunenden Prinzessin.

Die Prinzessin war bleich, wie ein Marmorbild, deshalb blieb der Hirt, wie vor einem geisterhaften Wesen erschreckt, in der Ferne stehen. Als er endlich näher trat, sich vor der Prinzessin verneigte und sein Auge auf ihr Gesicht heftete, da trat er zitternd einige Schritte zurück und die Zeichen des Schmerzes und der Wuth kamen in seine Züge.

Er hatte die Prinzessin erkannt und die Erinnerung an seines Vaters Tod presste ihm die Hände krampfhaft zusammen.

Die Prinzessin war nun noch mehr erstaunt, als zuvor; da sie den jungen Hirten nicht erkannte, kam ihr dessen Zurückschrecken räthselhaft vor, und um das Ende der Spannung herbei zu führen, schritt sie dem Hirten entgegen und sagte zu ihm: „Fürchte dich nicht! von Allem, was du hier im Schlosse sehen wirst, darfst du als dein Eigenthum nehmen, was dir gefällt; doch, vergiß das Beste nicht!“

Der junge Hirt hatte seinen Zorn be- meistert, er wollte den rechten Moment ab- warten, in dem er die Prinzessin durch das Bekanntmachen seiner Person niederschmettern wollte; er erkannte, daß die Prinzessin sich selbst als das Beste betrachte, und er wollte sie um so mehr durch die Wahl irgend eines niedrigen Gegenstandes zurückstoßen.

Die Prinzessin führte den Hirten durch alle Gemächer und erzählte ihm dabei ihr Unglück; hierbei wurde der Hirt gewahr, daß auch der König mit in dem Schlosse sei.

Der Hirt sah absichtlich so Manches genau an, und das Auge der Prinzessin verfolgte seine Bewegungen mit der größten Spannung,

wobei sie oft leise sprach: „vergiß — das Beste — nicht!“ —

Endlich kamen sie in die Schatzkammer. Da stand in vielen Säckeln das gemünzte Gold; anderes lag in roth schimmernden Haufen rings umher.

Jetzt erst stand der Hirt vor der Prinzessin still und mit lauter Stimme sprach er zu ihr: „Sieh mich an! erkennst du mich nicht? Ich bin der Sohn des Schatzmeisters, den dein Vater schuldlos richten ließ! Wo ist dein Vater, daß ich das Leben des meinigen und des meiner Mutter an ihm räche? — Hoffe nicht, daß ich euch befreie; sieh her, diesen Säckel elenden Goldes wähle ich; er ist mir theurer als der Mörder meines Vaters und dessen Kind!“ —

Hiermit griff er einen Säckel und schwang ihn mit strotzender Kraft auf seinen Nacken.

Die Prinzessin aber wurde noch bleicher; sie stieß einen lauten Schrei aus und sank leblos auf den Boden hin. Der Hirt sah sich kaum nach ihr um; er stürzte aus der Kammer um den König zu suchen, doch es war plötzlich dunkel im Schlosse geworden und er verirrete sich so, daß er sich nicht mehr zurecht finden konnte, bis er endlich den Ausgang wieder erreichte. Er wollte sich daselbst aufstellen, — den er glaubte der König würde mit der Prinzessin ihm folgen und er wollte ihnen den Ausgang verwehren — aber der Eingang schlug, als er kaum außen war, dicht hinter seinen Fersen prasselnd zusammen.

* * *

Die Prinzessin kam in den Armen ihres Vaters wieder zur Besinnung, und als sie dem König das Ereigniß, das sie so furchtbar ergriffen, mittheilte, erfaßte auch ihn ein ungeheurer Schmerz.

Jetzt erkannte er plötzlich, daß die Strafe gerecht war, die ihm der Himmel zugesügt.

Seit dieser Zeit war er umgewandelt; er war von Geiz, Habsucht und Grausamkeit mit einem Schlage befreit. Nicht einmal mehr sah er nach der Schatzkammer; nicht einmal mehr begehrte er sein Gold zu vermehren und dabei war auf seinem sonst starren Gesichte der Stempel der tiefsten Reue ausgedrückt.

Seit der Umwandlung des Königs besorgte auch der kleine Zwerg pünktlich seine Befehle und Wünsche, und die Prinzessin vergaß vor Freude ihren eignen Kummer.

Aber die Gesundheit des Königs unterlag auch seiner Veränderung; mit Schrecken sah

die Prinzessin, wie er täglich bleicher und gebeugter umher schlich und oftmals presste ihr die Furcht, den Vater zu verlieren, bittre Thränen aus.

So sah sie auch einst weinend in ihrem Gärtchen; sie hatte das Haupt in ihren Schooß gebeugt und überließ sich ihren trüben Gedanken.

Als sie den Kopf erhob, gewahrte sie um sich den blendenden Glanz, mit welchem der Erdgeist ihr einst erschienen war. — Sie war erstaunt, und als sie wie träumend umher starre, trat der Erdgeist an sie heran und sprach: „Fürchte dich nicht, und gieb die Hoffnung nicht auf!“ —

Dann reichte er ihr wieder ein Saamenkorn, wie beim ersten Erscheinen, worauf er wieder eilig verschwand.

Die Prinzessin legte das Saamenkorn wieder in die Erde und eilte zum König, um ihm die Erscheinung und den Trost des Erdgeistes zu verkünden. Aber wie sank ihr der Muth, wie zerrann ihre Hoffnung, als sie den König todtkrank auf seinem Lager fand. —

Der junge Hirt war indessen mit seiner Heerde zu seinem Herren zurückgekommen.

Bald kündete er diesem den Dienst auf, nahm seine Brüder zu sich und zog mit ihnen fort in ein anderes Land.

Nach einiger Zeit bewohnte er ein großes prächtiges Schloß, hatte eine Menge Diener, hielt sich viele edle Pferde und Hunde und führte ein Leben wie ein König, voll Lust und Vergnügen, wobei seine Erfindung zu neuen Freuden uner schöpfflich war.

Das hatte er alle dem kleinen Säckel zu verdanken, den er mit sich aus dem versunkenen Königsschloße nahm. Der war nehmlich ganz und gar mit Edelsteinen gefüllt, wovon ein jeder viele Tonnen Gold an Werth hatte. — Er setzte einen Stein nach dem andern um; und dann ging's wieder ans Jubiliren und Schwärmen.

Natürlich hatte er eine Menge Freunde, die ihm das Gold verzehren halfen und ihm dafür das Leben angenehm zu machen wußten.

So verdrängte ein Fest das andere, und das letzte war immer strahlender als das vergangene. Dann gabs eine Hek-Jagd, dann ein Wettrennen, und so ohne Ende fort, daß selbst seine Freunde staunten. Wer aber den Festgeber betrachtete, sah bald ein, daß er durch den Mauth der Gelage sich nur zu betäuben suchte. Nie war er recht von Herzen froh, und oft kam es vor, daß er still aus den glänzenden Hallen seines Schlosses schlich und die Einsamkeit suchte. —

Das brachte Alles die Erinnerung an die schöne Prinzessin im Berge. Ihr herzerreißender Schrei, als er sich ihr so furchtbar bekannt machte, gellte noch immer durch seine Ohren und dieser Schrei war der Wecker seines Mitleides, obgleich er es sich selbst nicht gestehen wollte.

Immer rauschender wurden seine Gelage, immer wilder stürzte er sich in den Strudel der Lust; aber es war vergebens, das Bild der Prinzessin war nicht aus seiner Seele zu verbannen, ihr Schrei tönte durch sein Herz und oft wünschte er, daß er sie doch errettet hätte. —

Doch endlich versiegte der Born seines Reichthums, denn es fehlte ihm die ersehende Quelle.

Nach und nach stellte er die Feste ein. Der letzte Edelstein war verschwunden, Pferde und Rüden wurden abgeschafft, bis er zuletzt seinen Brüdern das Schloß ließ und sich heimlich entfernte.

Jetzt, als er wieder heimathlos und unstät umher schweifte, erwachte die Reue um so heftiger, daß er die Prinzessin nicht aus dem Berge befreit hatte. Sein Vorwurf wurde fast zur Verzweiflung, denn er hatte des Herzens Stimme nicht ersticken können. Er bezwang seinen Stolz und kehrte zu seinem alten Herrn zurück und bot ihm von Neuem seine Dienste an.

Der nahm ihn gern wieder auf und schon nach wenigen Tagen zog er mit seiner Heerde von bannen. In dem Reiche der Natur hatte er bald seine letzte, rauschende Vergangenheit vergessen und es lebte in seinem Gedächtniß nur die bleiche, schöne Prinzessin.

* * *

Die Prinzessin sah am Lager ihres Vaters; das schöne Antlitz war von heißen Thränen übergossen und tief in ihr Gewand verhüllt. Der König lag seit vielen Stunden schon mit geschlossenen Augen da, und die Prinzessin wagte nicht den Blick zu erheben, fürchtend, daß sie den Vater todt erblickte.

Der kleine Zwerg hatte sie auch verlassen und so fühlte sie sich jedes Trostes beraubt.

Nach einiger Zeit hörte sie hinter sich ein leises Geräusch, und als sie nun endlich ängstlich das Haupt erhob, da stand vor ihr der Zwerg und blickte freundlich zu ihr empor.

Der Zwerg hielt eine Muschel in der Hand, die mit einem dunklen Saft gefüllt war, welche er der Prinzessin mit der Weisung überreichte, dem Könige davon zu geben. Diese

lößte dem König auch sogleich mit einem goldenen Löffelchen etwas davon zwischen die halbgeschlossenen Lippen, worauf er bald die Augen aufschlug und freundlich umher schaute. — Die Prinzessin aber sank freudig an seinem Lager nieder und der kleine Zwerg rieb sich vor Lust die Händchen. —

Der junge Hirt hatte indeß das Land nach allen Richtungen durchzogen, um die Gegend wieder zu finden, in welcher er die Prinzessin verborgen wußte. Oft kam er wohl auf Stellen, die Aehnlichkeit mit der gesuchten hatten, doch wenn er genau umher spähte, fand er sich immer getäuscht.

So überraschte ihn im Suchen der Herbst, der ihm das Signal gab, daß er nun zu seinem Herrn zurückkehren müsse. Nun wurde er noch trüber, und wenn er das welke Gras zu seinen Füßen sah, und wenn die gelben Blätter zahllos ihm ums Haupt rauschten, dann glaubte er, daß mit dem Ableben der schönen Zeit auch sein Dasein zu Ende ginge.

In solchen Gefühlen versenkt kam er eines Tages in einen großen Wald. Er ließ seiner Heerde den Willen und folgte ihr, als ob er von ihr geleitet würde.

Gegen Abend lichtete sich der Wald, und der Hirt sah, daß er ihn in kurzer Zeit verlassen würde, weshalb er beschloß, die Heerde zusammen zu treiben, um sie auf dem hohen Laube rasten zu lassen.

Doch jetzt zeigte sich die Heerde unwillig; ein großer Stier, der Anführer derselben, lief nach dem offenen Felde zu, ihm folgte in eiligen Sprüngen die ganze Heerde.

Nun mußte auch der Hirt folgen, und als er aus dem Walde trat, sah er im Glanze der Abendsonne eine Gegend, die ihm fremd war und doch bekannt schien. Bald hatte er sich mit seiner Heerde zwischen den Felsen und Schluchten zerstreut.

Da stand plötzlich vor ihm wieder jene wundersame Blume, deren prächtige Schwester ihn einst in den Berg geführt, und die er daselbst verloren hatte. Bei ihrem Anblick trat die lang Gesuchte wieder ganz vor seine Seele, und sein Auge füllte sich mit heißen Thränen. Er brach die Blume ab und steckte sie an seine Brust. Doch kaum hatte er sie dort befestigt, als ihn auch das unbestimmte selige Gefühl wieder durchströmte, was ihn früher so mächtig erfaßte. Sein Herz bebte, seine Wange glühte sieberhaft und bald fühlte er, daß er mächtig fortgezogen wurde. —

Er vergaß seine Heerde, vergaß Alles, als er jetzt auch plötzlich die bekannten Klänge und

die wundersame Weise des Liedes wieder hörte. Er folgte dem fortreizenden Gefühle, ohne zu wissen wohin. Bald stand er vor einer geräumigen Grotte; er stürzte hinein, sein Auge umflorte sich und er fühlte, wie ihm die Sinne in Schmerz und Lust vergingen.

* * *

An der Seite der Prinzessin öffnete der junge Hirt die Augen. Er hatte das Gebiet des verjunkenen Schlosses dieses Mal vom Garten her betreten und dort war er ohnmächtig auf einem Rasen niedergefunken.

Die Prinzessin, die gerade im Garten zu ihrer Laute sang, war nicht wenig überrascht, als sie einen Mann nicht weit von ihr niedersinken sah. Erst lähmte Schrecken ihre Glieder, doch bald eilte sie dem Hirten zu und da sie ihn im bewußtlosen Zustande fand, eilte sie schnell zu einem Springquell, tauchte ihren Schleier hinein und benetzte das Gesicht des Ohnmächtigen mit der kühlen Fluth. So erwachte der Hirt, und nun erst erkannten sich beide und der Hirt überdeckte die Hände der Prinzessin mit Freudethränen und heißen Küßen.

Die Prinzessin führte den Hirten nach einer Laube und da erbat sich derselbe die Verzeihung für seinen vorigen Haß und gelobte fortan die Einsamkeit mit ihr zu theilen.

In dem Augenblicke kam auch der König auf den kleinen Zwerg gestürzt, in den Garten. Die Prinzessin flog ihm entgegen, doch der Hirt blieb in der Laube zurück.

Als er den König eintreten sah verfinsterte sich sein Gesicht; der alte Groll trat wieder in seine Brust und seine Gedanken waren in voller Bewegung. Da stand die Prinzessin mit dem Könige vor ihm. Er wollte entfliehen, doch die Prinzessin faßte liebevoll seine Hand und sah ihm stehend ins Auge. Er wandte sich ab, da trat der König von der andern Seite herzu und mit zitternder Stimme rief er ihm das: „Verzeihe!“ entgegen. — Das rührende der Stimme, der feuchte Blick der Prinzessin, machte sich Bahn zu seinem Herzen und nach einem letzten, kurzen Kampfe sank er dem König an die Brust und leise sprach er: „Ich bin besiegt!“ —

Da war nun eine unaussprechliche Freude, und sogar der kleine Zwerg schlug vor Lust einen Purzelbaum auf dem weichen Rasen.

Arm in Arm gingen die drei Glücklichen ins Schloß, und bald saßen sie fröhlich bei einem Mahle, das die Prinzessin mit Hülfe des Zwerges hergerichtet hatte.

So saßen sie viele Stunden zusammen und als sie nun besprachen, wie sie die Zeit jetzt hinbringen wollten, da kam der kleine Diener herein und verkündete ihnen, daß sie frei aus dem Schlosse heraus könnten.

Plötzlich verschwand das Licht, das sie bisher gehabt, und statt dessen drang der Glanz der Morgensonne glühend in alle Fenster. Das Schloß lag auf einem lieblichen Hügel; der Erdgeist mit allen seinen Zwergen hatte es in der Nacht aus dem Grunde wieder empor gehoben, und das nur aus Liebe zu der treuen, sorgsamem Prinzessin, und zum Wohle des jungen Hirten.

Der prangte bald in dem von der Prinzessin gefertigtem Gewande und in der Rüstung

die der Zwerg gemacht hatte; statt einer Feder trug er auf dem blühenden Helme die wunderfame Blume, die nun erst ihr Farbenspiel recht entfaltete.

Der kleine Zwerg war verschwunden; dafür kamen aber bald die alten Diener von allen Seiten herbei, begrüßten die Geretteten und eilten ihre Befehle zu verrichten.

Nach einiger Zeit war ein großes Fest im geschmückten Schlosse. Unzählige Gäste waren geladen, und Jubelklang und Becherklang schallte durch die hohen Wölbungen.

Der König übergab seinem Befreier seine Krone, und eine Hochzeit wurde gefeiert, wozu die ganze Heerde geschlachtet war, die der junge König als Hirt so lange geführt hatte.

Der Domplan.

(Eine altkölnische Sage von Fabricius.)

Als nach den langen Kämpfen zwischen den Hohenstaufen und Otto IV. von Braunschweig endlich wieder durch die Kraft und den Willen des Erzbischofs Engelbert I. von Berg Ordnung und Friede in die rheinischen Gauen zurückgeführt war, dachte der mächtige Prälat, nicht minder erfahren in weltlichen, denn in geistlichen Sachen, auch wieder an den Glanz seiner Kirche. Schon im Jahre 1219 hatten die von dem Erzbischof herbeigezogenen deutschen Ritter, die Marianer, sich in Köln niedergelassen und dort eine Kirche, der heiligen Katharina geweiht, erbaut. 1220 brachte der Bischof aus Italien Franziskaner, Karmeliter und Dominikaner mit, und zog auch den weltberühmten Albertus Magnus als Lehrer seines Ordens nach der heiligen Stadt. Albertus Magnus war in allen Künsten und Wissenschaften wohl erfahren und berühmt und auch in der großen Baukunst. Hiervon zeugte der Chorbau der Dominikanerkirche zu Freiburg im Breisgau, welcher nach seinem Plane ausgeführt wurde.

Erzbischof Engelbert hatte die Absicht, Köln vor allen Städten des Rheines durch den Bau eines Tempels auszuzeichnen, wie Deutschland keinen Zweiten aufzuweisen haben sollte. Aus seinem Vermögen gab er mehrere hundert Mark Goldes her, und auch die Stiftsberrn mußten einen Theil der den heiligen drei Königen gespendeten Opfer dazu hergeben, welche nach Wiederherstellung des Friedens durch die beträchtliche Zahl fremder Pilger sich von Tag zu Tag

steigerten. Unter diesen befand sich sogar 1224 König Johann von Jerusalem im Geleite des Königs Heinrichs. König Johann war begleitet von seiner Gemahlin Berengaria und seiner Tochter Yolante, der Braut Kaiser Friederichs. Die Bürgerschaft Kölns überbot an Pracht und Aufwand selbst den königlichen Zug. Die Könige und Edlen seines Gefolges spendeten reichlich dem St. Peters-Münster und es kamen so bedeutende Summen zusammen, daß der Erzbischof endlich an die Ausführung seines Lieblingsplanes, des Dombaues, denken konnte.

Der hochberühmte Albertus Magnus erhielt den Auftrag, den Plan zum neuen Tempel so großartig und erhaben, wie nur irgend möglich, herzustellen, und Albertus fühlte sich hochgeehrt durch diesen ehrenvollen Auftrag.

Er verstand es nach aller Regel Zirkel, Wage und Maßstab zu führen, denn sein Geist war in die Mysterien der vier gekrönten Baukünstler eingeweiht, welche unter Kaiser Diokletian den Martyrtod erlitten.

Ganze Wochen sann Albertus hin und her. Viele Pläne wurden angefangen und wieder zerstört. Die Nächte über sann Albertus hin und her, aber kein Entwurf wollte ihm gelingen, welcher ihm der hohen Bestimmung würdig erschien, so daß er zuletzt mißmuthig wurde und an dem Gelingen seiner Bestrebungen verzweifelte, und den Gedanken an den Plan gewalttham aus seinem Kopfe zu verdrängen suchte.

Was aber Albertus auch unternahm, sich

von dem Plane zu entfernen, sein Geist führte ihn immer wieder gewaltsam dahin zurück und so saß er eines Abends ganz in Gedanken vertieft allein und bemerkte nicht einmal, daß sein Wachstocher längst ausgebrannt und ihn völliges Dunkel umgab. Aus seinem Herzen drang ein stilles Gebet hinauf um Erleuchtung und Hilfe. — Da plötzlich wurde das Gemach von einem hellen Strahle erleuchtet. Albertus fuhr empor und vor ihm standen vier Männer, deren Haupt ein Lichtglanz gleich einer Krone umstrahlte. Der Erste trug einen Zirkel, er war ein Greis mit silberweißem, lang herabwallendem Barte. Der Zweite, im kräftigsten Mannesalter, trug den Maßstab, der Dritte, ein Mann von ungefähr dreißig Jahren, das Winkelmaß und der Vierte, ein blondgelockter blühender Jüngling, die Wage. — Ernst und feierlich standen sie vor ihm. Albertus sank demüthig nieder, denn hinter den vier Meistern der freien heiligen Baukunst erhob sich in einer helleuchtenden Wolke die heilige Jungfrau Maria. Die vier Meister begannen endlich nach

den Angaben der heiligen Jungfrau den Plan zu einem herrlichen Gottestempel aufzuzeichnen. In hellstrahlenden Linien schritt das Werk rüstig fort. Eine Linie fügte sich zur Andern und plötzlich stand in Feuerlinien vor Albertus Augen der Plan eines Ganzen, dessen Gleichen von Großartigkeit er sich nie gesehen zu haben, entfiel.

Noch stand Albertus sprachlos da, als plötzlich ein dienender Bruder mit einem Lichte in die Zelle trat und plötzlich — war die ganze Erscheinung verschwunden.

Aber in dem Geiste des Albertus Magnus stand der ganze Plan eingeschrieben, und bald hatte er ihn nach jenem würdigen Vorbilde aus seiner Seele aufgezeichnet zu Aller Entzücken.

Der Bau selbst wurde noch nicht in Angriff genommen, weil im folgenden Jahre Erzbischof Engelbert durch Mörderhand fiel. Der Plan aber ward aufbewahrt und nach ihm wurde unter Erzbischof Conrad von Hochsteden der Bau begonnen, der in unsern Tagen, zum Stolze der deutschen Lande, seiner Vollendung nahe ist.

Märchen.

Von Dr. W. Mannhardt.

I.

Ein König hatte eine Tochter, die sollte der haben, der ein Schiff baue, das ohne Wind und Wasser fahren könnte. Es wohnte in seinem Land ein Mann, der hatte drei Söhne, zwei kluge und einen dummen, das war der jüngste.

Der älteste machte sich auf mit Kuchen und Wein. Da begegnete ihm ein Männlein, und sagte, es sei sehr hungrig und durstig, bittet ihn um ein Tröpfchen Wein und um einen Bissen vom Kuchen, aber erhielt nichts. Der älteste Bruder zog weiter und fing an ein Schiff zu bauen, aber er verbaute sich so, daß er statt eines Schiffes einen Schweinetrog machte.

Dem zweiten Bruder ging es ebenso, er schlug dem Männlein seine Bitte ab und baute zur Strafe dafür einen Schweinetrog.

Wie nun der dritte Bruder ausziehen wollte, lachten ihn Alle aus und sagten, er sollte lieber daheim auf dem Ofen sitzen bleiben; aber er ging doch, obgleich er nur Aschenplätzchen und Wasser aus der Lehmkaule auf den Weg mitbekam. Das Männlein bittet ihn

um Speise und Trank, und der jüngste Bruder gibt ihm was er hat. Da dankt ihm das Männlein, und sie gehen jeder seines Weges.

Der dumme Bruder baut ein Schiff, wie es der König verlangt, und macht sich damit auf den Weg. Da kommt ihm ein großer Mann nach und sagt: „Bruder, nimm mich mit!“ — „Wie heißt Du, und wer bist Du?“ fragte der Dumme. „Ich heiße Fressauf und mir ist nichts so hart und schwer, das ich nicht auffressen könnte.“ — „Hock auf!“ spricht der Dumme, und sie ziehen weiter. Da kommt ein zweiter und will auch aufsitzen und spricht: „Nimm mich mit!“ — „Wie heißt Du und wer bist Du?“ — „Ich heiße Saufaus und das Meer ist mir nicht zu groß um es auszusaufen.“ — „Hock auf!“ spricht er und es geht weiter. — Kommt noch ein Dritter und spricht: „Nimm mich auch mit!“ — „Wie heißt Du und wer bist Du?“ — „Mein Nam' ist Frieretodt und ich mach Alles erstarren.“ — Den nimmt er auch mit und kommt zum Könige. — Der König erschrad und wollte ihm seine Tochter nicht geben, bis er sieben große Backöfen voll Brod aufgeessen. — Der Dumme fragte,

ob einen seiner Diener es statt seiner thun dürfe. Das erlaubt ihm der König. Da macht sich Freyhau an die Arbeit. Er ist bald fertig und noch nicht satt. Nun sollte der Dumme sieben Keller voll Wein austrinken. Dies trug er dem Saufaus auf, und als er fertig war, lag er am Krähnen und leckte, denn er wollte noch immer mehr. — Da ließ ihn der König in einen glühenden Ofen sperren, aber sein Diener Triertod, der mit ihm drin war, rettete ihn vorm Verbrennen; denn er schnob und pustete so lange, bis der feurige Ofen zu einem Eisballast ward.

Das Alles hätte den König mahnen sollen, sein Versprechen zu halten, aber er ging noch weiter. Der dumme Hans sollte in eines Bären Höhle gesteckt werden. Da nahm er eine Fiedel, Haselnüsse und Steine mit und fängt bald an, die Nüsse aufzuknacken. Wie der Bär das sieht, sagte er zum Hans: „Bruder gib mir auch eine, ich möcht auch gern von den Nüssen haben.“ Da gibt ihm der Hans einen Stein; den kann der Bär natürlich nicht aufmachen und spricht zu Hans: „Mach sie mir auch auf.“ Da nimmt der Hans geschwind eine Haselnuß, knackt sie auf und gibt sie dem Bären. Da gewann der Bär einen gewaltigen Respekt vor Hansens Kraft. — Drauf fängt Hans an zu fiedeln, daß es so eine Lust war, und der Bär hört aufmerksam zu. Nachher spricht er: „Bleib da, lehr mich auch fiedeln.“ — „Da muß ich Dir erst Deine Nadel beschneiden,“ spricht der Hans, nimmt des Bären Pfote und klemmt sie zwischen die Bettstelle, daß er sich nicht rühren und regen kann und immer größere Ehrfurcht bekommt. Wie nun der Hans müde wird, spricht der Bär: „Schlaf, Bruder, schlaf!“ Da kamen des Königs Diener und wollten sehen, ob Hans schon zerrissen wäre. Aber der Bär rief: „Still, der Herr König schläft;“ denn er hielt ihn für seinen König und Herrn, weil er so unmenschlich stark war. — Die Diener sagten dem Könige, was sie gesehen und gehört hatten. Da machte der König keine Ausflucht mehr und mochte die Hochzeit gestatten. Aber wie sie am andern Tage nach der Kirche gingen, da ließ er den Bären dem dummen Hans nachlaufen, daß er ihn auffräße zur Strafe für das Einklemmen in der Bettstelle. Das thut der Bär, doch wie sich der Hans umdreht und spricht: „Wart, ich klemm Dich wieder ein,“ da macht der Bär, daß er wieder fort kommt, und der dumme Hans wird mit der Prinzessin vermählt und war große Freude darüber im Lande.

II.

War einmal ein Hähnchen und ein Hühnchen, die saßen zusammen auf dem Mühlberge. Kam der Fuchs gegangen und schnappt's Hühnchen weg. Da dacht's Hähnchen, was soll ich thun? macht sich ein Wägelchen von Schrigel-schragel und Peterziliekraut und auf dem fährt es. Kommt das Käpchen gelaufen und spricht zum Hahn: „Bruder Hahn, wo fährst Du hin?“ Spricht Hähnchen: „Ich fahr nach dem Mörderhaus!“ „Kannst mich nicht mitnehmen?“ spricht das Käpchen. „Hock hinten auf!“ und sie fahren weiter. — Kommt das Bullchen gelaufen und spricht: „Bruder Hahn, nimm mich auch mit!“ — „Hock auf,“ spricht Hähnchen und fährt weiter. — Nicht lange, kommt ein Mühlstein: „Nimm mich mit, Bruder Hahn!“ „Hock immer auf!“ sagt das Hähnchen. — Kommt zuletzt ein Gänschen und schreit: „Will auch noch mit, Bruder Hahn!“ „Hock nur auf,“ spricht der und nun fahren sie alle fünf nach dem Mörderhaus. — Da findet das Gänschen auf dem Wege einen Brief mit Stecknadeln, den hebt es auf. — Wie sie zum Mörderhause kommen, ist der Fuchs ausgegangen. Da setzt sich Hähnchen auf den Trog, Käpchen auf den Feuerherd, Bullchen in einen dunkeln Gang, der Mühlstein über die Hausthür, das Gänschen in eine Balge mit Wasser, und den Brief mit Stecknadeln stecken sie in's Handtuch.

Zu Abend kommt der Fuchs heim, will nach seinem Essen sehen auf dem Heerde. Da pustet ihm das Käpchen die heiße Asche in's Gesicht, daß er ganz blind wird. Läuft er zum Balge, will Wasser schöpfen, da spritzt ihm das Gänschen Wasser in die Augen. Wie er wegläuft zum Trog und sich waschen will, da zerträgt ihm Hähnchen das Fell, daß er schier ganz toll wird; läuft zum Handtuch und will sich abtrocknen, da härt ihm das Briefchen mit Stecknadeln beinah die Augen ausgestochen. Macht der Fuchs, daß er fort kommt, läuft in den Gang, wo Bullchen steht, gibt Bullchen ihm eins zwischen die Ohren, daß ihm Hören und Sehen vergeht. Denkt der Fuchs, das Hans ist belesen, will nun ganz rauslaufen, kommt zur Thür, da fällt der Mühlstein: plauz! ihm auf den Kopf, und da liegt der Fuchs und streckt sie alle Viere von sich. Aber Hähnchen läuft hin und macht Hühnchen frei. Da fahren sie alle wieder nach Hause, Hühnchen und Hähnchen, Bullchen und Käpchen, Gänschen und Mühlstein und das Briefchen mit den Stecknadeln haben sie auch nicht vergebessen.

erschienen waren, und ihre leuchtenden Strahlen auf Altäre und Bilder warfen. Sie sah ängstlich nach der Lilie auf ihrem Herzen und dem Rosenkranz um ihren Hals. — Ich will euch hüten wie mein liebstes auf der Welt, sagte sie, und hielt mit der Rechten ihr Herz, mit der Linken die Perlenkette, da rasselte es mit Schlüsseln vorne am Haupteingang; der Küster trat ein um die Frühmesse anzuläuten.

Barbara schlich sich leise hinaus, küßte draußen die Schwelle des heiligen Gotteshauses und eilte die Straße hinab. Sie kam beim Hause der bösen Leute vorbei, welche sie verstoßen hatten. — Grüß euch Gott, sagte sie, sich gegen das verschlossene Haus wendend, ich vergebe euch Alles was ihr mir gethan habt. Aber als sie um die Ecke bog, wo Rütters wohnten, die ihr immer gut und freundlich gewesen, dort Alles verschlossen war, und auch Victor noch im sanften Schlummer ruhte, ohne zu ahnen was ihr begegnet war, da flossen heiße Thränen aus ihren Augen. Wie gerne hätte sie ihn noch einmal gesehen, um ihm zu danken für alle Freundschaft und alles Gute was er ihr erzeigt hatte.

Sie ging zum Rheine hin, denn sie wollte sehen ob nicht da ein mitleidiger Schiffer sie nach dem jenseitigen Ufer hinüber setzen könne. Die Sonne brannte, und als sie ankam waren alle Schiffer und Rachen fort und nur der große Fährmann lag noch da, dessen Fährmann aber raub und hart war und sie nicht ohne Geld hinüber setzen wollte. Sie mußte warten bis zum Abend, wo die kleinen Rachen und die andern Schiffer wieder herunter ruderten. Es war heiß und Barbara müde und hungrig. Sie suchte sich eine schattige Stelle am Ufer, wo es kühl und einsam war und Brombeeren die Fülle wuchsen. Diese aß sie; dann setzte sie sich dicht an's Ufer und sah in den klaren Rhein hinab. Sie stützte die Hand unter ihren Kopf und überdachte alles was sie in der vorigen Nacht gehört und gesehen hatte. Aber es währte nicht lange, so schlief sie vor Müdigkeit ein. Sie hatte aber nicht daran gedacht, daß sie einschlafen würde und sich zu nahe an's Wasser gesetzt. Das machte sich der Rheinkönig zu Nutzen, der immer in der Mittagsstunde, wenn alles still ist, aus dem Wasser hervor guckt um nach Beute zu spähen. Er liebt besonders schöne Mädchen und wo er sie am Ufer findet, sind sie unrettbar verloren. Als er nun Barbara da liegen sah, die im Schlafe leicht mit der Linken ihr Herz, mit der Rechten die Perlenkette gefaßt hielt, und so selig lächelte wie in der letzten Nacht, wo ihr die heilige Barbara er-

schiene war, die wie die leibhaftige Jugend und Unschuld zu schauen war, da ergriff ihn ein stürmisches Verlangen, sie durch die Fluthen zu seinem gläsernen Pallaste hinabzutragen. Er zog Barbara leise tiefer hinab, umring sie dann sanft mit seinen langen Armen und trug sie zu den Tiefen des Rheines. Sie erwachte in einem Bette von Kristall, auf Kissen von Weinlaub und unter einer Decke von Moos. Weinlaub rankte sich rings um ihr Bette herum, mit Trauben behangen, die groß waren wie Rüsse und durchsichtig wie Glas. Der Fußboden war von Marmor, die Wände von Muscheln, die Fenster und Thüren, die Stühle und Tische von Kristall. Und vor ihrem Bette saß der Rheinkönig, eine riesige Gestalt, umhüllt mit einem sandgelben Mantel von Muscheln, auf dem Haupte eine Krone von Bernstein, und in der Hand ein Scepter von Diamant. Mit der Linken hielt er das Scepter und mit der Rechten Barbaras Hand.

Fürchte dich nicht, mein Kind, sagte er zu ihr, als sie sich erschrocken und verwirrt umsah, du bist hier im Pallaste des Rheinkönigs, wo dir kein Leid's geschehen soll, denn ich liebe dich und alle meine Diener gehorchen deinem Winke. Sieh dich nur ordentlich um, siehst du nicht die köstlichen Trauben? Die darfst du in Fülle genießen. Mich dauerte alles Leid, das du ertragen mußt; aber bei mir sollst du ein anderes Loos haben, zu arbeiten brauchst du gar nicht, und kostbare Kleider sollst du tragen von den feinsten Muscheln, und eine Krone von Bernstein und ein diamantenes Diadem.

Ach, du mein Gott, erwiderte Barbara, und sah sich verwundert nach all' den Herrlichkeiten um, indem sie mit den Händen nach den dicken, saftigen Trauben griff, das hat gewiß die heilige Barbara, meine Schutzpatronin gethan. Wie das hier glänzt und blüht! Solche Trauben habe ich noch niemals gesehen und solche kostbaren Muscheln und Steine!

Der Rosenkranz um deinen Hals ist schöner und glänzender, als alle Steine meiner Krone, sagte der Rheinkönig.

Gott verhüte auch, daß er mir jemals geraubt werde, entgegnete Barbara ängstlich, er ist mein einziger Schmuck und ich liebe ihn fast so sehr, wie die schneeweiße Lilie, die mir auch meine Schutzpatronin gegeben hat.

Also eine seltene Blume besitzest du auch? fragte der Rheinkönig, nun, die wirfst du mir doch schenken, denn ich liebe seltene Blumen, und die Lilien gedeihen auch in dem Garten meines Pallastes. Nicht wahr, mein Kind, die schenkst du mir zum Dank, daß ich dich bei mir

aufnahm und dir ein Leben ohne Sorgen und Mühe verspreche.

O, du mein Gott! antwortete Barbara erschrocken, die schenke ich nicht um alle Schätze der Welt! Wie müßte ich mich schämen, wenn die heilige Barbara mir wieder erschiene und ich ihre Gaben so leichtsinnig vergeudet und um eines bequemern Lebens willen verschrenkt hätte. Nein, dann will ich lieber in der ärmsten Hütte mein Brod mit Stricken und Nähen und Kinderverwahren zu verdienen suchen. Ach! es würde mir ergeben wie dem Mönche in der Kirche, ich würde im Grabe nicht Ruhe haben und aus ihm erstehen müssen, um meine Lillie zu suchen.

Du bist eine kleine Närrin, sagte der Rheinkönig lachend, von einer heiligen Barbara habe ich nie etwas gehört, und von Auferstehung der Mönche auch nicht; im Uebrigen werden sie dir hier in meinem Pallaste niemals erscheinen, davor kannst du sicher sein. Ich liebe keine Mönche noch Heilige, sondern bloß solche niedliche Mädchen, wie du bist. Nun, ich hoffe, du wirst dich befinnen, und nun trinke einmal mit mir, dieser perlende Wein wird deinen ermatteten Gliedern wohl thun. Und er nahm einen kristallinen Pokal mit funkelnden Steinen besetzt, zerdrückte eine Traube darin und reichte ihn Barbara. Diese setzte sich aber betrübt in eine Ecke auf einen gläsernen Stuhl und wollte nicht trinken, denn sie achtete nicht mehr auf alle Herrlichkeiten ringsum, seit sie gehört hatte, daß ihr ihre Lillie und ihr Rosenkranz geraubt werden sollten. Da läutete der Rheinkönig mit einer kostbaren Glocke und eine ganze Schaar schöner Mädchen stürzte singend und tanzend zur Thüre herein. Sie trugen Kleider von Muscheln, einen Gürtel von Diamanten und auf dem Kopfe einen Kranz von Weinlaub mit Rosen von Perlen.

Wie sitztst du da in der Ecke und siehst traurig, sagten sie zu Barbara, schäme dich, so zu weinen um einer Lillie willen; wir alle hatten solche Kränze und Lilien, wie du hast, als wir zum Pallaste des Rheinkönigs hinab kamen, aber wir haben sie mit Freuden gegeben, da wir hier ein fröhliches Leben führen, und nie mehr zu der Welt da oben hinauf mögen.

Das mag sein, erwiederte Barbara ernst und fest, ihre Thränen trocknend, aber ich bleibe der heiligen Barbara treu bis an's Ende meines Lebens, wo ich ihr zurück geben will, was sie mir anvertraute. Immer kann ich ohnehin nicht hier bleiben, und wäre es so schön, wie im Himmel selbst, ich sehne mich schon zurück nach Kanten und nach dem Dome, denn da ist

Jemand, den ich liebe wie meinen Bruder und der heißt Victor.

Als sie das gesagt hatte, stießen alle ein lautes Lachen aus, schalten sie als eine, die nicht wisse, was sich schicke, und verhöhnten sie. Dann umtanzten sie den Rheinkönig, tranken mit ihm aus einem Pokale, schrieten und lärmten, daß die kristallinen Thüren und Fenster klirrten, und sanken zuletzt berauscht in die Ecke auf den marmornen Fußboden nieder. O, wie Barbara schauderte vor diesem bacchantischen Aufzuge. — Lieber willst du verdursten, dachte sie, als von solchem Tranke trinken, und Hungers sterben, als dich von solchen Früchten nähren. Aber das war noch nicht alles. Sie sah zum Fenster hinaus, um zu erspähen, ob hier gar nicht hinauszukommen sei, da hörte sie plötzlich eine wilde rauschende Musik, und ein großer Lachen, in welchem sich muthwillige Nymphen auf und ab durch die Fluthen ruderten, kam dicht an die Fenster des Pallastes. Als die Nymphen den berauschten Rheinkönig, die Schlafenden in der Ecke und die weinende Barbara erblickten, stieß eine von ihnen durch ein langes Binsenrohr einen gellenden Schrei aus, worauf alles was im Pallaste war erwachte und hinaus eilte. Man sang, schrie und lachte mit wilden Gebehrden und umtanzte den Rheinkönig. Die arme Barbara wußte nicht was sie vor Angst und Schrecken machen sollte, sie sah ängstlich nach ihrer Lillie und war getrübtet sie noch immer zu besitzen. Da stürzten drei der wildesten Nymphen herein und fragten mit drohender Gebehrde: „Willst du dem Rheinkönig deine Lillie geben?“

Nimmermehr! antwortete Barbara, ich bewahre sie der heiligen Barbara getreu bis an's Ende meines Lebens, und wenn ihr mich auch in die Fluth hinunter stürzen solltet.

Das wäre eine zu gelinde Strafe für dich, sagten sie, du sollst sieben Jahre in einer finstern Höhle sitzen, ganz unten im Pallast, wohin weder Sonne noch Mond dringt, da magst du sitzen und an die heilige Barbara denken und deine Thorheit beweinen.

Nun schlug jede drei Mal mit der Hand auf den kristallinen Tisch, da war plötzlich alles finster wie die schwarze Nacht, und Barbara stand allein in einer Höhle, in welcher nichts als Wasserratten und anderes Ungeziefer zu sehen und zu hören war.

Hier ist es doch noch besser als bei der wilden Horde da oben, dachte sie, hier wird mir Niemand meine Lillie rauben und hier will ich zum lieben Gott beten: Damit er mich aus dieser Höhle errette, wie er den Propheten

III.

Es war einmal ein Bruder und eine Schwester, die hießen Wilhelmken und Lehnken, die verliefen sich im Walde, daß sie nicht mehr wußten, wo aus noch ein. Sie gingen aber immer tiefer in den Wald, bis sie zu einem Häuschen kamen, das war ganz von Pfefferkuchen gebaut. Weil sie nun den ganzen Tag gegangen waren, auch nichts gegessen hatten, waren sie gewaltig hungrig und gingen an dem Häuschen recht herzlich zu essen. Da rief's von innen:

Knapper, knapper Knäuschen,
Wer knappert mir am Häuschen?

und die Kinder antworteten:

Der Wind, der Wind,
Das himmlische Kind.

Da kam ein altes Mütterchen heraus, das war alte Mutter Theerschen, und sagte zu den Kindern: „Kommt nur herein in mein Haus!“ Das thaten die Kinder auch, weil das Mütterchen sie so freundlich aufforderte. Aber alte Mutter Theerschen war eine böse Hege, die sperrte die Kinder in einen dunkeln Kasten, daß sie die liebe Sonne und den blauen Himmel nicht sehen konnten. In dem Kasten wollte sie Wilhelmken und Lehnken mästen, bis beide recht fett wären, und sie dann auffressen, denn sie war eine Menschenresserin. Darum gab sie ihnen gut zu essen und ließ sie jeden Tag einen Finger zum Loche herausstecken. Aber die Kinder steckten ein Hölzchen heraus, darin schnitt alte Mutter Theerschen und sagte dann immer: „Ei wie dürr! ei wie dürr!“ und wunderte sich, daß kein Blut floss. Das ging so eine gute Zeit, bis sie zuletzt nur ein Hölzchen hatten, das steckte Lehnken heraus und Wilhelmken mußte sein Fingerchen herausstecken. Da schnitt alte Mutter Theerschen in das Hölzchen und sagte wieder: „Ei wie dürr! ei wie dürr!“ Aber als sie zu Wilhelmken kam und in das Fingerchen schnitt, daß das Blut nur so schoss, sagte sie: „Fett genug! fett genug!“ machte den Kasten auf und holte die Kinder heraus; denn sie wollte Wilhelmken braten, und Lehnken sollte ihn in den Backofen schieben. Da sagte Lehnken: „Du mußt mir's zeigen, alte Mutter Theerschen!“ Da setzte sich alte Mutter Theerschen auf das Ofenbrett, und wie sie oben saß, schoben sie die Kinder, was sie konnten, in den Ofen hinein und schlugen die Thüre zu. Da saß sie nun im Ofen, und die Kinder machten, daß sie fort kamen. — Nicht lange, da kam ihr Mann nach Haus und hört sie schreien.

Da macht er den Ofen auf und holt sie heraus. Und es war auch gut, sonst wär' alte Mutter Theerschen verbrannt. — „Lauf den Kindern nach,“ sagte sie. Und er lief, bis er die Kinder erreicht hatte; die hatte aber Lehnken verwandelt, Wilhelmken in einen Rosenstrauch und sich in eine Rose, die blühte an dem Strauche. Wie nun alte Mutter Theerschen ihr Mann kam, wollt' er die Rose pflücken, die sticht ihn aber in die Finger. Da lief er zur alten Mutter Theerschen zurück und sagt ihr, er hätte nur einen Rosenstrauch und eine Rose daran gefunden. „Dummer Mann,“ sagte sie, „das waren die Kinder. Lauf gleich wieder nach!“ Da waren die Kinder schon wieder weiter, aber er holte sie doch ein. Da verwandelte sich Lehnken in eine Kapelle und Wilhelmken in einen Prediger, der stand auf der Kanzel. Wie das alte Mutter Theerschen ihr Mann sieht, läuft er zurück und erzählt, was er gesehen hat. „Dummer Mann,“ sagte sie, „das waren sie eben. Muß schon selbst laufen.“ Macht sich auf und läuft den Kindern nach. Da verwandelte Lehnken sich und Wilhelmken rasch zu Enten, die auf einem Teiche schwammen. Die konnte alte Mutter Theerschen nicht eher fangen, als bis sie den Teich aussoff. Da macht sie sich gleich dran und wie sie nun säuft und säuft und fertig ist, da plagt ihr der Bauch. Da war alte Mutter Theerschen todt und Wilhelmken und Lehnken konnten gehn, wohin sie wollten.

IV.

Ein Mann hatte drei Söhne, davon waren die beiden ältesten klug und der jüngste dumm, wenigstens meinten's alle so. Die drei wollten sich, als sie zu ihren Jahren gekommen waren, außer dem Hause verdingen. Ging denn der älteste aus und kam in einen tiefen Wald, traf dort einen alten Mann, der fragt ihn freundlich, wohin er wolle. Spricht der Junge: „Mich verdingen in der Fremde.“ „Da komm mit mir,“ spricht der alte Mann, „Du sollst mir meine drei Kühe hüten.“ Das that er denn auch getreulich ein Jahr lang. Da wuchs der ersten Kuh eine wunderschöne Blume zum Haupt heraus. Und nach dem zweiten Jahr der zweiten und ebenso der dritten, eine immer schöner denn die andere.

Da er nun drei Jahre dort geblieben war, schrieb ihm sein Vater, er solle nach Hause kommen. Dem gehorchte er auch und bat den alten Mann um seinen Lohn. Da schenkt' ihm der ein Schaafchen, Schaafchen

schüttele Dich, und sagte darauf: „Wenn Du die Worte ausdrückst: „Schaafchen, Schaafchen schüttele Dich!“ da regnet es Goldstücke aus seiner Wolle.“ — Damit zog der erste Bruder ab und wollte heim reisen. Unterwegs kam er in eine Herberge, da mußte er zu Nacht bleiben. Wie er nun mächtig hungrig und durstig war, ließ er gut aufstischen, denn am Gelde kommt es ihm nicht fehlen. Ging dann beiseit mit seinem Schaafchen, Schaafchen schüttele Dich, in eine Kammer und schloß sie zu. Das nahm der Wirth wahr und dacht: Ich will doch schauen, was das ist, und guckt durch ein Astloch in der Thüre. Da er nun sieht, wie das Schaafchen die Ducaten aus seiner Wolle nur so regnen läßt, — das wäre Wasser auf meine Mühle, denkt er und geht, kommt aber nicht schlafen, macht sich allerlei Gedanken über das wundersame Schaafchen, theilt's auch seiner lieben Hausehr mit, die sagt: „Gi, nichts leichter als das, ein Schaaf sieht aus wie das andere, wir wollen ihm eins von unsern geben.“ Das thut der Wirth, führt das Schaafchen leis aus der Kammer, und eins von ihm hinein.

Da nun der Morgen kommt, zieht der Knecht ab mit dem Schaafchen, meint, es wär' das rechte, das war aber beim Wirth in der Herberg geblieben. Wie er nach Hause kommt, macht er großes Geschrei und Geprahel von seinem Schäfchen und will der reichste Mann sein auf der ganzen Erde, ladet auch Freunde und Vettern ein, dem Wunder zuzuschauen. Als sie nun Alle beisammen sind, ruft er: „Schaafchen, Schaafchen schüttele Dich!“ aber das blieb steh'n und schüttele sich nicht, fing nur an zu blöken, wie eines Schaafes Art ist, denn der zornige Junge traf es mit der Faust zwischen die Ohren; aber das half nichts, das Schaaf regnete kein Gold aus seiner Wolle und der betrogene Bursche mußte bei seinem Vater um Lohn dingen.

Da macht der zweite sich auf, der denkt sich noch weit klüger denn sein Bruder, meint, ihm sollt es nicht so gehn. Er begegnet auch dem Männlein, das nimmt ihn in seine Dienste. Da blieb er zwei Jahre und wollte nicht länger dort sein, bittet das Männlein um seinen Lohn. Sagt das Männlein: „Du hast Dir selbst Deinen Lohn ausgerebet!“ gibt ihm darauf ein Tischchen, Tischchen deck Dich, das würd' ihm immer geben, was er an Speis' und Trank wollte. — Der zweite Bruder macht sich auf die Heimreise, kommt in selbige Herberg, wo sein Bruder schon zu Nacht geblieben, und bleibt auch daselbst. Wie nun der Wirth das

Tischlein sieht, hat er gleich Verdacht, es möcht' ein Wünschding sein, wie das Schäfchen, wundert sich auch sehr, daß der Bursche nichts verlangt zu Essen und zu Trinken. Will doch lauschen, denkt er und guckt durch die Thürriß. Da sieht er den Burschen vor dem Tischchen stehn und sprechen: „Tischchen, Tischchen deck Dich!“ und wie flugs allerlei köstliche Speise und Tränklein dastehn. Da wußt' er nun, woran er war und that ein Gleiches, wie bei dem andern Bruder, nimmt ein Tischlein von ähnlichem Ansehen und vertauscht es mit dem wundersamen. Des andern Morgens in der Frühe zieht der Bursche weiter, kommt nach Haus und denkt: die sollen Augen machen. Aber die größten Augen macht er selbst, da er sich fast heiser schreit: „Tischchen, Tischchen deck Dich!“ und wollte doch kein Tränklein und kein Confect sichtbar werden, worüber er sehr zornig ward und das Tischlein mit einem Faustschlage zertrümmerte, von allen aber, so anwesend waren, spöttisch ausgelacht und ausgezifcht wurde.

Da war nun noch der dumme Hans übrig. Der wollt' auch auszieh'n und sein Glück versuchen. Nun sprachen Alle: „Deine klugen Brüder sind als Narren heimgekehrt, was wirst Du dummer Hans erst anfangen?“ Aber der Dumme meint, er wollt' doch leben, macht sich auf und kommt zu dem Männlein. Dem dient er wie seine Brüder und nach etlicher Zeit bittet er um seinen Lohn. Den gab ihm das Männlein, und der Lohn hieß: „Knüppel, Knüppel aus dem Sack,“ der schlug Alles, wohin er traf und hörte nicht eher auf, als bis man rief: „Knüppel, Knüppel in den Sack!“ Das dünkte dem Burschen freilich kein sonderlich Geschenk, nahm's aber doch und kommt Abends in die Herberg, wo seine Brüder gelegen. Da bringt er die Red' auf allerlei Wunderdinge und meint, er habe auch ein solches, das hab' er immer Nachts unterm Kopfe liegen. Das merkt sich der Wirth, meint, es müßte noch etwas Köstlicheres sein als das Schäfchen und das Tischchen, macht sich denn Nachts auf vom Lager und geht zu dem Gast hinein. Der war aber parat, und wie der Wirth an dem Kopfkissen zieht, springt er auf und schreit: „Knüppel, Knüppel aus dem Sack!“ Da hält' einer den Knüppel können tanzen sehen. Der arme Wirth schrie ganz erbärmlich, aber der dumme Hans ließ den Knüppel nicht eher ruh'n, als bis der Wirth das Schaafchen und das Tischchen herausgegeben. Endlich rief er: „Knüppel, Knüppel in den Sack!“ und der Knüppel hörte auf, den Rücken des jammernden Wirthes zu zerbläuen.

Da nahm der dumme Hans das Schaafchen, das Tischchen und den Knüppel aus dem Sack und wandert heimwärts. Wie er nun ankam, da ließ er alle Freunde und Nachbarn zusammenkommen, und sagt ihnen, er hätt' einen Knüppel mitgebracht. Drob fingen sie alle an entseflich zu lachen und zu spotten, meinten, er sei noch dümmer zurückgekommen als er gewesen, aber der Hans blieb ruhig, sagt nur: „Knüppel aus dem Sack!“ und ließ die ganze Gesellschaft ein Bißchen herumspringen, daß

Jeder ein blaues oder braunes Flecklein aufzuweisen hatte. Da hieß es: „Knüppel in den Sack!“ denn es bedünkte ihm genug. Da holt er das Tischlein vor und das Schaafchen und erquidte die Zerbläuten mit einem leckern Mahl und schenkte einem Jeden eine Handvoll Goldstücke. Nun lebten sie Alle in Herrlichkeit und Freuden, und es muß wohl noch sein, falls sie das Tischchen und das Schaafchen noch haben, den Knüppel aber behielt der dumme Hans bis an sein seliges Ende.

Halgrim und Hildegund.

Von Dr. Johann N. Vogl.

Im Ulvingsthale in Norwegen lebte ein junger Landmann, Namens Halgrim mit seiner Mutter, für welche er die kleine Wirthschaft besorgte.

Es fehlte ihm nichts zu seinem stillen Glücke, als eine Hausfrau, und democh schien es, als ob ihm die Freuden der häuslichen Liebe von dem Geschehe für immer versagt bleiben sollten.

Halgrim liebte nämlich mit all' der Glut eines jugendlichen Gemüthes eine Jungfrau mit Namen Hildegund, deren Herz nicht unempfindlich war gegen die Gefühle des wackeren und jugendkräftigen Halgrim. Leider theilten ihre Eltern nicht die Gesinnung ihrer Tochter, und zwangen diese, einem Reicherem ihre Hand zu geben.

Aus dieser Ursache faßte Halgrim den Entschluß sich nie zu verheirathen und lebte von nun an, still und in sich verschlossen mit seiner Mutter.

Da aber geschah es, daß der schwarze Tod seine unheilvollen Fittiche auch über Norwegen erstreckte. Mehr als zwei Drittheile der Bevölkerung wurde durch die schreckliche Seuche dahingerafft und ganze Landstriche verödet.

Auch Halgrim und seine Mutter waren von der Seuche ergriffen worden und gaben sich für verloren. Lange war Halgrim ohne Besinnung gelegen, als er wieder zu sich kam, war das erste, was er erblickte, die Leiche seiner Mutter.

Mühsam entrafte er sich seinem Lager, knieete vor dem Leichnam hin und betete, dann wollte er die Nachbarn ersuchen, daß sie ihm helfen sollten sie zu begraben.

Als er aber in die Nachbarhäuser trat, war auch in diesen alles stille, finster und öde, und

nur die Leichen der Besitzer oder ihrer Angehörigen lagen dort umher.

Da ergriff ein tiefes Entsetzen den armen Halgrim und er faßte nun selbst die Ueberreste seiner Mutter auf den Rücken und trug sie hinaus auf den Friedhof und bestattete sie mit Thränen, als ein guter Sohn.

Was sich aber auf dem Wege nach dem Friedhofe und auf demselben seinen Blicken darbot, war nur dazu geeignet das Grauen und Entsetzen in seinem Inneren zu steigern. Wohin er blickte, sah er nur verzerrte Leichengestalten, entstellte Opfer des schwarzen Todes. Nirgends aber gewahrte er ein lebendiges Wesen. Das ganze Thal in Handanger war ausgestorben.

Von Entsetzen und Angst gepeitscht, floh er hierauf die Gegend und wagte es nicht, das Haupt zurück zu wenden. Nur sein kleiner treuer Hund folgte ihm, er aber bemerkte ihn nicht in seinem schreienden Schmerze.

So floh er wie der erste Brudermörder von Thal zu Thal, von Berg zu Berg, aber überall bot sich ihm dasselbe Schauspiel dar, überall gringte ihm nur der Tod aus hohlen Augenhöhlen der Hingewürgten, aus den herrenlosen Häusern und den verlassenem Hütten entgegen.

Der Gedanke, daß er allein übrig geblieben sey von Allen auf der Erde, erfüllte ihn mit Verzweiflung, und er beschloß daher, seinem schrecklichen Geschehe selbst ein Ende zu machen.

Mit der Hast des Wahnsinns erklohm er eine Felsenspitze, welche weit über schauerliche Klüfte und Abgründe ragte.

Noch einmal sank er auf die Kniee und bat Gott, daß er ihm verzeihen wolle, daß er der Natur vorgreife, und als er gebetet hatte,



R. Quppenheim scul.

Lith. Just. von Erck C. in Düsseldorf.

Halgrim und Hildegund.

Von Dr. J. N. Vogl.



warf er den Mantel über sein Antlitz und schickte sich an, sich in den Abgrund hinab-zustürzen.

Gewaltig wurde er aber zurückgehalten. Halgrim blickte verwundert um und sah seinen Hund, der den Mantel erfaßt hatte.

Eine namenlose Freude, daß doch Ein lebendes Wesen nebst ihm noch auf der Erde sei, bemächtigte sich seiner. Er drückte den Hund, der freudig und heulend an ihm empor-sprang, an seine Brust und küßte und lieb-kofte ihn, und die Verzweiflung in seinem Innern löste sich zu einer tiefen herzbelemmen-den Trauer.

Nicht lange, so faßte er wieder Muth, seine Wanderung nach lebenden Menschen fortzusetzen.

Jetzt gedachte er, daß er nicht mehr ferne von dem Kirchspiele Graven sein könne, dem Orte, wo seine geliebte Hildegund mit ihrem Gatten wohne. Dahin beschloß er vor allem andern seine Richtung zu nehmen.

Unausgeseht wanderte er mit seinem Hunde vorwärts, nachdem er sich an den Beeren, welche in diesen Wäldern den Mangel des Obstes ersetzen, gelabt hatte.

Die Abendsonne vergoldete mit ihren letzten Strahlen die einsamen Thäler, allein kein Laut erscholl an sein Ohr, kein lebendes Wesen begegnete seinen Blicken.

Nun hatte er die Höhe erreicht, welche in das Thal hinabführte, dort war Hildegunds Behausung.

Sein Auge suchte, wie das Auge eines Falken, ach, alles öde, alles leer, alles leblos!

Da griff es wieder zermalmend in sein Herz, und laut schluchzend sank er in die Kniee und verhüllte sein Antlitz. Als er aber wieder aufblickte, da schien es ihm, als ob sich ein ganz dünner leichter Nebel durch die schwarzen Fichten winde, welche einen Theil der Dorfes verhüllten.

Er blickte schäuder — ein Schrei entrang sich seiner Brust, es war kein Nebel, es war Rauch, der aus einem Schlotte kräuselte, und

ihm zugleich die Ueberzeugung gab, daß er dort auf lebende Menschen stoßen müsse.

Außer sich vor Freude, Hoffnung und Un-gewißheit taumelte er wie ein Trunkener die Höhe hinab. Ein Fluß wälzte sich an seinen Füßen vorüber, ohne sich zu besinnen stürzte er sich in denselben und schwamm an das jenseitige Ufer.

Jetzt hatte er dieses erreicht und schleppte sich weiter, bellend sprang sein treuer Begleiter voraus zur Hütte, aus welcher Halgrim den Rauch wahrgenommen hatte.

Athemlos trat Halgrim in die offene Thüre. Auf dem Herde des geräumigen Gemaches brannte ein Feuer. Wie jauchzte Halgrims Herz, ein Feuer! Hatte er doch dieses Schauspiel so lange nicht gesehen. Bald aber drängte es ihn nach dem Wesen zu suchen, das dieses Feuer angefaßt. Er schwankte vorwärts, plötzlich regte sich etwas im Dunkel, es war eine Frauengestalt, welche im Winkel mit ver-hülltem Antlitz saß. Jetzt vernahm sie das Geräusch des Nahenden, hastig erhob sie das Haupt — ein weithin schallender Schrei ent-fuhr ihrem Munde.

Halgrim! — Hildegund! erscholl es fast zugleich, und beide lagen sich voll überseliger Wonne in den Armen. Sie waren Beide die Einzigen, die in ihren Thälern der schwarze Tod verschont hatte.

Es war ein klarer freundlicher Herbst-morgen, welcher diesem Abend folgte, als sich Halgrim und Hildegund nach dem verlassenen Gotteshause begaben und dort vor dem Bilde des Allerhöchsten sich voll frommer feierlicher Nahrung die Hände reichten und gelobten, hinfort nur Eins für das Andere zu leben und einander nie mehr zu verlassen.

Der Sage nach segnete auch der Himmel ihre Verbindung, welche so einsam und prunlos, nur vor dem Auge des Lenkers aller Dinge, geschlossen wurde, und Geschlechter gingen von diesem glücklichen Paare aus, und die Namen Halgrim und Hildegund leben noch jetzt in dem Gedächtnisse der Norweger.

Die Zehntenjagd der Ditmarscher.

Von Ludwig Würpel.

Weber Ditmarsch Land kaum graut der Tag,
Da regt es sich droben im Schloß,
Und Trepp' auf, Trepp' ab, von Gemach zu Gemach
Geschäftig eilet der Dienertroß.
Heut' gilt es ein rastloses Mühen und Walten
Und die Speicher des Schloffes bereit zu halten.

Es war der Michaelistag,
Der Zahlungstag für's Land,
Des Volkes Freiheit darnieder lag,
Gefesselt vom mächtigen Adelsstand.
Es mußte den finstern Groll bezwingen
Und den Zehnten heute zur Zwingburg bringen.



© F. G. F. F. F.

Lith. Jnst. von Arnz C^o in Düsseldorf.

Die Zehntenjağd der Ditmarscher.

Von L. Würpel.

warf er den Mantel über sein Antlitz und schickte sich an, sich in den Abgrund hinab-zustürzen.

Gewaltig wurde er aber zurückgehalten. Halgrim blickte verwundert um und sah seinen Hund, der den Mantel erfaßt hatte.

Eine namenlose Freude, daß doch Ein lebendes Wesen nebst ihm noch auf der Erde sei, bemächtigte sich seiner. Er drückte den Hund, der freudig und heulend an ihm empor-sprang, an seine Brust und küßte und lieb-kofte ihn, und die Verzweiflung in seinem Innern löste sich zu einer tiefen herzbelemmen-den Trauer.

Nicht lange, so faßte er wieder Muth, seine Wanderung nach lebenden Menschen fortzusetzen.

Jetzt gedachte er, daß er nicht mehr ferne von dem Kirchspiele Graven sein könne, dem Orte, wo seine geliebte Hildegund mit ihrem Gatten wohne. Dahin beschloß er vor allem andern seine Richtung zu nehmen.

Unausgeseht wanderte er mit seinem Hunde vorwärts, nachdem er sich an den Beeren, welche in diesen Wäldern den Mangel des Obstes ersetzen, gelabt hatte.

Die Abendsonne vergoldete mit ihren letzten Strahlen die einsamen Thäler, allein kein Laut erscholl an sein Ohr, kein lebendes Wesen begegnete seinen Blicken.

Nun hatte er die Höhe erreicht, welche in das Thal hinabführte, dort war Hildegunds Behausung.

Sein Auge suchte, wie das Auge eines Falken, ach, alles öde, alles leer, alles leblos!

Da griff es wieder zermalmend in sein Herz, und laut schluchzend sank er in die Kniee und verhüllte sein Antlitz. Als er aber wieder aufblickte, da schien es ihm, als ob sich ein ganz dünner leichter Nebel durch die schwarzen Fichten winde, welche einen Theil der Dorfes verhüllten.

Er blickte schäuder — ein Schrei entrang sich seiner Brust, es war kein Nebel, es war Rauch, der aus einem Schlotte kräuselte, und

ihm zugleich die Ueberzeugung gab, daß er dort auf lebende Menschen stoßen müsse.

Außer sich vor Freude, Hoffnung und Un-gewißheit taumelte er wie ein Trunkener die Höhe hinab. Ein Fluß wälzte sich an seinen Füßen vorüber, ohne sich zu bestimmen stürzte er sich in denselben und schwamm an das jenseitige Ufer.

Jetzt hatte er dieses erreicht und schleppte sich weiter, bellend sprang sein treuer Begleiter voraus zur Hütte, aus welcher Halgrim den Rauch wahrgenommen hatte.

Athemlos trat Halgrim in die offene Thüre. Auf dem Herde des geräumigen Gemaches brannte ein Feuer. Wie jauchzte Halgrims Herz, ein Feuer! Hatte er doch dieses Schauspiel so lange nicht gesehen. Bald aber drängte es ihn nach dem Wesen zu suchen, das dieses Feuer angefaßt. Er schwankte vorwärts, plötzlich regte sich etwas im Dunkel, es war eine Frauengestalt, welche im Winkel mit ver-hülltem Antlitze saß. Jetzt vernahm sie das Geräusch des Nahenden, hastig erhob sie das Haupt — ein weithin schallender Schrei ent-fuhr ihrem Munde.

Halgrim! — Hildegund! erscholl es fast zugleich, und beide lagen sich voll überseliger Wonne in den Armen. Sie waren Beide die Einzigen, die in ihren Thälern der schwarze Tod verschont hatte.

Es war ein klarer freundlicher Herbst-morgen, welcher diesem Abend folgte, als sich Halgrim und Hildegund nach dem verlassenen Gotteshause begaben und dort vor dem Bilde des Allerhöchsten sich voll frommer feierlicher Nahrung die Hände reichten und gelobten, hinfort nur Eins für das Andere zu leben und einander nie mehr zu verlassen.

Der Sage nach segnete auch der Himmel ihre Verbindung, welche so einsam und prunlos, nur vor dem Auge des Lenkers aller Dinge, geschlossen wurde, und Geschlechter gingen von diesem glücklichen Paare aus, und die Namen Halgrim und Hildegund leben noch jetzt in dem Gedächtnisse der Norweger.

Die Zehntenjagd der Ditmarscher.

Von Ludwig Würpel.

Weber Ditmarsch Land kaum graut der Tag,
Da regt es sich droben im Schloß,
Und Trepp' auf, Trepp' ab, von Gemach zu Gemach
Geschäftig eilet der Dienertroß.
Heut' gilt es ein rastloses Mühen und Walten
Und die Speicher des Schlosses bereit zu halten.

Es war der Michaelistag,
Der Zahlungstag für's Land,
Des Volkes Freiheit darnieder lag,
Gefesselt vom mächtigen Adelsstand.
Es mußte den finstern Groll bezwingen
Und den Zehnten heute zur Zwingburg bringen.

Schon sitzt auf dem buntbesetzten Balkon
Graf Rudolf, des Landes Vogt.
Es kündet sein Auge den grimmiigen Hohn
Und den Spott, der tief ihm im Busen wogt;
Rings um ihn stehen als schützende Wächter
Bewaffnet des Landes edle Geschlechter.

Da horch, aus dem Thale dringt dumpf empor
Gerassel und Peitschenknall,
Und hinter dem Walde schon fahren hervor
Die schwer beladenen Wagen all',
Die riesigen Führer, den Hut in den Händen,
Sich nach dem Eingang des Burghofs wenden.

Und der erste Wagen schon fährt hinein,
Es folgt ihm der zweite in Hast,
Und alle die andern schnell hinterdrein,
Der Burghof ist überfüllt fast;
Doch immer noch wird kein Wagen geleeret,
Kein Bauer wieder hinunterfähret.

Es stehen die Diener verlegen im Kreis
Und starren den Hof entlang,
Kein spottendes Wort, sie flüstern nur leise,
Es ward ihnen heimlich im Busen bang';
Denn auf den Wagen in allen Säcken
Scheint es sich zu bewegen und heimlich zu recken.

Doch ob auch erschrocken der Diener Schaar
Aus dem Burghof aufwärts schaut;
Nicht nehmen es droben die Ritter wahr,
Ihr wildes Gelächter schallt überlaut,
Und Spott und Verachtung fliegt immer wieder
Auf die düsterblickenden Bauern nieder.

Und mit Hohngelächter Graf Rudolf schreit:
„He, Bauern, nun übt eure Pflicht,
„Macht schnell euch zum Messen des Korns bereit
„Und sorgt, daß es nirgend an Fleisch gebricht,
„Sonst laß ich die Peitschen der Rüden bringen
„Und euch störrige Hunde zur Arbeit zwingen.

Wie wenn's in der Tiefe wogt und wallt,
Und grollend die Erde bebt,
Bevor noch des Vogtes Worte verhallt,
Sich drobendes Murren im Burghof erhebt;
Zur Seite alle Führer springen
Und hoch empor auf die Wagen sich schwingen.

Und es krachen die Balken, es fällt das Gestein,
Die Zwingburg in Trümmer sinkt;
Fern bricht die Nacht über's Land herein,
Das Feuer erlöschet, der Lärm verklingt,
Es legen die Bauern zum Schlaf sich nieder:
Als freies Volk erwachten sie wieder.

Und mit Donnerstimme der Vorderste spricht:
„Graf Rudolf, gnade dir Gott!
„Es dulden die ditmarscher Bauern nicht
„Noch länger des Adels Hohn und Spott:
„Erschienen ist heut' die Vergeltungsstunde,
„Auf, wehre dich gegen die Bauernhunde!

Und „Löset die Bänder!“ es brüllend erklang
Von allen Seiten im Chor:
Und alsbald von jedem Wagen sprang
Eine Schaar bewaffneter Bauern hervor.
Fast unabhsehbar wogt das Gedränge,
Und näher schon wälzt sich die wüthende Menge.

Da plötzlich verstummt ist Hohn und Spott
Und das wilde Lachen zumal;
Es dräut aus dem Burghof der grimme Tod,
Das Antlig der Ritter starrt leichenfahl,
Sie stürzen hinab, die finstern Gestalten
Vom Eingang des Schlosses zurückzuhalten.

Doch gleich dem Meere, das wild erregt,
Die wogenden Dämme zerschellt
Und Verderben hinaus in die Lande trägt,
Ruthschraubend den Rittern entgegen schnellt
Die wogende Menge mit lautem Geheule,
Hochschwingend blitzende Schwerdter und Beile.

Und es dröhnt die Art, es klirrt das Schwerdt,
Der Rachegefang erschallt,
Und, hui! der Todesstreich niederfährt,
Zu Boden sinkt manche Rittergestalt,
Und höher schon thürmt sich Leiche auf Leiche,
Und immer verderblicher fallen die Streiche.

Wol stemmt sich entgegen der stürmenden Schaar
Graf Rudolf mit Löwenkraft;
Doch mit Riesenschritten steigt die Gefahr,
Schon wird der Letzte dahingerafft,
Da über ihn sturhet's in wildem Gedränge,
Und zertreten liegt er in Mitten der Menge.

Und sieh! aus dem Burghof flammende Glut
Hell lodert am Schlosse empor.
Verderbend wälzt sich des Feuers Flut
Durch die Hallen hin und flammt hervor
Im Ru aus allen Fenstern und Spalten,
Grell leuchtend auf Ditmarsch Rachegegestalten.

Der Zauberer im Sarg.

Altrossisches Volksmärchen von Dr. Joh. Nep. Vogl.

Es lebte einst ein Czaar, mit Namen Ghotni, dieser Czaar hatte drei Söhne, von welcher sich der erste Aspe Zarewitsch, der zweite Adam Zarewitsch und der dritte Sila Zarewitsch nannte.

Die beiden älteren Brüder baten den Czaar um die Erlaubniß in fremde Länder reisen zu dürfen, um andere Menschen zu sehen und sich selbst zu zeigen.

Der Czaar bewilligte ihre Bitte und gab jedem von ihnen ein Schiff, in welchem sie nach den fremden Königreichen reisen konnten. Aber auch der jüngste Bruder, Sila Zarewitsch bat den Czaar Ghotni, daß er ihm die Erlaubniß erteile, mit seinen Brüdern zu reisen.

Czaar Ghotni aber sprach: Mein vielgeliebter Sohn, Sila Zarewitsch, du bist noch zu jung, und der Mühseligkeiten einer Reise nicht gewohnt, daher bleibe lieber zu Hause.

Sila Zarewitsch aber hatte ein zu großes Verlangen, fremde Länder zu besuchen, und hörte nicht auf, den Czaar Ghotni, seinen Vater zu bitten, bis dieser ihm seine Bitte bewilligte und ihm auch ein Schiff gab.

Als die drei Zarewitscha ihre Schiffe bestiegen hatten, befahlen sie vom Lande zu stoßen.

Und als sie auf die offene See gelangten, fuhr das Schiff des ältesten Bruders voran, nach ihm das Schiff des zweiten Bruders, nach diesem jenes des Sila Zarewitsch.

Nachdem sie drei Tage fortsegelt waren, sahen sie einen Sarg auf dem Meere. Die beiden älteren Brüder ließen ihn vorüberschwimmen, der jüngste Bruder aber befahl seinen

Schiffsleuten den Sarg aufzufangen, und auf das Schiff zu bringen.

Am nächsten Tage erhob sich ein gewaltiger Sturm, welcher das Schiff des Sila Zarewitsch aus seiner Bahn warf und in eine unbekannte Gegend an ein steiles Ufer trieb.

Sila Zarewitsch befahl den Schiffen den Sarg ans Land zu bringen, und als dieses geschehen war, ließ er alldort ihn in die Erde verscharren.

Hierauf sagte Sila Zarewitsch zu dem Schiffsführer, er solle hier auf ihn drei volle Jahre warten und wenn er nach Verlauf dieser Frist nicht wiedergekommen sei, so könne er in das Czaarthumb seines Vaters zurückfahren.

Sodann nahm er Abschied von ihm und den Schiffsleuten und ging wohin seine Augen sahen, und wanderte eine lange Zeit, ohne einen Menschen zu erblicken, weder vor sich, noch hinter sich.

Am dritten Tage endlich hörte er einen Menschen hinter sich laufen, welcher ein weißes Kleid anhatte.

Sila Zarewitsch wendete sich um und bemerkte, daß der Fremde ihm schon nahe gekommen sei und zog sein Schwert, denn er befürchtete, daß es ein Bösewicht sei.

Als aber der Fremde ihn eingeholt hatte, warf er sich vor ihm nieder und dankte ihm für seine Rettung.

Sila Zarewitsch fragte ihn: wofür dankst du mir und für welche Gnade?

Da sprang der Fremde auf seine beiden Füße und sagte: Ach, du junger Mensch, Sila Zarewitsch, wie sollte ich dir nicht danken? ich lag ja in dem Sarge, welchen du im Meere

auffangen und am Ufer verschaaeren liefest, und wenn du das nicht gethan hättest, so wäre ich vielleicht ewig auf dem Meere herumgeschwommen.

Wie aber kamst du in diesen Sarg hinein? fragte ihn Sila Zarewitsch.

Ich werde dir alles erzählen, antwortete Zwaskha. Ich war ein mächtiger Zauberer. Meine Mutter aber erfuhr, daß ich den Menschen durch meine Zauberkräfte großen Schaden zufügte und befahl, mich in jenen Sarg zu legen und diesen ins Meer zu werfen.

Ueber hundert Jahre trieb ich auf dem Meere umher, aber Niemand mochte mich fangen, dir aber danke ich meine Rettung und will dir dafür dienen und in allen Nöthen beistehen.

Vor Allem muß ich dich fragen, ob du nicht gesonnen wärest, dich zu verheirathen. Ich kenne eine schöne Königin, Namens Truda, welche wohl würdig wäre, deine Gemahlin zu heißen.

Sila Zarewitsch antwortete: Wenn diese Königin schön ist, so möchte ich sie wohl heirathen.

Zwaskha mit dem weißen Hemde sagte, daß sie die vollkommenste Schönheit auf dieser Erde sei.

Als Sila Zarewitsch dieses vernommen, bat er den Zwaskha, ihn in das Reich der schönen Königin Truda zu führen. Dieses Reich aber war von einem großen Zaun, als wie von Pallisaden umgeben, und auf jedem Zaunstocke war ein Haupt aufgesteckt.

Als dieses Sila Zarewitsch erblickte, erschrak er sehr und fragte Zwaskha, was dieses für eine Bedeutung habe.

Zwaskha antwortete: dies sind lauter Helden, die um die schöne Königin Truda sich beworben.

Sila Zarewitsch erschrak, als er dieses hörte, und wollte sogleich wieder in seine Heimath zurückkehren, ohne sich dem Vater der schönen Königin Truda zu zeigen.

Zwaskha aber sagte, daß er sich nicht fürchten und nur dreist mit ihm gehen sollte, und Sila Zarewitsch folgte ihm und beide gingen miteinander.

Als sie in das Reich der Königin Truda gelangten, sprach Zwaskha: Höre Sila Zarewitsch, ich werde von jetzt anfangen, deinen Diener vorzustellen. Wenn du in die steinernen Gemächer gelangst, so grüße den König Salom, und wenn er dich fragt woher und aus welchem Reiche kommst du, und welches Vaters Sohn bist du, und wie du dich nennst, so sage ihm

Alles, und verschweige ihm nichts, auch nicht, daß du gekommen seist, um seine Tochter zu heirathen, er wird sie dir mit großer Freude geben.

Sila Zarewitsch begab sich in das Schloß, und als König Salom ihn erblickte, kam er ihm entgegen, nahm ihn bei seinen weißen Händen, führte ihn in die weißen steinernen Gemächer und fragte ihn: Ach, du guter Jüngling, woher und aus welchem Reiche bist du, welches Vaters Sohn und warum bist du zu mir gekommen?

Ich bin aus dem Reiche des Czars Schotni, nenne mich Sila Zarewitsch, und bin zu dir gekommen, um die schöne Königin Truda zu werben.

König Salom freute sich über die Mäßen, daß der Sohn eines so berühmten Czars sein Schwiegersohn werden wollte und befahl seiner Tochter, sich zur Hochzeit sogleich bereit zu machen.

Und als der Tag kam, an welchem die Trauung vor sich gehen sollte, gebot König Salom allen seinen Fürsten und Bojaren sich im Schlosse zu versammeln.

Nachdem dieses geschehen, führen sie in die Kirche und Sila Zarewitsch wurde mit der schönen Königin Truda getraut.

Hierauf kehrten sie in das Schloß zurück, setzten sich zu Tische, aßen und tranken, und waren guter Dinge.

Als aber die Stunde kam, in welcher Sila Zarewitsch, in das Brautgemach gehen sollte, führte ihn Zwaskha auf die Seite und sprach: Höre Sila Zarewitsch, wenn du deine Gemahlin in das Brautgemach geführt, so hüte dich, sie zu umarmen, denn thust du dieses, so wirst du nicht am Leben bleiben und dein Kopf auf den leeren Pfahl, welchen du gesehen hast, gesteckt werden. Sie wird dich küssen und dir liebkoosen, du aber darfst nichts mit ihr sprechen.

Sila Zarewitsch fragte den Zwaskha: Warum aber verbietest du mir dieses Alles?

Zwaskha antwortete: Weil die schöne Königin Truda mit einem Geiste in Verbindung steht, welcher sie jede Nacht in Gestalt eines Menschen besucht, die Lust aber in Gestalt eines sechsköpfigen Drachen durchfliegt. Wenn sie daher ihre Hand auf deine Brust legt, und dir beklommen zu Muth wird, so springe auf deine beiden Füße, und schlage sie so lange mit einem Stöcke, bis sie kraftlos zu Boden sinkt. Ich aber werde um diese Zeit bei der Thür deiner Schlafkammer Wache halten.

Als Sila Zarewitsch dieses vernommen,

begab er sich mit der schönen Königin Truda in das Schlafgemach.

Nicht lange, so begann ihn die schöne Königin zu küssen, aber Sila Zarewitsch sprach keine Silbe und regte sich nicht.

Als aber die Königin Truda ihre Hand auf seine Brust legte, und ihn so gewaltig drückte, daß er kaum zu athmen vermochte, sprang er auf seine beiden Füße, ergriff den Stoc, den ihm Zweschka hingestellt hatte, und begann sie tüchtig durchzuprügeln.

Gleich darauf erhob sich ein Sturm und ein sechsköpfiger Drache kam in das Schlafgemach hereingeflogen und drohte Sila Zarewitsch aufzufressen.

Zweschka aber ließ ihn nicht bis zu diesem gelangen, ergriff ein scharfes Schwert und fing an, mit dem Drachen zu kämpfen. Sie kämpften drei volle Stunden und Zweschka hieb dem Drachen zwei Köpfe ab, worauf dieser wieder fortslog.

Hierauf gebot Zweschka dem Sila Zarewitsch sich schlafen zu legen und keine Furcht zu haben.

Sila Zarewitsch gehorchte, legte sich nieder und schlief bis an den Morgen.

Kaum als dieser angebrochen, ließ sich der König Salom erkundigen, ob sein vielgeliebter Schwiegersohn noch lebe, und als er vernahm, daß er noch am Leben und gesund sei, freute er sich sehr darüber, da er der erste war, der sich vor seiner Tochter gerettet hatte, und befahl, ihn sogleich zu ihm zu bringen, worauf sie den ganzen Tag mit Lustbarkeiten zubrachten.

In der darauffolgenden Nacht sagte Zweschka zu Sila Zarewitsch, daß er auch in dieser Nacht, wie in der vorhergegangenen mit seiner Gemahlin verfahren sollte.

Als sich Sila Zarewitsch mit seiner Gemahlin in das Schlafgemach begab, und sie abermals ihre Hand auf ihn legte, sprang Sila Zarewitsch auf und fing wieder an, sie durchzuprügeln.

Gleich darauf kam der Drache wieder und drohte Sila Zarewitsch aufzufressen.

Zweschka aber sprang mit seinem Schwerte hinter der Thüre hervor und kämpfte mit dem Drachen und hieb ihm abermals zwei Köpfe ab.

Hierauf entfloß der Drache wieder und Sila Zarewitsch legte sich schlafen.

Am frühen Morgen befahl der König seinen Schwiegersohn zu ihm zu bringen, und sie brachten auch diesen Tag mit Lustbarkeiten zu.

Auch in der dritten Nacht gebot Zweschka dem Sila Zarewitsch dasselbe zu thun und dieser that wie ihm geboten wurde.

Zweschka hieb diesmal dem Drachen die

letzten zwei Köpfe ab, verbrannte sodann dieselben sammt dem Rumpfe und verstreute die Asche auf dem Felde.

In der vierten Nacht fragte Sila Zarewitsch den Zweschka, ob er jetzt seine Gemahlin umarmen dürfe, aber Zweschka sagte, er sollte es nicht früher thun, bis er es ihm heißen würde.

Auf diese Weise lebte Sila Zarewitsch bei seinem Schwiegervater ein volles Jahr, ohne seine Gemahlin zu umarmen.

Hierauf sagte Zweschka zu ihm, er sollte sich von seinem Schwiegervater die Erlaubniß erbitten, in sein Vaterland zurückkehren zu dürfen.

Sila Zarewitsch that, wie ihm gerathen, er verfügte sich zu dem König Salom, um ihn um dieses zu bitten.

König Salom bewilligte seine Bitte und gab ihm zwei Abtheilungen seines Heeres zur Begleitung.

Als sie die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten, sagte Zweschka zu Sila Zarewitsch, daß er nun Halt machen und ein Lager aufschlagen sollte.

Sila Zarewitsch gehorchte und befahl die Zelte zu errichten.

Am nächsten Tage legte Zweschka mehrere Stücke Holz von dem Zelte des Sila Zarewitsch aufeinander und brannte dieses an.

Hierauf führte er die schöne Königin Truda aus dem Zelte, entkleidete sie und als sie gänzlich nackt war, hieb er sie mit seinem Schwerte auseinander.

Sila Zarewitsch erschrak hierüber und weinte bitterlich, aber Zweschka sprach zu ihm: Betrübe dich nicht, denn sie wird wieder lebendig werden.

Sobald die Königin Truda in zwei Hälften gehauen war, kroch allerlei Gewürme aus ihrem Leibe hervor, welches Zweschka sogleich in das Feuer warf.

Siehst du, sprach er zu Sila Zarewitsch, was sich in dem Leibe deiner Gemahlin für Gewürme befunden hat; dieses alles sind böse Geister, die in ihr aufgewachsen.

Nachdem Zweschka alles Gewürm verbrannt hatte, legte er den Leib der schönen Königin Truda wieder zusammen, besprigte ihn mit dem Wasser des Lebens und die schöne Königin wurde sogleich wieder gesund und war nun eben so milde, als sie vorher böse gewesen war.

Da sprach Zweschka zu Sila Zarewitsch: Jetzt erlaube ich dir deine Gemahlin zu umarmen, denn von nun an hast du nichts mehr

von ihr zu fürchten. Hierauf sagte er: Lebewohl, Sila Zarewitsch, nun wirst du mich nie wieder sehen, worauf er vor seinen Augen verschwand.

Sila Zarewitsch umarmte nun seine Gemahlin auf das liebevollste und befahl sodann die Zelte abzubrechen und begab sich in sein Vaterland.

Als er an die Stelle kam, wo ihn sein Schiff erwartete, bestieg er dieses mit der schönen Königin Truda, entließ seine Begleitung und segelte ab.

Sobald er in das Gaarthum seines Vaters zurückkam, wurde er mit Kanonenschüssen be-

grüßt, und der Czar Ghotni kam ihm aus seinem Gemache entgegen, nahm die schöne Königin Truda bei ihren weißen Händen und führte sie in die weißen steinernen Gemächer.

Hier setzten sie sich zu Tische, aßen und tranken und belustigten sich auf verschiedene Weise.

Sila Zarewitsch verweilte hierauf durch zwei Jahre bei seinem Vater, sodann fuhr er wieder in das Reich seines Schwiegervaters, des Königs Salom, erhielt von diesem die Krone und herrschte von nun an mit der schönen Königin Truda in großer Liebe und Eintracht.

Helias, des Schwanenritters, Tod.

Volksmärchen von Ellen, illustirt von Fay.

Fern der Welt, die aus der seligen Kindheit
Ihn zum Kampf gerufen mit der Bosheit,
Fern dem Kampf nun auch, des er als eitel
Und vergeblich frühe sich begeben,
Lebte Helias in der Umfriedung
Seines Klosters gotterfüllte Tage.
Wenn das Glöcklein silberhellen Klanges
Durch die Morgendämmerung scholl, erhob er
Leise sich vom Lager, in das Kirchlein
Gilt' er mit dem Abte, seinem Freunde,
Und den greisen Eltern Gott zu dienen,
Und vollbrachte Mittags so und Abends
Alles, wie des Hauses Regel vorschrieb.

Allen Menschen, die dem Waldeskloster
Nabe kamen, war er mild und freundlich,
Unbegabt und ungetröstet ließ er
Niemand von sich, denn die Kraft des Segens
War bei ihm geblieben. Fromme Werke
Schuf er rings im Land, wie er gedachte,
Daß die Erdennoth sie mildern könnten.
Doch nicht liebt' er längeres Verweilen
Bei den Pilgern, ihren Reden lauscht' er
Güt'gen Ohres wohl, doch war sein Wort nur
Ja und Nein, um ihnen zu genügen,
Und dann schied er. An den stillen Wassern,
In der Einsamkeit durch lange Stunden
Konnt' er schweigend gehn, er fühlte dort nur
Friedlich sich beglückt wie in der Kindheit
Und allein, wie es sein Herz begehrte.

Liebend wohl gedacht' er noch Helenens
Und der Tochter, die sie ihm geboren,

Doch nicht anders, als wie man Verstorbner
Liebend denkt. Denn daß in arger Neugier
Sie um ihn geforscht, der zuversichtlich
Und mit ganzer Seel' er sich ergeben,
Daß bei Gattenglück und Mutterfreude
Weltlich sie bedacht blieb, seines Willens
Nicht gedenkt, vermochte mit Betrübniß
So ihn zu erfüllen, daß, gezwungen
Von dem Sinn in seiner Brust, er gänzlich
Wieder sie verließ. Doch sie zu ehren
Und zum Denmal ihrer ersten Eintracht,
Dieß ein Schloß er bauen bei dem Kloster,
Das in allen Stücken ihrem Schlosse
Billon gleich in dem Ardennerlande
Und er gab ihm auch den Namen Billon.
Dort nun bat er seinen Vater Driant
Und Beatrix, seine greise Mutter,
Obdach sich zu nehmen, nah der Stätte,
Wo sie einst im Walde sich gefunden.
Doch ihm selbst, in härene Gewandung
Wie ein Büsser angethan, genügte
Seine Klosterzelle und ein Lager,
Wie sich's auch der Aermste mag bereiten.

Tag und Nacht indeß auf ihrem Schlosse,
Sieben Jahre schon, verbrachte einsam
Und in Wittventracht und Wittventrauer
Still Helena und mit ihr die sanfte
Ida, die in frommer Zucht sie aufzog,
Und trug großes Leid. Die Morgenjonne
Sah es oft, daß noch ihr Auge feucht war,
Das zum Schlaf nicht, das zu bittrem Weinen
Abends sie gesenkt. Ach, unaufhörlich



J. Fay inv.

Lith. Inst. von Arsz & C. in Düsseldorf.

Helias Tod.

(Sage von Ellen.)

Dachte Helias' sie, des theuren Gatten,
Den durch eigne Schuld von ihrer Seite
Sie vorzeit vertrieb, und unverdrossen
Sandte Boten sie in alle Länder,
Um ihn aufzusuchen. Doch zu finden
War er nicht und ohne jede Botenschaft
Kehrten stets die Sendlinge zurück.

So auch hatte einmal sie auf Kundschaft
Ihren Diener Pontius gesendet
Gen Jerusalem, ob nach der heil'gen
Stätte er vielleicht den Weg genommen.
Doch umsonst an Christi Wieg' und Grabe,
An dem Jordannufer und am Delberg
Korachte Pontius und sann bekümmert,
Daß er wieder nach der Heimath kehre.
Da am fünften Tage fand er Einen
In der Kleidung seiner Ordensbrüder,
Daß als Landsmann schnell er ihn erkannte.
Und er fragte ihn: woher des Landes
Bist du, Freund? Der sprach: Ich bin aus

Welschland,
Und ein Abt bei Billon, doch mein Nam' ist
Gerhard. Sage mir nun auch, wer du bist?

Pontius versetzte: Ich auch komme
Hieher aus Billon und heiße Pontius.
Sei mir drum willkommen, denn es freut mich
Sehr, daß ich dich fand als guten Landsmann.
Bist du des zufriednen nun, so mag es
Gottes Wille sein, daß wir selbänder
Wieder uns nach unsrer Heimath kehren.

Gern versprach das Gerhard und sie baten
Corborant, des Landes mächt'gen Sultan,
Der ein großes Fest beging, die Herrschaft
Seinem Sohn Coroumarant zu geben,
Daß er zieh sie ließe mit Geleitschaft.
Corborant befragte viel der Sitten
Und Gebräuche sie des Abendlandes
Und da ihre Weis' und kluge Rede
Ihm gar wohl gefiel, entlich er willig
Sie mit reichen Gaben in die Heimath.

Fromm noch flehten an des Heilands Grabe
Pontius und Gerhard, daß der Himmel
Gnädig ihrer Fahrt sei, und dann zogen
Sie gen Joppe, wo ein Schiff sie dingten
Für die Heimkehr. Und sie fuhren glücklich
Ueber See dahin und durch Italien
Wanderten den hohen Schweizerbergen
Rasch sie zu und kamen wohlbehalten
Schier der Heimath nahe, daß bereits sie
Ihre Lieben zu begrüßen dachten.
Doch da fügt' es Gott, daß eines Abends
Sie in einer Wildniß irre gingen

Und nicht wußten, wo und wie des Weges.
Aber guten Muthes durch das Dunkel
Zogen sürbaß sie, bis sie am Morgen
Vor dem Schlosse und dem Kloster standen
Welche Helias erbaut und Driant.
Da sprach Pontius, der seiner Herrin
Schloß zu sehn vermeinte: Seht, wie plötzlich
Gott in unsre Heimath uns geführt hat!
Nein, versetzte Gerhard, Freund, es dünkt mich,
Daß es noch gar fern liegt. Diese Wälder
Sind nicht wie Ardennerwald. An hundert
Stunden sind wir fern noch. Da sie also
Sich besprachen, kam ein Mönch des Weges,
Den befragten sie. Das Schloß heißt Billon
Und gehört zu Lillefort Flandern,
Sprach der Mönch. Drob waren sie voll Staunen
Und vermeinten, daß sie träumend wären.
Weiter aber sprach der Mönch: Ihr Pilger
Staunt, daß ihr in Billon seid und doch nicht
In dem Land, das eure Heimath sein mag.
Wisset dann, daß unser König Helias,
Der voreinst ein Herzog war in Billon,
Dieses Schloß zu Ehren seiner Gattin
Hier erbaut und auch Billon genannt hat.
Denn ich selbst bin in dem Land gewesen,
Das ihr meint, und kenn' es wohl. Der König
Zog mit seinem Schwan dahin und kehrte
Mit dem Schwan nach sieben Jahren endlich
Zu den Seinen heim. Im Schlosse wohnen
Driant und Beatriz, seine Eltern.

Froh der Botschaft, sank auf seine Kniee
Pontius und dankte Gott, daß also
Er von seinem Herrn die Spur gefunden.
Und erbebend frug er dann: Mein Bruder,
Sag mir auch, ob schon der Ritter todt ist?
Nein, erwiederte der Mönch. Er lebt noch,
Vor sechs Tagen hab ich ihn gesehen,
Denn er wohnt als Bruder still und heilig
Mit uns in dem Kloster, das sein Vater
Driant gebaut hat, und manch schönes
Wunder hat um sein Gebet der Himmel
Schon gewirkt, an heimgesuchten Menschen.
Also glaubet mir, wie ich euch sage.

Da nun stürzten Thränen aus den Augen
Des entzückten Pontius, und rannen
Reichlich in den weißen Bart ihm nieder.
Gott sei Lob, daß ich die Zeitung hörte,
Rief er laut und blieb in frommer Nührung.

Warum freut dich das so sehr, mein Bruder?
Frug der Mönch. Weil lange Zeit sein treuer
Knecht ich war und noch bin, sagte Pontius,
Weil seit sieben Jahren schon ich wandre,
Ihn zu suchen, weil ich jetzt ihn finde,

Wieder ihn begrüßen kann, und weil ich
Seiner Gattin nun und seiner Tochter,
Die voll banger Sehnsucht nach ihm schmachten
Und nach ihm von Land zu Land mich senden,
Frohe Botschaft melden kann. Doch führe
Jetzt mich hin zu meinem Herrn und Herzog.

Also ging mit Pontius und Gerhard
Zu das Schloß der Mönch, wo bei dem neuen
König Emmerich der alte König
Oriant und die Königin Beatrix
Mit den Kindern froh beisammen waren.

Emmerich frag: Von wannen kommt ihr Männer?
Ihm versetzte Pontius: Von Billon
Komm' ich, Herr, und bin auf langer Wallfahrt
Fernhin bis Jerusalem gewesen,
Sieben Jahr schon zieh' ich durch die Lande,
Einen Ritter wieder aufzufinden,
Der mit einem Schwane einst nach Billon
Kam, des Landes Herr und Retter wurde,
Eidem auch der Herzogin, dann plötzlich
Uns auch wieder von dem Schwan entführt ward.
Ach, ich suche ihn mit treuem Herzen
Und verhoffe nun zu Gott, im Kloster,
Wie der Mönch mir sagt, ihn anzutreffen.

Alle schauten freundlich auf den Alten;
Emmerich aber sprach mit holdem Lächeln:
Freund, ich kenne dich, dein Nam' ist Pontius,
Doch du selbst wirst schwerlich mich erkennen,
Denn der Schwan war ich und den du suchest,
Ist mein lieber, frommer Bruder Helias.

Und er lebt noch? fragte wieder Pontius.
Ja, sprach Emmerich, er lebt und sicher
Wird er gern von Frau und Tochter hören.
Folgt mir alle also gleich, am Altar
Wird mein Bruder sein, ich führ' euch zu ihm,
Seinen alten Herrn soll Pontius selber
Dort zuerst von Frau und Tochter grüßen.

Und sie gingen allesammt vom Schlosse
Nach dem Kirchlein hin, wo am Altare
Bald sie Helias knien sahn. Mein Bruder,
Sagte Emmerich, sieh her und höre,
Was ich Neues und Willkommenes bringe.
Da erhob sich Helias und wandte
Zu den Seinen sich und gleich erkannte
Er den alten, treuen Knecht und freundlich
Sprach er: Sei willkommen, guter Pontius!
Sag, wie es Helena geht und Ida?

Und nun sagte Pontius, wie die Sehnsucht
Von Helena und ihr Leid gar groß sei,
Wie auch Ida nach dem theuren Vater

Stündlich schmachte und wie Beide schmerzlich
Nur beehrten, wieder ihn zu sehen.
Weinend schaut' er dabei auf den schönen
Ritterlichen Mann und sprach voll Inbrunst:
Lieber Herr, o kommt zurück nach Billon!

Nie und nimmermehr versetzte Helias,
Hier im Kloster will, so lang' ich lebe,
Ich verbleiben, denn ich habe hier erst
Meiner Seele Seligkeit gefunden.

Das vernahm voll Leid der alte Pontius,
Küßte ihm die Hand und sprach: So will ich
Meiner Herrin, Eurer Ehgemahlin,
Und der holden Ida es vermelden,
Dah' ich euch gefunden. Thu das, Pontius,
Sagte Helias, laß im Gebete
Christlich meiner allzeit sie gedenken,
Und als Zeichen, dah' du mich gefunden,
Bring ihr diesen Ring, den sie mir selber
Am Vermählungstage einst gegeben.

Also schieden sie mit vielen Grüßen,
Emmerich aber führte Pontius wieder
Und auch Gerhard in das Schloß, gar köstlich
Sie mit Trank und Speise zu bewirthen.
Darauf ließ er noch ein stattlich Maulthier
Schirren und von Oriant, Beatrix,
Emmerich und sämtlichen Geschwistern
Burde es mit seltenen Kostbarkeiten,
Edelstein und Gold und Seidenstoffen
Reich beladen als ein Angebinde
Für Helen' und ihre Tochter Ida.

Pontius nahm dann Urlaub und mit Gerhard
Zog er über Nymweg heim nach Billon.

Und es war um Himmelfahrt, als Beide
Mit dem Maulthier sich dem Schloß von Billon
Näherten. Helena hatte fern schon
Ihn erkannt und trat ihm schnell mit Ida
In den Weg, ausrufend: Bringst du endlich
Zeitung mir von meinem theuren Gatten?

Ja, sprach Pontius, und das zum Zeichen
Schickt er mit viel Grüßen diesen Ring Euch.
Groß war da die Freude bei den Frauen
Und Helena nahm den Ring mit Weinen
Und viel Wehklag, küßte ihn und sagte:
Ja, dies Zeichen ist untrüglich, Pontius,
Denn den Ring hab' ich ihm selbst gegeben,
Als mich Kaiser Otto ihm vermählte.
Weh' mir, dah' ich mich an ihm vergangen
Und so früh mich von ihm scheiden mußte!

Pontius führte drauf herbei das Maulthier,

Lud die Last herab und sprach: Ihr möget
Leicht an diesen Schätzen, die sie senden,
Es erkennen, daß des Herzogs Eltern
Einem großen Stamme angehören.
Denn sein Vater ist der alte König
Driant von Lillesfort und Flandern,
Seine Mutter heißt Beatrix, König
Ist sein Bruder Emmrich jetzt, er selber
Trug die Krone auch, bevor er auszog,
Herzog hier zu sein nach Gottes Rathschluß,
Doch jetzt ist er Mönch im Waldeskloster,
Das sein Vater baute. Viele Wunder
Hat an ihm und durch ihn Gott beschieden.

So erzählte Pontius und staunend
Lauschten auf sein Wort Helen' und Ida,
Dazu Gerbard, der von dem Gefährten
Sich nicht trennen wollte. Und sie dachten
Alle Helias voll Lieb' und Ehrfurcht.

Darauf sprach Helena: Ob' ich sterbe,
Will ich ihn noch sehn. Ich kann nicht sterben,
Ob' ich ihn gesehn. Laßt ohne Weilen
Alles rüsten, daß sofort mit Ida
Ich nach Lillesfort und nach dem Kloster
Fahren möge, wo mein Gatte Mönch ist.
Ach, durch meine Schuld ist er's geworden!

Andern Morgens reisten sie. Die Pferde
Trieben sie zu raschem Gang und mochten
Nimmer rasten, also daß zur Nacht sie
Neue Pferde feilschten und beim Lichte
Einer Fackel, welche Pontius führte,
Nach dem neuen Billon eilten. Endlich
Sahen sie die wohlbekanntn Zinnen
Und vermeinten fast, als ob zur Heimath
Sie zurückgelangt, und einen Diener
Fragten sie nach Helias. Der sagte:
Er liegt schwer erkrankt auf seinem Bette.

Bleich und zitternd nahten sich die Frauen
Seiner Klosterzelle und es ließ sie
Helias zu sich an das Bett bescheiden.
Und Gott weiß, mit welcher Himmelsfreude
Sie einander sahn. Helena weinte
Um den frankn Mann, die fromme Ida
Klagte um dem Vater und er selber
Weinte auch voll Rührung über Beide,
Ueber Weib und Tochter, die noch einmal
Er nun wieder sah. Denn er erkannte,
Daß sein Stündlein nah war, daß von aller
Erdenpein ihn Gott erlösen wolle.

Also schlief er still und voller Demuth
In den Armen seiner Frau und Tochter
Ein und starb. Sein alter Pflegevater
Helias und Driant mit Beatrix,
Emmrich auch mit allen fünf Geschwistern
Standen um sein Sterbebett. Es klagte
Ida laut, daß sie so bald den Vater,
Kaum gefunden, wieder schon verliere,
Doch Helena lächelte verklärt und legte
Still sich an des todten Helias Seite
Und gab freudig ihre Seele Gott auch
Wieder hin und starb mit dem Geliebten.

Also waren Helias und Helena
Nun und ewiglich im Tod vereiniget,
Der uns frei macht aller Schuld und Sünde.
Und der alte Helias sprach den Segen
Gottes über sie und dann in einem
Sarge wurden sie am Hochaltare
Festlich beigesezt, wie ihnen zukam.
Weit im Land' umher war tiefe Trauer,
Alt und Jung erschien, die letzte Ehre
Helias und Helena darzubringen
Und für ihre Seelen Gott zu bitten.

Ida's Jammer hätte wohl den harten
Marmorstein erweicht, so war das schöne
Baisenkind voll Schmerz. Da aus der Ritter
Kreise trat ein hoher Herr gar freundlich
Zu ihr hin und hob an seine Brust sie.
Und als Alle auf den Ritter hinsah'n,
War es Helias Freund, der deutsche Kaiser
Otto, der an Helias Grab mit Trauer
Und Gebet nicht fehlen wollte. Ida,
Sprach er zu der tiefbetrübten Jungfrau,
Sei mein Kind jetzt, wie ich selbst dein Vater
Gern sein will, und Helias vor Zeiten
Angelobt. Folg mir als meine Tochter
Hin nach Bonn, wohin mich Kaiserspflchten
Jetzt zu ziehn gebieten. Nimm von Driant
Und Beatrix, deines Vaters Eltern,
Auch vom alten Helias und dem König
Emmrich und den Andern nun Urlaub,
Also will's dein Freund und Pflegevater.

Und sie nahm den Urlaub mit viel Thränen
Vor den Eltern Grabe und den Seinen,
Und dann fuhr sie mit dem hohen Kaiser
Und des Kaisers Ehegemahl von dannen,
Aufwärts an dem Rhein, wie Kaiser Otto
Es gebot, als Pflegekind des Kaisers.

Der Bube in der Tonne.

Belgisches Volksmärchen von W. Herchenbach.

Ein Knabe, der nirgends gut thun wollte, wurde von seinem Vater zur Erziehung in ein fremdes Land geschickt und einem Lehrer übergeben, der wegen seiner gerechten Strenge und weisen Erziehungskunst berühmt war und eine große Anzahl von jungen Leuten in seinem Hause hatte. Unter allen diesen war nicht einer, dem Fleiß und Gehorsam so schwer ankamen, als diesem. Faul, träge und nichtsnutzig, wie er war, zog er sich häufig Verweise und Strafen zu. Das behagte ihm nun ganz und gar nicht, und er nahm sich vor, bei der ersten Gelegenheit zu entlaufen.

Da begab es sich einmal, daß der strenge Lehrer eine Reise zur nächsten Stadt machen mußte und also den bösen Buben nicht beaufsichtigen konnte. Er hatte aber einen zahmen Fuchs, der Menschenverstand besaß und alles that, was ihm sein Herr befaß. Zu dem sprach er: Gib mir auf den bösen Buben wohl Achtung, und wenn er entläuft, so kringe ihn zurück. Der Fuchs wendelte mit dem Schwanz und nickte mit dem Kopfe.

Sobald der Lehrer hinweggegangen war, machte sich der Knabe auf den Weg und lief davon. Der Fuchs aber folgte ihm unbemerkt.

Nach langem Wandern kam der Flüchtling in einen Wald, wo er den Weg verlor. Furchtsam stand er unter einer Eiche stille und überlegte, was zu thun sei, als er von Weitem eine Räuberbande auf sich zukommen sah, die ein Faß in ihrer Mitte trugen und ein lebendiges Schaf am Seile nachzogen.

Da überfiel ihn noch größere Angst, und er kletterte auf den Eichenbaum, um von den Räubern nicht gefangen zu werden.

Diese aber kamen schnurstracks auf den Baum zu und ließen sich in seinem Schatten nieder. Sie schlachteten das Schaf, zündeten ein Feuer an, brietten das Schaf über demselben und tranken aus dem Fasse.

Der Rauch des Feuers und der Duft des Fettes zogen dem Knaben, der ängstlich zwischen den Zweigen hockte, in die Nase, so daß er nießen mußte. Die Räuber fuhren erschrecken auf und dachten, daß sie verrathen wären. Da

sie aber ringsumher Niemanden gewahrten, so setzten sie sich wieder um das Faß herum, tranken und schnitten Stücke von dem Fleische ab.

Der Knabe mußte noch einmal nießen, und dies Mal stärker als zuvor. Da sprangen die Räuber wieder auf und suchten alle Sträucher und Höhlen ab, ohne Jemanden zu finden. Laßt uns lustig und guter Dinge sein, sprach einer von ihnen; Nießen bedeutet gutes Wetter und das können wir im Walde brauchen.

Bei diesen Worten knackte es im Eichenbaume, und in nämlichen Augenblicke stürzte der Bube mit dem Zweige, auf welchem er gesessen hatte, herab und mitten zwischen die Räuber, die nicht anders meinten, als der leibhaftige Teufel selber sei unter sie gefahren. Da sie aber sahen, daß es nur ein Knabe war, und nicht der Teufel, so begannen sie fürchterlich zu fluchen, und einer derselben gab den Rath, daß man ihm den Hals umdrehen sollte, damit er nichts ausplaudern könne.

Der Räuberhauptmann aber lachte und sprach: Schämt euch, den Knaben also zu fürchten, was könnte er ausplaudern, da er uns nur essen und trinken sieht? Er soll leben und mit von dem gestohlenen Schafe essen und von dem gestohlenen Weine trinken.

Der Bube war froh, daß er mit dem Leben davon kam, und aß und trank, bis er toll und voll und seiner Sinne nicht mehr mächtig war. Da wollten sich die Räuber einen Spaß mit ihm machen, deshalb steckten sie ihn in das leere Faß hinein und verschlossen es wieder mit dem vorher ausgeschlagenen Boden. Dann rollten sie das Faß einen Berg hinab, an dessen Fuß es liegen blieb. Von dem Gerüttel und Gepolter kam der Knabe wieder zu sich und wurde zu seinem Schrecken gewahr, daß er sich in dem Faß befand.

Der kluge Fuchs hatte Alles mit angesehen und kam nun herbei, zu sehen, was er begünne und wie er den bösen Flüchtling nach Hause zurückbringen sollte. Als er noch nachdachte, steckte der Knabe eine Hand durch das Spundloch und tappte umher, ob er keinen Gegenstand erfassen könnte, der ihm dienlich wäre. Als bald

steckte ihm der Fuchs den Schwanz entgegen, den dieser sogleich erfaßte.

Als das der Fuchs merkte, setzte er sich in Trab und zog das Faß mit dem Knaben hinter sich her. Dieser hielt in seiner Angst so fest, als ihm möglich war und schrie ganz erbärmlich dabei, weil er fürchte daß es ihm an das Leben ginge. Der Fuchs aber störte sich nicht an sein Schreien, sondern trabte immer vorwärts, bald über Stein, bald durch Gräben und Wasser.

Nun wäre nichts leichter für den Knaben im Faße gewesen, als die Hand wieder einzuziehen; aber aus lauter Angst dachte er so weit nicht, sondern hielt den Schwanz nur um so viel fester. Nach langer Fahrt kam der Fuchs mit seinem Faße endlich vor dem Hause des Lehrers an, wo dieser mit seinen Schülern vor der Thüre stand und sich wegen des sonderbaren Fuhrwerks verwunderte.

Die Schüler wollten vor Lachen fast auseinanderbersten, als sich aus dem Faße heraus die wohlbekannte Stimme ihres Mitschülers klagend und winselnd vernehmen ließ. Der Lehrer schlug dem Faße mit einem Hammer den Boden ein; da kroch der Thunichtgut heraus und jah mit Entsetzen wohin er gerathen war. Unter Spott und Lachen wurde er in den Schulsaal geführt, wo er zur Strafe seine Erlebnisse erzählen mußte. Der Fuchs stand dabei und nickte mit dem Kopfe, zum Zeichen, daß Alles war sei.

Seine Fluchtversuche gab er jetzt auf, begann zu arbeiten und ward einer der fleißigsten Schüler der ganzen Anstalt. Darauf behielt er den Spottnamen Fuchs, bis ein neuer Schüler kam, der eben so wenig taugte, wie er früher. Seit jener Zeit wurden alle neue Ankömmlinge Füchse genannt.

Crescentia.

Von Hermine G.

In Rom lebte vor alten Zeiten ein König mit seiner tugendhaften und schönen Gemahlin sehr glücklich, da sie sich innig liebten und auch von ihren Unterthanen außermaßen verehrt und geliebt wurden. Nur einen Kummer hatten sie und der war leider groß und verdarb ihnen die wahre Freude am Leben. Sie waren nämlich schon betagt und hatten noch keinen Erben, mußten also fürchten, ihr schönes Reich dereinst fremden Händen zu überlassen.

Dst beteten sie zu Gott, ihnen einen Sohn zu schenken, und das Volk betete auch darum. Und siehe da, als sie es schon nicht mehr hofften, da begab es sich eines Tages, daß die Königin ihrem Gemahl zwei Knaben auf einmal schenkte. Darüber war der Jubel sehr groß, aber die Kinder waren einander sehr unähnlich. Gerhard war ein schöner Knabe, stark von Gliedern und weiß von Angesicht, Dietrich dagegen schwächlich und fast gelblich von Farbe. Alles Volk jubelte über das Ereigniß und viele Feste wurden den jungen Prinzen zu Ehren gegeben.

Am glücklichsten waren aber der alte König

und seine Gemahlin. Sie dankten Gott von Herzen und erzogen ihm zur Ehre ihre Kinder mit steter Sorge. Bevor der alte König starb, bat er noch seine Söhne, sich, wenn sie mündig würden, nicht um die Herrschaft zu streiten, sondern sie dem zu überlassen, der zuerst eine Gemahlin gefunden haben würde. Die Söhne versprachen es, der Vater segnete sie und starb. —

Als nun Gerhard und Dietrich erwachsen waren und einer das Scepter führen sollte, gedachten sie der Worte ihres Vaters und gelobten sich, nach seinem Willen zu thun.

Sie überließen das Reich noch dem Vormund rüsteten sich und zogen heraus, sich Gemahlinnen zu suchen.

Nach einiger Zeit, als sie schon lange vergeblich gesucht, kamen sie an den Hof eines afrikanischen Königs, der eine wunderschöne Tochter, Namens Crescentia, hatte. Aber Beide verliebten sich gleichermaßen sterblich in die junge Prinzessin und baten den König, sie einem von ihnen zu geben. Sie hatten sich aber ernstlich gelobt, sich nicht darüber zu ver-

feinden, welchem auch der König den Vorzug geben würde.

Der König war sehr erfreut über ihre Werbung und sagte, er wolle Crescentia gern einem von ihnen geben, aber sie solle entscheiden, wem sie angehören wolle.

Der König und so Alle dachten nun nicht anders, als das Crescentia Gerhard wählen würde; denn er war so schön geworden, daß Jeder ihn mit Wohlgefallen betrachten mußte. Besonders trat seine Schönheit sehr hervor, wenn man ihn neben seinem wirklich unschönen Bruder sah. — Crescentia jedoch achtete weit weniger der äußeren Schönheit als der Herzengüte, die sich in Dietrichs Gesicht und Rede aussprach, und entschied sich daher, ohne viel sich zu bedenken für diesen, und die Hochzeit wurde alsbald mit großer Pracht gefeiert. Darnach reisten sie nach Rom, wo Dietrich zum Könige gekrönt wurde.

Einige Zeit lebten nun die Beiden recht glücklich und wären es auch wohl bis an ihr Lebensende geblieben, wenn nicht feindliche Schicksale ihr Glück getrübt und sie auf lange Zeit unglücklich gemacht hätten. Denn kurz nach der Krönung fielen plötzlich Feinde in's Land, verheerten Alles und schleppten Menschen und Beute mit sich fort, so viel sie erraffen konnten. König Dietrich mußte also seine Heeresmacht aufbieten und den Feinden, die über dem Meere wohnten, nachzusehen, sie in ihrem Lande zu überfallen und ihnen die Beute wieder abzuführen. Ungern verließ er seine junge Gemahlin, doch konnte er nicht Andern. Er ließ daher seinen Bruder zu sich kommen, bat ihn, die junge Königin wie seinen Augapfel zu schützen, damit ihr kein Leides geschehe, und nahm dann unter Thränen von seiner Crescentia Abschied. Diese weinte noch tagelang nach Dietrichs Abreise, es war ihr als ob sie ihn zum letzten Mal gesehen hätte. —

Und nicht lange war der junge König davongezogen, als die arme Crescentia auch recht Ursache hatte, sich über ihre Einsamkeit und Verlassenheit zu grämen. Es trat nämlich ihr Schwager Gerhard vor sie hin und suchte ihr argloses Herz durch Versprechungen und Liebesfugungen für sich zu gewinnen. Er gestand ihr, daß er sie noch immer heftig liebe und bat sie, so ruchlos das auch war, um Gegenliebe. Wie zerris da das Herz des armen Weibes, das sich von ihrem Beschützer so verrathen sah, und wie jammerte sie über ihre Schwäche und Hilflosigkeit. Sie bat unter tausend Thränen zu Gott um Trost und Hülfe und es gelang ihr, sich des erst zärtlich bitten-

den und dann rückhaltlos drohenden Feindes zu erwehren. Dieser war endlich durch die Weigerungen Crescentia's so in seinem Stolze empört, daß er ihr Verderben beschloß und einzig darauf sann, wie er sich am Besten vor der gerechten Strafe sichern und zugleich an ihr rächen könne. Durch Gold bestach er viele seiner Untergebenen, falsches Zeugniß wider die Königin abzulegen und es durch erdichtete Angaben, die dem Könige gemacht werden sollten, zu bestätigen. Als er nun die Rückkehr des Königs erfuhr, reiste er ihm eine Strecke entgegen, stellte sich, als ob er bekümmert und sehr unglücklich wäre und bewog den König, ihn zu fragen, was ihn so bekümmere. Da berichtete er unter Seufzern vieles Unwahre von der Schlechtigkeit der Königin, erzählte, wie dieselbe in seiner Gegenwart durch unziemliche Worte sich an ihrem edlen Gebieter versündigt habe, ließ die gedungenen Männer seine Aussagen beschwören und bat auch noch den enttäuschten König, ihm die Strafe der Königin zu überlassen. Dietrich war außer sich vor Schmerz. Lange saß er sprachlos und wie betäubt, dann sprach er zu seinem Bruder: „Habe ich eine Katter an meinem Busen erwärmt, o ich Unglücklicher, Bruder, so thue mit ihr was Recht und Gesetz fordern und laß mich nicht mehr von ihr hören. Nimm auch du jetzt die Krone. Mit ihr vereint sie zu tragen war mir süß, jetzt ist sie mir eine drückende Last.“ — Dann war er wieder still und sprach tagelang kein Wort.

Gerhard aber war über des Königs Ausspruch sehr glücklich. Er eilte zurück zum Hofe, ließ die arme Königin, die Nichts ahnte, ergreifen und knebeln und dann an den Fluß bringen und sie durch seine Knechte von der Brücke hinabwerfen. Welch ein Wehklagen bei Crescentia's Frauen und Dienerinnen über diese That entstand, ist nicht zu beschreiben. Auch wußte Keiner, weshalb die arme Königin so gerichtet wurde, da ihre Tugenden offenbar waren und ihre Dienerschaft nie einen Fehler an ihr bemerkt hatten.

Der König aber, der sein Weib so vorzeitig schuldig geglaubt, und der böse Schwager, der Alles angeklüftet, wurden von Stund an von einer entsetzlichen Krankheit ergriffen, davon sie Niemand heilen konnte. Im Volk entstand auch bald das Gemurmel, es sei ihnen die Krankheit von Gott gesandt, weil sie die unschuldige Königin so grausam getödtet hätten. Ihr eigenes Gewissen sagte es ihnen gewiß auch selbst. —

Die Königin indes, die man allgemein

als todt beklagte, behielt wunderbarer Weise das Leben. Unsihtbare Schutzgeister erbarmten sich ihrer als sie im Wasser hintrieb, und als sie fern von ihrer Heimath wieder erwachte, dankte sie Gott inbrünstig und auf den Knien für ihre Rettung.

Ein Fischer hatte sie, als sie wohl einen ganzen Tag lang den Strom hinab getrieben, im Uferschilfe gefunden, sie hinaufgezogen und in seine Hütte gebracht, wo die arme Fischerin voll Barmherzigkeit der schönen Frau sich annahm, sie neu kleidete und in ein warmes Bett legte. — Als Crescentia wieder ihre Gedanken gesammelt und erfahren hatte, wo sie war, dankte sie den armen Leuten recht von Herzen. Sie befand sich in einem kleinen Herzogthume. Der Herzog, sagten die guten Leute, sei ein sehr guter Herr, der sich der Unglücklichen gern annehme. Crescentia beschloß deshalb, sobald sie könne, auf das Schloß zu gehen, um dort vielleicht ein passendes Unterkommen zu finden. — Und als sie wieder Kräfte gesammelt, ging sie auch in Begleitung des Fischers getrost zum Herzoge hin. Dieser und die Herzogin nahmen die Arme freundlich auf, erkundigten sich nach ihren Schicksalen und fragten sie, ob sie bei ihnen bleiben wolle um ihren Sohn zu unterrichten. Crescentia erzählte, sie sei eine unglückliche Frau. Das Schiff worauf sie sich befunden habe, sei gescheitert. Was aus ihren Gefährten geworden, wisse sie nicht, sie selbst sei durch den Fischer gerettet. Da sie keine Verwandten habe, nähme sie das Anerbieten des Herzogs gerne an, und so blieb sie dort, in treuer Sorge der Unterweisung des Prinzen bedacht.

Noch nicht gar lange war sie am Hofe des Herzogs, als dieser und auch die Herzogin sie schon sehr lieb gewonnen hatten. Beide verehrten sie ihrer Milde und Demuth, sowie auch ihrer Klugheit und Frömmigkeit willen und bemühten sich vereint, ihre Hochachtung und Liebe zu der armen Frau auch Allen offenbar zu machen.

So lebte nun Crescentia einige Zeit ruhig und glücklich, dankte Gott für seine Fürsorge und that ihr Bestes, dem Herzog sich dankbar und erkenntlich zu zeigen.

Leider dauerte aber ihr Glück nicht lange. Es sahen doch Viele am Hofe mit Mißgunst auf die fremde Frau hin, die in so vollem Maße vom Herzog und der Herzogin geehrt wurde, und es regte sich der Neid von Tag zu Tag mehr gegen sie auf.

Ganz besonders boshaft wurde Crescentia von dem Haushofmeister und Rathgeber des

Herzogs behandelt. Dieser hatte bis dahin sich gerühmt, ausschließlich der Vertraute seines Herrn zu sein, und konnte es deshalb Crescentia nicht vergeben, daß sie ihn, ohne es zu wollen, von seinem Plage verdrängt hatte.

Erst suchte er nun Crescentia allerlei in den Weg zu legen, um sie vom Hofe zu vertreiben. Er behandelte sie wie eine Ausgestoßene, besonders in Gegenwart der andern Frauen des Hofes, und suchte sie auf alle Weise zu kränken und zu demüthigen. Aber die treffliche Frau ertrug seine Bosheiten mit Milde und vergalt sie ihm mit Güte.

Darob ergrimmte der Bösewicht erst recht. Er beschloß nun Crescentia's Untergang. Wie aber sollte er das beginnen, da der Herzog und die Herzogin in ihrem Vertrauen zu der armen Königin gar nicht zu erschüttern waren?

Mit Verläumdungen jeglicher Art hatte er es schon versucht, doch immer wollte man nicht auf ihn hören. Er mußte etwas Außerordentliches ausdenken.

Endlich glaubte er gefunden zu haben, wodurch er sich nicht nur an Crescentia, sondern auch an dem Herzog dafür rächen könnte, weil ihm dieser sein Vertrauen entzogen.

Der Herzog liebte mit der größten Zärtlichkeit seinen kleinen Sohn, den Crescentia unterrichtete. Eines Tages spielte das Kind im Garten ganz allein. Der Haushofmeister hatte den Augenblick erwartet; er schlich sich leise hinzu und während das arme unschuldige Kind ihm freundlich zulächelte, brachte er es durch einen Messerstich um's Leben. Dann nahm er das Messer, eilte damit heimlich in Crescentia's Zimmer und verbarg es dort. —

Als das arme Kind todt gefunden wurde und groß Wehklagen bei dem ganzen Hofe war, wußte der Haushofmeister es so einzurichten, daß man das blutige Messer im Zimmer der armen Crescentia fand.

Ein Diener brachte es dem Herzog und erzählte, wo er es gefunden. Nun hob der Haushofmeister wieder an, Crescentia zu beschuldigen und dem Herzog vorzuhalten, daß dies die Strafe für das übergroße Vertrauen sei, womit er das fremde Weib überhäuft habe.

„Wehe Euch, Herr“, sprach er, daß Ihr so mit Blindheit geschlagen waret. Ihr seid hart dafür gestraft worden. Euer liebes Kind zu retten, ist es zwar zu spät, nicht aber die freche Thäterin zu strafen. O sie muß es schwer büßen! Ueberlaßt es mir, Euer Kind zu rächen.“

Ehe der Herzog, der vor Schmerz noch wie betäubt war, etwas erwidern konnte, eilte der Schändliche davon, um sein Rächeramt zu vollziehen. Er fand die arme Crescentia betend in ihrer Kammer, deren Thüre er mit den Füßen einstieß. Hastig sprang er auf sie zu, ergriff sie bei den Haaren und schrie: „Du Glende, Deine Stunde ist gekommen! Jetzt sollst Du wieder hin, wo Du herkamest.“ Crescentia wollte sich rechtfertigen, doch der Unhold drohte sie zu erstechen, wenn sie nicht gleich schwiege. Dann rief er zwei rohe Knechte herbei, die er schon lange vorher gegen die fromme Frau aufzuwiegeln gewußt hatte, befahl ihnen, sie zu knebeln und sie wieder in den Fluß zu werfen. Das geschah auch zum Entsetzen Aller, die es ansahen; denn Keiner glaubte an Crescentia's Schuld. Viele baten den Haushofmeister um Gnade für die fremde Frau, doch dieser wurde darüber noch zorniger und wüthete so lange, bis sein Befehl ausgeführt und die gute Crescentia wieder den Wellen übergeben war.

Sobald das aber geschehen war, traf den Böfewicht die wohlverdiente Strafe. Er hatte sich nämlich nicht lange seiner Unthat gefreut, als er krank wurde und Gesicht, Gehör und Sprache verlor. Dieselbe Krankheit, zwar nicht so heftig, kam auch über den Herzog, weil er es nicht verhindert hatte, daß die unschuldige Königin so mißhandelt wurde.

Während nun im Schlosse des Herzogs großer Kummer war, schwamm Crescentia wieder, wie einst, auf dem Wasser ungefährdet dahin. Sie sollte auch dieses Mal nicht ertrinken, da Gott sie noch zu seinem Werkzeug machen wollte, um durch sie Segen unter ihre Mitmenschen zu bringen.

Als sie schon zwei Tage stromabwärts getrieben war, schlug sie plötzlich die Augen auf und sah sich, der Fesseln entledigt, am Ufer liegen. Sie war aber so ermattet, daß sie bald in tiefen Schlummer fiel. Und nun hatte sie einen wunderbaren Traum. Es dünkte sie nämlich, einen Engel zu sehen, der also zu ihr sprach: „Liebe Crescentia, der Herr hat Dich hart geprüft und Dir viele Leiden geschickt. Er hat Dich aber fromm und standhaft besunden und also beschlossen, Dir jetzt seine ganze Gnade angedeihen zu lassen. Du mußt aber Deinen Feinden von ganzem Herzen vergeben und ihnen ihre Frevel mit Gutem vergelten. Pflücke von dem Kraut, das hier am Ufer steht, bereite ein Tränklein daraus und gehe dann stromaufwärts. Du wirst so an das

Schloß des Herzogs kommen, der wie auch der Haushofmeister sehr krank darniederliegt. Melde Dich bei ihm und gieb ihm von dem Tränklein, auf daß er gesunde. Vorher sollen sie aber laut ihre Sünden beichten, sonst kann der Trank nichts helfen. Der Herr ist mit Dir.“

Damit war das Traumbild verschwunden. Crescentia erwachte und obgleich sie lange Nichts genossen, fühlte sie sich doch gestärkt und kräftig genug, ihr Amt auszuführen. Als sie sich erhob und ihr Antlitz in den Wellen beschaut, fuhr sie erschreckt zurück, denn sie kannte sich selbst nicht wieder, so sehr hatte der Kummer sie verändert. Es war ihr aber ein Trost, wenn sie dachte, daß sie auch Andern nun unkenntlich wäre. —

Als sie von dem Kraut, das in großer Masse am Ufer stand, gepflückt hatte, schritt sie rüstig stromaufwärts und siehe da, nach einiger Zeit schon befand sie sich in der Nähe des herzoglichen Schlosses.

Zuerst richtete sie nun ihre Schritte der Fischerhütte zu, wo sie schon einmal gastlich aufgenommen war. Sie bereitete dort unbekannt ihren heilsamen Trank, ließ sich von den Leiden des Herzogs berichten und ging dann auf das Schloß, wo sie vorgab, sie hätte von der Krankheit des Herzogs gehört und käme, wie es in ihrer Macht stände, ihn zu heilen.

Als bald führte man sie zum Herzog und sie sagte zu ihm: „Gott hat mich gesandt, Dich zu heilen, so Du Deine Sünden laut beichten und sie bereuen willst.“ — Als das der Herzog hörte, zögerte er nicht, sondern berichtete alle seine Sünden und zuletzt sagte er noch: „Das Unglück ist über mich gekommen, weil ich es zugelassen habe, daß man ein armes Weib als Mörderin meines Sohnes beschuldigt und grausam in die Wellen geworfen hat. Gewiß war sie unschuldig und ich muß mir harte Vorwürfe über ihren Tod machen.“ Darnach weinte er sehr und die mitleidige Crescentia reichte ihm von ihrem Trank, worauf er sich baldigst wieder ganz wohl fühlte, so daß er das Bett verlassen konnte. —

Alle im Schlosse waren voller Freude und priesen die wunderthätige Frau und dankten ihr; doch sie sprach: „Gebet Gott die Ehre und danket ihm für seine Güte. Ich bin nur ein schwaches Werkzeug in seinen Händen.“

Darnach nun sagte man Crescentia, es sei noch der Haushofmeister krank, sie möge auch an ihm ihre Kunst versuchen und der Herzog gelobte ihr viel Gold und Edelsteine, wenn sie auch ihn herstellen wolle.

Grescentia ließ sich hinführen und sagte auch zu ihm, sie habe einen Trank, von dem er genesen würde, wenn er seine Sünden laut beichten und aufrichtig bereuen wolle.

Nun schien es aber dem Bösewicht zu hart, seine Sünden vor Andern zu offenbaren. Er wollte sie Grescentia allein beichten, doch diese sagte, dann könne ihr Trank nicht helfen. Da war der falsche Mann genöthigt, vor dem ganzen Hofe seine Missethaten kund zu thun. Als er Alles gesagt, fühlte er sich plötzlich genesen. Der Herzog war während der Offenbarung ganz außer sich gerathen. Er hatte seinen Haushofmeister geliebt und mußte jetzt erfahren, wie dieser ihm seine Liebe vergolten.

Er wollte den Treulosen gleich den Gerichten überliefern, doch war dieser so reuig und so zerknirscht, und Grescentia bat so sehr für ihn, daß der Herzog ihm endlich das Leben schenkte und ihn nur aus seinem Reiche verbannte. —

Darauf nun wollte Grescentia sich wieder entfernen und es abwarten, was Gott ihr jetzt weiter befehlen würde. Sie verschmähte Alles, was der Herzog ihr an Kostbarkeiten anbot, und nahm nur etwas Speise und Trank. Als sie eben im Begriffe war, das Schloß zu verlassen, erfuhr sie noch, daß der König Dietrich, dem der Herzog unterthan, sowie auch sein Bruder Gerhard ebenfalls krank darniederlagen und daß es bis jetzt kein Arzt verstanden habe, sie zu heilen. Gleich beschloß sie, an den Hof zu gehen und nahm vom Herzog und den Seinen Abschied. —

Nach einigen Tagen kam Grescentia in Rom an und eilte alsobald an den Hof. Es gelang ihr, den armen König, der sich sein hartes Verfahren gegen seine Königin mit viel Zerknirschung vorwarf, wieder zu heilen, worauf dieser sie bat, auch seinem Bruder mit ihrer Kunst zu dienen. —

Gerhard hatte indessen Muße gehabt, über seine Falschheit nachzudenken. Er erzählte Alles unter Thränen und mit aufrichtiger Reue. Seine Krankheit wich auch gleich von ihm und nun warf er sich seinem Bruder und Könige zu Füßen und bat ihn um Vergebung und um gelinde Strafe.

Grescentia gab sich darnach zu erkennen und plötzlich änderte sich auch ihr Antlitz so, daß jeder sie wieder erkannte. Sie verzieh ihrem Schwager und bat für ihn bei ihrem Gemahl um Gnade und zwar so dringend, daß der König ihr nicht widerstehen konnte und dem Bruder Alles verzieh.

Darauf nun war große Freude bei Hofe und alles Volk jubelte und Jeder eilte, die todgegläubte und wiedergewonnene Königin fröhlich zu begrüßen. Und Feste wurden gegeben und viele Nachbarn dazu geladen, und es dauerte lange, ehe die Spiele und Kämpfe bei Hofe ein Ende nahmen. Grescentia wurde hoch gepriesen und ihr Name war in Aller Mund.

Auf Geheiß des Engels, der ihr nochmals im Traum erschien, gab sie den Rest des Trankleins einem Priester, der, so lange Grescentia lebte, mit diesem Wunderbalsam die Kranken heilte. Erst nach Grescentia's Tode wurde das Fläschchen leer.

Dietrich und Grescentia lebten nun noch lange glücklich vereint und herrschten weise und gerecht über ihr Volk. Bevor sie starben, hatten sie noch das Glück Kinder und Kindeskinde um sich erblühen zu sehen.

Gerhard bereute innig sein böses Verfahren. Um Buße zu thun, baute er Klöster und Kirchen und gab all sein Hab und Gut den Armen. Er selbst ging in ein Kloster, wo er nach einem kurzen aber gottbeschaulichen Leben ruhig und getröstet starb.

Ritter Bruno.

Eine kölnische Sage von Fabricius.

Jerusalem, die heilige Stadt, seufzte seit 1137 wieder unter dem Joche der Sarazener, und die Wiedereroberung der Stadt war durch die Uneinigkeit der Führer bisher gescheitert. Viele Tausende hatten den blutigen Tod gefunden.

Ganze Heere waren aufgerieben worden. Das deutsche Land war durch innere Kriege zerrüttet, und um das Jahr 1212 war die Begeisterung für die Kreuzzüge trotz aller Reden hochbegeisteter Männer erloschen.

Von Köln aus zog in jenen Tagen durch den Knaben Niklas angeregt eine Schaar von Kindern aller Stände und beider Geschlechter fort in die Welt zu einem Zuge gen Jerusalem. Unterwegs gesellten sich aller Orten große Kinderzüge zu ihnen. Ohne Schutz und Erfahrung, schwach an Kräften erlag der größte Theil den Strapazen der Reise. Nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil kam hinüber in das heilige Land, wo sie erlagen oder als Sklaven verkauft wurden. —

Die ganzen christlichen Lande geriethen in Bewegung! „Diese Kinder beschämen uns!“ sagte Papst Innocenz und sandte von Neuem Kreuzprediger nach allen Gegenden. Selbst König Johann von England, Philipp August v. Frankreich und Friedrich II., der endlich seinen Nebenkönig Otto IV. nach der Schlacht von Bouvines 1214 gestürzt sah, nahmen das Kreuz und sandten Abgeordnete nach Rom.

Die Begeisterung war eine allgemeine! Durch Stadt und Dorf, in allen Ländern, auf allen Straßen erscholl der Aufruf zum heiligen Kampfe. Die Minnesänger sangen nicht mehr von Liebe, sondern von Schlacht und Heldentod! An vielen Orten wollte man bedeutungsvolle Zeichen am Himmel als flammende Schwerter und bluthrothe Kreuze gesehen haben. Am Rhein predigten im glühendsten Eifer für die Sache die Priester Olivier von Köln und Johann von Xanten, und entflammten durch ihre feurige Beredsamkeit Groß und Klein; Mütter sporneten ihre Söhne, die Gattin den Gatten, die Braut den Bräutigam zum Kreuzzuge an.

Köln war der Sammelplatz. Dreihundert Heerschiffe lagen unter seinen Mauern. Tag und Nacht wurden die Rüstungen mit rastlosem Eifer betrieben. An den Masten wehten die Kreuzesbanner neben den Wappen der vornehmsten rheinischen Adelsgeschlechter. Unter den kölnischen Edelleuten, welche für die Befreiung des heiligen Landes auszogen, war auch der eben so tapfere als gottesfürchtige Bruno von Mauenheim. Während die Kreuzfahrer vor der Abfahrt in der Domkirche ihre Andacht hielten, eilte Bruno an seine gewöhnliche Betstube vor dem Marienbilde in der Kirche unserer lieben Frauen zum Ablas, und bat um ihren Beistand auf der gefahrvollen Reise und schiffte sich endlich mit den Waffengefährten ein. Eine unabsehbare Menschenmenge hatte sich von beiden Ufern des Stromes mehrere Stunden weit versammelt, um den Scheidenden einen letzten Abschiedsgruß nachzurufen. Die ganze Geislichkeit hatte sich am Rheine versammelt um den Kreuzfahrern den Segen zu geben und die Flotte dem Schutze Gottes nochmals im Gebete zu empfehlen.

Nie hatte der Rhein einen solchen Anblick geboten! Von den Schiffen schmetterten kriegsmuthig die Trompeten und Heerhörner! Zahllose Rüstungen funkelten prächtig in der Morgensonne und unter dem Gesauche der Menge bewegte sich die große Flotte stromabwärts gen Holland, wo sich noch große Heerhaufen von Flandern, Holland und Friesland zu ihnen gesellten.

Glücklich ging von hier die Fahrt bis zur portugiesischen Küste. Die Stadt Lissabon war schon 1147 der übermächtigen Mauren entrissen, aber die Christen, nicht stark genug, weiter angriffsweise vorzugeben, waren seither fortgesetzten Angriffen von Seiten der kriegstüchtigen Mauren ausgesetzt. Die Kreuzfahrer sollten hier ihre ersten Proben von Tapferkeit ablegen. In mehreren blutigen Schlachten wurden die Sarazenen von den Rheinländern und Friesen geschlagen und das Kreuzesbanner wehte endlich zum Jubel der ganzen Christenheit auf den Wällen der bisher unüberwindlich geglaubten Stadt Alkazar.

Siegestrunken landete dann das Kreuzheer an der Mündung des Nils. In der Ebene von Damiette ordnete sich das Heer. Nach den hartnäckigsten Kämpfen schritt endlich das deutsche Heer zum Sturme der wohlbesetzten Stadt, doch sah es nach langem Erwägen die Unmöglichkeit ein. Trotzdem wird der Sturm täglich erneuert! Durch die Strömung des Flusses wird ein Schiff, auf welchem sich auch Ritter Bruno befand, bis unter die Mauern der Festung getrieben. Ein Regen von Wurfspießen und Pfeilen ergoß sich über die Besatzung, und endlich stürmen die Sarazenschiffe auf das Schiff der Kreuzritter los unter dem Freudengebrülle der Besatzung von Damiette. Allein die Ritter, um ihr Schiff den Händen der Ungläubigen zu entreißen, durchbohren den Boden ihres Schiffes und Freund und Feind versinkt in den Fluthen begraben.

In einem düstern Kerker, an Händen und Füßen mit Ketten beladen, erwachte Bruno von einer langen Ohnmacht. Ihm blieb kein Zweifel über sein Schicksal und er gelobte, falls er jemals wieder die Sonne wiedersehe, dabei über dem Bilde zu der Kirche unserer lieben Frauen zum Ablas eine Kirche bauen zu lassen. Krankheiten, Hunger, Ueberschwemmung und Kämpfe hatten die Reihen der Streiter vor Damiette gelichtet. Aber auch die Vertheidiger hatten durch dieselben Uebel gelitten, und da diese genug mit sich selbst zu thun hatten, bekümmerten sie sich endlich nicht mehr um ihre Gefangenen, die größtentheiles eines elenden Hungertodes starben.

Ritter Bruno hatte schon lange mit allen Entbehrungen gekämpft! Er fühlte sich mit jedem Tage mehr dahinschwinden und nur sein festes Vertrauen zur Himmelskönigin gab ihm einige Linderung und Trost. Eines Abends war er eingeschlummert, nachdem er im Gebete nochmals sich in Gottes Hände befohlen und träumte, die himmlische Fürsprecherin trete an sein elendes Lager und löse mit eigener Hand die Fesseln.

Voller Freude erwachte er, sprang vom Lager auf und wer beschreibe sein Entzücken, als er sich in der That von den Eisen befreit sah. Des Herrers Thüre stand offen und von einer überirdischen Macht geleitet, eilte er ungesehen durch die Stadt hinaus in das Lager zu seinen Waffengefährten. Hier aber sank er ermattet zusammen und konnte er auch keinen Antheil am Kampfe nehmen, so hatte er doch

die Freude, im November 1219 die Stadt in die Hände seiner Waffengefährten fallen zu sehen. An der Erstürmung theilten sich vorzugsweise die Kölner, Holländer und Friesen. Zwei Jahre hatte die Belagerung von Damiette gedauert. Achtzigtausend Kreuzfahrer waren vor der Stadt geblieben. Von den sechszigtausend Vertheidigern blieben kaum dreitausend über und 1221 schon fiel Damiette wieder in die Hände der Sarazenen. Unter den Wenigen, welche von diesem ruhmwürdigen Zuge in die Stadt Cöln zurückkehrten, war auch Ritter Bruno von Mauenheim. Neben der großen Kirche unserer lieben Frauen zum Ablasse erhob sich bald durch die Fürsorge des Ritters eine Kapelle über dem Mutter Gottes Bilde, wo er auch seine Fessel und Waffen aufhing, welche noch heutigen Tages hier dem Fremden gezeigt werden.

Barbara.

Ein Märchen von Auguste Tenhaeff.

Zu Kantem am Rhein, wo der schöne Dom steht, lebte ein Mädchen, das hieß Barbara. Sie war eine arme Waise und diente bösen Menschen als Magd, die sie hart behandelten und eines Tages aus dem Hause vertrießen. Da stand sie nun unter freiem Himmel und wußte nicht, was sie thun sollte. Aber Barbara war fromm und ihr Herz unschuldig und rein, sie betete zu Gott und ihr war, als höre sie eine tröstende Stimme in ihrem Innern sagen: Verzage nicht! Der, welcher die Lilien kleidet und die Sperlinge ernährt, der wird auch dich arme Waise nicht verlassen. Das machte sie wieder froh und vergnügt, und sie lenkte muthig ihre Schritte zum Dome hin, um ihre Schutzpatronin, die heilige Barbara, um Beistand anzuflehen, denn schon neigte sich der Tag und sie wußte nicht, wo sie die Nacht zubringen sollte.

Das stille friedliche Abendgeläute tönte ihr entgegen, denn eben ging die Vesper aus. Manches alte Mütterchen begegnete ihr mit Rosenkranz und Gebetbuch, manche Andere, die bekümmert aussahen wie sie, und ihr stilles Leid der heiligen Jungfrau, oder dem gekreuzigten Heilande geklagt hatten. Ich will auch hineingehen und beten, dachte Barbara. Ach,

sie waren ja ihre einzige Zuflucht immer gewesen, diese schönen, geweihten Hallen! Hier hatte sie in schweren Tagen still geweint und gebetet, an dem allereinsamsten Orte, denn da hing die heilige Barbara über einem Altare von Marmor, vor welchem nur wenige Betende niederknieten. Hier hatte sie Sonntags nach der Kinderlehre gewartet mit Rütters Victor, wenn schon fast alle fort waren, und dann hatte er ihr die Gebeine der dreihundert Märtyrer gezeigt, die vor dem Märtyrertore auf einer Stelle hingerichtet worden; sie waren in einem gläsernen Schrank mit dickem Silber beschlagen aufbewahrt. Auch die Wurzel Jesse zeigte er ihr, woran ein frommer Mönch sein Leben lang geschnitten und gearbeitet hatte und an der viele Wunderdinge zu sehen waren: Abraham und David, sein Vater Isai und viele Andere, und das wußte ihr Victor alles auszulegen, denn er war klüger, viel klüger als Barbara, er hatte genau behalten, was der Kaplan, der sie einstmals alle herum geführt, von diesen Dingen gesagt hatte.

Sie ging hinein. Die Kirche war fast leer, und nur hie und da verrieth ein leises Gemurmel, daß noch Menschen darin waren. Barbara ging an all die schönen Altäre und

den prachtvollen Hochaltar, auf welchem eine Decke von der Kaiserin Helena eigener Hand gestickt lag, vorbei, zum einsamen Altare ihrer Schutzpatronin. Hier warf sie sich auf die Knie nieder und betete so inbrünstig, daß sie alles vergaß und nicht einmal bemerkte, daß es dunkel, ganz dunkel zu werden begann. Sie wollte sich entfernen, und eilte zum Haupteingange hin, aber da war alles verschlossen, alle Menschen, und sogar der Küster, der immer bis zuletzt blieb, hinaus. Letzterer mußte Barbara nicht gesehen haben, da sie sich ganz heimlich zu ihrem Lieblingsorte geschlichen hatte.

Was sollte sie nun anfangen! Manche Andere würde sich entsetzt haben, eine Nacht in der dunkeln Kirche zuzubringen, wo nur die ewige Lampe brannte, und rings umher wunderbare Gestalten und Bilder standen, die, von diesem matten Lichtschimmer erleuchtet, ein unklares, gespensterhaftes Ansehen erhielten, oder wo gar die große Gestalt von Bronze, vorne am Eingang, die Siegfrieds Kampf mit dem Drachen vorstellte, jetzt wie ein wirkliches, leibhaftiges Gespenst anzusehen war. Aber Barbara war nicht furchtsam und verzärtelt, wie die Kinder glücklicher Eltern es oft sind. Ich will die Nacht hier schlafen, sagte sie ruhig vor sich hin, ich wußte ja doch nicht, wo ich bleiben sollte, es ist besser hier als unter freiem Himmel. Und als sie das gesagt hatte, tappte sie nach der heiligen Barbara zurück, legte sich auf die Stufen ihres Altars nieder, und ihren Bündel unter den Kopf. So wollte sie einschlafen; der Decken bedurfte sie nicht, denn es war eine laue Sommernacht. — „Heilige Mutter Gottes! heilige Barbara, bitt' für mich!“ — betete sie noch einmal fromm und innig, und dann schlief sie ein, als wenn sie auf Rosen gebettet und ein Daunen-Kissen unter ihrem Kopfe gelegen hätte. Ihr träumte, sie wäre weit, weit weg, von Kanten, vom Dome, von Ritters Victor, der heiligen Barbara und Allem was ihr lieb, in einer großen, großen Wüste, wo nichts als Sand und Hitze und kein Wasser und keine Menschen waren. Sie ver-schmachtete fast vor Durst, und hatte Sehnsucht und Heimweh nach dem Orte wo sie geboren war, da ward sie so traurig daß sie laut weinte — und davon erwachte. Aber o Himmel! was war das! und wie erschrak sie, als sie die Augen aufschlug, und sich von einem wunderbaren Lichte umflossen sah. Mitten in dem Lichte stand eine Frau von so wunderbarer Schönheit, daß Barbara fast geblendet ward, denn ihre Augen leuchteten wie die Sonne, und von ihren Schultern fiel ein langer Wolken-

mantel nieder. Sie trug ein Diadem von Sternen und eine Krone, die war roth und golden wie das Abendroth. Mit der Linken hielt sie den Mantel, und in der Rechten einen Rosenkranz von Steinen, die wie Diamanten und Rubinen glänzten, und eine Lilie, welche weiß war wie der Schnee.

Ach, wer bist du? fragte Barbara, habe Erbarmen mit mir, ich kann deinen Glanz nicht ertragen, denn ich bin nur eine arme Waise, die heute von bösen Leuten aus dem Dienste geschickt ist, und noch nie habe ich Jemand so Vornehmes gesehen als du bist.

Ich gehörte einst der Erde an wie du, er-wiederte die Göttliche, und starb auf ihr eines blutigen Todes. Aber mitten unter den Mar-tern des Henkers sah ich den Himmel offen, ein Engel öffnete mir die Arme entgegen und trug meine Seele zum himmlischen Paradiese hinauf, wo ich ein seliges Leben führe, und nie mehr der vorigen Qualen gedenke. Dort bete ich für Alle, die sich in meinen Schutz begeben, und wache über sie. Auch über dich wachte ich, armes Kind, und freute mich, wenn du dich hier vor meinem Altar niederwarfst und in-brünstig betetest, denn wisse, ich bin Barbara deine Schutzpatronin.

Barbara! heilige Barbara, rief das erschreckte Mädchen, außer sich vor Freude, bist du von deinem Himmel zu mir herab gekommen? Ach wie danke ich dir! Nun will ich gerne noch einmal so viel leiden als bisher, da meine Augen dich in deinem himmlischen Glanze gesehen haben! O reiche mir deine Hand, damit ich sie an meine Lippen drücken und küssen kann!

Nähre mich nicht an, entgegnete die heilige Barbara, denn meine Gestalt ist wie die Luft, keine menschliche Hand vermag mich zu erfassen. Aber nimm diese Lilie und diesen Rosenkranz, die eine trage auf deinem Herzen und bewahre sie als die heiligste Reliquie bis an's Ende Deines Lebens. Wenn dann deine Augen matt werden und du von der Erde scheiden mußt, dann erscheine ich dir wieder, um die Lilie zurückzufordern und als Lohn, wenn du sie treu bewahrt hast, dich zu mir in den Himmel auf-zunehmen. Den Rosenkranz schlinge um deinen Hals, er ist von glänzendem Gestein, aber du wirfst ihn nur kurze Zeit besitzen, denn ein Adler, der unsichtbar in der Luft schwebt, wird ihn dir rauben, und du wirst nicht wissen, wie es ge-schehen ist. Bekümmere dich aber nicht deshalb, denn so lange du die Lilie bewahrst, bin ich dir zur Seite.

Als sie das gesagt hatte, verschwand sie. Barbara fühlte sich umweht von einem leisen

frischen Winde; der Rosenkranz hing schon an ihrem Halse, die Lilie ruhte schon auf ihrem Herzen und sie wußte nicht wie es geschehen war. Sie faßte mit der einen Hand nach ihrem diamantenen Rosenkranz und mit der andern nach der Lilie auf ihrem Herzen, die ausfab wie eine wirkliche Lilie, aber viel schöner duftete, und nur weß werden konnte, wenn sie sie von ihrem Herzen verlor. Sie war so glücklich über diese Schätze und darüber, daß ihr die heilige Barbara erschienen war, daß sie ihr ganzes Unglück vergaß und innerlich froh und vergnügt ward. Sie setzte sich wieder auf die Marmorstufen nieder und überdachte alles das, was ihre Schutzpatronin gesagt hatte, denn schlafen konnte sie nicht mehr, auch war es schon weit in der Nacht und durch die hohen bunt gemalten Fenster graute der Tag. Als sie so eine Weile gefessen hatte und es heller und heller ward, da machte sie sich auf, um alle Herrlichkeit ringsum in der alten ehrwürdigen Kirche, woran sich ihre Augen seit ihrer Kindheit gewendet, noch einmal zu sehen. Die Thurmuhre schlug eben viere, daß es durch die weiten Hallen dröhnte, und nun waren es noch zwei Stunden eh' der Küster kam, um zur Frühmesse zu läuten, dann wollte Barbara für immer scheiden, denn sie hatte sich entschlossen, weit weg in ein fremdes Dorf zu gehen.

Noch einmal ging sie zur heiligen Maria hin, die in wunderbarer Schönheit, im Bilde knieend da lag, und von einem Engel, mit dem Himmelsgruße: „Gegrüßt seist du Maria!“ angeredet wurde. Noch einmal ging sie hin zu den drei Königen und dahin, wo Christus im Grabe lag und wo sie so oft in der Charwoche, mit allen Gläubigen gebetet hatte. Auch zum Chore und zum Hochaltare ging sie, auf welchem die Decke von der Kaiserin Helena's eigener Hand gestickt lag — zu der Wurzel Jesse, den Gebeinen der dreihundert Märtyrer, und zu vieler andern Dingen, die ihr heilig und lieb waren.

Als sie nun so durch das Chor ging, und an die Sakristei kam, wo die vielen Messgewänder, Chorrocke und Priestermäntel hingen und Rauchfässer und Weihbeden am Boden standen, da war es ihr, als sähe sie durch's Gitter, welches die Sakristei verschloß, sich etwas regen hinter den Gewändern und als höre sie ein leises Gemurmel. Aber wie erschreckt sie, als plötzlich ein Mönch im langen schwarzen Rocke und mit einem dreieckigen Hute auf dem Kopfe, mit fahlem, erdfarbigem Gesichte — das ihr kaum einem menschlichen ähnlich schien, — vor ihr stand. Er starrte sie an mit hohlen,

gläsernen Augen, und machte mit der Hand eine drohende Gebehrde.

„Ach du mein Gott, sagte Barbara vor Schrecken blaß, ich thue hier nichts Böses, ich kam um zu meiner Schutzpatronin der heiligen Barbara zu beten, da ward es spät und man schloß die Thüre zu.“

Fürchte nichts, erwiederte der Mönch, ich bin ein Unglücklicher, der verdammt ist für vergangene Verbrechen aus dem Grabe aufzusteigen, und bei nächtlicher Weile umher zu irren. Die Menschen hielten mich für fromm und heilig und man begrub mich in diesem Tempel, weil ich vor den Augen der Welt ein gottseliges Leben führte. Aber der, der Augen hat wie Feuerflammen und in das Verborgenste hinein sieht, kannte alle meine Thaten, sie waren böse und lassen mir im Grabe nicht Ruhe. Einst, als ich, ein frommer Knabe, mich dem Dienste des Herrn gelobte mein Lebenlang, da weihte ich mich der heiligen Barbara, die gab mir einen Rosenkranz von Steinen, die leuchteten wie Diamanten und Rubinen und eine Lilie, die war weiß und glänzend wie der Schnee. — „Die Lilie trage auf deinem Herzen, sagte sie, und den Rosenkranz um deinen Hals. Diesen wird man dir einst rauben und du wirst nicht wissen, wie es geschehen ist, aber jene verwahre wie deine heiligste Reliquie bis an's Ende deines Lebens, keine Macht der Erde kann sie dir rauben und du verlierst sie nur aus eigener Schuld.“ — So sprach sie, aber meine Wege gingen dem Bösen nach; ich vergaß die Lilie auf meinem Herzen, achtete nicht auf sie, und bald war sie verloren, noch eh' mir der Rosenkranz geraubt war, und nun steige ich allnächtlich aus dem Grabe, in welchem ich keine Ruhe finde und suche meine Lilie — meine verlorne Lilie wieder.

So sprach der Geist mit hohl dröhnender Stimme, und als er das gesagt hatte, hob sich ein Stein unter seinen Füßen, ein tiefes Gewölbe öffnete sich und er stieg hinein. Der Stein bedeckte das Gewölbe wieder und die erschreckte Barbara sah nur die einfache Steinplatte, über welche sie so oft hingeschritten war. Der Stein schien so fest gemauert, als wenn er schon Jahrhunderte auf seiner Decke getragen und niemals aus seinen festen Fugen gerissen wäre. Zum ersten Male bemerkte sie Figuren und Inschriften auf diesem Steine, die sie weder lesen noch verstehen konnte und in der Mitte stand mit großen Lettern der Wahlspruch der Trappisten „memento mori!“

Hui! wie es Barbara graute, trotz dem hellen Tage und der Morgen Sonne, die jetzt

Jonas aus dem Leibe des Walfisches errettet hat. —

Da sah sie nun lange, lange, bewacht von von einer alten Heze, die ihr täglich rohe Fische brachte, und dachte an den Dom und an die heilige Barbara und an Victor, der ihr Kisse und Aepfel gebracht, der ihr schöne Geschichten erzählt und ihr die Gebeine der drei hundert Märtyrer und die Wurzel Jesse gezeigt hatte. Und wie sie eines Tages wieder so sah, die Hand unter dem Kopfe, und nach der Blume ihres Herzens sah, da hörte sie ein leises Flüstern an einer Spalte der Höhle; es wurde immer lauter und lauter, bis sie zuletzt ganz deutlich „Barbara“ sagen hörte. Sie stand auf, legte das Ohr an die Spalte und fragte dann mit leiser Stimme, wer da sei? „Es ist Victor, der dich erretten will“, sagte es von außen herein, und darauf begann ein kräftiges Stößen und Bohren, daß die erstaunte Barbara nicht wußte was sie vor Verwunderung anfangen sollte. Endlich war ein großes Loch gebrochen, so daß sie hindurch konnte. Komm getrost hervor, sagte Victor, ich trage dich durch die schäumenden Fluthen, die heilige Barbara, deine Schutzpatronin besieht dir's. — Aber sie zitterte so sehr vor Freude, daß sie erst ein wenig warten und sich erholen mußte, denn sie sah das helle Tageslicht wieder und Victor, der so groß und schön geworden war, daß sie ihn fast nicht wieder erkannte. Er kam jetzt zu ihr in die Gishöhle und erzählte wie es in Kanten seit ihrer Abreise ergangen und wie er zu ihrer Rettung gekommen sei.

Ich war sehr traurig, als du fort warst, sagte er, Niemand wußte wohin du seiest, nur daß du am Abend vorher bei der heiligen Barbara gebetet hättest, das wußte man. Ich dachte immer an dich und als ich die Lehrzeit bei meinem Meister zu Ende hatte und als Geselle in die Welt reiste um mir Arbeit zu suchen, da fragte ich überall, aber Keiner wußte von dir. Nun geschah es, daß ich zur St. Johannes Kirmeß nach Hause kam und nach der Vesper in den Dom ging. Nach der Vesper, dachte ich, war es, wo Barbara zum letzten Male hinging. Ich kniete vor den Altar deiner Schutzpatronin nieder und betete viele Paternoster, daß Gott mir die Gnade gebe, dich endlich zu entdecken. Da sah ich mich plötzlich von einem wunderbaren Lichte umstrahlt, und als ich mich umsah, stand eine Frau, die schön war, wie die heilige Barbara selbst, hinter mir.

Erstreck nicht, Jüngling, sagte sie zu mir, ich komme dir zu sagen, wo deine Barbara geblieben ist. Der listige Rheinkönig hat sie hinunter getragen zu den Tiefen des Rheines, wo man ihr die Lilie und den Rosenkranz, welche ich ihr anvertraute, rauben wollte. Aber keine Lockungen des Bösen vermochten die Lilie von ihrem Herzen und den Rosenkranz von ihrem Halse zu reißen. Barbara blieb standhaft und dafür schmachtet sie in einer finstern Höhle, wo sie von einer Heze bewacht wird und wo Wasserratten ihre einzige Gesellschaft sind. Doch die Stunde ihrer Rettung hat geschlagen. Gile um die Mittagsstunde zum Rhein, stürze dich mutbig hinein, wo er am tiefsten ist, dein Leben wird erhalten bleiben, denn ich begleite dich hinab in die Tiefe, und die heilige Mutter Gottes sendet ihre Engel, daß sie dir zur Seite stehen und du mit Barbara zurückkehrst zu unserer und aller Guten Freude. Wenn du Glauben hast, so eile hinab und es soll dir kein Haar gekrümmt werden.

Die Wunderbare war verschwunden, sagte Victor weiter, aber ich zögerte nicht länger und stürzte mich hinunter. Da fand ich dich, meine Barbara, meine liebe verlorene Barbara wieder, und er umarmte und küßte sie. Dann traten sie die Reise an durch die schäumenden Fluthen. Es währte nicht lange, so waren sie am Ufer, denn die heilige Barbara beschützte und behütete sie, so daß sie unbeschadet hindurch gingen. O, wie glücklich waren sie, als sie das helle Tageslicht wieder sahen, und den Fuß auf heimathlichen Boden setzten. Dann gingen sie in die Stadt und zuerst zum Dome hin, wo sie vor dem Altare der heiligen Barbara fromm die Hände falteten und ein Dankgebet für die erlangte Rettung hinausschickten.

Und nun ging Victor nicht mehr in die Welt hinaus; er hatte ein nettes Sümmden von seinem Vater geerbt und damit wollte er sich als Meister niederlassen. Barbara ward seine Hausfrau; sie liebten sich treu und lebten bis an's Ende ihres Lebens froh und vergnügt. Der Rosenkranz aber war verschwunden, und Barbara wußte nicht, wie es geschehen war, gleich wie die Jugend und die Schönheit dahin gehen, ohne daß man es gewahrt; es geschah alles, wie es ihre Schutzpatronin gesagt hatte. Aber als sie nun alt waren und starben, da wuchs auf Victor's Grab ein grüner Palmbaum und auf Barbara's eine schneeweiße Lilie, und Niemand wußte, wer sie gepflanzt hatte.



R. Oppenheim. inv.

Lith. Inst. von Arnz & Co in Düsseldorf.

Das böse Weib und der Teufel.

(Märchen von Joh. N. Vogl)

Das böse Weib und der Teufel.

Märchen von Dr. Joh. Nep. Vogl.

Vor vielen Jahren lebte in Slavonien ein junger Bauer, Namens Joka, der mit einer beispiellosen Gelassenheit begabt war, und dessen liebste Beschäftigung darin bestand, des Winters auf seiner Ofenbank und in den andern Jahreszeiten auf einem Baumstumpf vor seiner Hütte zu sitzen und den blauen Wölkchen nachzusehen, welche er aus seiner Tabakspfeife blies.

Man würde höchst wahrscheinlich nie etwas von ihm gehört haben, ja ich selbst wäre außer Stande gesetzt, besagten Joka den Lesern dieses Märchenbuches als den Haupthelden eines Volksmärchens auf- und einzuführen, wenn er nicht zufälligerweise das Unglück gehabt hätte, ein Weib zu besitzen, welche Zank und Zwietracht in demselben Grade liebte, als Joka den Frieden.

Diese liebenswürdige Frauensperson machte sich nun das sonderbare Vergnügen, ihren Ehegatten zu allen Tageszeiten bis auf das Blut zu quälen, sie unterließ sogar nicht, wenn dieser sich eben nicht sehr an ihre rednerischen Ergießungen fehrte, ihren Meinungen zuweilen eine handgreifliche Auslegung beizufügen, welche verschiedene Erinnerungszeichen in dem werthen Antlitze ihres sanftmüthigen Eheherrn zurüchließ.

Das Widersprechen war ihr so sehr zur Gewohnheit geworden, daß der arme Joka sich endlich gar nicht mehr getraute, sie nur um das Geringste zu bitten, geschweige einen ebeherrlichen Befehl an sie ergehen zu lassen. Denn, wenn er auch mit all' seiner angeborenen Gutmüthigkeit zu ihr sprach: Sieh, liebes Weib, ich dünkte, daß du die Sache auf solche Art angreifen solltest, schrie sie alsoogleich: Weil du es meinst, will ich gerade das Gegentheil thun.

An einem Morgen verließ Joka seine Hütte, um eine Wiese, welche er erst kürzlich an sich gekauft hatte, abzumähen. Er hatte kaum ein paar Stunden gemäht, als ihm auch schon seine theure Hälfte einen Besuch abstattete, um zu sehen, wie weit er in seiner Arbeit vorgerückt sei, bei welcher Gelegenheit sie nicht ermangelte, ihn nach ihrer gewöhnlichen Art und Weise über seine Faulheit auszuscherlen. Als sie nun meinte, ihn zum Morgenimbiß genug mißhandelt zu haben, entfernte sie sich wieder mit der Drohung, daß er bis Mittag das Feld abgemäht haben müsse, im Falle er anders ein Gelüste nach einem Mittagsbrode trage.

Der sanftmüthige Joka versprach lächelnd, sein Möglichstes zu thun, und griff frisch wieder

zu seiner Sense, da er aber sah, daß sein Weib ihren Weg quer durch die Wiese nehmen wollte, rief er ihr zu, stehen zu bleiben. Warum? fragte das Weib, indem sich eine neue Gewitterwolke auf ihrer Stirne bildete.

Joka. Weil du leicht ein Unglück haben könntest.

Sein Weib. Was schnakt der Tropf da wieder?

Joka. Habe ich dir es nicht schon gesagt, daß auf dieser Seite der Felder sich ein alter Brunnen befindet, der jetzt ganz von dem Grase überdeckt ist. Wie leicht kannst du auf diese Stelle gerathen und in den Brunnen hinunterfallen.

Sein Weib. Wahrhaftig, man sollte es nicht glauben, wie sehr du um mich besorgt bist.

Joka. Du zweifelst doch nicht an der Wahrheit?

Sein Weib. Nichts desto weniger.

Joka. Nun also —

Sein Weib. Nun also — thue ich gerade, was ich vorgenommen habe. Meinst du mich, du Löpel, mit deiner List herumzukriegen, deinem einfältigen Kopfe zu folgen. Das erlebst du nun und nimmermehr!

Joka. Aber so höre doch —

Wer aber nicht hörte, war die erbitterte Ehehälte, welche, nachdem sie ihm noch einige Ehrennamen an den Hals geworfen hatte, mit festem Schritte ihren Weg quer über die Wiese fortsetzte.

Joka warf sogleich seine Sense hin, um ihr nachzueilen, schon hatte er sie beinahe eingeholt, da stieß sie einen gellenden Schrei aus und — war aus seinen Augen verschwunden. —

Sie war wirklich in den Brunnen gefallen, vor dem er sie gewarnt hatte.

Joka sprang sogleich zu dem Rande des Brunnens und schrie hinunter: Lebst du noch, Mara? lebst du noch? — aber keine Antwort scholl zurück, auch konnten seine Augen wegen der Tiefe des Brunnens nichts in demselben unterscheiden.

Als er noch einigemal vergebens hinabgerufen hatte, lief er so schnell als er nur konnte nach seiner Hütte, holte die längsten Stricke, die sich in derselben vorfanden, und ließ sie in den Brunnen hinab, indem er sein Weib ermahnte, alle ihre Kräfte zusammenzuraffen und sich an den Strick festzubinden, daß er sie wieder heraufziehen könne.

Nicht lange, so spürte er, daß der Strich geschüttelt wurde, worauf er aus allen Leibeskräften drausloszuziehen begann. Der Schweiß stand ihm in dicken Perlen auf der Stirne, und das Gewicht seiner theuren Gehälfte dünkte ihm um vieles beträchtlicher, als er sich vorgestellt hatte, so daß er oftmals mit seiner Arbeit inne halten mußte, um neue Kräfte zu sammeln.

Nach langem Mühen sah er endlich die süße Last aus der nächtigen Tiefe immer näher und näher kommen, doch schien sie, zu seiner nicht geringen Verwunderung, ganz schwarz zu sein, welches er jedoch der Finsterniß zuschrieb, die sie umgab.

Wie erschraf er aber, als sie nun dem Rande des Brunnens ganz nahe gekommen war, und er in ihr nicht sein Weib, sondern den Teufel in eigener Person erblickte.

Dieser Anblick setzte den gutmüthigen Joka, obgleich die Verwechslung eben nicht so ganz außerordentlich war, dennoch so sehr in Angst und Schrecken, daß er plötzlich in seiner Arbeit inne hielt und mit sich zu Rathe ging, ob er den Teufel herausziehen oder wieder in den Brunnen zurückfallen lassen sollte.

Der Teufel aber, welcher seine Gedanken sogleich errieth, hat ihn in den rührendsten Ausdrücken, ihn vollends herauszuziehen, und versprach ihm dafür eine reichliche Belohnung, durch welches Versprechen sich Joka endlich auch bewegen ließ, sein Rettungswerk zu vollenden.

Als der Teufel wieder festen Boden gefaßt hatte, fragte er: Sage mir, kennst du das Weib, das vorhin in diesen Brunnen hinunterfiel?

Joka. Nun freilich kenne ich die Unglückliche, sie ist ja mein eigenes Weib.

Der Teufel. Dein Ehemann? und wie lange lebet ihr mit einander?

Joka. Es sind über zwei Jahre.

Der Teufel. Wie, zwei Jahre?

Joka. Nicht anders, warum erstaunst du darüber?

Der Teufel. Zwei Jahre! Ich habe nicht volle zwei Stunden mit ihr zugebracht, und wie du siehst, hat ihre Bosheit und ihre Zanfucht gemacht, daß ich auf dieser einen Seite ganz blaß geworden bin.

Joka fand in der That, daß der arme Teufel auf der einen Seite minder schwarz sei, als auf der andern. Nachdem er ihn über den Verlust seiner Leibfarbe bedauert hatte, fuhr jener fort: Du kannst dir wohl denken, daß ich den Dienst, welchen du mir geleistet, indem du mich der Gesellschaft eines so schlimmen Weibes entzogst, gehörig zu schätzen weiß, und sollst da-

ber auch sehen, daß ich dich dafür nach meinen Kräften belohnen werde. Ich eile jetzt an den Hofhalt des Königs Rada und werde dort von dem Körper der jüngsten Prinzessin Besitz nehmen.

Erschreckt über den Zustand, in welchen sie meine Einquartierung nothwendigerweise versetzen muß, wird König Rada, ihr Vater, sogleich die geschicktesten Aerzte zu ihrer Heilung berufen, und demjenigen ungeheure Summen Geldes versprechen, dem es gelingen wird, sie wieder herzustellen. Wenn nun alle Aerzte ihre Versuche fruchtlos angewendet und die Naserei der Prinzessin ihren Gipfel erreicht hat, erscheinst du vor dem König und versprichst ihm, seine Tochter zu heilen. Führt er dich nun an das Lager der Rasenden, so neige dich über sie und murmele zum Scheine einige Worte, und ich werde sogleich meinen Platz räumen, worauf man die Herstellung ihrer Gesundheit nur dir zuschreiben und dich dafür auf das Reichlichste belohnen wird. Auf diese Weise glaube ich dein künftiges Glück zu begründen und meine Dankbarkeit an dich abzutragen.

Joka bedankte sich sehr höflich bei dem Teufel, und dieser fuhr, nachdem er noch einen betrübten Blick auf seine blässere Hälfte geworfen hatte, durch die Lüfte davon.

Kaum war ein Monat verschwunden, so verbreitete sich schon das Gerücht, die Prinzessin sei von dem bösen Geiste befreit. Aus den entferntesten Ländern kamen Aerzte herbei, in der Hoffnung, die ungeheuren Summen zu gewinnen, welche König Rada für denjenigen bestimmte, der sie von dem schlimmen Gaste befreien würde.

Allein obgleich auch die Residenz des Königs einem großen Krankenhause glich, in welchem man mehr Doctoren sah als Fliegen in einer Bauernschenke, blieben doch alle Bemühungen derselben fruchtlos, ja, die Krankheit der Prinzessin schien sich sogar mit jedem Tage zu verschlimmern.

Fast bis zur Verzweiflung gebracht über den Zustand derselben und höchst erbittert über die Unkenntniß der Aerzte, ließ jetzt der König folgenden Aufruf durch seine Herolde bekannt machen: Es sei hiermit Jedermann zu wissen gemacht, daß derjenige, welcher im Stande ist, die Gesundheit der Prinzessin wieder herzustellen, nicht nur allein die Hand derselben, sondern auch das Erbrecht auf den Thron des Königs zur Belohnung erhalten soll.

So anlockend aber auch dieses Versprechen an und für sich sein mochte, so behagte es doch auch nicht einem einzigen der anwesenden Heilkundigen, da die Herolde demselben noch den

kleinen Umstand beifügten: daß derjenige, der den Versuch wagen würde, ohne daß binnen dreien Tagen eine Besserung erfolgte, ohne Gnade und Barmherzigkeit würde gespießt werden.

Eine natürliche Folge von der Bekanntmachung dieses Aufrufes war daher, daß sich die gelehrten Herren allgemach wieder von dem Königshofe verloren. Jetzt, meinte Joka, sei es die rechte Zeit für ihn, Hand an das Werk zu legen; er säumte daher nun nicht länger, seine Reise nach der Residenz anzutreten.

Dort angelangt, verfügte er sich sogleich nach dem königlichen Pallaste und begehrte von den Trabanten, welche die Pforte desselben bewachten, als ein berühmter Arzt, der gekommen sei, die Prinzessin von ihrer Raserei zu heilen, sogleich bei dem König gemeldet zu werden.

Die Trabanten freuten sich, als sie diese Nachricht vernahmen, über die Waffen, und ließen in größter Eile zu dem König, ihm dieselbe zu hinterbringen.

König Rada befahl, den vermeintlichen Wunderarzt augenblicklich in den Pallast zu führen, nahm ihn auf das freundlichste auf und geleitete ihn sogleich in das Gemach der Prinzessin.

Diese lag, als sie dasselbe betraten, von den Wächtern gehalten auf ihrem Lager, mit Händen und Füßen um sich schlagend, und dazu auf das Kläglichste wimmernd. Da jetzt, sprach König Rada, welch' unselige Krankheit mein armes Kind befallen. Versuchet nun, ob ihr im Stande seid, ihm zu helfen. Ach, mein zerrissenes Vaterherz läßt mich nichts anderes erwarten, als daß meine Tochter rasend bleiben wird, und ich Euch auf dem Markte gespießt erblicken werde.

Joka aber, ohne auf die Worte des Königs zu hören, trat mit ernster Würde zu dem Lager der Prinzessin, legte verschiedene Male seine Hand auf ihren Kopf und murmelte einige unverständliche Worte.

Augenblicklich verließ der Teufel, dem Versprechen gemäß, seinen Wohnsitz, den er in ihr aufgeschlagen hatte, und raunte nur noch, bevor er sich davon machte, dem Wunderdoctor in das Ohr: Ich glaube dich nun hinreichend für deinen Freundschaftsdienst belohnt zu haben und werde mich jetzt zu der Prinzessin des benachbarten Königreiches verfügen. Wage es aber ja nicht, sie von mir befreien zu wollen, denn deine Mühe würde vergeblich sein.

Joka versprach ganz nach seinem Willen zu handeln.

Die Prinzessin aber fühlte von der Minute an ihre Besserung und sowohl König als Hofstaat waren fast vor Freude darüber außer sich.

Ersterer ließ sogleich seine Tochter mit Joka vermählen und diese Feierlichkeit in seinem ganzen Reiche bekannt machen.

Die Prinzessin, welche bald wieder vollkommen hergestellt war, lebte hierauf mit ihrem Gemahl, den sie als ihren Lebensretter betrachtete, in der größten Eintracht und Zufriedenheit. Der Teufel aber trieb mit der Tochter des Nachbarkönigs ein solch arges Spiel, daß das ganze Reich darüber in Verwirrung geriet, welche Unruhe sich auch bald auf jenes erstreckte, über welches König Rada zu gebieten hatte.

Der benachbarte König hatte kein Mittel unverjucht gelassen, die gelehrtesten Aerzte aus allen Weltgegenden herbeizuschaffen, um seine Tochter von dem Bösen zu befreien, aber alle Versuche blieben fruchtlos.

Unter den vielen Heilkundigen jedoch, welche die Prinzessin besuchten, befand sich auch Einer, welcher sich eben an König Rada's Hofe aufgehalten hatte, als Joka der Tochter desselben die Gesundheit wieder verschaffte.

Er erzählte dem Könige, was sich an Rada's Hofe begeben, und rieth ihm, sich an Prinz Joka zu wenden, da dieser wahrscheinlich der einzige Mensch auf der Erde sei, welcher die Prinzessin retten könne.

Sogleich sendete der König mehrere seiner ersten Hofbedienten mit kostbaren Geschenken an Rada und dessen Tochtermann, und beschwor den letzteren in einem eigenen Handschreiben, die Prinzessin mittelst seiner Wunderkraft von dem bösen Geiste zu befreien.

Die Abgesandten kehrten aber traurig und niedergeschlagen mit der Nachricht zurück, daß Rada's Tochtermann sich durchaus nicht dazu verstehen wolle, sein Begehren zu erfüllen.

Der König schickte hierauf noch reichere Geschenke an diesen, aber immer vergebens.

Endlich darüber in Zorn gebracht, sendete er an den König Rada die Botschaft, daß, wenn sein Tochtermann nicht in kurzer Zeit erscheine, um die Prinzessin zu retten, er zur Vergeltung für seinen Troß, sein Land mit Krieg überziehen und kein Menschenleben verschonen wolle.

König Rada wurde durch diese Erklärung in keine geringe Verlegenheit gesetzt, da er der Macht seines Nachbarkönigs durchaus nicht gewachsen war. Er hat daher Joka auf das Dringlichste, die Prinzessin zu retten, wenn sie nicht beide von Thron und Land kommen sollten.

Als dieser sah, daß alle seine Ausflüchte vergebens seien und Rada nur noch immer mehr in ihn drang, ergab er sich endlich in dessen Willen und reis'te nach dem Reiche des Nachbarkönigs, in der Hoffnung, durch vieles

Zureden den Teufel endlich doch zu bewegen, die Festung aufzugeben.

Als er aber in die Nähe des königlichen Ballastes gekommen war, besann er sich plötzlich eines anderen.

Er befahl seinem Gefolge zurückzubleiben, und lief, so schnell er nur laufen konnte, nach dem Ballaste. Hier angelangt, stürzte er, zur Verwunderung aller Wachen und Hofleute, wie ein Wahnsinniger von Gemach zu Gemach, bis er, die Stirne mit Schweiß bedeckt, das Krankenzimmer der Prinzessin erreichte.

Das erste, was er dort nebst der Leidenden erblickte, war sein infernalischer Freund, welcher, als er seiner ansichtig wurde, das Gesicht in grimmige Falten zog und ihm mit zornfunkelnden Augen entgegenschmurrte: Was willst du hier? Habe ich dir nicht verboten, mich hier aufzusuchen?

„Ach, antwortete Joka, mit angstvoller Miene nach der Thür sehend, ich will ja auch gar nichts von dir, noch sonst Jemanden, aber...“

Der Teufel. Nun?

Joka. Mein Weib...

Der Teufel (erbleichend). Dein Weib!?

Joka. Ist unglücklicherweise wieder aus dem Brunnen gekommen und folgt mir auf der Ferse.

Raum hatte der Teufel dieses gehört, als er ohne weiter ein Wort zu erwiedern, in aller Eile zum Fenster hinausfuhr und sich in das Meer hinunterstürzte.

Die Prinzessin erholte sich hierauf zusehends und der König überhäufte ihren Lebensretter mit Geschenken von unermeßlichem Werthe und schloß mit König Rada ein ewiges Freundschaftsbündniß, worauf Joka vergnügt über seine gelungenen List, wieder in die Arme der Seinigen zurückkehrte, mit welchen er von nun an ein höchst zufriedenes Leben führte. Von dem Teufel aber war seit dieser Zeit nichts wieder zu sehen.

Der Sprung vom Siebichenstein.

Historische Sage von L. Würpel.

Graf Ludwig saß auf dem Siebichenstein
Und schaute trüb in die Saale hinein;
Denn er saß allein und gefangen.
Er dachte just an des Kaisers Brief,
An die Frist, die heute zu Ende lief,
Und daß er schwer sich vergangen.

Da, herch, fernab klingt Hörnerschall,
Und jauchzend tönen alsbald vom Wall
Des Schlosses grüßende Klänge,
Und näher sprengt es im scharfen Trab,
Schon knarrt die Brücke, sie rasselt herab,
Es wogt hinüber die Menge.

Wohl hörte der Graf den Jubelklang,
Der schneidend ihm in's Herze drang,
Es schweift sein Blick in's Gelände:
Dort rauschen die Wälder, die Nebel glüh'n,
Und im Sonnengolde die Adler ziehn
Hoch über die Felsenwände.

Und auf dem Fluß tief unten wiegt
Ein Rachen sich, und ein Fähnlein fliegt
Von Freundeshand geschwenket,
Und am Ufer drüben gefaltet harret
Der wilde Renner und jauchzt und scharret,
Den oft seine Faust gelenket.

Da flammt sein Auge, da lacht sein Mund,
Da streckt er die Rechte zum Himmelsrund,
Wie flehend um Schutz und Segen:
„Herr Kaiser, nun mögt ihr halten Gericht,
„Doch wist, ich stelle mich heute nicht,
„Noch kommt mir der Tod nicht gelegen.“

Und hoch auf die Brüstung mit fettem Schwung
Schon fliegt der Graf, und jetzt — ein Sprung!
Hilf Gott, ein Sprung in die Tiefe!
Dummpf hallt's empor — es zischt und wallt
Der Fluß — verschwunden ist die Gestalt —
Es starren die Felsenriffe. —

Doch sieh! da sprudelt's wieder und wallt,
Und hervor aus dem Wasser taucht alsbald
Der Graf mit Lachen und Grüßen,
Und lachend schwingt er sich in den Kahn,
Dann fliegt er über die Wasserbahn,
Daß schäumende Wellen entfließen.

Nun fort an's Ufer, heraus der Troß!
Schon sitzt Graf Ludwig hoch zu Ross
Und grüßet die Felsenwände;
Er athmet jauchzend des Waldes Duft,
Und, frei wie der Nar in goldner Luft,
Hinsprengt er durch's Gelände.

Havelok und Argentilla.

Ein dänisches Volksmärchen von Ellen.

Vor langer, langer Zeit lebte in Dänemark ein König, der G ü n t h e r hieß und nur ein einziges Söhnchen Namens H a v e l o f hatte. Von dem will ich erzählen, wie es ihm wunderbarlich ergangen ist.

Der Britenkönig Artus überzog G ü n t h e r mit Krieg und gedachte ganz Dänemark sich zinsbar zu machen. Das wäre ihm nimmer gelungen, denn die Dänen waren freitbare Krieger und ihrem Könige getreu. Aber ein Bösewicht und treulofer Verräther waren unter ihnen, H o d u l f genannt, der gab Tücke und Schleichwege dem Könige an die Hand, also daß er in allen Schlachten siegreich war und endlich König G ü n t h e r selbst ums Leben brachte. Das vermag wohl ein Schurke zu Wege zu bringen, wie wir Aehnliches jeden Tag erleben.

Artus machte diesen H o d u l f darnach zum Statthalter von Dänemark, wo er grausam Regiment führte und Allen, die es im Stillen noch mit König G ü n t h e r hielten, übel mitspielte.

Zu diesen Braven gehörte S i g a r, der ebenso reich an Verstand wie an Glücksgütern war, also daß ihm der böse H o d u l f nichts anhaben konnte. Ihm hatte König G ü n t h e r vor seinem Tode auch das Horn gegeben, das nur er und seine leiblich rechtmäßigen Nachkommen blasen konnten.

Ein anderer von den Treugesinnten hieß G r i m, ein gar redlicher Mann, der ein festes Schloß am Meer besaß, allwo G ü n t h e r Frau und Kind verwahrt hatte, da der Krieg ausbrach. Als nun der böse H o d u l f auszog, alle königlich Gesinnten zu ermorden, stürmte er auch mit viel Gewalt auf Grim's Schloß ein

und brach Mauern und Thüren durch die Gewalt der Waffen.

Das ersah Grim und bestieg zur Nachtzeit ein Schifflein, das er im Schloß geborgen hatte und heimlich auf das Wasser niederließ. Es hatte nur für ihn, die Frauen, seine zwei Söhne, den kleinen Havelok und wenige Diener Platz. Aber er vertraute Gott und stoch alsbald mit dem Schifflein in See.

Als nun H o d u l f andren Morgens von neuem Sturm lief und in die Burg eindrang, war das Nest leer und der kleine Havelok glücklich gerettet.

Havelok war aber ein kräftiges Kind und hatte ein Feuer im Leibe, wie es nur selten vorkommt, also daß ihm beim Schlafe ein liches Flämmchen mit dem Athem aus dem Munde fuhr.

Da sie nun redlich hinfuhren und schon an gastliche Küsten zu gelangen hofften, wurden britische Seeräuber ihrer ansichtig, enterten ihr Schifflein und alsbald begann ein grausamer Kampf. Grim wehrte sich wie ein Löwe und erschlug viele Feinde; endlich aber vermochte er nicht mehr der Uebermacht zu widerstehen. Schon war die gute Königin, Havelok's Mutter, erschlagen, da faßte Grim seine Frau und seine zwei Söhne, so auch den kleinen Havelok mit dem linken Arme und sprang in's Meer, sich und sie durch Schwimmen zu retten.

Und es gelang ihm, mit diesen Bieren bis an ein Ufer zu gelangen, woraus man deutlich ersieht, daß er kein gewöhnlicher Schwimmer war. Schätze und alles Gut aber,

das er mit im Schiffelein gehabt, waren verloren und die gute Königin war todt.

Am Lande nun suchte Grim sich und den Seinigen, wozu er auch Havelof zählte, das Leben zu fristen, so gut es sich machte. Er ging auf die Jagd und den Fischfang und erwarb so viel, daß sie ein ärmliches Auskommen hatten. Ueber all ihre Noth trösteten er und seine Frau sich aber, da sie ihre Söhne und König Günther's Kind gesund und frisch bei sich aufwachsen sahen.

Und wirklich waren die drei Knaben von unvergleichlicher Schönheit und Havelof dazu von einer Leibeskraft, die Jedermann in Erstaunen setzte. Kein Erwachsener that es ihm im Ringen und Laufen gleich, Jeder, der es mit ihm aufnahm, wurde zu Boden geworfen, selbst die stärksten Leute weit und breit. Dabei hatte er einen gar verständigen Sinn und treue blaue Augen, die Allen wohl thaten, auf die er sie richtete.

Grim aber, der immer noch voll Sorge war, der böse Hordulf möge Havelof nachstellen, ihn zu verderben, hatte ihm einen anderen Namen gegeben und nannte ihn seinen Sohn, was denn auch Havelof selbst nicht besser wußte.

Also war Grim froh, wenn er auf ihn sah, und auch sehr betrübt, daß seines Königs Kind also unter armen Leuten aufwuchs bei niedriger Arbeit und in unadlicher Zucht. Denn er gedachte allezeit, daß Havelof einst wieder zu Ehren kommen werde und den Thron seines Vaters besteigen.

Nahm ihn darum eines Tages bei Seite und sprach: „Lieber Sohn, höre, was ich dir sage. Wir leben hier als arme Fischerleute und Ihr werdet es Euer Lebenlang zu Nichts bringen, wenn Ihr hier verharret. Darum habe ich mit Euch drei einen Entschluß vor und sage ihn dir, dieweil du der Stärkste bist und der Verständigste. Nimm deine beiden Brüder mit dir und geht hinaus in die Welt, zu sorgen, daß Ihr aus Euch tüchtige Männer macht, die etwas sind und auch dafür gelten. Geht nach England, wo vielerlei Geschäft im Gange ist, bemüht Euch allda redlich, thut Euch in Waffenhandwerk, in hoher und geringer Arbeit um, so mag es Euch glücken und ich darauf noch Freude an Euch erleben. Viel Vorschriften mache ich dir nicht, da sie nur Worte sind, wenn Euch der rechte Sinn fehlt, und von einem flatterhaften Gemüthe hinwegwehen, wie Spreu. Was ich dir sage, ist, daß du bedacht bleibst, von allen Menschen geliebt und geachtet zu werden. Wenn dir

das gelingt, so liebt dich auch Gott, dem ich dich und deine Brüder empfehle. Amen! — Nun reiset!“

Als Havelof das vernommen, war er fröhlich und dankte seinem Pflegevater sehr, denn sein Herz stand ihm lange auf Ausfahrt und Abenteuer.

Grim hatte allbereits Kleider, Waffen und etwas Geld gerüstet, gab ihnen ein kleines Schiff und so fuhren sie dahin unter den Segenswünschen der Eltern. Sie hatten guten Wind, und da sie auf geradem Wege ausgegelen und nicht rechts oder links abwichen, kamen sie wohlbehalten gen Nichola und versahen sich guter Aufnahme bei den Leuten des Landes.

Nun muß ich zuerst erzählen, in welchen Umständen sich damals das Land Nichola befand.

Es war ein zweitheilig Königreich, aber über beide Theile herrschte der König Alfi. Der König Eckenbrecht, dem der eine Theil erb- und eigenthümlich gewesen, war frühzeitig gestorben und hatte nur eine Tochter hinterlassen, die Argentilla hieß, ein überaus schönes und frommes Kind. Die hatte er sammt dem Reiche seinem Freunde und Waffenbruder Alfi vor seinem Tode anvertraut und sich von ihm heilig angeloben lassen, daß er sie fein christlich erziehe, das Erbe ihr ohne Gefährde erhalte und dereinst, wenn sie erwachsen wäre, ihr den stärksten Mann im Lande zum Gemahl wähle, um Beiden sodann das Erbe zu übergeben sammt Städten, Schlössern und Dörfern, die er nummehr verlassen müsse.

Das Alles hatte König Alfi feierlich geschworen auszuführen, aber hören wir, wie er sein Wort hielt.

Er gedachte, niemals das schöne Reich Eckenbrechts wieder herauszugeben und wies deshalb alle Freier, wie stark und mächtig sie waren, mit schönen Worten ab, wenn sie kamen, sich um der reizenden Argentilla Hand zu bewerben.

Das vernahm Argentilla wohl und war darüber traurig in ihrem Herzen und saß oft viele Stunden weinend am Meeresstrande, denn sie erfuhr zudem gar üble Behandlung von König Alfi und dessen Hofgesinde, also daß sie sich hinwegsehnte und gar bereit war, auf ihr schönes Erbe zu verzichten, wenn sie nur wieder zu braven Leuten käme.

Wer das holde Königskind so gesehen hätte, händeringend auf der Felsenklippe am Meere sitzend und voll Sehnsucht hinausstarrend, ob ihr nicht ein Schiffelein Hülfe und

Rettung bringe, der hätte gewiß ein christlich Erbarmen mit ihr gefühlt.

Und als sie eines Tages wieder da saß und mit den Händen ihr schön goldgelb Haar flocht, das losgegangen war, und sich mit den Flechten dann die Thränen trocknete, die ihr reichlich aus den Augen flossen, — siehe, da schaukelte sich nahe vor ihr ein klein Schifflein auf den Wogen und drei Jünglinge, die darin saßen, gaben sich viel Mühe, es durch die Brandung und zwischen den Felsen hin glücklich an das Ufer zu bringen.

Das war aber vergeblich, denn der Landwind war gewaltig im Gange, also daß der Gischt hoch aufbrausete und die Jünglinge sich in eilter Arbeit abmüheten. Oft konnten sie kaum das Land sehen, so spritzte das Wasser um sie, das auch in ihr Schifflein drang und es in den tiefen Meeresgrund zu versenken drohte.

Argentilla vergaß ihr eigenes Herzleid über die Gefahr, in der vor ihren Augen die drei Jünglinge schwebten und hätte ihnen gern geholfen, wenn sie gekonnt hätte. Sie eilte aber auf die Felsen, die dem guten Landungsufer zunächst waren, und winkte mit ihrem Schleier durch die Luft, daß die drei Seefahrer erkannten, wohin sie zu halten hätten, um an's Land zu kommen.

Havelof, der am Steuerruder saß, erkannte auch bald den wehenden Schleier und die schlanke Jungfrau, welche ihn schwenkte. „Das bedeutet gut Heil!“ rief er und drehte das Schifflein nach dem Felsen hin, auf dem Argentilla stand. „Nun rudert nur tüchtig los!“ fuhr er fort und warf selbst die Segel herum, also daß ihr Schifflein wie ein Pfeil durch die stürmische Brandung schoß. Mit kundiger Hand hatte Havelof auch sofort die Segeltücher eingerefft und nun wiegte sich das Schifflein in dem ruhigen Wasser dahin, das hinter dem Felsen eine Bucht bildete.

Die drei Jünglinge stießen es vollends mit Stangen an das Land, banden es an einem Baume fest und stiegen aus, um ihrer Retterin entgegenzugehen um ihr zu danken. Denn offenbar hatte Argentilla sie gerettet. Ohne den wehenden Schleier, der sie wie ein Leuchtturm führte, wäre ihr Schifflein sicherlich an den Felsen zerfellt und hätte sich nimmer in die gute Furth und die Bucht hineingefunden.

Argentilla ging ihnen einige Schritte entgegen, denn sie freute sich sehr der jungen Leute, weil sie gerettet waren.

„Dank dir, holde Retterin!“ sprach

Havelof, „ohne dich wären wir nimmer zu Lande gekommen und lägen jetzt in der Fluth, den Fischen und Seeungeheuern zur Beute. Dir danken wir unser Leben, sage uns, ob wir dir lohnen können in einer Art, was du uns gethan hast!“

„Habe ich Euch gerettet?“ versetzte Argentilla und Thränen stürzten aus ihren Augen. „O dann danke ich Gott, denn dieses ist die schönste Stunde meines Lebens. So sagt mir, wer Ihr seid, damit ich meine Freunde kenne und ich Euch Alles sagen kann, was mein Herz bedrückt!“

„Schöne Jungfrau!“ sprach Havelof, wir sind Seefahrer und drei Brüder. Unser Vater ist der alte Grim und hat uns hinausgeschickt, in der Welt unser Glück zu suchen und Abenteuer zu bestehen, die uns Ehre machen. So gebiete nun über uns, wie dir beliebt.“

Dabei schaute Argentilla auf ihn hin, wie er so in blühender Jugendschönheit und voll Kraft in allen Fasern vor ihr stand, und es ward ihr um's Herz, wie noch nie, daß sie fast sprachlos war und ihm ihre Hand darreichte, als seien sie alte Bekannte. Darüber erbarmte es Havelof und er küßte ihre schöne Hand, was sie gern zuließ. Denn es kam auch in sein Herz das Gefühl der Liebe und wie er auf sie hinschaute voll zärtlicher Begeisterung, zog ihr Bild durch seine Augen ihm in's Herz, darin zu wohnen für alle Zeit.

„O meine Königin!“ sagte er nur, weil er sie anbetete voll Liebe, wußte aber nicht, daß sie eine Königstochter war. „Ja“, versetzte sie, „ich sollte wohl eine Königin sein, denn ich bin Argentilla, König Eckbrecht's Tochter, dem das halbe Reich Nichola gehört hat. Aber mein Oheim behandelt mich schlecht und ich fürchte, er wird es so anstellen, daß es mir schlecht ergeht.“

Wie die drei das vornahmen, flammten ihre Augen und ihre Händen ballten sich unwillkürlich. Ohne es zu sagen, hatten alle drei sofort sich gelobt, für die mißhandelte Königstochter mit all ihrer Kraft und Klugheit einzustehn und ihr Leben für sie nicht zu theuer zu achten.

Havelof besonders war wunderbar ergriffen. Einmal war es ihm halb leid, daß sie eine Königin war, denn er vermeinte, daß sie nun für seine Minne zu hoch stände. Dann aber ließ er alle Gedanken um sich fahren, dachte nur an die schöne Maid und wie er ihr zu ihrem Rechte verhelfen könne.

Er warf sich demnach ihr zu Füßen und

bat sie flehentlich, wie um eine Gnade, daß sie seine und seiner Brüder Dienste nicht verschmähen, sondern williglich annehmen möchte, denn sie seien stark und verschlagen.

Das vernahm Argentilla nicht ungern und erzählte ihnen darauf ganz ausführlich ihre Geschichte und ermahnte sie zur größten Vorsicht, damit König Alfi ihres Vorhabens nicht inne würde und sie umbringen lasse.

Havelof und seine Gefährten versprachen das auch gerne und nun wurde ausgemacht, daß sie am Hofe kleine Stellen zu erhalten suchen sollten, um Argentilla allezeit nahe zu sein um mit ihr sprechen zu können, wenn es Noth thue.

Somit trennten sie sich unter freundlichem Händedrucke. Havelof verkaufte das Schifflein an einen Schiffsmann, der in der Nähe Güter zu verladen hatte, theilte den gemeinsamen Besitz mit seinen Brüdern und dann gingen sie einzeln in die Stadt, um sicherer zu sein. Aber auf dieser Felsenklippe versprachen sie alle vierzehn Tage sich wieder zu treffen, um zu überlegen, was Alles zu thun sein möchte, um Argentilla zu retten.

Die beiden Söhne Grim's nahmen Dienst als Gärtner bei einem reichen Herrn. Havelof aber ging gerade in das Königsschloß von Nichola, wo Alfi guten Hof und viel Gefinde hielt.

Als der Leibkoch des schönen und starken jungen Mannes ansichtig wurde, gefiel er ihm wohl und er behielt ihn sofort bei sich, ihm in Küche und Keller zu helfen. Das war Havelof wohl zufrieden und zeigte sich alsbald geschickt in allen Dingen. Er konnte Lasten heben, Holz spalten und Wasser tragen, wie kein Anderer, mußte dabei auch die Schüsseln, die von des Königs Tische kamen, abtragen und reinigen, — ein schlechter Dienst, aber er gab manchen guten Bissen, der sich da vorfand, an die anderen Knappen und Knechte, die stets guten Hunger hatten und Havelof deshalb sehr lieb gewannen.

Dabei war er offen und treuherzig, daß Männiglich seine Freude an ihm hatte. Weil er dabei aber klüglicher Weise viel kindliche Einfalt zeigte, hielten sie ihn für einfältig und nannten ihn Guaran, das ist zu deutsch so viel wie „Küchenpeter“; aber keiner ahnte, was mit Guaran noch geschehen sollte.

Als die Knappen vor und nach der übergroßen Körperkraft des Guaran gewahr wurden, brachten sie ihn öfters vor die Ritter und Herrn, daß er mit den stärksten Männern, die sie kannten, ringen möchte, und Guaran warf

sie alle zu Boden. Das gab denn viel Gelächter und Zank, denn Jeder schämte sich, daß der Küchenpeter seiner Herr geworden. Es war aber nicht anders. Und wenn Einer über ihn schimpfte und Streit erhob, so band der Guaran ihm mit viel Geschick Hände und Füße zuhauf und hängte ihn so lange an einen Haken oder Baumast, bis wieder Alles vergeben und vergessen war.

König Alfi selbst verwunderte sich höchlich über die Stärke, die er an dem Guaran wahrnahm, den er nicht anders behandelte wie seinen Hofnarren. Das ließ sich Havelof ruhig gefallen und dachte bei sich, das Hundebissen geht um. Er verhehlte seine Kraft dabei nicht. Zehn der Stärksten aus des Königs Gefinde konnten Nichts gegen ihn ausrichten, und zwölf Männer vermochten nicht die Last zu heben, die er wie im Spiele aufhob und von dannen trug.

Nur Eines betrübte Havelof sehr, daß er nämlich die schöne Argentilla nicht sah, da er ihr doch seine Hülfe geschworen hatte und sie liebte aus stetem Herzen.

Damit war es aber so bewandt, daß die Herrn und Fürsten aus König Eckenbrechts Reich mit dringendem Ansuchen zu Alfi gekommen waren und verlangt hatten, er solle sie einem starken Herrn vernählen, daß der ihr König würde. Denn Argentilla hatte bereits Alter und Größe erreicht, daß sie in die Ehe treten konnte.

Dies Ansuchen verdros Alfi sehr, und da er fürchtete, die Herren möchten Argentilla heimlich entführen, so brachte er sie in ein Gewahrsam, vonwo sie nicht geraubt werden konnte.

Darum sah Havelof sie nicht, wie viel Mühe er sich auch darum gab.

Eckenbrechts Fürsten und Vasallen gab Alfi aber zur Antwort, er sei willig zu thun, was sie begehrten, sie möchten ihm nur Frist lassen, einen würdigen Gemahl für seine Nichte und sein Mündel auszusuchen. Das waren sie zufrieden und es wurde ein Tag festgesetzt, an dem Alfi ihnen Argentilla's künftigen Gemahl verkündigen sollte.

Das hatte Alfi aber nur gesagt, um eine List zu erdenken. Deshalb rief er alsbald seine Vertrauten und Helfershelfer zum geheimen Rathe zusammen und offenbarte ihnen, daß er sich nimmer von Eckenbrecht's Reiche zu scheiden gedenke; lieber wolle er den grausamsten Krieg bestehen, als das Land herausgeben. Sie sollten ihm nun rathe, was er gegen das Begehren von Argentilla's Anhängern antworten sollte.

Da beriethen sich seine gehorsamen Diener sehr und sagten, es sei gewiß Gottes Wille, daß er das Land behalte, da es sein Wille sei. Endlich beschloßen sie einstimmig einen Rath und ihr Vornehmster sagte also:

„Lasse, o König Alfi, die Jungfrau weit weg führen über das Meer gen Britanien und besiehl sie deinen guten Bettern daselbst, auf daß die sie in ein Kloster stecken, dort mag sie Nonne werden und ihr Lebelang Gott dienen, das wird ihrer Seele das Beste sein.“

„Guer Wig und Gure Weisheit ist dünn gesät“, hohnlachte Alfi dagegen. „An die Auskunft habe ich auch gedacht, aber sie genügt nicht. Es könnte ein Waghals die Jungfrau dort ausfindig machen und sie ehelichen, wozu sie gewiß gern die Hand böte und Ja sagte, dann hätten wir bald alle Pestilenz im Lande und wer weiß, wie es dann ginge. Ich habe ein besseres Mittel ausgedacht, das ich auch ausführen werde, die Welt mag dazu sagen, was sie will. — Als König Eckenbrecht starb, mußte ich ihm in Guer Aller Gegenwart schwören, sie dem stärksten Mann zu vermählen, der sich im Lande finde. Und diesen Schwur will ich redlich halten, das wisset! Nun ist Jedem bekant, daß leichtlich kein Stärkerer gefunden werden kann, als der Guaran, den Ihr Alle habt ringen sehen. Er ist freilich halber einfältig, aber das schadet nicht. Dem will ich sie geben und Argentilla mag dann Königin der Schüsseln, Kessel und Pfannen werden. Ich selbst will Alles in's Werk richten und ihren Freunden am bestimmten Tage kund thun. Widerspricht dann Einer, so stecke ich ihn in's Gefängniß und gebe sie dem Küchenjungen doch. Nun geht!“

Als die Räte diese Rede ihres Königs gehört hatten, priesen sie gebührender Maßen seine Weisheit und verabschiedeten sich. Alfi aber ließ den Tag herankommen, der bestimmt war, und sprach dann zu den Freunden Argentilla's, wie er beschloßen hatte.

„Mein Schwur“, sagte er, verbindet mich, sie dem Stärksten im Lande zu geben. Da nun Keiner stärker ist, als Guaran, so werde sie sofort dessen Frau. Wollt Ihr sie dann noch zur Königin und den Guaran zum Könige, so seht, wie Ihr sie kriecht.“

Darüber erhob sich ein großer Lärm und es wäre wohl anders gekommen, wenn nicht Alfi, auf Widerspruch gefaßt, einige hundert Soldaten in den Vorzimmern aufgestellt gehabt hätte, die auf sein Gebot nun in's Zimmer sprangen und Jeden in's Gefängniß führten, der seine Zustimmung zu dieser Vermählung verweigerte.

So war es bald wieder still, denn mit Soldaten läßt sich gut Stille schaffen.

Alfi befahl auch sofort, Argentilla herbeizuschaffen und einen Priester, auf daß er die Trauung vollzöge. Das geschah, und Argentilla weinte recht bitterlich, als sie vor ihren bösen Oheim geführt wurde und versah sich eines bösen Schicksals.

„Nun holt mir auch ihren Gemahl!“ schrie Alfi. Der war aber nirgendwo zu finden, denn es war gerade heute sein freier Tag, an dem Havelof zu seinen Brüdern auf die Felsenlippe gegangen war. Er hatte es wohl heimlich angestellt, aber die Häfcher fanden ihn, als es bereits dunkelte und er den Rückweg antrat. Darum sahen sie nicht, daß er ein anderes Gewand trug, als vordem in der Küche, und bewaffnet war, wie ein Ritter.

Havelof hatte nämlich seine Ungeduld der schönen Argentilla behüßlich zu sein, nicht mehr bemeistern können und mit seinen Brüdern sich bewaffnet und gerüstet, um sie auf allen Schloßern umher zu suchen und sie frei zu machen. Alles war verabredet, wie Jeder gehen und forschen sollte, und sie hatten sich eben getrennt, als Alfi's Häfcher sich auf Havelof stürzten, um ihn zu binden.

Sie liefen aber übel an. Havelof zog hurtig sein Schwert und bald lagen die meisten Häfcher in ihrem Blute. Einige waren indes nach dem Schlosse gerannt, Lärm zu schlagen und Hülfe zu holen. Gegen fünfzig von den Thorwärttern wurden abgeschickt, aber auch denen erging es gar schlimm, und je mehr ihrer sich an Havelof heranwagten, um so mehr mußten auch in das Gras beißen.

Endlich vernahm auch König Alfi, daß der Guaran, wie er spöttischer Weise nur genannt wurde, sich zur Wehr setze und schon viele Mannschaft um's Leben gebracht habe. „Seht Ihr, rief er da laut und lachte, daß ich den rechten Mann für meine Nichte gefunden habe! Aber kostet es mein halbes Heer, ich werde den Willen Eckenbrechts erfüllen und noch heute aus meiner schönen Nichte und dem Küchenpeter ein Paar machen!“

Also wurden immer mehr Truppen hinausgeschickt um den Widerspänstigen zu zähmen und Havelof hatte saure Arbeit. Schon längst war er in Schweiß gebadet, aber es lief auch bereits das Blut stromweis aus den vielen Wunden, die man ihm geschlagen hatte. Seine Brüder hatten längst sich wieder eingestellt, um ihm zu helfen, aber sie fochten im Gedränge umsonst und konnten Havelof endlich in der Dunkelheit nicht mehr sehen.

Dieser war endlich denn doch müde geworden und suchte sich zu flüchten, da die Zahl seiner Gegner nicht geringer wurde, wie viele er ihrer auch erlegte. Für Argentilla muß ich mich retten, dachte er und wollte über einen Graben springen, um in die Nacht hinein zu entkommen.

Aber der Sprung mißlang, er fiel nieder und sofort waren die Soldaten über ihm, so ihn zu binden, daß er kein Glied regen konnte. Damit schleppten sie ihn auch ohne viele Umstände vor den König, der ihn lachend ansah und ausrief: „So recht, Guaran, du hast den Beweis liefern wollen, daß ich Eckenbrechts Gebot recht ausführe. Nun schnell den Priester her, damit mein Spruch vollzogen werde!“

Havelof's Kräfte waren indeß geschwunden. Er hatte die Worte Aisi's noch verstanden und zweifelte nicht daran, daß der Priester ihn auf seinen Tod vorbereiten solle und daß sein Stündlein gekommen sei. Dann fiel er in Ohnmacht, nicht aus Todesfurcht, sondern weil er an drei Stunden gekämpft und allbereits sein meistes Blut verloren hatte.

Somit hielten ihn zwei Häfcher empor. Und ebenso mußten zwei Dienerinnen die arme Argentilla aufrecht halten, die auch das Bewußtsein verlor, als sie sah und hörte, daß sie mit einem halbtodten Menschen, den sie nicht erkannte, vermählt werden sollte. Die Trauung wurde aber in Aisi's und anderer Zeugen Beisein richtig vollzogen. Das Paar wurde eingesegnet und darauf in bewußtlosem Zustande in die armselige Hütte des Guaran geschleppt, die in einem der hinteren Küchengärten stand, und dort unbarmherzig seinem Schicksale überlassen.

Man hatte Guaran, dessen Wunden noch unausgesezt bluteten, auf sein Bett geworfen, so daß es Morgens wie eine Blutlache war. Argentilla lag am Boden. Wenn sie aus einer Ohnmacht erwachte und das schreckliche Schicksal bedachte, in das sie gestürzt war, so vergingen ihr immer die Sinne von Neuem. Endlich fiel sie in einen tiefen Schlaf und hatte einen Traum, von dem ich hernachmals erzählen will.

Als danach die liebliche Morgensonne das Gemach beleuchtete, kam Havelof zu sich und sein erstes Wort war „O Argentilla!“

Das vernahm Argentilla und es klang ihr die Stimme bekannt und gar freundlich in's Ohr. „Wären doch Grim's Söhne hier!“ wimmerte sie, denn sie wagte nicht, sich zu erheben.

Darüber sprang Havelof auf, denn er hatte sofort die Stimme wieder erkannt, ob er sie auch nur einmal gehört hatte. Und darnach erkannten sie sich gegenseitig und starrten einander sprachlos an.

„O Gott im Himmel!“ sagte Argentilla, „dieser Mann hatte mir Hülfe gelobt und nun ist er mein angetrauter Eheherr!“

Das verstand Havelof nicht, denn es war ihm von der Trauung Nichts gesagt, so daß Argentilla selbst ihm enthüllen mußte, was mit ihnen geschehen war. Darüber schämten sich Beide außermaßen, denn ob sie sich auch gar inbrünstig liebten, so hatten sie sich ihre Liebe doch noch nicht gestanden und waren nun Mann und Frau.

Havelof getröstete Argentilla indeß und sagte, er werde sie allzeit wie eine Königstochter und wie eine Hilfsbedürftige und eine Schwester ehren und sein Gelöbniß halten, das er ihr auf der Felsenklippe gegeben.

Argentilla war darüber sehr gerührt und versetzte: „Nein, mein Freund, weil wir getraut sind und ich dich von erster Stunde ab, wo ich dich gerettet zu mir treten sah, wahrhaft geliebt habe, so will ich auch recht deine Frau sein, wofern du es willst. O mein Gemahl, nimm mich mit willigem Herzen als deine Gemahlin an, denn auf Erden ist kein Jüngling oder Mann, den ich lieber zu meinem Gemahle wünschen möchte, als dich, den mir ein hartes Schicksal doch so freundlich gegeben hat.“

Als Havelof die Worte vernahm, konnte er sein Glück nicht ermessen und tragen. War auch noch also schwach, daß er nur seufzte: „O meine liebe Argentilla!“ und wieder ohnmächtig auf das Lager zurück sank.

Da that nun Argentilla, was allezeit guter Ehefrauen Pflicht ist. Sie holte Wasser und Balsam und bereitete reines Leinen, um ihren Geliebten vom Blute zu säubern und ihn zu verbinden, so gut sie es vermochte. Auch zog sie die blutigen Leintücher ab und legte frische unter, die sie in Havelofs Spinde fand. Und als sie das gethan hatte und sah, daß er im Schlummer lag, setzte sie sich zu ihm, um zu erwarten, daß er wach werde.

Plötzlich erschraf sie aber so, daß sie an allen Gliedern zitterte. Denn wie dem guten Havelof im gesunden Schlafe die Kräfte zurückkehrten und das innerliche Feuer in seinem Blute sich wieder anfachte, kam auch mit seinem Athem wieder das lichte Flämmchen von seinen Lippen, von dem ich schon Eingangs erzählt habe.

Argentilla hätte fliehen mögen, wenn nicht

das fromme Gesicht des Schlafenden sie beruhigt hätte. Wie sie nun so auf ihn hinschaute und sich zuerst keinen Rath wußte, gedachte sie eines alten Einsiedlers, der nahebei im Walde wohnte und ihr schon oft Trost und Geduld eingesprochen hatte. Den beschloß sie herbei zu holen und hatte sich bald geschürzt, um hinaus zu gehen. Sie sah, daß ihr Gatte ruhig schlief, schloß also die Hütte vorsichtig und war bald im Walde bei dem Einsiedler.

„Lieber Vater“, sprach sie, kommt doch schnell mit mir dort durch die Gärten, wo ein Kranker, der mein Gatte ist, Eurer Hilfe bedarf. Ach, er brennt und ich kann ihm nicht helfen!“

Der Einsiedler ergriff seinen weißen Stab und schritt schnell mit der Argentilla nach der Hütte, wo sie Havelok noch fanden, wie Argentilla ihn verlassen hatte.

Das Flämmchen stand dicht über dem Munde des Schlafenden. Als der Alte es sah, sprach er lächelnd: „Liebes Kind, halte getroßt deinen Finger in das Flämmchen, es wird dich nicht verbrennen.“

Argentilla that es und wirklich fühlte sie davon keinen Schmerz, vielmehr eine angenehme Gluth, die sich auch wohlthätig in ihrem ganzen Leibe verbreitete, so daß neue Kraft und große Freude sie durchdrang.

„Siehe, liebe Argentilla“, sprach der Greis, „der hier liegt und schläft, ist kein gewöhnlicher Mensch, sondern ein Auserkorener Gottes und sicherlich ein Königssohn, wenn er es auch selbst nicht wissen sollte. Ich weiß, daß Allt dich mit ihm vermählt hat, um dich zu erheben, aber er hat dich erhöht ohne Gleichen, darum sei froh!“

Und das war Argentilla denn auch recht von Herzen. Sie konnte es nicht unterlassen, ihrem Gemahl den ersten schüchternen Kuß auf seine noch bleichen Lippen zu drücken und saß dann mit dem Einsiedler am Bette nieder, des Kranken zu pflegen, der wie verklärt da lag.

Da erzählte Argentilla dem Einsiedler auch ihren Traum, wie es sie bedäucht habe, daß sie mit dem Guaran, von dem sie nicht gewußt, daß sie ihn schon gesprochen, als seine Frau über Meer gefahren sei, gar bitterlich weinend und kleinmüthig. Da seien sie in einen Wald gerathen in fremdem Lande. „Ach“, sagte sie, „es war ein schrecklicher Traum. Ich sah einen wilden Bären, der eine Menge Füchse bei sich hatte, also daß die ganze Gegend davon erfüllt war. Die wollten alle den Guaran anfallen, aber da kamen von der anderen Seite viel starke Hunde, die ihn vertheidigten, und

einer von den Hunden riß den Bären nieder und erwürgte ihn. Die Füchse flohen, als sie das sahen, dann wieder kamen sie einzeln zu dem Guaran gefrohen, als wollten sie um Gnade stehen. Und der Guaran ließ sie binden und kehrte zum Meere zurück und wurde ein herrlicher Mann, wie ein König anzusehen. Und die Bäume des Waldes neigten ihre Wipfel vor ihm und das Meer schwoll mit gewaltigem Brausen bis vor seine Füße, als wolle es ihm huldigen. Da lächelte der Guaran recht wie ein Herrscher. Ich aber war so von Angst erfüllt, daß ich erwachte und dann plötzlich auch meinen Namen von ihm aussprechen hörte. Nachher erkannte ich ihn wieder, denn ich habe ihn vor drei Monden mit seinen Brüdern, den andren Söhnen Grimms, an das Land steigen sehen und er hat mir damals freundliche Worte gesagt und mir seine Dienste geweiht. Ach, Vater, nun ist er mein ange-trauter Ehegemahl und ich liebe ihn ganz unaussprechlich. Tröste du mich und sage mir, ob diese Liebe sündhaft ist.“

Der Einsiedler hatte ihr fleißig zugehört und dabei bald auf Havelok, bald auf Argentilla hingesehen. Als sie schwieg, sprach er mit Händefalten ein Gebet zu Gott und legte ihr dann den Traum also aus.

„Liebe Argentilla“, sprach er, „was du von deinem Gatten geträumt hast, wird bald in Erfüllung gehen. Ich sage dir, sei fröhlich, denn ich erkenne, daß er aus königlichem Stande ist und daß mancherlei mächtiges Erbe ihm zufallen wird. Seine Widersacher — und er hat mächtige Widersacher — werden zu Schanden werden und sich vor ihm beugen, viel Volk wird zu ihm kommen und er wird König sein und du Königin. Was ich dir verkündige, wird sicherlich geschehen!“

Und als sie noch so sprachen, erlosch die Flamme über Haveloks Lippen, und er erwachte.

Da sprach der Einsiedler: „Mein Sohn, sage mir, wer du bist und von wo du gekommen bist gen Nichola?“

Havelok versetzte: „Ich bin von Grimmsbay gekommen, wie wir die Bucht nannten, an der mein Vater sich angestedt hatte. Mein Vater ist Grim, der Fischer, und meine alte Mutter heißt Saburg. Mit zwei Brüdern bin ich hieher ausgefahren, aber ich weiß nicht, ob ich sie nach dem Unfall von Gestern noch am Leben finden werde, denn man hat uns böse zugefegt.“

„Suche deine Brüder auf“, sagte da der Greis, „und ziehe mit ihnen und deiner Frau Argentilla fort von diesem Lande, das du einst

wiedersehen wirst, wie ich dir verkündige. Kehre nach Grimobay zurück. Dort wird sich erfüllen, was Gott mit dir beschloffen hat. Und nun reisest bald, dort sehe ich deine Brüder kommen, die dich suchen.“

Damit gab der Einsiedler Beiden die Hand, segnete sie und ging wieder in seine Waldesklause. Gleich darnach traten auch die zwei Söhne Grim's in die Hütte, um nach Havelof zu sehen, weil sie fürchteten, er sei todt. Die mußten sich nun wohl sehr verwundern, als sie die schöne Argentilla an seiner Seite sahen, aber noch mehr erstaunten sie, daß Beide Mann und Frau waren.

Argentilla trieb aber bald zum Aufbruch und sagte: „Ihr Freunde, laßt uns hier nicht die Zeit verzetteln, denn es grauet mich vor diesem Lande. Es ist besser, in der Fremde ein neues Glück sich zu schaffen, als daheim mit tausend Fährlichkeiten zu ringen.“

Havelof antwortete: „Ja liebe Frau, aber wenn wir dereinst stärker sind, als jetzt, so wollen wir wiederkehren und an dieser bösen Brut Rache nehmen.“

„Ja!“ sagte Argentilla und nun machten sie ihr wenig Habe in vier Bündel und wanderten nach dem Meere zu, wo die Schiffe ankerten.

Und Havelof hatte bereits alle Kräfte wieder und seine Wunden thaten ihm nicht mehr weh.

Im Hafen fanden sie bald einen Schiffsmann, der willig war, ihnen ein Schiff zu verkaufen, und als die Vier es bestiegen, fanden sie, daß es ihr eignes Schiff war, mit dem die drei gekommen waren.

„Steige getrost ein, liebe Argentilla“, sagte Havelof, „es hat auch für Vier Raum. Als ich damit abfuhr, gedachte ich nicht, daß ich mit einer schönen Frau so bald in ihm zurückkehren würde. Aber sicherlich ist es so Gottes Wille.“

So stiegen sie ein und ließen den Landwind in alle Segel blasen, daß sie bald von den Mauern und Thürmen Nichola's nur noch Wenig sehen konnten und auf hoher See dahin fuhren. Nach einigen Tagen landeten sie auch glücklich in Grimobay und der alte Grim war voller Freude, als er sie sah, und auch Frau Saburg, die viel Thränen vergoß.

„Wer ist denn die schöne Frau, die Ihr mitgebracht habt, meine Söhne?“ fragte sie. „Ist sie eine Frau oder eine Jungfrau?“

„Sie ist eine Frau und eine Jungfrau“, sagte Havelof, „ganz wie du willst, liebe Mutter, denn sie ist mir ehelich angetraut und

doch nicht meine Frau, denn ich habe nicht Ja gesagt, als uns der Priester traute.“

Dabei lächelte er und Argentilla wurde roth über und über und lächelte auch und sagte leise: „Ich habe auch noch nicht Ja gesagt.“

Das klang nun so verwunderlich, daß Grim und seine Frau Saburg sehr neugierig wurden, Alles zu vernehmen. Sie gingen aber in das Haus, wo Saburg reines Weinen aufdeckte, Salz und Brod und Fleisch und Weich und andere gute Sachen austrug und zuerst Alle zu einer fröhlichen Mahlzeit einlud.

Die schmeckte ihnen nach der Seefahrt vortrefflich und als sie nachher vertraulich zusammensaßen, erzählte Havelof Alles, wie es sich zugetragen hatte, und daß er Argentilla sehr liebe und sie ihn.

„Das ist ein gut Abenteuer!“ rief der alte Grim lustig. „D besser konnte es nicht kommen!“ rief Frau Saburg ein Mal über das andere Mal und streichelte der schönen Argentilla das goldene Haar und küßte sie recht mütterlich auf die Stirne.

„Nun steht dir noch viel großes Werk bevor zu thun, junger Ehemann!“ sagte Grim. „Ja“, sagte Saburg, „wir wollen gleich dem Dorfpriester ansagen, daß er die Trauung noch einmal vollzieht, damit wir es hören, daß Argentilla gern Ja sagt.“

Also scherzten und lachten sie in einträchtiger Seligkeit und während Grim mit den Beiden zum Priester ging, ihn in das Kirchlein zur Trauung zu bestellen, rüstete Frau Saburg, was Küche und Keller vermochte, zu einem kleinen, vergnügten Hochzeitschmause und richtete auch sonst Alles vortrefflich an. Ihre Söhne gingen ihr dabei flink zur Hand und so waren sie auch für und fertig, als Grim an's Fenster klopfte und rief, sie sollten nun kommen, der Pfarrer sei schon in der Kirche.

Da eilten sie sehr und traten vergnügt am Altare hin und Havelof und Argentilla baten den Diener des Herrn, zur heiligen Handlung zu schreiten.

Grim trat aber plötzlich ernst hervor und sprach zu Havelof: „Mein Sohn, weißt du, wer du bist und wie dein Vatername ist?“

Havelof sagte: „Du heißest Grim, meine Mutter heißt Saburg, die hier steht, ich bin Euer Sohn und diese Beiden sind meine Brüder.“

„Nein!“ versetzte Grim. „Aber du konntest es nicht anders wissen. So höre denn, daß dein Vater der König Günther war, der über die Dänen herrschte. Diese zwei sind meine

Söhne, du nicht. Aber ich habe dich gern als Sohn bei mir gehalten. Denn der geldgeizige und spitzbüßische Hofmann Hodulf, der Verläuder und Verräther, stürzte deine Eltern in's Verderben, sich zum Gewinn, und brachte es dahin, daß dein Vater das Leben verlor. Dein Erbe ließ er von König Artus rauben, der es ihm hinwiederum zum Lohne gab. Da bin ich mit dir entflohen, auf daß du dein Eigenthum Dänemark einstens wieder gewinnen könntest. Auf der Flucht kam deine gute Mutter auch um, ebenso die Knechte, die ich bei mir hatte. Wir gelangten mit Gottes Hülfe in diese Bay, wo ich mich niederließ und dich ärmlich bei mir aufzog, auf daß man dich nicht erkenne und dir nach dem Lebten trachte. Auch durste Niemand deinen wahren Namen kennen, selbst du nicht, den also nur Saburg und ich wußten. Aber du heißest Havelok, König Günther war dein Vater und Dänemark ist dein Erb' und Eigenthum. — Nun, guter Pfarrer, traue das junge Königspaar zum ehelichen Bunde, auf daß Havelok hernach sein Reich und das Reich seiner Frau zu erobern ausziehe."

Also geschah es und das junge Paar war wie betäubt vor Glückseligkeit. Laut und vornehmlich sprachen sie sodann ihr Ja und umarmten sich erst danach herzlich, wie Eheleute sollen.

Das Hochzeitsfest war aber ein sonderlich fröhliches, bis Havelok seine junge Frau in das Kämmerchen führte, das Saburg auf das Säuberlichste für sie hergerichtet hatte. —

Als danach die liebliche Morgenröthe das Gemach beleuchtete, in dem sie die Nacht verbracht, sagte Havelok: „O liebe Argentilla, unsere erste Brautnacht war voll Blut und Wunden, voll großen Kummers und Herzeleids, aber nun hat uns Gott um so glücklicher gemacht, als wir je zu werden gedachten. Darum laß uns ihm danken!"

Und die Glücklichen knieeten am offenen Fenster nieder, ein herzlich Gebet zu sprechen. Und der blaue Himmel und das strahlende Meer schaueten auf sie und Gott hörte ihr Gebet gern an.

Danach blieben sie an einen halben Mond in Grimöbay und hatten unaussprechliche Freude Tag und Nacht. War auch kein schöneres Paar je gesehen worden weit umher im Lande, wie alte Leute sagten, die sie hatten am See-strande wandeln sehn.

Darauf aber ließ den Prinzen Havelok sein königliches Blut nicht länger feiern, gedachte auch, seine liebe Argentilla bald wieder

auf einen Thronszu zu geleiten, wie es ihr zukomme.

Alle hießen das gut, zumal der alte Grim, der denn auch Alles nach Nothdurst zu rüsten unverdrossen war. Er machte ein großes Schiff segelfertig, für das er auch bereits viel junge streitbare Mannschaft geworben hatte, und gab hinein an Waffen und Gewandung, so viel sich in Grimöbay herbeischaffen ließ.

„Nun nennet eure Namen und euer Vorhaben nicht also gleich," vermahnte er sie beim Abschiede, sondern fahret nach der Stadt, wo mein alter Freund Sagar, des Königs Günther getreuer Seneschal, annoch wohnt und der Erlösungszeit mit Sehnsucht harret. Er wird Euch wohl aufnehmen und bald vielleicht laffet Ihr mich dann rufen, damit ich dir, mein Havelok, als dem neuen und rechtmäßigen Dänenkönige huldice. Zuvor aber kniee hier vor mir nieder, auf das ich dir den Ritterschlag gebe, wie es Brauch ist."

Da knieete Havelok nieder und wurde von dem alten Grim zum Ritter geschlagen.

Und dann führte er Argentilla in das Schiff, die sich in keinerlei Drangsal und Gefahr von ihm trennen wollte, und Grim's Söhne stiegen mit ein, um jeden Hofdienst bei dem künftigen Königspare zu versehen.

Das Schiff stach lustig in See und der alte Grim mit Frau Saburg winkte ihnen noch lange nach. „Bald trage ich die Dänenkrone auf meinem Haupte," sagte Havelok zu Argentilla, „wenn du mir demnächst ein Kindlein schenkst, so hoff' ich zu Gott, daß wir dann bereits gekrönt und gesalbt sind."

Bei Sagar's Stadt angelangt, ließen sie Schiff und Mannschaft im Hafen und wanderten selbvier auf des Seneschals Haus zu. Der alte Seneschal empfing sie in edler alter Gastlichkeit, ließ sie, da es eben Essenszeit war, oben an der Tafel bei sich sitzen und sagte Allen, besonders der holden Argentilla viel Freundliches. Auch gemahnte ihn Havelok's Gestalt, Gesicht und lebendige Kraft wohl an Günther, da er aber ein vorsichtiger Mann war und der böse Hodulf allezeit Späher bei Sagar hielt, so schwieg er wohl stille, um die Fremden zu prüfen.

Gegen Abend hieß er seine Knechte und Knappen, die vier Fremdlinge in ein Gasthaus führen, das ihm gehörte und das er für sie hatte einrichten lassen. Er entließ sie freundlich und beschied sie auf den andern Tag wieder zu sich.

Aber er sollte sie schon früher wiedersehen und nun verneht, auf was wunderliche Art.

Als sie nämlich durch die dunklen Straßen hingingen, um ihr Gasthaus zu erreichen, waren ihre Begleiter heimlich mit Godulfs Kriegsknechten einverstanden und gedachten, die drei Männer zu erschlagen, die schöne Argentilla aber, die Allen sonderlich gefiel, zu rauben und danach denn als Sclavin zu verkaufen. Denn in jener Zeit wurden Menschen noch verkauft, wie unvernünftige Thiere.

Stürzten also verabredeter Weise an der Stadtmauer wohlbewahrt und in großen Haufen auf die Bier her und meinten bald mit ihnen fertig zu sein. Aber es kam anders.

Havelok drängte Argentilla in die Thürnische eines hohen und großen Mauerthurms und trat mit seinen Gefährten vor sie, um sie zu vertheidigen und den Angriff abzuschlagen. Ihre drei guten Schwerter waren nicht träge und bald lagen viele der Angreifer im Blute, die übrigen liefen fort, neue Genossen zu ihrer Schandthat herbeizuholen.

Inzwischen sah Havelok sich um, konnte aber nicht Weg noch Steg erkennen, beschloß also den Mauerthurm zu öffnen und im Thurme Argentilla zu schützen. Also thaten denn auch die Drei, verschlossen die Thüre hinter sich, verrammelten sie auch mit Balken und Steinen von Innen wohl und waren damit eben fertig, als von allen Seiten her die schandbaren Gefellen und Kriegsknechte Godulfs heranstürmten, den Thurm angriffen und ihr Vorhaben nun in Ausführung bringen wollten.

Havelok hatte indeß Argentilla in einem kleinen Thurmgemach wohl untergebracht und war selbst mit den Freunden oben auf die Zinnen gestiegen, um von dort den Feind zu erwarten.

„Da kommen sie!“ rief er, „und nun Ihr Brüder, macht es wie ich.“ Und damit löste er einen der schweren obersten Steinquadern los und schleuderte ihn mitten in den herandrängenden Haufen, daß wohl ein halbes Duzend auf der Stelle todt blieb.

Darüber wurden die Soldaten Godulfs hitzig und drängten wüthend an den Thurm heran, vermeinend, mit ihrer großen Anzahl der drei Fremdlinge bald Herr zu werden. Aber die Steine des Mauerkranzes auf dem Thurme flogen unausgesetzt und dicht wie Hagelförner unter sie, so daß bald ein Wall von Steinen und Leichen unter dem Thurme entstand. Und Havelok warf die großen Steine, die beiden jungen Grim die kleineren, trafen allezeit gar gut und wäre ihnen dieser Kampf, der gar lange dauerte und nicht aufhören wollte, schier eine artige Belustigung gewesen, wenn

sie nicht um der schönen Argentilla wegen Sorge gehabt hätten.

Dazu auch hatten sie bald den halben Thurm heruntergeworfen, so daß er nur noch die halbe Höhe hatte und sie bereits die Treppenstufen zu Wurfgeschossen gebrauchen mußten, die zu Argentilla's Zufluchtsstätte führten.

Es war schon über Mitternacht und die ganze Stadt in Aufruhr. Da sah Havelok, der eben wieder mit einem glücklichen Wurf einen Reitersmann und zwei Schildknappen niedergeworfen hatte, mit Jackeln und viel Mannschaft den alten Sigar heranstürmen. Und sah es gar herrlich aus, wie der lange, weiße Bart des alten Herrn im Jackellichte und der Nachtlust hin und her wehte.

„He, hollah! Frieden!“ rief er, haltet ein, ich bin der Seneschal und werde die Anstifter dieses bösen Aufruhrs strafen!“

Damit trat er an den Thurm und wie er das Stück Arbeit sah, das die drei bereits vollbracht hatten, war sein Staunen nicht geringe und hieß alle Mannschaft rings zurücktreten, auf daß er mit den drei Tapferen auf dem Thurme sprechen könne.

Havelok stand ruhig oben, eine halbe Steinhäule in den Armen haltend, und seine Genossen rissen neben ihm die Steine los, damit sie für weiteren Kampf gerüstet wären.

Wie Sigar nun hinaufschaute, bedäuchte es ihn, als Havelok stärker wäre und gewaltiger, als zuvor. Das hatte die Freude des Kampfes gethan, die allezeit den Tapferen schöner und stärker macht.

Da rief Sigar: „So ruhte mein guter König in der Schlacht aus, wenn er neuer Feinde harpte. Wirf nicht mehr, junger Kämpfer, ich gebe Waffenruhe, aber sage mir, wer du bist, denn ich meine, deinen Stamm zu kennen.“

„Ja!“ rief da Havelok, „ich bin König Günthers Sohn, Havelok ist mein Name und wer es mit seinem Königshause redlich meint, stehe zu mir!“

Damit schwang er sich von dem Thurme nieder und hieß einen seiner Freunde ihm folgen, den anderen ließ er zu Argentilla's Schutz auf dem Thurme.

Sigar aber breitete beide Arme aus, Havelok an seine Brust zu drücken, und rief laut: „Gefegnet sei die Stunde deines Einzugs, nun mögen die Getreuen frohlocken, aber zittern soll, wer Verrath begangen hat!“

Und sogleich ließ er sich König Günthers Horn reichen, das Niemand zu blasen vermochte, als wer aus Günther's Blut entstammt war.

Sigar hatte es mitbringen lassen, weil er schon Havelok's Stamm ahnte und ihn prüfen wollte, ob er auch sicherlich Günther's Sohn sei.

„Blase dies Horn!“ sagte er, „wenn du Havelok bist, wie du sagst, so wirst du damit bald deine Getreuen um dich versammeln. Blase!“

„Ich bin wohl kein Hornbläser je gewesen“, erwiderte Havelok, aber ich will auch die Kunst versuchen!“ Setzte also das Horn, das schwer von Gold und mit Edelsteinen besetzt war, an den Mund und wie er zu blasen anhub, erklangen die Stöße gar gewaltig und hell durch die Nacht, daß es für alle Gerechten eine Freude war, es anzuhören.

Aber ein Schreck ergriff die Hodulfschen, daß sie sich abseits machten und bald nur Günther's Getreue auf dem Plage waren. Havelok ließ das Horn aber lustig weiter ertönen, als ob es Jubel und Schlachtmusik wäre und hatte große Freude.

Da kamen Argentilla mit ihrem Schützer aus dem Thurme zu ihm und desgleichen viele Einwohner der Stadt und Alle huldigten ihm als ihrem rechtmäßigen Herrn und Könige.

Sie zogen darauf in des Seneschal Sigars Schloß und sandten Boten aus nach allen Seiten, daß die Getreuen Günther's sich zu seinem Sohne und Erben scharten.

Und schon am Morgen war ein streitbares Heer versammelt, das von Stunde zu Stunde wuchs. Denn aus jedem Dorfe kam, wer Speiß und Streitart führen konnte, und so ordnete Havelok sie sofort, wie es die Kriegszucht vorschreibt, und führte sie nach der Hauptstadt, wo Hodulf Hof hielt.

Dieser hatte schon Kunde von der Rückkehr Havelok's erhalten und alle seine Truppen schnell zusammen gerufen, um den Angriff zu bestehen. Aber Havelok war eher da, als Hodulf sich dessen versah, und hieß sein Heer rasten, als er Hodulf's Feldlager ansichtig wurde. Er nahm sein Schwert zur Hand und stürmte allein in das Lager, dem er fürchtete sich vor Nichts in der Welt.

Und als er in das Lager hinein sprengte und das Königshorn ertönen ließ, war ein Zittern und Beben bei allen Hodulfschen. Hodulf aber selbst wüthete, daß ihm sein Reich geraubt werden sollte, und stand gerüstet vor seinem Zelte. Da kam mit hellen Horntönen Havelok heran. Hodulf setzte sich auch schnell auf sein Streitross und spornte es Havelok entgegen.

Aber der Streit währte nicht gar lange. Havelok schlug mit dem ersten Hiebe Hodulf

das Schwert aus der Hand und mit dem zweiten trennte er ihm das Haupt vom Rumpfe, daß es weit dahin rollte in den Sand.

So tödtete er den Verräther vor all seinem Volke und war Keiner, der weiter zu kämpfen Lust gezeigt hätte. Alle flehten um Gnade und versprachen ihm willig und treu zu dienen. Und Havelok ließ allen Verführten Gnade widerfahren und im ganzen Lande Frieden und Wiederkehr der alten Rechte und Gerechtfame ausrufen, über die Treubruchigen aber ließ er strenge zu Gericht und schonte ihrer Keinen.

Dann aber ließ er das Schloß für Argentilla neu herrichten und Alle, die er berief, Jung und Alt, Arm und Reich, dienten dem herrlichen jungen Königspaare mit Treue und Sorgfalt.

Gegen die Krönungszeit aber sandte er Grim's beide Söhne, die er zu den Ersten unter sich gemacht hatte, gen Grim'sbay, um seinen alten Pflegerater und die gute Frau Saburg abzuholen, und als sie gekommen waren, wurde die Krönung voll Jubel und viel Feierlichkeit vollzogen. Zumal aber waren die beiden graubärtigen Helden Sigar und Grim ohnmaßen erfreut und blieben als treue Rätthe und Freunde Havelok's nummehr immer an seinem Hofe.

So waren sie in Ehren und Würden Herrscher von Dänemark und getraute sich Keiner, mit dem starkmüthigen Havelok in Fehde zu treten. Darüber wurde ihr Reich immer mächtiger und blüthete, wie nie zuvor oder später. Auch gebar die schöne Argentilla ihrem Gatten in vier Jahren zwei starke Knaben, deren ersten sie Carl und den zweiten Balduin nannten. Und baten allezeit Gott, daß er sie in seiner treuen Hut großwachsen und gedeihen lasse.

Danach aber vermählte Argentilla ihren Gemahl, nach England überzufahren, um ihr Erbe zu gewinnen, das ihr König Alfi, ihr Oheim, schändlicher Weise entzogen hatte. „Wir haben noch Rache an dem Buben zu nehmen“, sagte sie. „Vielleicht giebt er willig heraus, was ihm nicht zusteht. Weigert er sich, so laß ihn deine Macht fühlen.“

Havelok sagte Ja und ließ eine kleine Flotte mit wenigen, aber starken Männern ausrüsten, denn er wollte kein großes Blutbad anrichten und das Beste wieder selbst thun.

Und nach einer langen und mühseligen Fahrt, auf der er viele Schiffe verloren hatte, kam er nach Carlesfur, wo er landete und Botschaft an Alfi schickte, er solle das Land

herausgeben, um das er Eckenbrechts Erbin Argentilla schmähslich betrogen habe.

Alfi aber, der ausgekundschaftet hatte, daß Havelok Unglück zur See gehabt habe und nur mit einer kleinen Mannschaft gekommen sei, verböhnte die Boten und zog sofort mit seinem ganzen Heere gegen Carlestur, um sich, wie er sagte, den Guaras wieder einzufangen.

Der Kampf begann und wurde sehr heizig geführt, denn jeder Däne mußte für zehn Mann kämpfen. Also wurde es Abend und dennoch kam es zu keiner Entscheidung. Viel Alfsche waren gefallen, aber auch die meisten Dänen, so daß Havelok nur noch ein geringes Häuflein bei sich hatte, als wegen der Dunkelheit die Schlacht eingestellt werden mußte.

Da benutzte er eine Kriegslist und ließ in der Nacht viel große Pfähle schneiden. Diese wurden reihenweise in die Erde gesteckt und alle gefallenen Dänen daran aufgestellt, so daß sie Lebenden ähnlich sahen. Jedem gab man eine Streitart so in die Hand, als ob sie eben in den Kampf rennen wollten.

Havelok selbst stellte sich vor diesem Todtenheere mit seinem Häuflein auf und erwartete so den Morgen.

Alfi wollte auch sofort die Schlacht wieder beginnen. Als aber seine Ritter alle die gefallenen Dänen wieder aufrecht und kampferüstet sahen, da standen ihnen die Haare vor Grausen zu Berge, sie verloren den Muth und riethen vom Kampfe ab. Alfi selbst bebte über den unerwarteten Anblick und wollte Frieden bieten und Geißeln schicken.

So war Havelok aber nicht gemeint. Er stürzte mit den beiden jungen Grimms und einer kleinen erlesenen Schaar auf Alfi ein und hatte sich bald durch dessen Leibknappen zu ihm durchgeschlagen. Alfi focht wie ein Verzweifelter, wurde aber so getroffen, daß er für todt zusammenbrach. Damit war der Sieg errungen, Alfi's Männer gaben sich gefangen, die Feldherrn wurden gebunden weggeführt, die Truppen entwaffnet und in ihre Heimath entlassen.

In Kurzem hatte Havelok die Zügel der Regierung in Händen. Alfi war wieder zu sich gekommen, sah aber bald ein, daß er an seinen Wunden sterben würde, weshalb er um Verzeihung und Gnade bat, bevor er stürbe, die gewährte ihm Havelok auch, worüber Alfi so gerührt wurde, daß er Argentilla, da er selbst ohne Leibeserben war, zur Erbin seines Reiches einsetzte.

Dann starb er. Und so kamen damals alle Lande von Holland bis Gloucester unter dänische Herrschaft und machten zusammen ein großes Reich aus.

Havelok aber lebte mit Argentilla noch viele Jahre in Glück und Segen und theilte vor seinem Tode die Lande unter seine beiden ältesten Söhne, woher es gekommen ist, daß die Länder hernachmals nicht mehr ein Reich ausmachten.

Und seine Regierung war eine so glorreiche, daß die dänischen Säger viel schöne Lieder darüber gemacht haben. Der Ort aber, wo er endlich starb und auch mit Argentilla beigelegt wurde, hatte damals den Namen *Binde sic*.

Frau Holle und ihre Kake.

Märchen von Dr. Joh. Nep. Vogl.

Es war ein heißer Sommertag, die Sonne sendete ihre glühenden Pfeile senkrecht auf die nach Regen lechzende Erde, als fünf wegemüde Wanderer am Abhange des Weisnerberges ausruhten, welcher sieben Stunden von Cassel sein Haupt bei 2484 Fuß über die Meeresfläche erhebt.

Es war ein Landmann aus Reichenbach, mit seinem Weibe, und seinen drei Kindern, einem Mädchen von elf und zweien Knaben von fünf bis sieben Jahren.

Der Alte hatte Bündel und Stecken hingeworfen, und sich auf den dürrn Grasboden gestreckt, über welchen eine riesige Buche, an deren bemoosten Stamm sein Eheweib und die Kinder Platz genommen hatten, ihren kühlen wohlthätigen Schatten breitete.

Uf! rief Gernar, so nannte sich der Alte, indem er sich den strömenden Schweiß von der Stirne wischte, das ist ein saurer Weg.

Ja wohl, fügte sein Weib hinzu, und



Wagner del.

Lith. Just. v. Arnx & C^o Düsseldorf

Frau Holle und ihre Katze.

(Märchen von Dr. Joh. Nep. Vogl.)

doppelt sauer, da das Ziel derselben uns noch unbekannt ist.

Na, Sorge dich nicht, Gertraud, erwiderte Germar, hat uns auch der geldgierige und boshafte Amtsvogt unverschuldeter Weise von Haus und Hof gejagt, so werden wir doch irgendwo anders eine Zufluchtsstätte finden. Leute, die keine Arbeit scheuen, kriegen überall Brod. Von allen Andern müssen wir jetzt suchen Haussen zu erreichen.

Ach, und was dann? seufzte Gertraud.

Was dann? — nun, dann überlassen wir das Andern dem lieben Herrgott und der Frau Holle, die auf dem alten Meisner hausen soll, fuhr Germar scherzend fort, ohne zu bemerken, daß ihm in diesem Augenblicke ein uraltes verkrümmtes Mütterchen ganz nahe gekommen war.

Von Frau Holle spricht Ihr? fragte dieses. Ei sie wird Euch nicht viel helfen.

Meinst du Alte? erwiderte Germar.

Ja wohl, sagte diese, es gehen wohl viel gute Sagen im Lande Hessen herum von Frau Holle, aber noch viel mehr der schlimmen. Sie soll den Spinnerinnen zur nächtlichen Weile das Garn verwirren und den Flachs anzünden.

Ja, erwiderte Germar, denen, die lieber faulenzeln als spinnen wollen.

Sie soll den Dirnen die Bettdecke vom Leibe ziehen, und sie nackt auf das Steinpflaster legen.

Ganz recht, versetzte Germar, wenn sie nicht früh genug aufstehen mögen zur Arbeit.

Nehmt Euch in Acht, nahm hierauf die Alte mit leiser Stimme das Wort, sie soll auch die Kinder in Wechselbälge verwandeln.

Die Bösen, ja, so sagt man, die frommen aber macht sie zu Glückskindern, darum haben die meinen nichts von ihr zu fürchten.

Ihr habt einen festen Glauben auf die Bergfrau, sprach hierauf die Alte, aber Ihr werdet sehen, daß er an ihr zu Schanden werden wird. Nun meinethalben, thut was Euch beliebt, ich habe es gut mit Euch gemeint und Euch gewarnt.

Darum danken wir Euch auch für eure gute Meinung, sagte Germar, und wollen Euch eine kleine Wegzebrung nicht versagen.

Aber bedenke doch, rief Gertraud, als sie Germar seinen mageren Geldbeutel aus der Tasche ziehen und denselben öffnen sah.

Ei, was ist da zu bedenken, entgegnete Germar, ein Pfennig mehr oder weniger, macht uns nicht unglücklich und die Alte scheint, ihrem Aeußeren nach, seiner wohl zu bedürfen.

Ach ja wohl, versetzte das Mütterchen und

nahm die dargebotene Münze. Danke, danke viel tausend Mal für Euere Gabe, möge Euch der Himmel Euere Mildthätigkeit belohnen. Nach diesen Worten knirte und nickte die Alte noch mehrere Male mit freundlich grinsendem Gesichte, und verschwand sodann hinter dem Gebüsch.

Und nun laßt uns unsere Wanderung wieder fortsetzen, sagte Germar, wir haben jetzt ausgeruht genug und noch einen hübschen Weg zu machen, bis wir Haussen erreichen.

Auf diese Ermahnung erhob sich die ganze Familie, und setzte ihren Weg durch das wilde und unwegsame Gebirge fort.

Die düsteren Schatten welche das Zweiggeflechte über ihren Häuptern verbreitete, bot ihnen eine angenehme Erquickung, nur bereute Germar, die Alte nicht um den nächsten Weg nach Haussen befragt zu haben, da es aber nicht geschehen war, so setzten sie ihre Pilgerfahrt auf das Geradewohl fort.

Sie mochten bereits mehrere Stunden durch die Wildniß gewandert sein, als Germar bemerkte, daß sie wirklich irre gegangen, und darüber nicht wenig bekümmert wurde. Er nahm die beiden Knaben auf die Arme und ermahnte sein Weib und sein Töchterlein, rüstiger vorwärts zu schreiten.

Aber immer dichter und dichter wurde die Waldwüste um sie her, und immer dunkler und dunkler die Schatten der Bäume, deren Blätter im frischen Abendwinde zu rauschen begannen.

Ach, da entschwand Germar alle Hoffnung und schon gedachte er mit den Seinen die Nacht im Walde zubringen zu müssen.

Wöglich aber rauschte es im Gebüsch, und zwei leuchtende Augen funkelten auf Germar aus dem Dunkel. Es waren die Augen einer schwarzen Kage, welche sich gleich darauf zu ihm gesellte.

Ei sieh doch das hübsche Thier, sagte Germar, wie mag sich nur die Kage in den Wald hieher verloren haben?

Wenn es auch nur eine wirkliche Kage ist, meinte Gertraud, und nicht...

Und nicht eine Waldhexe, ergänzte Germar. Laß dir doch so etwas nicht träumen. Sieh nur, wie sie ihr seidenes Hälschen an meinem Fuße reibt, und so zutraulich schnurrt und kullert. Gewiß ist hier irgend eine Hütte in der Nähe, wohin sie gehört.

Ach, wenn es doch so wäre, sprach Gertraud, ich kann fast nicht mehr weiter.

Und ich auch nicht, sekundirte ihr weinendes Töchterlein.

Aber schon lief die Kaze vor den Verirrten her, sah sich nach ihnen um, kehrte sodann zurück, als wolle sie die Zögernden ermahnen ihr zu folgen, und lief wieder voraus.

Germar und seine Familie hatten keine andere Wahl, als ihrer seltsamen Leiterin zu folgen.

So mochten aber kaum noch einige hundert Schritte fortgegangen sein, als Germar laut aufjubelte, denn aus dem finsternen Gebüsch schimmerte ihm plötzlich das Licht eines Fensters entgegen.

Die Kaze hat uns nicht angeführt, rief Germar freudig aus. Hier ist eine Wohnung, hier finden wir auch Aufnahme, laßt uns nur schnell darauf lossteuern. Bald hatten sie das einsame Häuschen erreicht, auf welches die Kaze sogleich lossprang und heftig zu schreien und zu miauen begann.

Die Thüre that sich auf und eine junge bildschöne Frau mit bleichem Antlitz stand vor ihnen, eine Ampel in der Hand.

Ihr habt Euch gewiß im Walde verirrt? redete diese die Wanderer mit wohlklingender Stimme an. Nun tretet nur herein. Ihr sollt hier Nachtimbiß und Unterkunft finden.

Mit vielen Dankfagungen folgte Germar mit den Seinen dieser Einladung, und trat in die geräumige Wohnstube, welche einfach aber höchst zweckmäßig eingerichtet war. Nur konnten sie sich nicht genug über die vielen Kagen und Kätschen wundern, von denen die Hausbesitzerin eine ganz besondere Freundin zu sein schien, denn überall sprangen und kletterten diese muthwilligen Thiere umher, und trieben sich spielend und balgend durch die Stube.

Die wackere Hausfrau aber war indessen nicht müßig geblieben, und hatte bereits auf dem Heerde ein lustiges Feuer angefacht, und zwei große Bahren mit saurer Milch und Butter und fettauglichem Käse herbeigebracht, nebst dem Haserbrei den sie ihnen selbst bereitete, zum Nachtmahl vorsetzte.

Germar und die Seinen ließen sich auf das Beste schmecken, und hatten sich lange nicht so fröhlich und wohlgenuth gefühlt, als jetzt unter dem Dache der gastlichen Wirthin.

Als sie ihr Nachtmahl verzehrt hatten, führte sie die Frau in eine kleinere Stube, in welcher fünf reinliche Schlafstellen, als wie eigens für sie bestellt, bereitstanden, und ermahnte sie nun, ihrer Ruhe zu pflegen.

Die übergelücklichen Wanderer dankten noch vielmals ihrer Wohlthäterin, und überließen sich bald einem wohlthuenden Schlummer.

Die Morgensonne strahlte bereits zum Fenster ihrer Gemächer hinein, als sie sich ihren Pöhlen entwandten, um ihre Wanderung wieder fortzusetzen, aber schon auch nahte die freundliche Wirthin mit dem Morgenbrode.

Als sie dieses zu sich genommen, und sie den Kindern auch noch die Säcke mit rothwangigten Aepflein vollgestopft hatte, fragte sie Germar: Nun sagt mir, wohin Ihr zu wandern gesonnen seid, damit ich Euch Auskunft ertheile, und Ihr Euch nicht wieder verirrt in dem großen Walde, denn nicht überall dürftet Ihr eine gleiche Aufnahme finden, wie heute Nacht.

Wir wollen nach Haussen, sagte Germar, in der Hoffnung dort Unterkunft und Arbeit zu finden.

Da habt Ihr noch einen weiten Weg zu machen, erwiderte die Frau, und es wird am besten sein, wenn ich Euch einen Wegweiser mitgebe. Nach diesen Worten schellte sie mit einer Glocke und rief in die Küche hinaus: Kiezchen, Kiezchen, Kiezchen, schnell herein! und alsogleich erschien eine roth und schwarz getigerte Kaze unter der Thüre.

Geh' sogleich mit diesen Leuten, sprach sie zu der Kaze, welche ihre Herrin mit klugen Augen anblickte, und führe sie den nächsten Weg nach Haussen. Folgt nur der Kaze, fuhr sie zu Germar gewendet fort, sie wird Euch schon den rechten Weg geleiten. Auch könnt Ihr sie als ein Angedenken an mich behalten. Ihr seht ich habe der Kagen genug, welche mir die häßlichen Mäuse vertreiben, von denen dieser Berg seinen ursprünglichen Namen erhielt.

Ah, wie können wir Euch für alles danken, was Ihr . . . sagte Germar.

Sparet Euren Dank, erwiderte die Frau, es freut mich gute Menschen unterstützen zu können. Doch lebet wohl, meine vierbeinichten Hausgenossen und Genossinnen haben heute ihr Morgenbrod noch nicht erhalten und rufen schon darnach. Und wirklich erhob sich auch ein lautes Kageneschrei und Geschnurre in der Nebenstube, in welche sich die Hausfrau eiligst verfügte.

Germar und die Seinen verließen hierauf das Haus und folgten der Tigerkaze, welche schon eine kleine Strecke vorausgegangen war, und sich nach ihnen umsah.

Lustig lief nur das leichte Thier vor ihnen her, und ergöhte durch hundert possierliche Kreuz- und Quersprünge Germars Kinder, die mit ihrem neuen Gesellschafter bald gute Kameradschaft gemacht hatten, über die Wagen, so

daß sie einmal über das anderemal laut auf-
lachten.

So mochten sie bereits mehrere Stunden fortgewandert sein, als die Kage mit einemmale müde zu werden schien und langsamer vor ihnen herging. Ja, als sie in die Gegend des Haselbaches gekommen, war sie so ganz und gar ermattet, daß sie sich die Quere über den Weg legte, und wie leblos liegen blieb.

Die Kinder fingen laut zu weinen an, da sie meinten, das liebe Thier wolle sterben, selbst Gernar, der um die Kage besorgt wurde, trat zu ihr, und wollte sie eine Strecke tragen, aber er fand sie so schwer, daß er sie kaum erheben konnte.

Als er sie aber kräftiger erfaßte, sah er, daß die Kage steif und todt, ja nach näherer Besichtigung fand er sogar, daß es nicht einmal eine wirkliche Kage, sondern ein getrockneter Kagenbalg sei, der an Hals und Bauch mit Nesteln und Riemen zusammengebunden war.

Voll Erstaunen über diese seltsame Entdeckung löste Gernar die Nesteln und — o

Himmel, der ganze Kagenbalg war mit eitel Gold und Silber ausgefüllt.

Da sanken Gernar und sein Weib auf die Kniee nieder, und beide dankten mit Thränen im Auge ihrer großmüthigen Wohlthäterin, in welcher sie jetzt nur zu gut die Bergfrau des Meisners, die berühmte Frau Holle erkannten, welche sie wohl früher in der Gestalt des alten Mütterchens auf die Probe gestellt haben mochte.

Als aber ihr erster Freudenrausch verflogen war, verschlossen sie das Geschenk wieder in den Kagenbalg, und eilten frohlichen Herzens und Gemüthes nach Haussen, von dessen Kirchturmsspitze ihnen der Hahn wie ein Glück verheißender Prophet über die Baumwipfel entgegenblitzte.

Nach wenigen Tagen schon kaufte Gernar in Haussen ein reinliches freundliches Bauerngehöfte sammt Ackerland an sich, und lebte in diesem mit den Seinen noch lange ein ruhiges und zufriedenes Leben, als dessen Stifterin noch Gernars Enkel die wohlthätige Frau Holle mit gerührtem Herzen verehrten.

Der Teufel und der Schmied.

Irishes Märchen, nach dem Volksmunde von W. Herchenbach.

In Irland lebte einmal ein Schmiede, der trotz seines Fleißes und seiner Rechtschaffenheit auf keinen grünen Zweig kam. Daran mochten zwei Dinge Schuld sein, nämlich seine allzugroße Liebe zum Whisky und seine Sonderbarkeit. Was letzteres betrifft, so war er in der That ein drolliger Kauz, der ganz und gar von der allgemeinen Handlungsweise der Menschen abwich.

Zu diesem Schmiede kam einst ein Engel und begehrte Speise und Nachtberge. Ob schon nun unser Sonderling selbst nicht viel zu heißen hatte, so nahm er den Bittenden, der in zerlumpter Bettlergestalt vor ihm stand, dennoch freundlich auf und übte die Irische Gastfreundschaft, so weit es seine Kräfte vermochten, trachtete auch, dem Bettler mit allerlei Kurzweil die Zeit zu vertreiben und den Aufenthalt in seinem Hause angenehm zu machen.

Am andern Morgen streifte der Bettler

sein armes Gewand ab und stand mit glänzenden Schwingen und leuchtendem Anlitze vor seinem Wirth. Siehe, sprach er, ich kam, dein Herz zu prüfen, und da du die Probe so glänzend bestanden, so will ich dich so gut belohnen, daß du dein Lebenlang an meinen Besuch mit Freuden zurückdenken sollst. Du bist arm und darbst dich kümmerlich durch das Jahr; thue nun drei Wünsche und sei versichert, daß sie in Erfüllung gehen, seien sie auch noch so kühn.

Der Schmiede fragte sich bei diesem unerwarteten Anerbieten am Kopfe und schien zu überlegen, bei welchem Wunsche er sich am besten stehe. Endlich sprach er: So wünsche ich erstens, daß Jeder, welcher sich auf den Stuhl da in meiner Schmiede setzt, so lange sitzen bleiben muß, bis ich ihm erlaube, aufzustehen; zweitens, daß, wer meinen Schmiedehammer anfaßt, so lange fortklopfen muß, bis ich ihn davon erlöse; drittens, daß Alles, was

in meinen Geldbeutel kommt, nicht wieder hinauskan, bis ich es erlaube.

Da verfinsterte sich des Engels Gesicht über die drei thörichten Wünsche, die ihm selbst zum Verderben gereichen konnten, und er ging zürnend von dannen.

Der Schmiede arbeitete indeß unverdrossen und trank Whisky, so lange er Geld hatte; da es ihm indeß zu Zeiten doch gar zu schmal ging und er den Whisky ganz entbehren mußte, so dachte er darüber nach, wie er seine Lage verbessern und aus den drei Wünschen Nutzen ziehen könne.

Eines Tages schleuderte er müßig umher und sprach ein über das andere mal vor sich hin: Für einen Keller voll Whisky und ein sorgenloses Leben würde ich meine Seele dem Teufel verschreiben, und er könnte mich in fünf Jahren holen.

Der Teufel hat seine Ohren, und wenn von ihm gesprochen wird, so ist er gleich bei der Hand und bietet seine Dienste an. So trat er auch diesmal vor den Schmied und sprach: Wenn dir dein Anerbieten ernst ist, so setze nur rasch deinen Namen unter diesen Contract. Der Schmied war keiner von denen, welche eine Krage im Sacke kaufen, darum buchstabierte er sich erst das Papier durch, und da er fand, daß er richtig für seinen Leib und seine Seele das Gewünschte erhalte, so rißte er sich den Arm, daß ein halber Blutstropfen hervorquoll, tauchte die dargereichte Hahnenfeder hinein und schrieb seinen Namen ohne Furcht und Zögern darunter.

Hammer und Zange hatten nun gute Tage, der Whisky aber spielte eine Hauptrolle und der Schmied führte ein Leben, wie Gott in Frankreich. Den Kalender hatte er indeß gut im Kopfe und als die fünf Jahre zu Ende waren, ging er in die Schmiede, um den Teufel zu erwarten. Der ließ auch nicht lange auf sich warten, sondern kam mit höhnischem Gelächter herein und hielt ihm den Contract vor die Nase.

Nun, in Gottes Namen, sprach der Schmied, setzt euch eine Weile auf den Stuhl da, daß ich von Frau und Kindern Abschied nehme.

Der Teufel that, wie ihm geheißen. Da schlug der Schmied seinerseits ein helles Gelächter an, ging hinaus, schloß die Schmiede zu und freute sich, daß er den Teufel gefangen hatte. Der aber war nicht gewillt, seine Beute fahren zu lassen, sondern wollte auffspringen und den Schmied greifen. Aber er sah fest und vermochte nicht, sich zu erheben. Einen

Tag und eine Nacht hielt er es aus, dann begann er zu brüllen und zu schreien, daß das ganze Dorf herbeilief, den gefangenen Teufel zu sehen.

Laß mich los, sprach er, und ich will den Contract auf weitere fünf Jahre verlängern.

Wenn du zehn giebst, ist der Handel geschlossen, gab der Schmied zur Antwort.

Meinetwegen denn! brüllte der Teufel, und ward von seinem Stuhle erlößt.

Die bedungenen zehn Jahren gingen ebenfalls mit Whisky trinken und Faulenzen herum und der Tag des neuen Termines rückte heran.

Wieder ging er in die Schmiede und begann auf dem kalten Amboss zu hämmern. Blöcklich stand der Teufel mit rachebeschraubendem Gesichte vor ihm. Indem er seitwärts nach dem Stuhle schielte, sprach er: Wirf den Hammer in die Ecke und komm, ich habe des Wartens satt. Der Schmied aber that, als ob er ihn gar nicht sähe und ließ sich nicht stören. Da riß dem Teufel die Geduld. Er wollte ihm den Hammer entreißen und ihn auf die Schulter packen; aber, o wehe, sobald seine Krallen den Hammer erfaßten, fing er an zu klopfen, wie besessen, und der Schmiede stand dabei und lachte. Der Schweiß rann dem betrogenen Teufel endlich aus allen Poren, die Zunge hing ihm vor dem Munde und er schnappte nach Athem, wie ein Windhund. Dennoch mußte er hämmern, und es würde wohl so bis in Ewigkeit fort gedauert haben, hätte der Schmied nicht einen Vergleich vorgeschlagen. Gib mir noch fünfzehn neue Jahre, sprach er, so bist du frei.

Des war der Teufel froh. Er willigte ein und machte sich rasch aus dem Staube.

Indessen gingen auch die fünfzehn Jahre um, und der Schmied stand zum drittenmale in der Schmiede. Der Teufel aber hatte sich vorgenommen, diesmal klüger zu sein; in ein Goldstück verwandelt, lag er auf dem Amboss und wartete des Augenblicks, wo der Schmied ihn einstecken würde, um ihn davonzutragen.

Der Schmied zog seinen Beutel aus der Tasche und schob das Goldstück mit einem Stücke Eisen hinein. Nun war der Teufel abermals gefangen, und diesmal ging es ihm schlechter, als je, denn der Schmied nahm seinen schwersten Hammer und begann ihn zu bearbeiten, daß ihm alle Rippen krachten, und er wie ein altes Weib heulte.

Du bist die längste Zeit Teufel gewesen, dachte er, wenn du nicht klein beigiebst, darum schrie er: Laß mich los und ich will dir nichts anhaben, bis zu deinem Tode.

Nichts da, entgegnete der Schmied, du sollst mir gar nichts anhaben! Gib den Contract heraus oder ich schlage dich todt.

Da die Schläge immer hageldichter fielen, so mußte sich der Teufel bequemen, wie ungern er es auch that. Der Schmied aber verbrannte den Contract in der Esse und begann sein lustiges Leben von Neuem. Aber er war schon alt und das viele Whiskytrinken machte ihn gebrechlich und schwach, so daß er bald starb.

Es wird wohl noch ein Plätzchen im Himmel für mich sein, wo sie doch auch Schmiede brauchen, dachte er und machte sich auf den Weg. Der heilige Petrus aber wies ihn ab

und sprach: Dich können wir hier nicht brauchen! Gehe du zur Hölle, wo du mehr Bekanntschaft hast.

Als er nun sah, daß es dem h. Petrus damit wirklich Ernst war, so machte er sich zur Hölle auf und klopfte mit großem Gepolter an das eiserne Thor. Der Teufel freute sich auf neuen Zuwachs und öffnete rasch; da er aber des Schmiedes ansichtig wurde, brach er in ein ängstliches Geheul aus und schlug ihm die Pforte vor der Nase zu.

Der Schmied aber wandert nun bis zum jüngsten Tage umher und sucht vergebens einen Ort, wo seine Seele Ruhe finde.

Traumliebe.

Ein Kindheitsmärchen von Ellen.

Märchenhafte Erlebnisse sind ohne Zweifel Vorrechte unserer Kindheitsperiode. Was uns auch begegnet, bei späterer Erinnerung kleidet es sich in ein mehr oder weniger poetisches Gewand. Die harten Außerlichkeiten der Thatsachen treten in den Hintergrund, die Empfindung, mit der das kindlich unbefangene Gemüth den Gesamteindruck empfing, bleibt allein in der Vorstellung zurück, und es bedarf meistens nur der einfachen Gestaltung, um das Gesehene als reines Phantasiegebilde erscheinen zu lassen.

Ich möchte wenigstens gern für das nachfolgende Märchen die Wichtigkeit dieser Behauptung in Anspruch nehmen. Wissentlich habe ich keinerlei Ausschmückung hinzugefügt und Alles rein nach der Erinnerung nieder geschrieben.

Der Inhalt des Märchens ist eine Herzens-Angelegenheit. Wie überraschend es genannt werden mag, in das frühe Alter von sieben oder acht Jahren, in dem man die Liebkosungen größerer und selbst schöner Mädchen noch mit vollkommener Kälte aufzunehmen pflegt, fällt dies mein erstes Abenteuer zärtlicher Art, ein süßes, traumhaftes Liebesereigniß, das viele Jahre mit der größten Lebendigkeit in mir fortgewirkt, und im Geheimen eine größere Gewalt auf mein Inneres ausgeübt hat, als wohl irgend eine spätere Begegnung.

Wer möchte es glauben, daß ursprünglich das Gesicht eines kleinen, keineswegs sehr

schönen oder sehr zierlichen Mädchens von meinem Alter, das wahrscheinlich ehelicher Handwerksleute Kind war, mein Herz vollständig einzunehmen, und zu verstricken im Stande war? Ich habe das Kind nur selten gesehen und nie gesprochen. Eben so wenig habe ich je erfahren, wer sie war und wie sie hieß, aber ich habe auch nie das Bedürfniß empfunden, mich nach ihr zu erkundigen, oder sie aufzusuchen.

Einmal sie gesehen zu haben, reichte vollständig hin, mich dem tiefen und schmerzlichen süßen Eindrucke, den die Kleine auf mich gemacht hatte, für lange zu eigen zu geben. Sie war in das Traumleben meiner Kindheit eingetreten und mir damit dergestalt zu einer Genossin meines rein innerlichen Seelenlebens und zu einem lieben Eigenthum geworden, daß ich eben so wenig nach dem Ursprunge dieses Besitzes zu forschen geneigt war, als ich auch über ihre wirkliche Person außer Sorge blieb.

In langer Folgezeit sind ihr Gesicht und besonders die dunklen, stillen Augen, bald in entzückender, bald in erschreckender Weise durch meine Träume gegangen. Ihre körperliche Gestalt war durch die kindliche Phantasie vielleicht feiner und edler geworden. Die Umgebung, in der sie mir erschien, mochte etwas Märchenhaftes gewonnen haben, aber Gesicht und Augen blieben dieselben und gehörten trotz der verschiedenartigen Traumscenen stets der ersten Erscheinung dieses Mädchens an.

In einer der Kirchen, in welche ich als

Kind geführt zu werden pflegte, erblickte ich das Kind, wie es neben andern Kindern, am Altare stehend, die zwischen die Altarvorträge fallenden Choräle mitsang.

Ich weiß, daß ich unverwandt in ihr frommes und wie verklärtes Gesicht und in die mächtig aufgeschlagenen Augen gestarrt habe und dabei von einer unbeschreiblichen, aber mich vollständig auflösenden Bemannung ergriffen gewesen bin und reichliche Thränen vergossen habe. Auf diesen Zustand eigenthümlicher Rührung und Zerfloßenheit hat ohne Zweifel die gehörte Musik nicht wenig mit eingewirkt, besonders die einfach herzliche Weise zu einigen Liedesworten, einer kurzen Tonreihe, die wie sie mir jetzt noch deutlich nachklingt, aus drei nahe bei einander liegenden Noten und Halbnoten (b. h. und des.) besteht. Zu verschiedenen Zeiten haben mir diese Töne mit der ganzen Macht, welche sie während jener Traumliebe auf mich ausübten, mein Inneres wieder erfüllt. Bei der Erinnerung an dieselben habe ich zu gewissen Zeiten leicht die ersten alten Empfindungen und das Bild der wunderbaren Augen in mir wach rufen können. Später bin ich oft, noch als Student, wieder in dieselbe Kirche gegangen, um wieder von Kinderstimmen denselben Gesang zu hören, ohne daß es mir gelungen wäre.

Aber der Eindruck dieses Kindergesichtes, und der eben so rührenden als einfachen Weise ist in jener frühen Zeit lange so lebhaft in mir gewesen, daß er mir im Schlaf Träume von unbeschreiblicher Seligkeit und nicht minder von dem tiefsten Todesleide vorgaukeln konnte. In ruhigstem Schlummer sah ich plötzlich das Gesicht, hörte die Musik, und sofort war meine Phantasie geschäftig, mich in das bunteste Allerlei von Situationen und Scenen zu versetzen, die lange anhielten, und trotz des allmäligen Wechsels der Personen, Bilder und Empfindungen, immer wieder zu der einfachen Musik und dem kleinen, treuen Gesichte zurückkehrten. Die wenigen Töne waren allzeit dieselben, eben so hatte das Gesicht stets denselben Ausdruck, nur daß es bald mir zu, bald mir abgewendet war. Wandte es sich ab, wobei zugleich die Musik verstummte, so drang mich ein heftiger Schmerz, oft so, daß ich im Traume zu sterben glaubte, und dann mit tiefen Athemzügen und in Schweiß gebadet erwachte. Für gewöhnlich aber befand ich mich mit dem kleinen Gesichte und den süßen Tönen in einer ätherischen Atmosphäre und in rothiger Beleuchtung, wie Kinder sich wohl den Aufenthalt im Himmel vorstellen mögen, und schwebte

in Seligkeit und Glück. Dann wieder sah ich mit meiner kleinen Begleiterin an einem mächtigen Wasser, dessen Spiegel sich ruhig und weit vor uns ausdehnte und aus dem das Bild des aufgehenden Mondes widerstrahlte. Ueber uns bogen sich lichtgrünes Schilf und bunte Wasserkilien zu einer dichten Laube zusammen, die Musik erklang leise flüsternd, als wenn sie von dem in den Schilfblättern säuselnden Winde herrührte, und wir saßen zusammen und hatten uns die Hände gegeben und lauschten auf Märchen, die Niemand erzählte, und hörten auf die Musik, ohne zu wissen, woher sie stamme. Dazu hatte meine kleine Geliebte ihre Augen groß und wie zu einer bedeutenden Versicherung auf mich gerichtet, bis sie plötzlich von meiner Seite auf in die Luft sich erhob, um im schwarzen, lang wallenden Gewande über den See hinzuschweben und dann in ihm zu versinken. Und wie sie versunken war, und ich in unsäglicher Herzensangst auf die Wasserringe hinstarrte, die von der Stelle, an der sie untergesunken, ausgingen, schwebten andere Gestalten, alle in schwarzen, lang wallenden Gewändern und lautlos hinter mir empor, Großmutter, Mutter, Tanten und Andere. Eine Zeit lang schwebten sie über dem Wasser, und versanken dann in dem Wasser, eine nach der andern. Dabei war es unheimlich still um mich her, in der vor mir stehenden Mondescheibe glaubte ich wieder das geliebte Gesicht zu sehen, ich hörte wieder die Musik, und von Einsamkeit, Schmerz und Sehnsucht überwältigt, versank ich endlich selbst in der Fluth und fühlte mich langsam und selig sterben. — Mit andern ähnlichen Erscheinungen kehrte mir besonders diese in meinen Träumen häufig wieder, doch mag es genügen, sie allein erzählt zu haben.

Außer in der Kirche habe ich, wie ich glaube, das kleine Mädchen nur noch einmal gesehen. Es war eines Abends spät, als ich noch von meinen Eltern ausgeschickt wurde, um einer Botin, die am entgegengesetzten Ende der Stadt wohnte, einen Brief, der andern Morgens früh mitzunehmen war, hinzutragen. Da ich nicht im Geringsten ängstlich war, so wählte ich durch enge kleine Gassen zwischen Gärten und Kirchen hin den nächsten Weg und war fast schon am Ziele, als ich vor einem kleinen Häuschen vorbei zu gehen hatte, aus dessen offner Thür helles Licht auf die dunkle Straße fiel. Der Thür gegenüber angekommen, bemerkte ich, daß das Licht von einem im Hintergrunde des Hauses hell lodernben Heerdefeuer herrührt. Zugleich aber sah ich, daß

vorn in der Thür zusammengekauert ein Mensch saß, in dem ich wegen des blendenden Lichtglanzes erst nach längerem Ansehen meine kleine Geliebte erkannte, das ernste Gesicht und die großen stillen Augen feierlich auf mich gerichtet. Ihre Züge veränderten sich nicht, als ich mit geheimem Grauen einige Minuten auf sie hinblickte. Dann ging ich langsam weiter, ohne

Furcht, daß sie mir nachlaufen oder nachkommen möge, aber durch den Gedanken beunruhigt, daß sie mir nachsähe.

Es war mir, als habe ich einen Verrath an ihr begangen, aber ich konnte nicht anders handeln, und nahm, als ich meinen Brief abgegeben hatte, einen andern Weg, um zu dem Hause meiner Eltern zurück zu gelangen.

Die Meer-frau.

Märchen von W. Herchenbach.

(Mündlich in Holland).

Um Strande zu Scheveningen wandelte eine hohe Männergestalt in tiefen Gedanken auf und ab, während die Dämmerung das sandige Gestade in Dunkel hüllte und die Nacht ihren schimmernden Sternenmantel über das rauschende Meer ausbreitete. Ringsumher war Stille und Dunkelheit, nur aus den Fenstern der fernern Häuser schimmerte Licht zu dem einsamen Wanderer herüber. Von Zeit zu Zeit stand er stille und neigte sein Haupt zu den Wogen hinab, gleichsam, als ob er in den Tiefen des Meeres etwas ergründen wolle.

Und wirklich gedachte er in diesem Augenblick an die Wunder des Meeresbodens, denn so lange sein Herz zu schlagen begonnen, war es stets von einer stillen Sehnsucht nach diesem unendlichen Wasserfelde erfüllt gewesen und nicht selten hatte er ganze Nächte sich in seinem Boote auf den Wellen schaukeln lassen, obgleich er kein Seemann war. In solchen Nächten hatten ihn die süßen Schauer unerklärlicher Gefühle durchrieselt, denen er seine ganze Manneskraft entgegensetzen mußte, um nicht in das tosende Element hinabzuspringen.

Auch heute war es ihm wunderselig um's Herz, seine Pulse schlugen schneller, seine Wangen glühten, seinen ganzen Körper durchlohte ein belebendes Feuer.

Da klang ihm von Weitem eine wunderbar liebliche Stimme entgegen, die den Wogen zu entschweben schien. Nie in seinem Leben hatte er etwas Aehnliches gehört. Der Gesang war so eigenthümlich fremd und dabei doch so ergreifend, daß sich der Einsame vorkam, als befände er sich in einer andern, körperlosen Welt. Lange stand er und horchte in selbiger Selbst-

auflösung, dann aber drängte es ihn der Stelle zu, von woher der Gesang kam. Zu seinem Kummer aber zitterten die Töne in leisen Schwingungen aus, als er sich seinem Ziele nahe glaubte, und ein leuchtender Streifen durchzog zu seinen Füßen das Meer.

Er harrete die ganze Nacht an derselben Stelle, immer hoffend, die Töne von Neuem zu hören; vergebens: Die Sonne tauchte aus den Fluthen, der Strand belebte sich, Badende spazierten am Ufer auf und ab und die nächtliche Illusion war verschwunden. Da kehrte der Mann betrübt zu seiner Burg zurück, die nicht weit vom Meere lag, und schloß sich, ohne Speise und Trank zu nehmen, in seine Zimmer ein.

Sobald der Abend niederank, ging er von Neuem hinab an's Gestade und wartete der zaubervollen Stimme. Er wurde in seinen Erwartungen nicht getäuscht, denn während er über das gestrige Ereigniß sinnend, am Ufer stand, erklang wieder der Gesang, und diesmal dicht zu seinen Füßen. Es deuchte ihm heute noch wundervoller als gestern; wie sehr er aber auch seine Augen anstrengte, das Wesen zu erspähen, welches der Nacht so süße Lieder spendete, so gewahrte er doch nur den weißen Ufersand und die kräuselnde Bewegung des heranrauschenden Wassers.

Lange stand er an die Stelle gebannt, am ganzen Körper von unaussprechlich süßem Weh zitternd, dann aber stürzte er vorwärts, keine Nacht wäre im Sande gewesen, ihn zu halten. Doch kaum hatte er seinen Ort verlassen, so hörte er einen leichten Plumps in's Wasser und vor seinen Augen zog sich ein

hell leuchtender Dunst durch's Meer, aus dessen Mitte sich, wie ihm deuchte, eine rosige, in schwachen Umrissen gezeichnete Gestalt erhob und in die Tiefe tauchte.

Wiederum ging der Burgherr trauernd nach Hause und schloß sich mit ungestillter Sehnsucht in sein Gemach, ungeduldig den Abend erwartend, um abermals hinaus zu pilgern.

Geraume Zeit schon hatte die Nacht ihre Schleier über die Erde gebreitet, aber vergeblich harrte er an der lieben Uferstelle des Gesanges. Sein Herz zürnte den Fröhlichen, denn aus einem Hause des Städtchens scholl rauschende Tanzmusik und mischte sich mit dem Brüllen des Meeres, das heute in gewaltiger Aufregung den Dünen sand peitschte.

Von dem vielen Wachen ermattet, setzte er sich in das dornige Kraut, welches die Anhöhe bedeckte, worauf er sich befand, und fiel in Schlummer. Drüben tönten noch immer die Hörner und zu seinen Füßen tobten die Wellen, aber er hörte sie nicht; denn ein lieblicher Traum hielt seine Sinne gefangen. Ein göttergleiches Wesen, aus dem Schaume des Meeres und den Düften des Himmels gebildet, kniete vor ihm und umfing seine glühende Stirne mit einem Kranze von Algen und Korallen.

Gegen Mitternacht wachte er auf; stille war's in den Tanzsälen und das Loben des Meeres hatte sich in leises Murmeln gewandelt; aber ferne am Strande tönte wiederum die Stimme. Sein Ohr wurde von deutlich erklingenden Worten bezaubert. Folgende Strophen trug der leichte Westwind zu ihm herüber:

Ewig weil' ich auf dem feuchten Grunde
Zwischen Riff und zwischen Klippen,
Und geschlossen bis zur Abendstunde
Sind die liebestrunken Lippen.

Ah, wie lang' im Hause von Korallen
Bleib' ich Arme angeleitet?
Dreimal darf ich nur nach Oben wallen,
Dann werd' ich in's Meer gebettet.

Einer nur kann meine Fesseln brechen,
Meinen Leib der Fluth entreißen,
Doch ich armes Weib, ich darf nicht sprechen,
Darf ihn nimmer kommen heißen.

Ein Meerweib, sprach der Burgherr in tiefster Erregung, ein unglückliches Meerweib! Rathlos stand er nun stille, er zitterte nicht mehr, wie vorhin, aber die Gluth verzehrte

ihn fast. Was sollte er beginnen? Sie aufsuchen oder hinwegjelen von dem Orte, wo die Geister weilten? Hatte er nicht vordem von Sterblichen gehört, die sich eine Meerfrau zum Weibe genommen und zeitlich und ewig unglücklich geworden waren? Fluch, sprach er zu sich selber, ruht auf solchem Bunde, denn der Sterbliche soll nicht über seine Sphäre hinauslangen in das lustige, körperlose Gebiet der Wesenlosen. Doch sein Mund sprach nur so, sein Herz drängte ihn unaufhaltsam vorwärts und noch hatte er seine bedenklichen Warnungen gegen sich selbst nicht vollendet, als er die Sängerin des Meeres vor sich sah. Ein leichtes Florgewand überdeckte einen Körper, wie nie ein schönerer auf der Erde gewelt hatte; dieses von Thränen verschleierte Auge ergoß einen Reiz über das edle Antlitz, daß der Burgherr von Bewunderung und Ehrfurcht erfüllt, nicht wagte, näher zu treten. Von den schwellenden Gliedern der Meerfrau ging ein Glanz aus, der ihre ganze Erscheinung in einen sanften Schimmer einhüllte, und der sich in den zahllosen Edelsteinen der Krone wieder spiegelte, die sie auf dem Haupte trug.

Je länger er aber stand und die Erscheinung anschaute, desto wilder wurde die Gluth, welche in seinem Innern brannte; die Furcht, noch einmal könne sie ihm entfliehen, ließ ihn alle Bedenklichkeiten vergessen, und ohne die Tragweite seines Thuns zu ermessen, ließ er sich vor ihr auf ein Knie nieder und rief in leidenschaftlicher Erregtheit: Kehre nicht zurück in die Fluthen, sei mein Weib!

Die Meerfrau stieß einen grellen Schrei aus, und ließ das schöne Haupt besinnungslos in den Sand des Ufers sinken. Der Burgherr glaubte nicht anders, als sie habe plötzlich den Geist aufgegeben, darum nahm er sie mit Klaggeschrei in seine Arme und verwünschte den Tag, wo er zuerst das Meer gesehen.

Aber das Leben lehrte wieder in das stockende Herz zurück und indem sie das Haupt unter leisem Schluchzen an seine Schulter lehnte, sprach sie in lächelndem Tone: Wohl will ich dein Weib sein und dir treu anhangen, wenn du nicht frevles Spiel mit mir treibst. Doch, daß nicht du und ich zugleich verderben, so höre meine Geschichte, ehe du dein Schicksal an das meine kettest. Vor Allem wisse, daß ich keines jener Wesen bin, die dem Meere angehören und ohne das nasse Element nicht leben können. Ich bin ein sterblicher Mensch wie du, aber schon Tausend Jahre bin ich in die Tiefen der Fluth verbannt und werde für abermals Tausend Jahre dahin zurückkehren,

wenn du mich nicht zum Weibe nehmen willst. Dereinst war ich dieses Landes Königin und lebte in Pracht und Herrlichkeit, aber der Fürst, mit welchem ich den Thron theilte, war ein Wüstling und Schwelger; meine Liebe konnte sein verödetes Herz nicht ausfüllen und seine abgestumpften Lebensgeister nicht zu neuer frischer Blüthe erwecken. Da, er begann mich am Ende zu hassen und dachte darauf sich meiner zu entledigen. Dazu ward ihm die Gelegenheit, als ein Seeräuber an der Küste kreuzte und sein Schiff mit Sklaven besetzte. Er verkaufte mich an diesen Unhold, der mich mit Ketten an die Schiffswand schmiedete. Viele unglückliche Weiber theilten meine schreckliche Lage. Wir wünschten uns den Tod, um der Knechtschaft zu entgehen.

Unser Wunsch schien bald in Erfüllung gehen zu sollen, denn schon am dritten Tage erhob sich ein so fürchterlicher Sturm, daß das Schiff zerschellte. Da trieben wir armen unglücklichen Angeschmiedeten auf den Fluthen umher und die eine nach der andern versank unter schrecklichem Jammergeschrei. Die Plank, an welche ich angeschmiedet war, begann ebenfalls mit mir zu sinken, als plötzlich, auf einem Delfin reitend, eine bärtige Männergestalt vor meinen Augen aus den Wogen emportauchte. Das Leben und ewige Jugend sei dein, sprach er, wenn du als Königin und mein Weib in meinen Pallast kommen willst. Die schreckliche Angst vor dem Tode machte mich zu Allem willig, ich versprach, mich seinem Ansinnen zu fügen.

Da hob er mich auf seinen Delfin und führte mich hinab, wo mir alle Bewohner des Meeres, als ihrer neuen Königin huldigten. Tausend Jahre bin ich nun, wie ich dir sagte, in der Tiefe und ich würde ewig dort bleiben müssen, wäre der Macht der Geister nicht auch eine Schranke gesetzt, die sie nicht überschreiten dürfen. Alle tausend Jahre darf ich an drei Abenden auf die Oberfläche, er kann mir's nicht wehren. Treffe ich dann einen Menschen, der mich um meiner selbst willen liebt, so bin ich errettet. Wird mir aber der Gatte untreu, so muß ich wieder hinab und darf nie mehr die Erde betreten, bis am jüngsten Tage die Leiber aller Gestorbenen im Thale Josaphat zum jüngsten Gerichte erscheinen. Der Treulose aber wird von den Meergeistern in die Tiefe geschleudert, wo er dazu verdammt ist, die vorüberziehenden Schiffe unter dem Mele anzubohren, daß sie mit Menschen und Ladung hinabsinken in ihr nasses Reich.

Der Burgherr, der kaum das Ende ihrer

Rede erwarten konnte, sprach: Mache dir keine Sorge, daß ich dich je verlassen oder dir untreu werden könnte: So lange Odem in meiner Brust ist, wird jede Ader für dich schlagen, jeder Gedanke dir sein.

Außerdem fuhr die Meerfrau fort, wird mein jetziger Gatte nicht aufhören, dich zu verfolgen und jede Gelegenheit, dir zu schaden, eifrig benutzen. Er wird so erfindungsreich in seinen Nachstellungen sein, daß du entweder großen Muth besitzen mußt oder im Kampfe erliegest. Und nun sage, ob du mich noch zum Weibe willst?

Und wäre die Hölle selbst gegen mich, gab er zur Antwort, so würde ich doch nimmer von dir lassen, sondern es ewig und überall bekennen, daß du allein mein Weib sein sollst.

Da sank ihm die Meerfrau in die Arme und beide hielten sich lange weinend umschlungen.

Die Meerfrau aber trat an das Wasser, nahm die leuchtende Krone vom Haupte und schleuderte sie hinein.

Da entstand ein Brausen unten in der Tiefe und ein Feuerstrahl stieg zischend empor und fiel unter einem sprühenden Funkenregen auf die Wellen zurück.

Der Burgherr und seine Braut aber schritten dem Schlosse zu, das zwischen grünen Tannenbäumen versteckt, nicht weit vom Gestade entfernt lag.

Es war rings umher mit breiten und tiefen Gräben umgeben, mit Mauern und Zinnen wohlverwahrt. Sieh, mein Leben, sagte der Burgherr, unser Schloß ist fest, wir können wohlgemuth dem Feinde trogen. O mein Lieber, entgegnete die holde Braut, auf deinem Schlosse droht uns keine Gefahr, denn die Meeresgeister haben nur Gewalt über diejenigen, welche sich ihrem Elemente anvertrauen. Doch versprich mir, dich nicht unvorsichtig hinauszuwagen auf das Wasser, denn dort allein lauert das Verderben. Wie sollte ich dir's nicht versprechen, antwortete der Burgherr, da ich dich besitze; das Kostlichste, was das Meer bieten kann.

Bald wurde die Hochzeit mit ungewohnter Pracht gefeiert; die weiten Räume des Schloffes faßten die Menge der Gäste kaum, denn die wunderbare Kunde von der Meerfrau hatte von Nah und Fern die neugierigen Verwandten und Freunde herbeigezogen. Alle bewunderten die seltene Schönheit und die Anmuth der jugendfrischen Braut.

Nach acht Tagen verließen die Hochzeitsgäste das glückliche Paar und ein stilles Liebesleben begann im Schlosse; ein Glück reifte

sich an das andere strahlend an. Doch hatte der Burgherr sein Versprechen etwas leichtsinnig gegeben. Die Sehnsucht nach dem Meere und seinen Wundern regte sich von Neuem und stärker als je in seinem Herzen. War ihm doch von dorthier das Liebste geworden, was er je sein genannt.

Er wagte es nicht, seiner Gemahlin die heimliche Sehnsucht zu offenbaren, aber auf seinem bleichenden Gesichte stand der Kummer geschrieben, den die liebende Gattin mit Schrecken wahrte, denn sie ahnte wohl die Quelle, der er entspringe. Mit Betrübniß sah sie, wie er manchmal auf den hohen Thurm stieg und auf die Wasser schaute, besonders, wenn sie, vom Sturm bewegt, die Ufer mit hoch aufsprühendem Gischte peitschten.

Von Tag zu Tag welkte er mehr hin, und es ging nicht mancher Monat in's Land, so lag er auch mit hohlen Wangen auf dem Siechbette. Keine Arznei half ihm, kein Arzt konnte ihm Trost einsprechen, nur die liebende Gattin war vermögend, ihn für Augenblicke zu erheitern. Aber auch sie verlor die Gewalt über sein Herz, und nun herrschte Trostlosigkeit, wo sonst Scherz und Freude regierte. Sie saß Tag und Nacht zu den Häupten seines Lagers, reichte ihm in der brennenden Fieberhize den kühlenden Trank und bedeckte seinen bleichen Mund unaufhörlich mit Küßen. Die Thränen hörten nicht auf, ihren schönen Augen zu entströmen.

Einst, da sie vom langen Nachtwachen der Schlaf übermannte und das müde Haupt schlummernd auf ihrer Brust hing, erhob sich der Kranke vom Lager und schleppte sich aus dem Gemache die Thurmterrasse hinauf; dort lehnte er den kranken Körper an die Ballustrade und breitete die Arme nach dem Meere aus, welches in wilder Wuth fürchterlich tobte und im hellen Mondenschein die Fischerbarcken mit Ungestüm hin und herwarf.

Einmal noch auf deinen Tiefen fahren, ehe ich sterbe! seufzte er.

Da umfaßte ihn der Arm seiner Gattin, die unversehen hinter ihn getreten war. Komm, sprach sie mit zitternder Stimme, dein Wunsch soll erfüllt werden, aber du gehst nicht allein, zusammen wollen wir dem Tode verfallen.

O nicht dem Tode verfallen, läspelte der Kranke freudig, neues Leben werden wir schöpfen aus dem ewigen Urquell der Gewässer.

Schweigend ergriff sie den Arm des Gatten und führte ihn die Steinstufen hinab dem Ufer zu. Dort lag noch wie ehemals das Boot vor Anker, das ihn früher über die Bogen hin- und hergetragen. Mit einem Sprunge war er darin, denn schon der bloße Dufst der Seeluft hatte seine Nerven gestärkt, sein Herz gesund gemacht.

Komm, mein Leben, sprach er, die Meer-geister werden uns nicht zürnen, weil wir sie nicht lassen können! Traurig setzte sie sich an seine Seite; das Seil löste sich, das Boot wurde von den tosenden Bogen pfeilschnell dahingetragen. Bald in der Höhe, bald in der Tiefe erschien das schiffende Paar. Plötzlich aber fuhr ein flammender Blitz über das Wasser, ein Donner Schlag erschallte, das ganze Meer stand in gelber Gluth. Wie von einer Riesensaust gepackt, wurde das Schiff in die Tiefe gezogen, die Wasser schlugen über denselben zusammen. Wilder und wilder rasten die Wellen. Die Schiffer standen am Ufer und schauten auf die Zerstörung, der sie nicht wehren konnten.

Als der Morgen anbrach, war der ganze Strand mit Schiffstrümmern bedeckt. Die Fluthen aber hatten, den Strand durchfressend, ihren Weg zu dem Schlosse genommen, welches in den Wassern versunken war. Dort oben, wo dereinst der hohe Thurm gestanden hatte, fanden die Fischer zwei Leichen, die sich im Tode fest umschlungen hielten; es war der Burgherr und die Meerfrau. Ihre Geister, behaupten die Fischer, seien in der Tiefe, auf ewig den Meergeistern dienstbar verfallen.

Märchen.

Von Dr. W. Mannhard.

I.

In eines Königs Reiche haufte einmal ein wilder Eber, der alle Saaten verwüstete

und Land und Leute gefährdete. Da ließ der König in aller Welt bekannt machen, daß er demjenigen, der den Eber tödte oder ein-

bringe, seine Tochter zur Gemahlin geben wolle.

Als das zwei Söhne eines Bauern im Lande vernahmen, beschloffen sie, die Jagd auf den Eber zu wagen, denn sie waren stark von Knochen und waghalsig und wenig zur Arbeit geneigt.

Sie hatten aber noch einen jüngeren Bruder, der bei Allen der dumme Hans hieß, weil seine Leute und die Nachbarn meinten, Gott habe ihn wenig mit Verstand gesegnet. Sie verachteten ihn deshalb und sagten ihm von ihrem Vorhaben kein Wort.

Zuerst zog der Älteste aus und der Vater gab ihm Wein und Kuchen mit auf den Weg. Er war aber noch nicht weit in den Wald gekommen, als ihm ein kleines Männlein mit grauem Rocke begegnete und ihn bat, ihm ein wenig von seinem Wein und Kuchen zu geben. Aber der Bauernsohn wies ihn barsch und hartherzig ab und sagte, er wolle seine Lederbissen lieber selbst verspeisen.

Gesagt, gethan. Das Männlein schaute der Mahlzeit stillschweigend zu und sah, wie der Bauernsohn nun in den Wald ging.

Als er aber in die Nähe des Ebers kam und das Grunzen hörte, wurde sein Herz so von Angst und Grauen erfüllt, daß er schnell umkehrte, ohne das Unthier nur gesehen zu haben.

Sein Vater und Bruder lachten sehr, als er ankam, und schalteten ihn feige, was er auch verdiente. Der Bruder packte nun Wein und Kuchen ein, und machte sich auf den Weg in den Wald.

Da begegnete auch ihm das Männlein im grauen Rocke und bat ihn um etwas Wein und Kuchen, erhielt aber denselben Bescheid von ihm, wie von dem Bruder.

Mit dem Eber erging es diesem Bruder nicht besser, denn als er ihn von Fern erblickte, da floh er in größter Eile, bis er nach Hause kam.

Wie sich nun der dumme Hans auf die Beine machen wollte, lachten ihn die andern aus und als er trotzdem darauf bestand, gab ihm der Vater Aschenplätzchen und ein Krüglein stinkendes Wasser mit. Im Walde traf er auch das Männlein, das bat ihn wie seine Brüder, und der dumme Hans gab ihm gern von seinem schmalen Vorrath. Das Männlein dankte ihm und gab ihm eine goldne Kette, die sollt' er dem Eber um den Hals werfen. Die Aschenplätzchen aber und das Wasser wurden zu köstlichen Kuchen und Wein verwandelt; denn das Männlein war der liebe Gott, der Alles kann.

Der dumme Hans ging immer tiefer in den Wald, und als er das Schwein sah, fürchtete er sich nicht und warf ihm die goldne Kette um den Hals. Da ward es zahm und ließ sich gern von ihm führen. Aber die andern Brüder waren ihm nachgeschlichen, erschlugen ihn und begruben ihn unter einer steinernen Brücke; darauf führten sie das Schwein vor den König, als hätten sie es gefangen. Der König hielt sein Wort, und die Tochter mußte dem einen Bruder die Hand reichen.

Darüber gingen mehrere Jahre hin, und die beiden Brüder lebten in Freude und Herrlichkeit. Da zog eines Tages des Königs Jäger in den Wald und fand an der steinernen Brücke ein steinernes Horn, auf dem blies er; da fing das Horn an zu sprechen und sagte:

Ach lieber Jäger blas nicht so sehr,
Wiß' wohl, daß mein Bruder mich hat todt
geschlagen;
Wohl um das große wilde Schwein
Und um des Königs Tochterlein.

Darüber erstaunte der Jäger und brachte das Horn dem König. Und als die Brüder das Horn erblickten, ward ihnen ganz eigen um's Herz. Der König gab es seinem Schwiegersohn, er sollte darauf blasen; aber den ergriff ein Schauer und er warf das Horn auf die Erde. Plötzlich stand der dumme Hans aus der Erde lebendig auf und erzählte ihnen, wie sich die Geschichte zugetragen. Da sprach die Königstochter: „Wenn man den alten Schlüssel wiederfindet, wirft man den neuen fort,“ gab ihrem neuen Bräutigam die Hand und ward mit ihm vermählt. Die beiden andern aber erhielten die verdiente Strafe für die böse That.

II.

Es war einmal eine Frau, die hatte drei Kinder, eine rechte Tochter und zwei Stiefkinder, die hießen Wilhelmken und Lehnken, das waren fromme, gute Kinder, nämlich die Stiefkinder, denn die rechte Tochter der Frau hatte ein böses Gemüth.

Eines Tags geht Lehnken an den Born um Wasser zu holen. Da fällt ihr der Ring in's Wasser, den sie am Finger hatte. Wie sie nun betrübt dasteht, kommen drei Männlein, die wünschen ihr goldenes Haar, zum andern, daß ihr Gold aus dem Wunde fällt, und dreier Wünsche Erfüllung. — Sie geht fröhlich nach Haus und erzählt, was ihr begegnet ist. Das hört die rechte Tochter, spricht zur Mutter: „Will doch auch zusehen, was

mir die Männlein schenken.“ Geht auch nach dem Born und trifft die drei Männlein, die wünschen ihr aber allerlei Böses an: Sie solle einen Weichselzopf haben und Kröten ihr aus dem Munde fallen, und damit ging sie nach Haus und war recht bitterböse auf ihre Stiefschwester. Es wurde aber so wie die Männlein gesagt hatten. — Da wünschte sich Lehnken zuerst ein Schiff für ihren Bruder. mit dem fuhr er über Meer, weit, weit hinaus, bis er in eines Königs Land kam. Dem bot er seine Dienste an und wohnte lange Zeit in seinem Reiche. Da sieht der König wie Wilhelmken oft ein Bildniß ans Herz führt und heimlich küßt. Drob fragt er ihn, was für ein Bild das wäre. Spricht Wilhelmken: „Das ist meiner Schwester Lehnken Bild, und reicht es dem Könige hin. Nun sieht der König das Bild, wie es so schön war, und sein Herz ward ihm von Liebe entzündet, spricht also zu Wilhelmken: „Fahre heim, und hole Deine Schwester, denn ich will sie zu meiner Gemahlin.“ Das that Wilhelmken, kommt nach Haus, mit köstlichen Kleidern, die ihm der König mitgegeben für sein Schwesterlein, und holt sie ab. Aber die Stiefmutter und Stieftochter fahren auch mit; wie sie noch auf dem Meere sind, lauft die Mutter Wilhelmken und er schläft darüber auf ihrem Schooße ein. Da nimmt die böse Stiefmutter Lehnken, zieht ihr die königlichen Kleider aus und wirft sie in's Meer; die Kleider aber legt sie ihrer Stieftochter an. Als sie beim Könige anka-

men und der die Stieftochter sieht, wie sie über alle Maassen häßlich war, und meinte doch es wäre Wilhelmken's Schwester und keine andere, wird er gewaltig zornig und läßt Wilhelmken in einen tiefen Thurm einsperren, heirathet jedoch die häßliche Tochter, weil er's einmal so verprochen hatte. Aber Lehnken war nicht im Meer ertrunken, sondern sie flog als Ente zu dem Thurm, wo ihr Bruder eingesteckt war und sang:

Mein Bruder Wilhelmken,
Wat sigt Du hier gefangen,
Bei Ottern und bei Schlangen,
Wie frieren Deine Füßten,
Wie kälten Deine Nägellen.
Um meinethalben.

Das wiederholte sie, schwamm um den Thurm drei Tage lang und sang dasselbe Lied, bis es des Königs Dienern auffiel und sie's dem Könige sagten. Da hieß sie der König die Ente fangen und auf sein Schlafzimmer bringen, und als sie bei ihm war, da währte es nicht lange, da stand sie als schöne Jungfrau vor ihm, und der König erkannte sie als seine Braut und wurde die Hochzeit mit großer Freude vollzogen. (Ihrem Bruder Wilhelmken wünschte Lehnken ein Königreich, wie sie's selber nun mit ihrem Gemahl regierte in Frieden und Freude.) Die häßliche Königin jagte er fort und die böse Stiefmutter empfing ihre gerechte Strafe.

Deutsche Schwänke.

Von R. Hocker.

I. Das Pferd in Gemeinschaft.

Bürgermeister und Superintendent zu Schöppenstädt hielten sich eine Zeit lang ein Pferd in Gemeinschaft, der Deconomie halber, denn sie calculirten, daß ein Pferd auch nur für eins fräße, wozu allerdings nicht viel Scharfsinn gehört. Wollte der Superintendent in die Kirche, so kam er erst während des Lieds. Der Bürgermeister war voran geritten und schickte ihm das Pferd zurück. Ritt der Bürgermeister zum Rathhaus, so saß der Superintendent in seinem Arbeitszimmer, wo er keinen Gaul nöthig hatte. So trug es sich eines Tages zu, daß beide an einem und demselben Tage

nach Braunschweig reisen mußten. Nun war guter Rath theuer. Endlich hatte der Bürgermeister den klugen Einfall, er wolle mit dem rechten Fuße in den Steigbügel steigen, während der Superintendent mit dem linken hineinfahre, so könnten sie gemeinsam die Fahrt nach Braunschweig machen und Jeder des Pferdes froh werden. Als so Beide durch den Koth trabten, waren sie im Stillen froh, daß nur ein Stiefel beschmutzt wurde, denn wäre der Eine gelaufen und der Andere geritten, so wären jenem doch beide Stiefel schmutzig geworden.

Helias Tochter.

Volksmärchen von Ellen.

Wächt'ger Rhein! du weithin unvergleichlich
Herrlichster der felsentsprungnen Ströme,
So viel auf dem Erdball durch die Lande
Sich ihr Bett gewöhlt, ich stimme freudig
In das Loblied ein, das dir von tausend
Und von abertausend Zungen täglich
Neu ertönt. So lieblich und gewaltig
Ist kein Strom wie du. An keinem Ufer
Fließt so leicht und frei das schöne Leben
Uns vorbei, als die von deiner Klutben
Lust'gem Anprall sind benezt. Wo neigen
Solche Berge sich in's Thal? Wo wölbt sich
Ueber Berg und Thal ein solcher Himmel?
Ach, und wo scheint auf zu Berg' und Himmel
Ein so lachend aufgeschlagnes Auge,
Wie dein Auge ist? In deinem Grunde
Ruht der Nibelungen Gold, in jedem
Herbste glänzt es uns aus deinen Gärten
Froh verheißend an, und ha, wie perlt es
Dann im Römerglase! Ja, es nenne
Glücklich sich, wem es ein Gott beschied en,
Daß er altern darf in deinem Anschau!

Wenn das Ruder schlägt in deine Bogen,
Und der Kiel die grüncrystallinen Furchen
Weithin zieht, daß schnell das Schifflein hinschießt,
Sanft gebläht von deinem Hauch die Segel,
Welche Lust! Und vor der Schiffer Blicken
Welche Bilder wechseln dann! Wer hätte
Nie mit Freunden sich von deinen Wellen
Schaufeln lassen, Rhein? Wen hätte nimmer
Heilige Sehnsucht zu dir hingetrieben?
Wem auch hätte nie bei deinem Zauber
Sich das Herz zum reinsten Glück erschlossen?
Kafft der Tod ihn weg, bevor er deiner
Ewigen Schöne theilhaft war, so hat er
Traun umsonst gelebt, trotz allen Reichthums!

Ja, es hat, wir wissens, in dem Laufe
Von Jahrhunderten schon manche Rheinfahrt
Sterbliche beglückt, doch war wohl selten
Eine Rheinfahrt schöner, als da Kaiser
Otto fuhr in stattlicher Begleitung
Weit von Nymweg zu den sieben Bergen.
Goldne Schnäbel, reichverzierte Prüstung,
Sammetteppiche und seidne Wimpel
Spiegelten sich in der Fluth, daß staunend
Auf vom Grund die Schaar der Fische tauchte,
Plätschernd auf der Fläche mit den Schiffen
Aufwärts zog, von ihren Silberschuppen
Oft den Glanz der Sonne widersirahlend.
Und wie selig lauschte da der Tiefe
Stumme Brut! Denn laut zum Saitenspiele
Scholl der Minnesänger Lied, des hohen
Kaisers Ohr und Herz erfreuend.
Wechselsang von Schiff zu Schiff! Und jubelnd
Grüßten Ritter sich und zarte Frauen,
Tücher schwenkend, und die Becher hebend.

Aber bei dem Kaiser und des Kaisers
Ehgemahl und seinem Hofgesinde
Lehnte schüchtern an der Wand des Schiffes
Ada auch, des König Helias Tochter,
Ein gar lieblich Frauenbild vor Allen
Und der Demuth Spiegel. Denn sie hatte
Schon in ihrer Rosenzeit gar manche
Trübsal angehehn, die aus der Menschen
Gitlem, hartem Sinn entkeimend, Unheil
Auch der Unschuld bringen. Ibres behren
Vaters Tod und ihrer Mutter leises
End' erwog sie still bei sich und fühlte
Nun so einsam auf der weiten Welt sich,
Wie die Einsamkeit nur Frauenherzen
Fühlen können. Wohl getröstet wandte
Auf den kaiserlichen Mann, den schönen

Otto, sie den Blick, der ihr als zweiter
Vater Schutz und Beistand lieb, doch konnte
Sie des Busens tiefgeholtte Seufzer
Nicht beherrschen, unter ihren Wimpern
Glänzten heimlich Thränen und verlaufen
In des Rheines Wogenbraus. — Nicht alle
Thränen bleiben ungehört. — Es dachte
Otto seines Pflegekinds und schaute
Sorgend nach ihr um, daß sie gewaltsam
Ihrem Kummer Einhalt that und lächelnd
Zu ihm hintrat, seine Hand zu fassen,
Die er hold ihr bot, um in den Jubel
Aller auch ihr junges Herz zu drängen.

Ida, liebes Kind, du bist nicht fröhlich
Mit uns Fröhlichen, sprach sanft der Kaiser,
Auf die Schulter seine Hand ihr legend.
Doch ich weiß, daß Vieles du verschmerzen
Mußt, was dich bedrängt hat, daß im Taumel
All der kaiserlichen Festlichkeiten
Dir nicht wohl sein kann. Doch laß mich sorgen
Und bedenken, wo ich eine gute
Stätte für dich finde, Trost und Zuflucht
Dir verschaffe, wie sie dir gemäß sind.

So der Kaiser. Und mit Flüstern sagte
Ida: Sorge du, mein hoher Kaiser!

Da erhob sich an dem grünen Ufer
Hunderthürmig Köln mit seinen Kirchen
Und Kapellen frommer Pracht. Es winkte
Hochher stolzes Dächerwerk mit süßen
Siebeln und viel Erkern von der Vürger
Reichen Häusern. Auf den Mauerkronen,
Welcher Prunk von Flaggen und Gewinden!
Welche Lustbarkeit! Im Festornate
Stand der Rath am Einfahrtsthor, dem Kaiser
Wie nur Kaisern ziemt, mit höchsten Ehren
Willkomm' zu entbieten. Das Gewässer
Wimmelte von Rachen, Freudenrufe
Tönten durch die Luft und wie ein Vater
Seiner Kinder sich erfreut, erfreute
Kaiser Otto sich der treuen Kölner.
Ahaat Köln! so rief er, eine Krone
Ist mein Köln und schön vor allen Städten!

Weiter ging die Fahrt dann. Dunkelschattig
Barg Dvinges Zinnen hohe Waldung,
Nur der Hörner fröhliches Geschmetter
Klang noch fernher laut, dieweil gewaltig
Und mit ernstem, feierlichen Schweigen,
Vor dem Kaiserange sich die sieben
Berge zeigten, blau in lichtem Dufte.
Staunend stand der Kaiser, mächtig dehnte
Seine Heldenbrust sich, bis die Worte
Nicht er hehlen mochte: Schönes Deutschland,
Vaterland, ich bin dein froher Kaiser!

An sein Schiff da legte sich ein Schiff an,
Drauf Gustach, ein Graf von Bonn, sich nahte,
Der des Kaisers Liebling und ein schöner
Junger Ritter war. Er wollte freudig,
Krüher als die Stadt den Herrn begrüßen,
Den er kindlich liebte. Rasch die Treppe
Schwang er sich empor, und vor dem Kaiser
Kniet' er hin, der huldvoll ihn emporhob.

Mein Gustach, sprach Otto, sei willkommen!
Gern empfang' ich dich zuerst, denn wisse,
Eine Gabe hab' ich für dich bei mir,
Die nicht wohl im Angesicht der Gaffer
Man verschenkt. Komm her, geliebte Tochter,
Ida, Helias Kind, schau diesen Ritter,
Der mein Freund, an dessen Brust die gute
Stätte ist, die ich dir herzlich gönne,
Und auch für dein Herz die süße Zuflucht
Und der Trost, der dauernd dich getröstet!

Wie die junge Lillie vor des Tages
Morgenstrahl erzittert, der die Schönheit
Schaut zum ersten Mal und durch sein Leuchten
Liebend sie verklärt, daß doppelt lieblich
Blöglich sie erscheint, so lebte Ida,
Als Gustach sie sah und Kaiser Otto's
Freundlich ernstes Wort vernahm. Sie barg sich
Schüchtern hinter ihm, als könne solche
Flucht ihr frommen, doch Gustach, durch ihren
Hohen Liebreiz erst entzückt, geblendet
Und entzündet dann, trat mit Erröthen
Zu ihr hin und ihre Hände küßend,
Sucht' er mit dem Aug' ihr Aug', ihr Herz mit
Seinem Herzen auf und bald gefunden,
Lag sie ihm im Arm. Mit Lächeln schaute
Otto auf das junge Paar und weihete
Segnend sie zum heil'gen Ehebündniß.

Als sie dankbarlich vor ihm sich neigten,
Sprach er mild: Seid glücklich, meine Kinder,
Gott wird Euer wachen, wie ich bitte.

Auf das Vorderdeck mit dem Gefolge
Schritt er dann, sich selbst die Weiden einzig
Ueberlassend, daß in trauter Zwiesprach
Sich die selige Bestürzung löse,
Darin er sie befangen sah. Sie drückten
Lang' die Hand sich stumm, dann schauten zögernd
Und mit stummer Frage sie einander
In das holdverwirrte Antlitz, endlich
Sprachen sie, doch was sie sprachen, ach, es
War so Wenig und doch so unsäglich
Viel und gar so wunderbar und heimlich,
Daß es zu vermelden nicht der Dichter
Sich erlauben mag. So wollen Ida
Und Gustach wir auch sich überlassen,



O. Fikentscher inv.

Lith. Inst. v. Arnx & Co. Düsseldorf.

Das Pferd in Gemeinschaft.

(Schwank von Dr. N. Hocker)



Das ist der willkommendste der Dienste,
Den wir Liebenden erzeigen können.

Wo sich über Bonn die Mauerthürme
Zu dem Zoll erheben, drängten reihweis
An das Land die Schiffe. Kaiser Otto
Trat zuerst hervor. Auf einen weißen
Felter schwang er sich, die Ritter folgten
Froh dem Herrn zu Ross, in reichen Sänften
Führten sie zum Schloß des Kaisers Damen
Und auch Ida. Stolz und seligen Herzens
Eyprengt' Gustach an ihrer Seit' und hob sie
Sächtlich an dem Schloßthor aus der Sänfte,
Selbst sie in den Thronsaal zu geleiten.

Als danach vorüber die Begrüßung
Und zum Festesmahl die Gäste eilten,
Sah an seiner Seite Kaiser Otto
Ida sitzen und Gustach, die also
Selig und wie träumend um sich schauten,
Als ob sie dem Himmel angehörten.

Frohe Feste, so begann der Kaiser,
Stehen uns bevor in Bonn. So mögen,
Ida und Gustach, sie euren Hochzeits-
Tag zugleich verherrlichen. Ich habe
Euch zu traun den Bischof schon gebeten.
Morgen sei die Trauung. Meine Tochter
Will ich zum Altare selbst geleiten,
Wenn ihr schönstes Fest ist, wie vor Zeiten
Ihre Mutter auch. Wollt ihr des Reichstags
Lärm und Treiben, die hier folgen werden,
Euch entziehen dann, so hab' ein Schloßchen
Ich hier in der Nähe, das als Mitgift
Meiner Tochter Ida ich verehere.
Dorthin mögt ihr dann entfliehn, in Frieden
Eurer jungen Lieb' euch zu erfreuen.
Nahe liegt's dem Weg, daß wenn nach Boppard,
Frankfurt, Worms und Speier ich dann weiter
Meinen Zug vollführe, ich zum Ambis
Bei euch weilen kann. Des Schlosses Nam' ist
Godesberg, aus alten Zeiten, vielleicht wohl,
Weil es Gott mit seinen schönsten Gaben
Ueberreich gesegnet hat. Auf Erden
Können keine Fürsten schöner wohnen,
Als ihr wohnen werdet. Bleibt auch glücklich
Dort allzeit, so wünsch' ich euch von Herzen.

Ida und Gustach vernahmen schweigend
Diese Kaiserred' und seiner hohen
Gnade wußten sie ihm nur mit Blicken
Dank zu sagen, denn das laute Grüßen
Aller Gäste und der Tusch der Rinken
Und der hellen Cymbeln zwang sie schweigend
Zu verharren. Und wie Otto sagte,
So geschah's. Am nächsten Morgen wurden

Sie getraut und Kaiser Otto legte
Segend seine Hand auf ihre Häupter.
Wenig Zeit nur wohnten sie der Feste
Buntem Jubel bei, von dem kaum Etwas
Sie zu hören und zu sehn vermochten.
Denn sie sahn und hörten nur einander,
Wo sie weilten. Dann entflohen heimlich
Sie gen Godesberg. Am Vorgebirge
Zogen sie dahin, auf einem Felter
Ida, doch Gustach auf einem schwarzen
Hengst, den mit geübter Hand zu sanftem
Gang' er zwang. Es war im Herbst. Die Sonne
Stand schon tief, es streckten lang und länger
Sich die Schatten, heimwärts von den Aekern
Zog der Schnitter Schaar, und von den Bergen
Wingerin und Winger, froh der Erndte
Und des schönen Lebens. Ihre Vieder,
Ihre heitren Grüße flangen Ida's
Ohr wie freundlicher Willkomm, es war ihr
Bald gar heimathlich zu Sinn. Und als dann
Auf dem Felsenpfad des Berges Höhe
Sie erreicht, vorn auf die Klippe traten,
Drauf der schlanke Schloßthurm ragt, als nieder
In das Paradies des Rheins sie schauten,
In die wunderbarlich schöne Landschaft,
Hitzend in des Abends Duft und schimmernd
Von der Wolken weiß und rothen Rosen,
Da emstürzten reichlich Thrän' auf Thräne
Ihrem Aug' und schluchzend, überglücklich
Sank sie an die Brust des Heißgeliebten.

Führ' ich euch wohl in die Schloßmächer,
In den Ritteraal, der seiner Fenster
Lange Reih' dem Rheine zeigt? Die Zimmer
Und die trauten Kämmerchen, in denen
Ida's Hand nun waltete, eröffn' ich
Sie vor euch? Klopft wohl mein Finger leise
Auf die wohlgefüllten Schrein' und Spinden,
Die auf Otto's Wink dort ihrer harften
Und zu liebenswürdiger Hausfraumsorge
Stündlich sie entzückten? Trei' ich mit euch
An das wohlverzierte Erkerfenster,
Dran ihr Sitz nun ist, durch dessen runde,
Vleigefäste, farbig glühnde Gläser
Sie hinabschaut in die zauberhafte
Welt zu ihren Füßen? Seht den breiten
Petersberg, den stattlichen, den Aulberg
Mit der Yakennaje, die er ausstreckt
Nach dem Hemmerich, den Nonnenstromberg
Hier, fern dort die schlanke Löwenburger
Kegelspitze, dann mit hoher Waldung
Hier die Wolkenburg, der Wolken Heimath
Und darnach den herrlichsten von allen,
Recht des Rheines ewigen, gottbestellten
Hort und Wächter mit dem nervig starken
Tropig nackten Felsgliedmaßenbau, den

Drachensfels! Ja, staunet nur hinüber,
Denn seit viel Jahrtausenden ist Staunen
Er gewohnt, und wehe dem Geschlechte,
Das ihm seine Felsenstirn zertrümmert,
Seine Rinne fällt, mit der den Weg er
Uns zu weisen hat in Gottes Rheingau! —
Nolandssee, dem Drachensfels gegenüber,
Schau, wie hebt es sein mit Buchenzweig und
Wein umkränzt, liebliches Basalthaupt
Auch zur Wache auf! Doch nicht die Landschaft
Ueberwacht es, nur die grünen Inseln,
Grafenwerth und Nonnenwerth, zu wahren
Scheint es hingestellt, der frommen Jungfrau,
Die dort wohnen, treuer Schutz. Denn brausend,
Wo der Jungfrau Lieder und Gebete
Jetzt erschallen, brach voreinst des Rheines
Fluthenschwall siegreich durch das Gebirge.
Donnernd tobten dort die hohen Bogen,
Die jetzt lieblich um der Nachtigallen
Still Gebüsch hinflicßen. Rheingeplätzcher,
Nachtigallgesang und Jungfrauntlieder,
Klingen nicht die dreie gut zusammen? —

Doch wohin verliert sich meine Rede?
Ach, verzeiht, wenn gar zu überschwänglich
Ich gepriesen, was doch unerreichbar
Ist für Dichtervort. Es geht die Lippe
Leicht ja über, wenn das Herz uns voll ist.

kehren zu der jungen Hausfrau Ida
Wir zurück, die nun schon einen Mond lang
Weit auf Godesberg und alle Zuflucht
Und den besten Trost, der Liebe Segen,
Bei Gustach gefunden. Emsig schaltend
Gilt sie durch die Zimmer, ordnend, weisend,
In der Küche mustert selbst und kostet
Sie der Küche fleißig Werk, der hohe
Mitteraal erglänzt von Blumenkränzen,
Mit dem Auserlesensten des Kellers
Läßt sorgsam Gustach die Tafel zieren,
Römervläser bei gefüllten Krügen
Künden auch, daß eines hochgeehrten
Gastes heut die jungen Wirthe barren.
Also ist's. Ihr heißgeliebter Kaiser
Otto kommt. Es tritt Gustach mit Ida
An des Saales Fenster oft und weithin
Sehn den Zug sie nah. Kam' aus den Thoren
Er von Köln hervor erst, traun, ich glaube,
Daß vor lauter Liebe sie auch dort schon
Ihn zu finden mit den Augen strebten.

Jetzt ertönt des Wärters Horn. Zur Antwort
Läßt Fanfaren laut der kaiserliche
Herold blasen. Lustig auf dem Banner
Platternd, schwebt empor den Berg der deutsche
Reichsaaar, weiten Flügelschlags. Nun schallt und
Dröhnt auch schon der klimmenden Roffe Hufschlag.

Auf steht Thor und Gatter. Rasselnd nieder
Senkt die Brücke sich, da tritt der Schloßherr
Zu dem Kaiser hin, der sanft des Roffes
Nacken klopft, faßt sorgsam Zaum und Bügel
Und entbeut ihm Willkomm. Wie ein Jüngling
Nasch vom Koff springt Otto, in den Thorgang
Arm in Arm hinschreitet mit Gustach er
Und ruft laut: Führ mich zu deiner Hausfrau!
Sahst ihr einer junger Frau verklärtes
Antlitz je, wenn sie zum ersten Male
Einen Gast empfängt am eignen Heerde,
Dann seht Ida jetzt auch. Lachten Perlen,
So vermeint' ich wohl, daß Ida's Augen
Solchen Perlen gleichen, süße Rötze
Ueberfließt ihr Antlitz, von den Lippen
Köst kein Wort sich ab, doch zwischen ihnen
Schämig, schelmisch, und wie glänzen
Ihre weißen Zähnen! Leicht sich neigend
Tritt mit solchem Liebreiz vor den Kaiser
Ida hin, der überrascht ihr Händchen
Faßt und lächelnd selbst dann überrascht ist,
Daß er es geküßt. Doch zarter Frauen
Liebreiz kann so Männer Sinn bezaubern,
Und ich meine wohl, daß nie im Leben
Ida diesen Handkuß wird vergessen.
Welch ein Festtag auf dem Godesberg da
Ward gefeiert, will ich nicht versuchen
Euch zu schildern. Doch es war der Kaiser
Also froh bei seinen Wirthen, daß ohn'
Ende seine Rede floß, daß laut sein
Scherzwort klang und hell sein Lachen,
Und er kaum der schweren Kaiser Sorgen
Noch gedenk blieb. Goldig in der Römern
Schimmerte der edle Wein, es war auch
Aller Herz heut mit der edlen Freude
Gold erfüllt und jeder Gram vergessen.

Da erhob sein Glas der Kaiser Otto
Und sprach laut, daß jedes Auge barrend
Auf ihn hingewandt war: Diesen Römer
Leer' ich auf das Wohl der schönen Kinder,
Welche unsre liebe Wirthin meinem
Freunde schenken wird! Mag wohl gedeihen
Diese Godesberger Zucht in Gottes
Treuer Vaterhut und ihm zur Ehre!

Und da wollten Jubelruf und helles
Gläserklingen lange nicht verstummen.
Kaum verbehlte, fröhliche Hoffnung strahlte
Aus Gustach's Gesicht wohl, doch verschüchtert
Und bis auf die Stirn erröthend, schaute
Ida nieder in den Schooß. Es kam ihr
Dieser Wunsch gar unerwartet, schmerzlich
Fast, zu zeitig schien er ihr, verlegte
Leise sie und nur mit Beben konnte
Sie am Becherrand die Lippen nehen.

So verstrich das Fest in klarer Freude,
Dann schied Otto, um bei einem Freunde
Unsern Sitz vor Nacht noch einzutreffen.
Und mit Recht gedach't er, als vom Rosse
Er zu Rolands Burg empor sich wandte,
Welches Leid die Liebe Ritter Roland,
Welches Heil Gustach gewährt. Dann war er
Frohgemuth, daß Helias edle Tochter
Zu so seligem Glück er hingeleitet.

Lange noch vom Söller schauten Ida
Und Gustach dem Zuge nach, dann küßten
Sie einander, Thränen in den Augen,
Mit gar frommem Kusse, wie nur treue
Ehegatten können. Beide eilten
An ihr Werk sodann, auf daß des Schlosses
Räume nach dem festlichen Gelage
Häuslicher Beaglichkeit sich wieder
Oeffneten. Und noch am selben Abend
War die Ruh im Schlosse wieder heimisch.

Aber Ida, da sie dann zum Schlummer
Sich gelegt und ihres hohen Gönners
Wort und Wunsch erwog, bat im Gebete
Gott, daß treu er ihrer walten möge,
Wie er stets gethan. Dann fiel in Schlaf sie
Und ihr kam ein Traum, daß sie bedäuchte,
Bei sich habe sie drei Söhne,
Jeglicher mit einem güldnen Krönlein
Auf dem Haupt. Und als darnach den fünften
Fest sie an sich zog, fiel seine Krone
Auf den Estrich und zerbrach. Da hörte
Eine Stimme sie, die sprach: Drei Söhne
Wirst du, liebe Ida, König Helias
Kind, gebären, dir zur großen Freude
Und Gustach und der gesammten, großen
Christenheit zum Heil, nur hüte sein dich,
Daß nicht eine andre Frau, du selbst nur
An der Brust sie nährst. Also ist es
Recht und heil'ge Mutterpflicht. Das wisse! —

Dann entschwand der Traum und andren Morgens
Wußte sie, nicht ohne Scham im Antlitz,
Ihren Traum dem Gatten offenbaren.
Froh erstaunt zog an die Brust Gustach sie
Und von Herzen gern gelobten Beide,
Daß allein sie Mutter sein, daß treulich
Sie allein den Söhnen Nahrung reichen,
Solle nach dem Traumwort, keine Andre.

Und der Traum ging herrlich in Erfüllung,
Denn in dreien Jahren schenkte Ida
Ihrem Gatten drei so schöne Söhne,
Wie je Söhne waren. Und sie taufte

Gottfried ihren ältesten, den zweiten
Balduin und nach dem Vater nannten
Sie Gustach den jüngsten. Ida nährte
Sie mit süßer Seligkeit und wahrte
Alle drei wie ihre Augensterne,
Doch was Gott in seinem Rath beschloß,
Das geschieht und Niemand mag es wehren.

Denn als mit Gustach am heil'gen Pfingstfest
Zur Kapelle sie gegangen, frommen
Sinnes für ihr Glück zu danken, und als
Allzu lang' die Messe wahrte, da ward
Wach indeß ihr Sohn Gustach, verlangte
Schreiend nach der Mutter und vor Hunger
Weinte er gar bitterlich. Das hörte
Eine Freundin Ida's und voll Mitleid
Legte sie an ihre Brust den Säugling,
Daß er Nahrung habe und sich stille.

Gierig trank das Kind, da nabte Ida
Voll Verlangen selbst nach ihrem Säugling,
Aber wie erschrak sie, als ihr Kind sie
Sah an ihrer Freundin Brust! O wehe!
Rief sie laut, Frau, gute Frau, was thut ihr?
Ach, nun wird mein armes Kind der hohen
Würdigkeit verlustig, die von Gott ihm
War bestimmt. Weh mir, daß ich so lange
Es verließ! Nun wird er dienen müssen,
Während seine Brüder Kronen tragen.

Also klagte sie und weinend sagte
Ihre Freundin: Ach, vergeht mir, Ida,
Fürnt mir nicht, ihr wißt, aus gutem Willen
That ich, was ich that. Dem armen Kindlein,
Das um sein Verlangen ich beklagte,
Meint' ich eine Wohlthat zu erzeigen.

Liebreich auch mit vielen milden Worten
Tröstete Gustach sie, doch vergebens,
Denn sie nahm es sich zur Schuld, zu lange
Von dem Kind entfernt, ihm seine Krone
Selbst geraubt zu haben, sie, die Mutter.
Und sie aß und trank den ganzen Tag nicht,
Wocht' auch Niemand sehn, der frohe Pfingsten
Freundlich ihr zu wünschen in das Schloß kam.

Lange konnte sie, was für ein großes
Drüßal sie nun einmal hielt im Herzen,
Nicht vergessen und mit Thränen schaute
Sie gar oft des Kindes fröhlichem Spiel zu.
Dann vergaß sie's doch, wie fromme Mütter,
Wenn sie ihre Kinder gut und glücklich
Wachsen und gedeihen sehen, Alles
Ueber solches Heil zulezt vergessen.

Mit Gustach zog fromm zu ritterlicher
Tugend und zur wahren Gottesfurcht sie
Ihre Söhne auf und Gott belohnte
Und gesegnet ihr Werk, denn Gottfried,
Der zuvor ein Herzog war zu Villon,
Und nach ihm dann Balduin wurden Könige
Von Jerusalem, das sie der Heiden

Feindeshand entrissen, und es waren
Gottfried, Balduin und Gustach von Allen,
Die das Kreuz erwählt, die besten Ritter
Allezeit und würdig ewiger Ehren.

Doch nun schließt mein Lied, das euch der frommen
Menschen viel als Vorbild vor den Sinn stellt.

Des Teufels Presse.

Sage von Fabricius.

Um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts wohnte zu Köln in der Nähe des Domes in dem Hause zum goldenen Kreuze der von Flandern nach Köln eingewanderte Michael Wassermeh, ein in der Kunst des Bücherschreibens weit und breit berühmter Mann, der trotz allem Fleiße und der Hülfe von einigen zwanzig Abschreibern und Malern doch nicht alle Aufträge ausführen konnte.

Unter den Arbeitern glänzte des Meisters Tochterlein Adetta, die von dem Vater die Kunst gelernt, die Bücher mit Initialen, Randverzierungen und Bildern zu schmücken, und von allen Schreibern wegen ihrer Geschicklichkeit bewundert wurde.

Die Bestellungen nahmen immer überhand, und als der alte Wassermeh lange Zeit vergebens nach neuen Schreibern gesucht hatte, mußte es ihm erwünscht sein, als sich ihm eines Tages ein junger Mann, Namens Caspar vorstellte, der, außerordentliche Proben seiner Kunstfertigkeit vorlegend, wie der Meister deren niemals gesehen, um Arbeit bat.

Bald waren die Beiden handeleins; der Meister lud den Fremden zum Imbiß und als Adetta mit dem Frühstück ins Zimmer trat, wurden ihre Wangen feuerroth unter dem Blicke des jungen Schreivers, welcher an Schönheit und Anmuth wohl seines Gleichen suchte. Auch Caspar gerieth in sichtliche Verlegenheit bei dem Anblicke so vieler Reize und vries sich glücklich, in dem Hause des Meisters Wassermeh Beschäftigung gefunden zu haben.

Meister und Schreiber leerten manches Glas und waren bald gute Freunde.

„Morgen also fangt Ihr an für mich zu arbeiten!“ hob der Meister an, „da hat mir mein Freund, der Abt von Altenberg, eine Abschrift der Psalmen bestellt und da ich den

hohen Herrn immer gern zufrieden stelle, so sollt Ihr als mein bester Schreiber das Werk unternehmen, aber macht's fein, hübsch und sauber, denn der Herr Abt ist ein hochgelehrter Mann und großer Kenner.“

„Ihr sollt schon zufrieden sein“, lachte Caspar, „doch noch Eins! Ein jeder Künstler hat wie Ihr wißt so seine eigene Kunstgriffe. Ich arbeite nur daheim in meiner Wohnung, wenn ich ganz allein bin. Ist Euch das recht, so habt Ihr binnen drei Wochen die Abschrift, wo nicht, so sind wir geschiedene Leute.“

Der Meister besann sich hin und her, und willigte endlich darein, dem Schreiber die kostbare Handschrift auf Papier zum Abschreiben anzuvertrauen, wenn dieser ihm seine schwere goldene Kette zum Unterpfande lassen wollte.

Caspar ließ die Kette dem Meister Wassermeh und entfernte sich, nicht ohne vorher noch einen glühenden Blick auf Adetta zu werfen.

Der Meister war natürlich gespannt auf des Schreivers Werk, noch mehr aber Adetta, welche keinen Stich arbeiten konnte, so lange Caspar neben ihr in der Werkstätte saß, und da saß er den ganzen Tag, wenn er sich nicht auf dem Tanzboden oder in der Malerherberge herumtrieb wo ihn alle wegen seines einnehmenden Wesens lieb gewonnen! Ein solches Leben konnte dem Meister nicht gefallen, der sich freute, doch wenigstens aus Vorsicht die goldene Kette zurückbehalten zu haben! Die andern Schreiber lachten boshaft in sich hinein und ließen hier und da Worte fallen, welche den Meister beunruhigen mußten, aber als er eines Morgens Caspar zur Rede stellte, antwortete dieser gelassen:

„Meine drei Wochen sind noch nicht vorbei, Ihr sollt schon sehen!“

Die drei Wochen gingen vorüber und

Meister Wassermeg stand ungeduldig am Fenster, zu schauen, ob sein Schreiber noch nicht des Wegs daher komme, sein Wort zu halten. Endlich erschien Caspar und legte die Abschrift vor. Wassermeg traute seinen Augen nicht, denn eine so saubere, korrekte Abschrift war ihm noch nicht vor Augen gekommen! Die Gesellen wurtten herbeigeholt und schlichen beschämt von dannen. Freudig zahlte Wassermeg den bedungenen Lohn, und bat den Schreiber, ihm ferner mit seiner Arbeit beizustehen.

„Herzlich gern!“ sagte Caspar, „und wenn ich mich ein wenig anstrenge, so sollt Ihr in den nächsten vierzehn Tagen noch zwei Abschriften haben!“

„Junges Blut, toller Muth!“ lachte der Meister, „wenn Ihr mir in der Zeit schon eine Einzige liefert, will ich gerne zufrieden sein!“

Hatte Caspar in den vorhergehenden drei Wochen schon wenig zu Hause geessen, so that er in den folgenden schon gar nichts mehr! Die Abschrift der Psalmen war von dem Abte sehr gut beurtheilt worden und der Meister hatte neue Bestellungen bekommen.

Die vierzehn Tage waren kaum vorüber, als der Schreiber die versprochenen beiden Abschriften dem Meister einhändigte. So zufrieden auch Wassermeg war, sah er doch als erfahrener und geübter Mann ein, daß solches nicht mit rechten Dingen zugehen könne, allein der Meister beschwichtigte sein Gewissen, denn ihm galt das Gold von jeher mehr als alle guten Grundsätze!

Abetta bewunderte die Geschicklichkeit des Schreibers um so mehr, als sie ihm von Herzen zugethan war und auch Caspar keine Gelegenheit versäumte, ihr Beweise seiner Zuneigung zu geben.

Nach wenigen Wochen, welche Caspar wie gewöhnlich in der Herberge müßig verbrachte, trat er eines Morgens mit einem schweren Folianten in die Werkstätte und deckte vor den erstaunten Augen des Meisters und der Gesellen eine ganze Bibel auf, welche er in dieser kurzen Zeit abgeschrieben haben wollte. Das war zu viel! Die Gesellen fingen an zu murren und schworen hoch und theuer, daß solches nicht mit rechten Dingen zugehe und Caspar mit dem Bösen im Bunde stehen müsse!

Der Meister nahm nicht ohne Grauen die Bibel in die Hand, allein auch diesmal trug der Durst nach Geld wieder den Sieg davon über sein Gewissen.

Meister Wassermeg hatte wohl bemerkt, daß seine Tochter dem Schreiber nicht gleichgültig sei und in seinem Innern tauchte der Plan auf, Caspar durch Heirath mit seiner

Tochter auf immer an sich zu fesseln. Abetta liebte den Schreiber zu sehr, um die bösen Vermuthungen der Gesellen theilen zu können, und auf ihre desfallsigen Fragen antwortete Caspar immer mit einer so ungebundenen Liebenswürdigkeit, daß auch der letzte Rest von Mißtrauen aus ihrem Herzen schwand, und sie war hoch erfreut, als sie vernahm, daß Caspar endlich auf bringendes Bitten des Meisters sich entschlossen, in ihr Haus zu ziehen. Nur hatte sich Caspar ausbedungen, daß er zur Wahrung seines Geheimnisses allein auf seinem Zimmer arbeiten wolle. Caspar kam ins Haus, änderte seine Lebensweise nicht, scherzte den ganzen Tag, lag Abends in der Herberge und dennoch lieferte er binnen sechs Monaten zwölf Bibeln und noch einige Psalter, so daß der Meister der Hälfte seiner Gesellen den Abschied geben konnte. Meister Wassermeg verlor fast den Verstand über Caspars Treiben, der nie bei Tage arbeitete und auf des Meisters Fragen nur antwortete: „Ob ich bei Tage oder bei Nacht arbeite, gilt Euch gleich! Wenn ich nur meine Schuldigkeit thue!“

Die Neugier ließ den Meister nicht ruhen und eines Nachts schlich er hinauf vor Caspars Kammer, um sich zu überzeugen, ob Caspar wirklich zur nächtlichen Stunde arbeite. Der Schein der Lampe fiel durch das Schlüsselloch, der Meister horchte, guckte bebend und schaute durch eine kleine Ritze hinein in die Kammer. Was sah er hier zu seinem Erstaunen? Caspar lag ruhig im Bette und erfreute sich eines gesunden Schlafes.

In der anderen Nacht schlich der Meister wieder hinauf — der Schreiber schlief wieder.

Die verabschiedeten erzürnten Gesellen erzählten unterdessen draußen Jedem der es hören wollte, der Meister Wassermeg habe einen Schreiber im Dienst genommen, der mit dem Bösen in Bunde stehe und mancher fromme Christ ging nicht mehr an des Meisters Hause vorbei, ohne sein Kreuzlein zu schlagen.

Meister Wassermeg kümmerte sich wenig um das Gerede der Nachbarschaft, so sehr war er von dem Gedanken eingenommen, das Geheimniß seines Schreibers zu erfahren. Nie hatte Wassermeg so blühende Geschäfte gemacht, er konnte nun die Bibeln und Psalter billiger und sauberer als jeder andere liefern. Alles bot der der Meister auf an Ueberredung und Schmeicheleien, um des Schreibers Geheimniß zu erforschen, allein vergebens! Umsonst hatte er die Tochter zu bewegen gesucht, ihm bei der Erforschung des Geheimnisses behülflich zu sein. Abetta war dem Schreiber zu gewogen, um ihm

Schaden zuzufügen und Meister Wassermetz, sich nicht länger haltend, nahm eines Abends den Schreiber mit sich in eine entlegene Kammer. —

„Jetzt halt ich's nicht länger aus!“ sagte der Meister. „Euer Schaffen kann nicht mit rechten Dingen zugehen! Also offen heraus mit der Sprache!“

„Das ist leicht gesagt, Meister“, versetzte der Schreiber, „und noch leichter gethan, falls Ihr auf meine Bedingungen eingeht, wo nicht, so sind wir geschiedene Leute!“

„Und die wären?“ frug der Meister.

„Ihr gebt mir Euer Töchterlein zum Weibe!“ erwiderte Caspar.

Meister Wassermetz ging einigemal unruhig in der Stube auf und ab, überlegte seinen Vortheil und sagte endlich: „Unter der Bedingung ist sie die Sure!“

Die Beiden brachten es zu Papier in aller Form Rechtsens und nun erzählte Caspar, wie sein Geheimniß ein ganz Einfaches sei, und der Bürger Gutenberg in Mainz eine Kunst erfunden habe, Bibeln und alle anderen Bücher in so viel Exemplaren zu vervielfältigen, als man nur immer wolle und in der kürzesten Frist.

„Und Du kannst diese Kunst?“ frug der Meister.

„Nein“ sagte Caspar, „die Kunst selbst ist des Erfinders und seiner Gehülfen Geheimniß. Ich selbst habe die Bibeln und Psalter nur zum Verkaufe. Noch fünfzig Stück habe ich vorräthig, aber kann deren so viele anschaffen, als Ihr nur haben wollt und zwar um einen billigen Preis. Wenn wir das Geheimniß für uns bewahren, können wir so viel Geld verdienen, als wir nur immer wollen!“

Meister Wassermetz war nicht ganz zufrieden mit dem Vitzgetheilten, auch dann nicht, als Caspar ihm Mittel und Wege an die Hand gegeben, die Bibeln direkt zu beziehen. Mit der größten Bereitwilligkeit gab er über alles Auskunft und noch an demselben Abende feierte er mit Adetta seine stille Verlobung. Das junge Paar war überglücklich.

Nicht so Meister Wassermetz, dem es gar hart anging, mit seinem zukünftigen Schwiegerohn den großen Verdienst theilen zu müssen. Er sann hin und her auf allerlei Pläne, wie es ihm wohl möglich werde, das zu verdienende Geld ganz allein einzustecken. Caspar war schon zu Bette gegangen, Adetta hatte auch ihre Kammer aufgesucht und noch immer saß Meister Wassermetz allein, den Kopf in die Hand gestützt.

Mitternacht schlug, als sich unten an der Hausthüre ein entsetzliches Pochen vernahmen

ließ. Meister Michael sprang aus seinen Träumereien aufgeschreckt auf, ging ans Fenster und rief: „Was da?“

„Ein Freund!“ lautete die Antwort.

„Meine Freunde besuchen mich nicht um Mitternacht!“ sagte der Meister. „Ihr seid wohl so ein schlechter Geselle oder Wegelagerer! Geht Eurer Wege und kommet wieder beim hellen Tageslicht, so Ihr es nicht zu scheuen braucht! Gott befohlen!“

Der Meister wollte bei diesen Worten das Fenster zuschlagen, aber der Untenstehende flüsterte mit kaum vernehmbarer Stimme:

„So Ihr Euren Vortheil lieb habt, hört mich an, denn ich komme von Mainz und bringe gute Nachricht wegen den Bibeln!“

Mit einem Satz war Meister Michael an dem Thore, öffnete es und ein Mann, im dichten Mantel eingehüllt, trat ein.

„Kein Wort hier! man könnte uns hören!“ flüsterte der Meister, dem Fremden die Hand auf den Mund legend, „folgt mir!“

Den Fremden an der Hand fassend, zog ihn der Meister fort in die entlegenste Kammer. „Setzt Euch und sprecht!“ sagte er dann.

Der Fremde warf Hut und Mantel ab und stand vor dem Meister ganz roth gekleidet. Gleichgültig schaute er in der Kammer umher, während Meister Michael rief:

„So richtet Euren Auftrag aus! Was habt Ihr mir zu sagen?“

„Fein gemacht!“ sagte der Fremde. „Gut Ding will Weil haben! Ich komme von Mainz, wo ich mit meinem Freunde Gutenberg gearbeitet habe!“

„Mit Gutenberg?“ rief entzückt der Meister. „Sprecht leiser!“

„So hört mich an!“ fuhr der Fremde fort. „Ich habe mit Johannes Gutenberg eine Erfindung gemacht, welche die Welt in Erstaunen setzen wird! Wo früher der Mensch Monatlang mit seiner Hände Arbeit kaum eine Bibel zu Stande brachte, schaffe ich deren zwölf in der Woche!“

„Ich weiß!“ flüsterte der Meister, „aber um Gotteswillen spricht leiser!“

„Ich habe mich von Gutenberg getrennt!“ kispelte der Fremde „und bin hierher gezogen nach Köln, um für mich allein zu arbeiten. Da ich aber nicht Bürger bin und auch einen angesehenen Mann gebrauche, damit ich nicht verfolgt werde wegen der Erfindung, so will ich Euer Compagnon werden!“

„Unter welchen Bedingungen?“ frug der Meister. „Soll ich etwa den Profit mit Euch theilen?“

„Keineswegs!“ lachte der Fremde. „Geld brauche ich nicht, wohl aber ein gutes, braves Weib im Haushalte. Ich lehr' Euch die Kunst, so viele Bibeln zu drucken, als Ihr nur möget, wenn Ihr mir Eure Adetta zum Weibe gebt!“
 „So wollet Ihr nicht mein Compagnon sein?“

„I nun ja!“ lachte der Fremde. „Euer Compagnon, wenn Ihr's so nennet. Die Arbeit theil' ich mit Euch, aber den Profit behaltet Ihr ganz allein. Ist das Euch recht?“

„Aber meine Tochter ist schon verlobt und schriftlich ist es auch!“ murmelte der Meister. —
 „Narrenspoffen!“ lachte der Fremde, „wollt Ihr etwa Euer Kind verheirathen, daß sie nach drei Tagen eine Wittwe werde!“

„Eine Wittwe?“ rief der Meister erschrocken.
 „Ja eine Wittwe!“ widerholte der Fremde.
 „In der Stadt ist es ruchbar geworden, daß Euer Schreiber geheime Dinge treibt und morgen werden ihn die Schöffen vor Gericht laden, und dann ist's aus mit ihm. Euer Haus ist bewacht, schaut hinaus zum Fenster. Die Rathsbdiener schleichen in der Gasse umher, Euer Treiben zu bewachen!“

Meister Michael trat zitternd ans Fenster und fuhr entsetzt zurück, als er unten auf der Straße einige dunkle Gestalten erblickte. —

„Nun?“ sagte der Fremde, „entschließt Euch! Ja oder nein!“

„Aber meine Tochter wird nicht einwilligen!“ seufzte der Meister, „sie ist in den Burschen vernarrt, das weiß ich!“

„Wird sich schon machen!“ lachte der Andere, „laßt Euch von ihr einen Schein geben, daß sie mit Leib und Seele Demjenigen gehören wolle, welchem Ihr sie bestimmet. Da sie glaubt, es wäre für den Hirtsfanz, so wird sie's Euch schriftlich geben und dann ist Alles gut!“

„Wenn sie aber nachher nicht will!“ bemerkte der Meister.

„Das ist meine Sache!“ sagte der Andere, „wird sich schon geben!“

Meister Michael lief wie toll in der Stube herum. Der Gedanke an das viele Gold, welches er durch das Geheimniß verdienen könne, verwirrte ihm den Kopf. Plötzlich blieb er vor dem Fremden stehn und rief:

„Und wenn Ihr nun ein Betrüger wäret!“
 „Ich kenne Euch nicht!“

„Nun, wenn's weiter nichts ist!“ versetzte der Fremde, „so hoffe ich Euch alsogleich von dem Gegenteil zu überzeugen!“

Dabei trat er ans Fenster und fuhr fort:
 „Die Rathsbdiener sind fort! In der Nähe warten zwei meiner Gesellen! Soll ich sie rufen?“

Und ohne die Antwort des Meisters abzuwarten, that der Fremde einen gellenden Pfiff. Gleich darauf wurde draußen eine Leiter angelegt und zwei häßliche schwarze Knaben sprangen mit allerlei Balken ins Zimmer. Sprachlos stand der Meister da, der Dinge harrend, welche da kommen sollten.

Auf einen Wink des Fremden fingen die beiden Gesellen an zu zimmern und zu hämmern, aber in einer Weise, daß dem Meister die Haare zu Berge stiegen, denn die Hämmer flogen auf und nieder auf das Holz, ohne nur das mindeste Geräusch hervorzubringen und nach wenigen Minuten stand eine Buchdruckerpresse da und der Fremde und seine Gesellen standen an der Arbeit ohne ein Wort zu sprechen!

„Genug!“ sagte endlich der Fremde und entfaltete vor den Augen des Meisters Michael einen Bogen, worauf der Anfang der Bibel in den schönsten Lettern gedruckt war.

„Haltet Ihr mich noch für einen Betrüger?“ frug er dann gelassen den Meister. Dieser aber stand regungslos neben der Presse, dann sich ermannend, rief er: „Nein, fürwahr Ihr seid ein großer Künstler! Hätte ich's nicht mit eigenen Augen erlebt, ich müßte Euch für einen Anhänger des Teufels halten!“

Der Fremde und seine Gesellen lachten laut auf.

„Nehmt mir's nicht für ungut“ rief der Meister. —

„Sprecht leiser!“ sagte nun der Fremde.
 „Schickt Eure Gesellen fort!“ fuhr Meister Michael fort, „laßt uns allein bleiben, damit wir handelseins werden!“

Die beiden Gesellen huschten zum Fenster hinaus, so schnell wie sie gekommen waren, und der Meister blieb mit dem Fremden allein.

„Den Schein sollt Ihr haben von meiner Tochter!“ rief der Meister, „aber sagt an, was machen wir mit dem Caspar?“

„Das will ich Euch sagen!“ lachte der Andere. „Morgen früh werden ihn die Schöffen gefangen nehmen und der Schwarzkunst anklagen! Ihr laßt sie ruhig machen! Ruft der Schreiber Euch zum Zeugen auf, so sagt Ihr, der Caspar sei mit dem Bösen im Bunde und habe bei nächtlicher Zeit allerlei geheimen Stramskram in seiner Kammer getrieben!“

„Aber das wäre ja ein falsches Zeugniß!“ rief Meister Michael.

„Macht Euch doch keine unnütze Sorge!“ lachte der Fremde. „Verloren ist er ja doch und ein bißel Zeugniß ist rasch abgelegt!“

„Aber die ewige Verdammniß?“ —
 „Narrenspoffen!“ lachte der Andere, indem

er sich vor den Meister stellte. „Narrenspoffen! Eitles Pfaffengerede! Ein bißel Zeugniß ist rasch abgelegt und schnell vergessen! Das hier hält länger!“

Dabei kehrte der Fremde seine Taschen um und schüttelte ganze Haufen von Gold auf den Tisch.

Dem Meister Michael vergingen schier die Sinne. „Wohlan!“ rief er, „es sei wie Ihr wollt! Topp es gilt!“

„Topp!“ schrie der Fremde einschlagend, und verschwand durchs Fenster.

Dem Meister Michael gelang es leicht, sich von seiner Tochter, welche in dem guten Glauben war, es gälte ihrer Verbindung mit Caspar, den Schein zu verschaffen. Die Sucht nach Gold hatte aus seinem Vaterherzen die letzte Spur von Liebe vertilgt.

Ein furchtbares Lärmen unten auf der Straße weckte den Meister aus dem Sinnen und Brüten, welchem er sich am andern Morgen überließ. Er eilte ans Fenster und fand sein Haus von der wildtobenden Menge umringt. Eben traten die Gerichtsdiener ins Haus. Wem dies galt wußte Meister Michael. Das Gewissen hielt ihn ab, der Arrestation seines Schreibers beizuwohnen. Er versteckte sich hinter einen Schrank und hielt sich beide Ohren zu, damit das Geschrei der Verzeihung, welches Adetta auf der Treppe ausstieß, nicht zu ihm dringe. Wenige Augenblicke darauf schleppten die Rathsdienere den schwer mit Ketten beladenen Caspar unter dem Beifallsrufen der Menge davon.

Der Meister wagte sich endlich aus seinem Verstecke hervor und fand seine Tochter bewußtlos auf der Erde im Haussflur. Mit Hülfe der Mägde trug er sein Kind in ihre Kammer und überließ sie der Sorge der Frauen. Er selbst schwankte herunter in das Zimmer wo die Presse stand und sank erschöpft ins Sopha. Das Gewissen fing an sich in ihm zu rühren, er verdamnte den Handel, welchen er mit dem Fremden eingegangen und war im Begriffe auf das Gericht zu gehen, als der Fremde eintrat.

„Wo geht Ihr hin?“ rief er, den Meister beim Arme zurückhaltend.

„Auf's Gericht!“ erwiderte dieser, „den ganzen Handel anzuzeigen!“

„Ihr sprecht wie ein Kind!“ lachte der Fremde in einem viel dreisteren Tone als früher. „Geht Ihr hin auf's Gericht oder thut nur einen Schritt für den Schreiber, so zeig' ich Euch an! Die Presse steht da in den Augen der Menge als ein Teufelszeichen gegen Euch. Ihr rettet den Schreiber nicht und seid selbst verloren!“

„Wer seid Ihr? daß Ihr also zu mir sprecht?“ hob der Meister entsetzt an.

„Wer ich bin gilt gleich! Was scheert's Euch?“ rief der Andere. „Gehandelt ist gehandelt!“ Dabei entriß er dem erstaunten Meister die Verschreibung Adetta's welche unter dem Wammis hervorquakte.

Caspar's Prozeß war eingeleitet. Der Zauberei angeklagt, betheuerte er vergebens seine Unschuld und berief sich auf das Zeugniß des Meisters. Dieser aber beschwor, daß ihm das Treiben seines Schreibers von jeher verdächtig und er nichts zu seinen Gunsten sagen könne!

Das Todesurtheil erging über Caspar. Er ward verdammt vor dem Dome auf dem Scheiterhaufen verbrannt zu werden und gezwungen, vorher vor dem Hause des Meisters, welches er durch sein Zauberwerk geschändet, öffentlich zu bekennen und Abbitte zu thun.

Der Tag der Hinrichtung erschien. Caspar, von der tobenden Menge umgeben, hielt auf dem Armsünder-Karren vor dem Hause des Meisters. Mit Ketten belastet, erhob er sich auf dem Karren und rief mit fester Stimme: „Ich schwöre zu Gott, daß der Meister Michael ein falsches Zeugniß gegen mich abgelegt hat! Mein Blut komme über ihn! Fluch ihm und seinem Hause!“

Mit dem fürchterlichsten Geheul unterbrach die Menge den Schreiber und fort ging es zum Domplage, wo der arme Jüngling unter den größten Qualen endete.

Drinnen im Hause aber saß der Meister Michael in Schweiß gebadet. Starr starrten seine Augen auf den Boden und als von fernher das wilde Gejauchze der Menge vom Domplage zu ihm herüberdrang, da hielt er sich nicht länger. Hinauf stürzte er in das Zimmer der kranken Adetta, und brach zusammen, denn in dem Bette lag die Tochter mit blauem Angesicht und eiseskalt! Neben dem Bette stand der fremde Compagnon und sagte: „Schaut her mein Bräutchen, Meister Michael!“

Wochen waren vergangen. Der Meister Michael Wassermeh hatte sich langsam erholt und sein Compagnon war verschwunden. Des Meisters erster Gang war hinab in das Zimmer wo die Presse stand und laut pochte sein Herz, als er nicht allein die Presse, sondern auch noch all das Gold vorfand, welches ihm der Fremde gegeben! Der Schmerz über die Tochter war bald vergessen; der Meister entließ alle seine

Gefellen, aber bei stiller Nacht stand er an der Presse und da er in jener Nacht die Kunst erlernt, fügte er nach Brauch die buchernen Stäbchen zusammen zu Worten und fing an zu drucken. Binnen Jahresfrist hatte er eine schöne Anzahl von Bibeln zusammen gebracht. Sein Plan war, deren noch mehrere hundert zu drucken, um sie in entfernten Gegenden um hohen Preis zu verkaufen. Da kam eines Tages der Abt von Altenberg und verlangte eine Bibel; der Meister holte ihm eine aus seiner Vorathskammer, aber wer beschreibt sein Entsetzen, als der Abt beim Aufschlagen des Folianten ausrief: „Hinweg mit diesem Teufelswerk!“ und die Bibel weit fortschleuderte in die Kammer.

„Wie könnt Ihr also meine Arbeit beschimpfen?“ rief wüthend der Meister und stürzte sich auf die Bibel. Allein todtenbleich wankte er zurück, denn zwischen den Worten der heiligen Schrift guckten hönische, teuflische Fragen hervor als Initialen! In einer dieser Fragen hatte der unglückselige Meister das Portrait seines verschwundenen Compagnons wiedererkannt.

Noch an demselben Tage wurde der Meister

Michael Wassermetz der Zauberkunst angeklagt. Die Schöffen fanden in seiner Wohnung alle die Bibeln, deren Eine wie die Andere die Teufelsfragen enthielt! Auch die Presse stand da nun als ein Werkzeug des Teufels gegen ihn zu zeugen! Alles Leugnen und Bitten half nichts. Gerade ein Jahr nach dem Tode Caspars und um dieselbe Stunde wie jener, starb Meister Michael eines schmachlichen Todes auf dem Scheiterhaufen.

Das Haus stand lange verlassen und geächtet. Wer vorbeiging, bekreuzigte sich. Nur Nachts um die stille Mitternachtsstunde hörte man darin ein Geräusch wie das Klappern einer Buchdruckerpresse! Alle Fenster schienen erleuchtet und trepp auf, trepp ab hörte man schwere Schritte, vermischt mit einem schmerzvollen Stöhnen. Und als die Geistlichkeit sich eines Abends auf den Weg machte, den Bösen aus diesen Räumen zu bannen, da schlugen plötzlich aus allen Fenstern die lichten Flammen empor, und nach einigen Stunden war die Wohnung Meister Michaels nur noch ein Schutthaufen.

Die Kacke im Brauhaus.

Holländisches Märchen von W. Herchenbach.

In Holland lebte ein Bierbrauer, der wegen seines prächtigen Biers im ganzen Lande bekannt und berühmt war. Den ganzen Tag über hielten die Karren vor seinem Hause, welche nach entfernten Städten das Bier abholten; so konnte es nicht ausbleiben, daß er bald ein reicher Mann wurde, der sich für schönes Geld anschaffen konnte, was sein Herz begehrte.

Nun hatte unser reicher Bierbrauer aber dennoch sein Kreuz, wie es andere Leute auch haben, und es waren besonders zwei Dinge, welche ihm das Leben verbitterten. Erstens konnte er seine Frau nicht in die Kirche bringen, wie inständig er sie auch bat und wie er auch täglich mit einem guten Beispiel voranging. Die Kirchenscheu seiner Frau wurde sogar von Jahr zu Jahr größer, und da er nun sah, daß all seine Worte nur das Gegenteil hervorbrachten, so schwieg er am Ende stille und trug sein Leid heimlich.

Zum zweiten traten jede Nacht eine Anzahl Kacken in sein Brauhaus und vollführten dort mit Sprüngen und Wiauen ein schreckliches Spectacel, bis die Glocke zwölf schlug. Zwar hatte der Meisternecht die Verpflichtung übernommen, jede Nacht im Brauhaus zu schlafen und die abscheulichen Kacken mit Gewalt zu vertreiben. Aber gleich nach der ersten Nacht hatten sie ihm Gesicht und Hände derart zerkratzt, daß er dem Meister erklärte, lieber seinen Dienst zu verlassen, als auch nur noch eine einzige Nacht im Brauhaus zu verbringen. Der Reihe nach hatten nun alle die andern Knechte die Wache halten müssen, aber von Angst getrieben, stürzten sie alle wieder die Treppe hinauf, ehe Witternacht gekommen.

Diese Hasenherzigkeit seiner Knechte ärgerte den Meister und er beschloß, in der folgenden Nacht sich selbst von seinen Unholden zu befreien. In seinem Schaden wurde er indeß gewahr, daß er sich selbst zu viel und seinen



R. Schwanke del.

lith. Institut v. Arn. & C. G. G. G. G.

Die Katze im Brauhaus.

(Märchen von W. Herchenbach.)

Gefellen, aber bei stiller Nacht stand er an der Presse und da er in jener Nacht die Kunst erlernt, fügte er nach Brauch die buchednen Stäbchen zusammen zu Worten und fing an zu drucken. Binnen Jahresfrist hatte er eine schöne Anzahl von Bibeln zusammen gebracht. Sein Plan war, deren noch mehrere hundert zu drucken, um sie in entfernten Gegenden um hohen Preis zu verkaufen. Da kam eines Tages der Abt von Altenberg und verlangte eine Bibel; der Meister holte ihm eine aus seiner Vorathskammer, aber wer beschreibt sein Entsetzen, als der Abt beim Aufschlagen des Folianten ausrief: „Hinweg mit diesem Teufelswerk!“ und die Bibel weit fortschleuderte in die Kammer.

„Wie könnt Ihr also meine Arbeit beschimpfen?“ rief wüthend der Meister und stürzte sich auf die Bibel. Allein todtenbleich wankte er zurück, denn zwischen den Worten der heiligen Schrift guckten hönische, teuflische Fragen hervor als Initialen! In einer dieser Fragen hatte der unglückselige Meister das Portrait seines verschwundenen Compagnons wiedererkannt.

Noch an demselben Tage wurde der Meister

Michael Wassermetz der Zauberkunst angeklagt. Die Schöffen fanden in seiner Wohnung alle die Bibeln, deren Eine wie die Andere die Teufelsfragen enthielt! Auch die Presse stand da nun als ein Werkzeug des Teufels gegen ihn zu zeugen! Alles Leugnen und Bitten half nichts. Gerade ein Jahr nach dem Tode Caspars und um dieselbe Stunde wie jener, starb Meister Michael eines schmachlichen Todes auf dem Scheiterhaufen.

Das Haus stand lange verlassen und geächtet. Wer vorbeiging, bekreuzigte sich. Nur Nachts um die stille Mitternachtsstunde hörte man darin ein Geräusch wie das Klappern einer Buchdruckerpresse! Alle Fenster schienen erleuchtet und trepp auf, trepp ab hörte man schwere Schritte, vermischt mit einem schmerzvollen Stöhnen. Und als die Geistlichkeit sich eines Abends auf den Weg machte, den Bösen aus diesen Räumen zu bannen, da schlugen plötzlich aus allen Fenstern die lichten Flammen empor, und nach einigen Stunden war die Wohnung Meister Michaels nur noch ein Schutthaufen.

Die Kake im Brauhaus.

Holländisches Märchen von W. Herchenbach.

In Holland lebte ein Bierbrauer, der wegen seines prächtigen Biers im ganzen Lande bekannt und berühmt war. Den ganzen Tag über hielten die Karren vor seinem Hause, welche nach entfernten Städten das Bier abholten; so konnte es nicht ausbleiben, daß er bald ein reicher Mann wurde, der sich für schönes Geld anschaffen konnte, was sein Herz begehrte.

Nun hatte unser reicher Bierbrauer aber dennoch sein Kreuz, wie es andere Leute auch haben, und es waren besonders zwei Dinge, welche ihm das Leben verbitterten. Erstens konnte er seine Frau nicht in die Kirche bringen, wie inständig er sie auch bat und wie er auch täglich mit einem guten Beispiel voranging. Die Kirchenscheu seiner Frau wurde sogar von Jahr zu Jahr größer, und da er nun sah, daß all seine Worte nur das Gegenteil hervorbrachten, so schwieg er am Ende stille und trug sein Leid heimlich.

Zum zweiten traten jede Nacht eine Anzahl Kaken in sein Brauhaus und vollführten dort mit Sprüngen und Wäulen ein schreckliches Spectacel, bis die Glocke zwölf schlug. Zwar hatte der Meisternecht die Verpflichtung übernommen, jede Nacht im Brauhaus zu schlafen und die abscheulichen Kaken mit Gewalt zu vertreiben. Aber gleich nach der ersten Nacht hatten sie ihm Gesicht und Hände derart zerkratzt, daß er dem Meister erklärte, lieber seinen Dienst zu verlassen, als auch nur noch eine einzige Nacht im Brauhaus zu verbringen. Der Reihe nach hatten nun alle die andern Knechte die Wache halten müssen, aber von Angst getrieben, stürzten sie alle wieder die Treppe hinauf, ehe Witternacht gekommen.

Diese Hasenherzigkeit seiner Knechte ärgerte den Meister und er beschloß, in der folgenden Nacht sich selbst von seinen Unholden zu befreien. In seinem Schaden wurde er indeß gewahrt, daß er sich selbst zu viel und seinen

Knechten zu wenig zugetraut habe; denn bald erfüllte sich das Braubaus mit großen schwarzen Kagen, die auf allen Bottichen umherspazierten; aus ihren schwarzen Haaren und den großen Augen heraus leuchtete es wie Phosphor, und dabei miauten sie, daß der Brauer in Verzweiflung gerieth. Wütend griff er nach einem Nährstod und schlug in die Kotte hinein, aber o weh, wie es ihm da schlecht erging! Voran ein riesiges Thier, machten die Kagen Front gegen ihn, bissen und kratzten ihn derart zu Schanden, daß er sechs Wochen lang keinem Menschen sein Angesicht zeigen durfte. Seine Frau war die einzige Person, der er sein schreckliches Abenteuer anvertraute, und diese, weit enifernt, ihn zu bemitleiden und ihm freundlichen Trost zu spenden, lachte ihn oben-drein aus und meinte, ein vernünftiger Mann wie der Brauer doch sein wolle, könne doch auch wohl süßlich den armen Kagen das bißchen Freude gönnen, daß sie sich im Brauhause machten, da kein Mensch dabei zu Schaden komme.

Seit jener Zeit ließ er die Kagen rumoren wie sie wollten, rief aber wohl seiner Frau, die im Nebenzimmer schlief, leise zu: Hörst du sie? Die Frau aber gab denn keine Antwort und der Brauer schlief endlich ein.

Eines Tages geschah es nun, daß Soldaten in dem Orte, wo der Brauer wohnte, einquartirt wurden. Auf den Brauer fiel ein martialischer Korporal mit einem wilden Schnurrbarte.

Hört, guter Freund, sprach der Brauer, meine Stuben sind alle besetzt, und ich weiß euch nicht anders unterbringen, als im Braubaus; dort aber kommen jede Nacht ein Rudel Kagen hin, die einen fürchterlichen Lärm machen und sich vor keinem Stoecke fürchten.

Wenn's weiter nichts ist, entgegnete der Korporal, so laßt mich nur ins Braubaus, und gebt mir einen guten Trank zur Gesellschaft!

Des war der Brauer wohl zufrieden, führte den Korporal hinab, gab ihm Bier die Menge und dazu Kartoffeln, die er in der Asche braten konnte.

Da nun der Korporal allein war, verichloß er alle Fenster und Thüren, porrte das Feuer tüchtig auf, briet Kartoffeln in der Asche des stammenden Heerdes und trank das köstliche Bier dazu. Endlich wurde er müde und vor Schlaf fielen ihm schier die Augen zu. Da sah er sich nach einem geeigneten Schlafplätzchen um, und da es recht kalt war, so dachte er: Oben auf dem eingemauerten Kessel da ist es hübsch warm, da willst du dich legen. Gesagt,

gethan! Bald war er im Schlaf versunken, aber er hatte sich mit dem Kopfe so nah an den Helm gelegt, daß ihm schier die Haare brannten, deshalb erwachte er. Wie er nun eben im Begriffe war, sich auf die andere Seite zu wenden, da sah er im Scheine des Feuerbeerdes eine große schwarze Kage auf dem Boden sitzen, wo er vorhin die Kartoffeln in der Asche gebraten hatte. Es dauerte nicht lange, so gesellte sich eine zweite und eine dritte hinzu. Bald war der ganze Raum erfüllt.

Sonderbar, dachte er, ich weiß doch genau, daß ich alle Thüren und Fenster verschloß. Sind die Thiere denn aus dem Boden gestiegen oder durch die Schlüßellocher geschlüpft?

Während er noch seine Betrachtungen hierüber anstellte, sah er, wie die Kagen sich die Vorderpfoten reichten und im Kreise herumtanzten, indem sie mit den langen feurigen Schwänzen um sich schlugen und ein ohrenbetäubendes, schreckliches Geschrei ausstießen. Mitten im Kreise aber saß eine wahre Riesenkage, welche die Augen wie feurige Kugeln im Kopfe umherrollte. Plötzlich hielten sie mit Springen inne, setzten sich aufrecht auf die Hinterpfoten und schauten zu der Dicken herüber, die schnarrend und pfuchzend ihren Untergebenen einen Vortrag zu halten schien. Nach einer Weile faßten sie sich wieder an und der Lärm war zehnmal schlimmer als vorher. Dem Korporal standen fast die Haare zu Berge und es fehlte nicht viel daran, so wäre er über Hals und Kopf davon gesprungen, aber des schämte er sich doch, und da es ihm unmöglich war, den Lärm länger zu ertragen, so zog er seinen Säbel und schleuderte ihn mit dem Rufe: So scheert euch in Gottes Namen zum Teufel! unter die Kagen.

Ein schrecklicher Tumult entstand unter den Thieren, statt sich gegen den Angreifer zu wenden, wie sie es bei ähnlichen Gelegenheiten stets gethan, suchten sie das Weite; der Korporal sah zu seinem Erstaunen, daß sie alle zum Schornstein hinauffuhren.

Ha, sprach der Soldat, sind sie vordem vor Prüßeln nicht bange gewesen, so hat sie jetzt wohl nur der Name Gottes zum Schornsteine hinaus gejagt.

Vom Kessel hinunterspringend und seinen Säbel wieder nehmend, bemerkte er einen Tropfen Blutes an der Schneide. Da suchte er auf dem Boden umher und fand eine abgehauene Kagenpfote, welche er in die Tasche steckte, um sie am nächsten Morgen seinem Brauer zu zeigen.

Während der übrigen Nacht wurde er von

Keinem Lärm gestört und schlief ruhig fort, bis der Brauer ihn am andern Morgen weckte und fragte: Nun, wie hat's gegangen, mein lieber Korporal!

Nun, wie soll's gegangen haben! Ich habe ihnen die Quadrille mitten durch gehauen, als sie in den schönsten Pas waren, und da ihnen das so ganz unvermuthet kam, so stoben sie alle aus dem Tanzsaale heraus, ohne die Musikanten zu bezahlen; eine aber ließ einen Handschuh zurück, den ich für Sie aufgehoben habe. Damit zog er die Kagenpfote aus der Tasche, um sie dem Brauer zu überreichen. Wie erschrak er aber, als aus der Pfote ein menschlicher Finger geworden war, an dem ein goldenes Trauringlein glänzte.

Der Brauer erschrak noch mehr, denn der Ring war ihm wohl bekannt, weil er ihn selbst vor vielen Jahren bei einem Goldschmiede in Harlem hatte anfertigen lassen.

Gilligt lief er hinauf in die Schlafkammer seiner Frau. Diese aber lag krank im Bette und that so jämmerlich, als ob sie gleich sterben müsse.

Da vergaß der Brauer auf einen Augenblick den Finger mit dem Ringe und brachte ihr eine Tasse Thee. Die Frau wollte erst nicht trinken, und da der Mann nicht aufhörte,

sie zu nöthigen, so griff sie die Tasse mit der linken Hand und hielt die rechte unter der Bettdecke verborgen, welche ganz blutig gefärbt war.

Warum nimmst du den Thee mit der linken Hand, fragte der Brauer, du verschüttest ja so den Trank.

Seh' ihn nur wieder auf's Stoffe, sprach die franke Frau; ich kann mit der rechten Hand nicht fassen, weil ich mir gestern Abend mit dem Brodmesser in den Finger geschnitten habe.

Laß einmal sehen! sprach ihr Mann.

Aber sie wollte bei Leibe die Hand nicht zeigen. Da riß der Brauer ihr die Hand unter der Decke hervor, und sieh, der Ringfinger fehlte. Den aber holte der Brauer aus seiner Tasche und sah mit Schrecken, daß er die Wahrheit geahnt hatte.

Da gerieth er in furchtbaren Zorn, ging zum Bürgermeister und gab seine Frau als Hexe an.

Zwar leugnete sie, aber es half nicht. Mitten in der Nacht, als die Glocke 12 Uhr schlug, wurde sie auf dem Marktplatz zu Harlem unter dem Zulaufe einer großen Volksmenge gehängt.

Seit jener Zeit aber hörte man nie mehr eine Kage im Brauhaus.

Die Bergfräulein des Feldberges.

Von C. G. Fecht.

Wenn du von Freiburg im Breisgau durch das Höllenthal aufwärts gehst, und im Sternen, am Fuß der Höllensteige, mit edlem Nebensaft und köstlichen Waldforellen dich erlabst hast, so führt dich dein Weg die steile Höllensteige hinauf dem Titisee und Lenzküch zu. Kaum aber hast du die Höhe erreicht, so breitet und thürmt sich dir zur Rechten die großartigste Gebirgslandschaft, die du finden kannst.

In tiefem dunkeln Bette wälzt sich zu deiner Linken, über Felsstücke brausend, von Fels zu Felsen hüpfend die schäumende Wutach, zu deiner Rechten liegt der dunkelgrüne Titisee, überschattet von finstern Tannenwäldern, ruhig, wie schlummernd hingelagert, an den Fuß der finstern Berge. Zur Rechten deines Weges öffnen sich schwarze Thalschluchten, und wenn du vom Titisee aus durch das schauer-

liche Bärenthal hinaufdringst, tiefer und tiefer aufwärts in die Berge, so tauchst du endlich empor aus der Waldnacht und steigst über sumpfige Moorselder hinauf auf den breiten und langen Rücken des Feldberges. Niedere Tannen begleiten dich bis ziemlich weit hin zu dem fahlen Gipfel, oder vielmehr der breiten Kuppe, in deren dichtem Moosteppich blauer Enzian seine freundlichen Glocken öffnet und trauliche Geophallen ihre rosigen Blüthenköpfe schalkhaft zu verbeugen scheinen.

Wie der Leib eines Riesenelephanten lagert sich der kolossale Rücken des Berges auf eine Länge von beinahe einer Stunde wellenförmig vor dir hin, und streckt seine moßigen, waldbedeckten Glieder weit hinaus in die riesige Berglandschaft. Ein mächtiger Ackerwäter steht der Feldberg mitten in dem ringsum

wogenden Meere kleinerer Berge, welche auch von der Tiefe der Thäler aus gesehen, selbst wieder mächtige Riesen sind.

Durch das dunkle, wirre Gewoge dieser Berge brechen sich zahlreiche, anfangs finstere schattige, dann immer freundlicher und lichter sich öffnende Thäler ihre Bahn hinaus in die blaustufige Landschaft, silberne Wasserfäden blitzen an den grauen Felswänden und schmiegen sich friedlicher strömend an den grünen Boden der Thalgründe, in der Ferne spiegeln sich an dem verschwimmenden Horizont die Umrisse wohllicher Stätten der Sterblichen, Kirchtürme und Dome ragen in die Wolken, die fernen burggekrönten Bergkegel des Hogauers werfen ihre Umrisse auf den schimmernden Hintergrund des Bodensees, der Rhein zieht sein Silberband, wie einen glänzenden Rahmen um den westlichen Saum des Gemäldes, und im fernen Süden reihen sich vom See bis zum Montblanc Gipfel an Gipfel die schneebedeckten, in abendlicher Purpurgluth leuchtende Häupter der Alpen.

Um dich her, da, dort an den sonnigen Grasbalden weiden harmlose Heerden, und zu deinen Füßen, wenige Minuten unter dem Kamme des Berges, lehnen sich einzelne bescheidene Hütten mit ihren felsbelasteten Strohdächern, an die schwellenden Moossteppiche der Abhänge.

Da stehet der Mensch über dem Menschen, er fühlt sich emporgehoben, wie auf den Fittigen einer höheren Ahnung, auf dem Reiche des Schollens in das Reich der Geister.

Darum wohnen auch die Geister in den Schluchten dieser Berge, und die Kobolde und Waldfräulein in dem Dunkel der Tannenforste, und liebliche Wassernixen an den sprudelnden Quellen der Bergbäche. Auch des Feldberges Eingeweide hat die Sage mit ihren Gebilden bevölkert.

Dort im Innern des mächtigen Berges wohnt seit Jahrtausenden in hochgewölbten Erzammern der Riese des Gebirges, und so weit die Bergwelt der schwarzwälder Tannen sich erstreckt, und so weit der Lauf der Feldbergströme und Bäche reicht, tragen sie die Kunde von dem Riesen im Schooße des Feldberges.

Am Tage, so berichtet die Sage, wohnte der Riese still in der Tiefe des Berges, vergnügt im Kreise von vier blühenden Töchtern, welche dem Vater in Liebe zugethan, seiner mit kindlicher Sorge pflegten, und ihm Kunde brachten von der Außenwelt, in welche sie manchmal heraustraten. Sie wandelten dann

leisen Schrittes durch die einsamen Gehöfte, blickten verstoßen durch die runden Fensterscheiben, und wenn der Hofbauer heraustrat, den freunden Gast zum Eintritt einzuladen, waren sie verschwunden. Wenn ein Ehepaar irgendwo zusammen lebte in Liebe und Eintracht, und es kam in den ersten sechs Wochen das Bergfräulein an's Fenster, so wußte man schon, was in Monaten darauf in's kinderlose Haus bescheert wurde, und wenn an einem Krankenbette um die mitternächtigen Stunde das leise Seufzen derselben sich vernehmen ließ, so galt es als eine Vorbedeutung baldigen Todes. Wenn am Abend in den Frühlingsmonaten wie leichte, düstige Wölkchen die weißen Schleier der Jungfrauen um die Kuppen des Feldberges flatterten, so verkündeten sie den Thalbewohnern ringsumher warme Maientage und ein gesegnetes Jahr, und wenn am heiligen Christfest die niedere Stube des Wälderhauses strahlte von Lampenschein und jubelnden Kindergesichtern, so stand sicherlich ein Bergfräulein draußen vor der Thüre, oder in einer Ecke der Stube, und legte mit unsichtbarer Hand den Kindern buntes Spielzeug unter dem Christbaum, und lächelte still vergnügt zu den Freudenthränen, die den Eltern über die Wangen glitten.

In hellen Mondscheinnächten sammelten sich je zuweilen die umwohnenden Berggeister auf der Kuppe des Berges, und selbst die fernen Alpenriesen sandten ihre Söhne und Töchter, wenn auf der lustigen Höhe die Harfen der vier Winde erklangen, und die Gäste alle in wildem, rauschendem Reigen über die schwellende Moosdecke umherwirbelten.

Auch des Feldberges Töchter fehlten dabei natürlich nicht, und bald gewahrte der bekümmerte Vater, daß dieselben nicht mehr die stillen, folgamen, einträchtigen Kinder von früher waren, daß sie ihre ehemaligen Gänge zu den Berghöhlen mehr und mehr versäumten, und daß etwas Besonderes ihnen durch Kopf und Sinne ging. Vergebens suchte er ihnen ihr Geheimniß abzulauschen, vergebens sie zu offener Rede zu bestimmen.

Warum diese Veränderung?

Bei den frühlichen Mondscheintänzen war auch mehrmal ein Bergsohn aus dem Alpenlande drüben erschienen, der war stattlich anzuschauen, und seine Augen leuchten hell und freundlich wie Krystall, und um seine Schläfen glühten düstige Kränze von Alpenkräutern und Alpenrosen, und jedesmal hatte er auch für des Feldberges liebliche Töchter ein Sträußchen der Erinnerung mitgebracht.

Da hatte anfangs stille freundliche Zu-
neigung, bald aber mächtig glühende Liebe das
Herz der Jungfrauen erfaßt und allnächtlich
standen sie, jede einsam, draußen auf den hin-
ausragenden Zinnen des Berges und blickten
in sehnächtiger Liebe hinüber nach den rossi-
gen und schneebedeckten Alpengipfeln, in deren
Schooße der Liebling ihrer Seele wohnte.
Oft schon hatte er ihnen in trauten Stunden
anvertraut, wie es ihm nimmermehr gefalle in
den einsamen Thälern und rauhen Schluchten
seiner Heimath, wie er begähre, hinauszuzie-
hen in die weite, menschenbevölkerte Welt,
und ferne Städte und brandende Küsten und
wogende Meere zu schauen.

So standen sie eines Abendes wieder auf
den Warten des Feldberges, und blickten hin-
über nach den rossi umflutheten Zinnen der
Alpen und den silberglänzenden Gletscher-
meeren, und plötzlich ist es ihnen, als bewegte
sich eine glühende Bergwand an den Halden
des Gotthards, zu dessen Füßen der geliebte
Sohn der Alpen wohnte, es war ihnen, als
reckte er die riesigen Arme, das umkränzte
Haupt aus fluthenden, krystallinen Gletscher-
wogen zu ihnen empor, als riefte es mitten
aus dem Brausen der anschwellenden Fluthen
zu ihnen herüber, als sey er selbst zur silber-
nen Fluth geworden, und stürze sich, wie vor
feindlichen Gewalten fliehend, schäumend und
zischend und aufbäumend von Felsblock zu
Felsblock, von Schlucht zu Schlucht, von
Thal zu Thal zu Thal, bis er auf einmal,
wie der von der Meute verfolgte Edelhirsch
in der spiegelhellen Fluth des ferne schim-
mernden See's verschwand. Aber siehe, wie
der Hirsch mit der Kraft der Verzweiflung die
Woge durchschneidet, von Welle zu Welle sich
durchkämpft und endlich am rettenden Ufer
freudig emporhinkt, so theilt der Jüngling
mit jugendlichen Kräften die Wogen des See's,
windet sich zwischen näher und engerzusammen-
rückenden Gestaden ringend hindurch, verschwin-
det noch einmal in dem Schooße eines kleinern,
stillern Wasserkessels, und bricht endlich, strah-
lend im Sonnenglanz der aufstauenden Mor-
gensonne, siegreich hervor, zwischen bergenden
Ufern seine brausenden Wellen daherwühlend.
Näher und immer näher kommt die rauschende
Fluth, stürzt sich kopfüber, schaumbedeckt, von
jähem Felsrand in die gährende Tiefe, rafft
sich schnaubend, brandend empor von dem
lühnen Sturz, und zieht nun, wie ein stolzer,
triumphirender Sieger, in breiterem, behag-
lichen Bette daher.

Höher steigt die Sonne am Firmamente

empor, noch stehen Feldberg's Töchter in
banger Erwartung auf ihren Zinnen, und
hören nicht das dumpfe Wehen des Niesen
in dem Schooße des Berges, nicht den banger
Ruf des Vaters, der, wie das Stöhnen des
Föhnwindes, über die kahlen Scheitel des
Berges braust.

Sie haben vergessen, daß ihre Stunde
längst geschlagen, sie haben vergessen, was
der greise Vater ihnen so oft warnend zuge-
rufen, sich vor dem Strahl der Sonne und
dem warmen Odem des Föhnwindes zu hüten,
und vor des Morgens dämmerndem Erwachen
in die stille Kammer des Berges zu fliehen.

Von ihren Augen rinnen die Thränen
der Freude, wie sie den Ersehnten von Ferne
herankommen sehen, nicht ahnend, daß auch er
zu ihnen herüberschauend, dem überraschenden
Föhn zum Opfer geworden. Und wie Quellen
rieselt's aus ihren Augen, und wie Bäche
rinnt es aus ihren wallenden Locken, — bis
sie, ganz zum krystallinen Quell — zerfließend,
in rasender, unaufhaltsamer Eile dem nahen-
den Geliebten entgegenstürzen. Jede will zu-
erst ihn erreichen, jede zuerst sich in seine Arme
stürzen, nach allen vier Weltgegenden eilen sie
hinaus, jegliche den nächsten Weg suchend.
Da stürzt die Eine hinunter durch das
tannenumnachtete, tiefgründige Bärenthal,
mitten durch den dunkelbeschatteten Schooß des
Titisee's hindurch jagt sie die brennende Seh-
sucht, gen Osten hin eilt sie, denn von Osten
her kommt ja der Alpensohn. Drüben von der
Krystallwand des Finsternarhornes springt auf
eine Jungfrau, wie aufgeschreckt von banger
Traumbildern, mit flüchtigem Fuße ins Thal,
der Jüngling, mit dem sie lange in trauter
Nachbarschaft in den Krystallkammern der
Hochalpen gewohnt, hat ja die traute Stätte
ihrer gemeinsamen Heimath und ihrer ersten,
unbelauschten Liebe verlassen.

Ihm eilt sie nach, von Thal zu Thal,
von Land zu Land, ihn will sie zurückhalten
in den heimischen Bergen; aber schnelleren
Fufes als sie eilt ihm Feldberg's Tochter zu,
erreicht ihn wenige Stund vor der Neben-
buhlerin aus den Alpen, und wirft sich dem
Heraneilenden brausend in die Arme. Aber
o weh, er ist ganz zur körperlosen, eifrigen
Fluth geworden, in deren verschlingenden
Wellen die letzten Klagetöne der sterbenden
Jungfrau verhallen. Zugleich mit der Ersten
waren auch die vier andern Schwestern in
gleicher Absicht hinuntergestürzt von der Höhe,
von welcher aus sie nach dem Alpensohn in
die Ferne schauten. Gerade nach Süden fliegt

die Eine, durch die stille Fluth des Schluchsees zieht sie ihres Laufes rauschende Furchen, eilt vorwärts, immer weiter durch finstere wilde Thalgründe, hoffend, vor der ältern Schwester das Ziel zu erreichen. Aber wenige hundert Schritte vor demselben trifft sie mit der eilenden Schwester zusammen und stürzt mit ihr in den Armen des Geliebten.

Unterdessen hat sich auch die Alpenjungfrau, die schäumende, wilde Tochter des Narzissens mit ihm vereinigt, und mächtiger und lebendiger werden wieder seine Wogen, als hätte die stürmende Alpentochter ihm neues Leben in die Adern gegossen.

Doch auch die dritte der Feldbergtöchter, die lieblichste von Allen, hat ihre eilende Wanderung begonnen. Zur Rechten im schäumenden Wasserfall von den grünenden Bergwiesen Todtnauberges, zur Linken im rieselnden Silberquell in's liebliche Thal eilend, zieht sie zwar eilenden, doch stets bedächtigen Schrittes daher. Man sieht es ihr an, daß sie nicht in besinnungsloser Hast ihres früheren Lieblingsgeschäftes vergessen hat. Sie blickt ringsum den Wanderer mit flüchtig vorübereilenden, aber freundlich grüßenden Augen an, sie ergeht sich im Rasen dunkelgrüner Matten, und wo ihres Laufes Spuren sind, da sproßt und treibt der üppige Frühling aus dem gesegneten Schooß der Erde, und die gesiederten Sängler heften an ihrem Wege, und der traute Sängler Altmannien's schöpft aus ihrem cristalischen Duell den durchsichtig klaren Strom seiner lieblichen Gesänge.

Mit mächtigen Eisenhämmern schmiedet sie das glühende Erz, mit starken Armen dreht sie riesige Räder und Wellbäume, mit traudem Gefose ladet sie lechzende Wanderer ein zum kühlen Bade in ihrer hüpfenden Fluth, an ihrem klopfenden Herzen. Ungern, zögernd, langsamen Ganges verläßt sie die üppigen Gründe ihres Thales, fast scheint es sie zu reuen, daß sie dem Fremdling so weit schon

nachgezogen, daß sie ihre krystallene Heimath in den Bergen verlassen, sie zieht sich müden Schrittes, sinnend, eine Zeitlang längs den Pfaden des enteilenden Alpensohnes hin. Da an der letzten Grenze seiner Heimath, kommt er plötzlich um die Ecke vorspringender Berge hervor, blickt sie an mit dem freundlichen Auge der Liebe, und der Heimath, und des lieben Thales, und der liebgeordneten Menschen; der Heimath vergeßend, stürzt auch sie sich in seine ausgebreitete Arme, mit ihm in fremden Ländern Leiden und Freuden zu theilen.

Die vierte Schwester aber will sicher sein, daß er ihr nicht entrinnt. Sie eilt schnellen, flüchtigen Laufes nach Norden hin, bricht sich schäumende Bahn durch die himmelanstrebenden Felsen des Höllenthales, eilt, ohne Aufenthalt, durch die lieblichen Fluren des Himmelreiches, ruft der ragenden Kuppel des breisgauer Münsters ihr letztes Lebewohl zu, und erreicht endlich, nach längerer Verfolgung, gegen Westen sich wendend, den Flüchling, der selber älter geworden, und langsamer daherschreitend, kaum noch der früheren Freundin sich erinnert, als wäre sie ihm zu alt oder gar unterwegs eine Betschwester geworden.

Seitdem sind die Namen der Schwestern vom Feldberg verschollen. Ihr Leben ist in dem Schooß des gewaltigen Alpensohnes verschwunden und mit ihm in den Sandflächen ferner Ebenen versiegt.

Aber noch trauert der greise Riese im Feldberg um seine verlorenen Kinder, und seit Jahrtausenden ist die Quelle seines Schmerzes, das Rinnsal seiner Thränen nicht vertrocknet. Auf den Pfaden, auf denen sie aus der Heimath entflohen, fließen bis zu dieser Stunde die Bäche seiner Thränen, und die Umwohner haben denselben nach ihrer Weise, statt den verschollenen neue Namen gegeben, sie nennen sie Wutach, Schlüch, Wiese und Dreisam, und der Alpensohn, der sie entführt hat, ist der mächtige Rhein.

Märchen aus dem Marchfelde. *)

Von Dr. J. N. Vogl.

Auf einem Sommerausfluge hatte ich bereits eine große Strecke der formreichen March-

*) Eine 6 Meilen lange und 3 Meilen breite fruchtbare Ebene in Oesterreich.

felder zurückgelegt, als sich meinen Blicken die Gruppen einzelner mit Bäumen umgebener Häuser darboten, die von einem grauen alterthümlichen Thurme überragt wurden. Es war das freundlich gelegene Städtchen Marcheck.

Noch aber hatte ich zu demselben eine bedeutende Strecke und war zu ermüdet, um nicht den Schatten einer riesenhaften Föhre zu benützen, die sich unfern des Begraines zeigte, und ihren dichtbehängten Schaft, gleich dem stolzen Mast eines Schiffes, lustig und kühn über die weite Fläche erhob.

Bereits unter dem grünen Schirmdache der gastlichen Föhre dahingestreckt, ließ ich mir die kühle erquickende Luftströmung durch die Haare spielen, als ein greiser Landmann, von biederem Aussehen, die Straße gewandert kam und ebenfalls den Schatten dieses Baumes zu seiner Erholung suchte.

Mit einem freundlichen Gruße setzte er sich an meine Seite, wischte sich den Schweiß von der braunen gefurchten Stirne und ergoß sich bald in eine Lobrede auf den schönen Baum, der durch das Arom, das seine Nadeln verbreiteten, und durch die Kühle seiner Schatten uns Beiden solche Erquickung verschaffte, so daß ich ebenfalls in dasselbe einstimnte.

Ja, ja, sagte er, es würdigt wohl ein Jeder, der an diesem Baume vorübergeht, denselben seiner Aufmerksamkeit, aber gar wenige wissen, welche märchenhafte Begebenheit sich an ihn knüpft, deren Mittheilung sich wohl schon durch Jahrhunderte von Sohn auf Enkel vererbt hat.

Eine märchenhafte Begebenheit? fragte ich.

Ja wohl, und wenn Sie nicht abgeneigt sind, selbe zu vernehmen, so will ich sie Ihnen wohl erzählen, obgleich derlei Dinge wenig in unsere aufgeklärte Zeit passen. Meiner Meinung nach ist aber alles, was nur immer dem Volke angehört und in dem Munde desselben lebt, ob wahr oder erdichtet, immer werth auch der Zukunft aufbehalten zu werden, da es uns meist einen klareren Begriff von der Gefühls- und Denkweise eines Geschlechtes giebt, als alle Bücherschreiber, die ihr Wissen gewöhnlich nur aus bestaubten Papieren und toten Buchstaben holen.

Ich muß Eurer Ansicht vollkommen beipflichten, versetzte ich, und in allen Zeiten wird es Freunde solcher Ueberlieferungen geben, denen die Mittheilung derselben Vergnügen bereitet. An mir habt Ihr aber Einen getroffen, den das Märchen, das in einem Volke lebt, von jeher besonders ansprach, daher beginnt nur Eure Geschichte, indes ich mit dem Haupte an den rauhen Stamm gelehnt, meine Augen in den frischgrünen Zweigen der Föhre schweifen lasse.

Als jener Thurm, begann hierauf der Landmann, den Sie dort erblicken, und der zur St.

Margarethkirche gehört, noch nicht hinausragte über die Kornfelder, Wiesen und Hügelreihen, die ihn umgeben, lebte in dieser Gegend ein junges Mädchen, das an Frömmigkeit des Herzens und Lieblichkeit der Gestalt wenige ihres Gleichen hatte.

Kein Wunder daher, daß viele der jungen Bursche sich um ihre Gunst bewarben. Vor Allen aber war ihr Einer zugethan, der als Knecht im Dienste eines Bauers stand und keine Gelegenheit unversäumt ließ, ihr Beweise seiner Zuneigung zu geben.

Wohl empfand auch das Mädchen in seinem Herzen eine geheime Neigung für den tannenschlanken und treuherzigen Jungen, doch wich es sorgfältig jeder Annäherung aus, da es, selbst blutarm, als Magd bei einem Bauer, keine Hoffnung hatte, je ihm auf rechtmäßige Weise angehören zu können.

Äußerte nun gleich dieses Verhältniß eine schlimme Einwirkung auf den Burschen, indem dieser seinen Beschäftigungen nicht mehr mit dem gewohnten Eifer nachging und oft die längste Zeit in träumerischer Unthätigkeit zubrachte, so spornte es dagegen das Mädchen zu noch genauerer Beobachtung seiner häuslichen Verpflichtungen an, um durch fortwährende Thätigkeit das aufgeregte Gefühl seines Inneren zu beschwichtigen, und nie hatte sein Dienstherr größere Ursache, mit seiner Magd zufrieden zu sein, als eben jetzt, obgleich er, ein alter, in der ganzen Umgegend verhasster Geizhals, selbst die größte Aufopferung des Mädchens eben nur als eine pflichtgemäße Schuldigkeit hinnahm, ja der Duldsamen sogar noch immer größere Bürden auferlegte.

So mußte ihn seit einiger Zeit die arme Magd bei jedem Morgengrauen auf das Feld geleiten und ihm dasselbe bestellen helfen, gleichwie ein Knecht.

Auf dem Wege nach dem Acker mußten sie nun jedesmal an dieser Föhre, die schon dazumal als ein starker Baum in die Lüfte ragte, vorübergehen.

So oft sie aber an die Föhre gelangten, sahen sie an dem Stamme derselben ein altes verkümmertes Mütterchen sitzen, das ihnen einen freundlichen Morgengruß bot und sie mit kläglichem Stimm um ein Almosen ansprach.

Der hartherzige Bauer fertigte, so oft dieses geschah, die Alte mit mürrischen Worten ab, das mitleidige Mädchen hingegen konnte nicht umhin, ihr jedesmal die Hälfte ihres Morgenbrotes zu überlassen.

Hierüber erbost, schmähete der geizige Dienstherr die Dirne, und als dieses nichts fruchten

wollte, schnitt er ihr mit jedem Tage das Brot kleiner und kleiner zu, und als sie dessen ungeachtet dasselbe noch mit der Bettlerin theilte, verabfolgte er ihr am Ende gar keines mehr, so daß die Aermste für das Flehen der Alten nichts sonst als ihre heimlichen Thränen hatte.

Zu jener Zeit geschah es, daß der geizige Bauer eines Tages zu einem Hochzeitschmause nach einem benachbarten Orte geladen wurde und dieser Einladung Folge leistete.

Bei Geigenschall und Zitherklang war der Tag nach üblicher Weise dahingebraucht, und schon hatte die Nacht ihre schwarzen Fittiche über die Flächen der Marchfelder gebreitet, als der ziemlich betrunkene Bauer seinen Heimweg aus dem Hochzeitshause antrat.

Er mochte eben nicht auf den geradesten Wegen zu dieser Föhre gekommen sein, als er zu seinem nicht geringen Erstaunen an der Stelle des Baumes ein großes palastähnliches Gebäude erblickte, dessen hohe und hellerleuchtete Fenster weit in die Nacht hinausshimmerten.

Voll von Verwunderung und Neugierde über dieses so plötzlich aus der Erde herausgewachsene Haus, näherte er sich der offenen Eingangspforte und gewahrte in einem prachtvollen mit Blumenguirlanden verzierten Saale eine noch prächtigere Tafel, an der eine Frau von überaus großer Schönheit, in Mitte vieler reichgeschmückten Gäste saß, während die herrlichsten Musikflänge die Halle erfüllten. Nicht lange aber hatte der Neugierige noch dort gestanden, als er von der Dame erblickt und eingeladen wurde, an der Festlichkeit Theil zu nehmen.

Dieses ließ sich der geizige Bauer nicht zweimal sagen, und im nächsten Augenblicke schon saß er an der Tafel, die von bildschönen Jungfrauen fortwährend mit den duftendsten Gerichten beschickt wurde, während reich gekleidete Diener den Gästen kunstvoll geformte Pokale darreichten und sie mit dem herrlichsten Weine füllten.

Der Bauer ließ es sich vortrefflich schmecken, und bestrebte sich, mit nicht geringer Anstrengung, seine immer mehr zunehmende Trunkenheit so viel als möglich vor den Augen der Hausfrau und ihrer Gäste zu verbergen, und suchte Alles hervor, um seine Artigkeit gegen dieselben an den Tag zu legen, was freilich immer sehr tölpisch ausfiel.

Aber auch die Dame und ihre Gesellschaft ließen es nicht an Zuverlässigkeit gegen ihren ländlichen Gast fehlen, und als sie von der Tafel aufbrachen, um im anstößenden Saale den Freuden des Tanzes zu huldigen, zu dem

der Bauer, seiner wankenden Beine wegen, durchaus nicht zu bewegen war, nöthigten sie ihn, noch seine Taschen mit Backwerk und Zuckersachen vollzufüllen.

In einem Laumel von den widersprechendsten Muthmaßungen, in den ihn das eben Erlebte versetzt hatte, gelangte er in seine Wohnung, weckte sogleich sämtliche Hausgenossen und erzählte ihnen, was ihm bei der großen Föhre begegnet war.

Als er aber aus ihren ungläubigen Mienen ersah, daß sie an der Wahrheit seiner Worte Zweifel hegten, leerte er seine Taschen, um sie durch den Augenschein von dem Vorgefallenen zu überzeugen. Wer aber schildert seinen Schrecken, als er statt des Zuckers nichts als schwarze Kohlen erblickte.

Wüthend vor Zorn über den Streich, den man ihm gespielt, sowie über das Gelächter der Anwesenden, raffte er rasch die Kohlen zusammen und schleuderte sie der Magd in die Schürze und rief: Da hast Du die saubere Bescheerung, die kannst Du morgen mit Deiner alten Here theilen!

Die Verhöhnung nahm geduldig die Beschöpfung und den zugeworfenen Kohlenhaufen hin und begab sich in die Küche, um letzteren auf den Heerd zu schütten. Wie sie aber dort die Schürze entfaltete, da flimmerte und funkelte es ihr aus derselben gar wundersam entgegen, und als sie darauf den Inhalt der Schürze bei einem Kienspahne näher betrachtete, erblickte sie lauter blanke funkelnde Goldstücke.

Allsogleich eilte sie wieder zu ihrem Dienstherrn zurück, der bereits sein Nachtlager gesucht und sich eingeschlossen hatte und pochte heftig an die Thüre.

Was giebt es? rief der Trunkenbold unwirsch.

Ich bringe Euch Eueren Schatz zurück, antwortete die Magd, es sind keine Kohlen wie Ihr geglaubt, es sind . . .

Geh' zum Gugul! posterte der Alte, und wenn es lauter Goldstücke wären. Ich schenke sie Dir, sie sind Dein, ist's doch nichts als eitles Blendwerk — und daß Du nicht wieder kommst!

Unschlüssig was es weiter thun sollte, begab sich das Mädchen endlich langsam nach seiner Kammer und bewahrte den Schatz.

Kaum aber, daß der Morgen um den Rand der Marchfelder die ersten Lichtstreifen zog, sprang es auch schon wieder von seinem Lager auf und eilte hinaus zu der Föhre, um den Schatz mit der armen Alten zu theilen, wie der Dienstherr sie geheißt hatte.

Wirklich saß auch schon das Mütterchen wieder an seiner gewohnten Stelle.

Als aber die Magd mit freudeglühenden Wangen sich ihr näherte, um ihr die Hälfte ihres unerwarteten Besizes anzubieten, verwandelte sich die Alte plötzlich in eine schlanke reizende Frauengestalt. Ein blitzendes Diadem von Edelsteinen glänzte um die Stirne, die mit dem Schnee wetterte, während eine Fülle goldheller Locken den alabasternen Nacken umringelte und ein Kleid, das aus den zartesten Morgenwölkchen gewoben zu sein schien, ihre anmuthigen Glieder umfloß.

Du frommes Mädchen, sprach mit huldvollem Lächeln die Verklärte, behalte, was der Unverstand Dir zugeworfen, und benütze es mit Klugheit und Mäßigung. Es läge in meiner Macht, Dich mit größeren Schätzen zu überhäufen, als Du erhalten hast, aber mehr geben heißt oft weniger geben. Bleibe fromm und tugendhaft, wie Du bist, und Dein Eigenthum wird gedeihen und Dir frommen. Gedanke der Beschützerin dieses Baumes und erinnere Dich bei dem Anblicke desselben noch oft dessen, was sie Dir gesagt. Nach diesen Worten zerfloß die liebliche Erscheinung vor den Augen des Mädchens, das vor ihr auf die Kniee gesunken war, in immer leichtere Nebel, bis sie endlich seinen Augen gänzlich entschwand.

Von einem Meere von Gefühlen die Brust durchwogt, eilte hierauf die Magd mit ihrem Schätze nach Hause, und erzählte in freudiger Lebhaftigkeit der ganzen Dorfschaft das Vorgefallene. Jeder gönnte ihr von Herzen das Glück, das ihr zu Theil geworden; nur ihr geiziger Dienstherr ärgerte sich dergestalt darüber, daß er bald darauf vor Galle starb.

In kurzer Zeit heirathete die Magd ihren schmachtenden Verehrer, und oft noch saßen Beide und später auch noch mehrere mit ihnen unter dieser Föhre, und gedachten in dankbarer Erinnerung des gütigen Wesens, das der Gründer ihres Lebensglückes geworden.

Dieses, Herr, ist die Geschichte von dieser Föhre, die mir, da ich noch ein Kind war, mein Vater mittheilte, der sie von seinem Großvater gehört hatte. Der Baum aber ist noch heutzutage als die verzauberte Föhre im Marchfelde bekannt.

So sprach der Landmann, erhob sich sodann und ging, mich noch freundlich zum Abschiede grüßend, seine Straße weiter, ich aber ließ meine Blicke noch lange in den grünen dichten Nadeln der Föhre schweifen, und die märchenhaften Gestalten der jungen Magd, des geizigen Bauers und der Triade des Baumes als alles Mütterchen an meinem geistigen Auge vorüberwallen.

Maisagen.

Von A. Fries.

Das Fladenkreuz bei Wenkheim.

Zur Zeit, da die Ritter Hund auf ihrer Burg zu Wenkheim in Glanz und Herrlichkeit hausten, ging es im Ort selbst oft lustiger und lebhafter zu, als heut zu Tage der Fall ist. Ritter und Herren zogen bei den weitumgeehrten Burgherren aus und ein; reiche Handelsleute boten ihre Waaren feil; Geistliche aus den vielen benachbarten Klöstern gingen ab und zu; da gab es alle Tage was Neues zu hören und zu sehen. Am Lustigsten aber ging es am Osterdienstag zu. Alt und Jung in Dorf und Umgegend freute sich darauf das ganze Jahr durch, denn an diesem Tage fand das „Fladenreiten“ statt.

Die Festlichkeit des Fladenreitens bestand

in einer scherzhaften Nachahmung der Turniere*). Die Waffen, die dabei gebraucht wurden, waren lange Bohnenstangen, und das Ziel, um das die Theilnehmer sich mühten, ein Fladen von der Größe eines Pflugrades. Dieser Fladen war, auch abgesehen von seiner Größe, ein wahres Kunstwerk von Bäckerei; denn er mußte oben und unten mit Käse und Süßigkeiten belegt sein und demnach auf beiden Seiten den Glanz einer goldgelben Scheibe haben. Kein Bäcker in der Gegend verstand ihn zu backen;

*) Dies ist die Ansicht eines Erzählers. Es könnte jedoch auch ein uraltes heidnisches Fest zur Feier der Frühlingsgöttin Ostara darunter verborgen sein.

nur bei den Besitzern der neuen Mühle unterhalb des Orts erbte sich das Geheimniß der Verfertigung von Kind zu Kind fort.

Am Tage des Festes sammelten sich die Theilnehmer am Wettrennen, die oft weit aus dem Gau herkamen, auf dem Burghof und zogen dann mit Sträußen und Flittern geziert, unter Trompeten- und Paukenschall durchs Dorf hinab auf die Hofwiese. Hier stellten sie sich nach dem Loos in Reib' und Glied und ritten dann, nachdem der Fladen aufgesteckt und ein Zeichen mit der Trompete gegeben war, so schnell sie vermochten, hinab zur neuen Mühle, schwenkten da und sprenkten dann wieder gegen das Dorf hinauf, wo das Ziel dem Vollmond gleich den Reitern entgegenleuchtete. Wer bei der Wiederkehr den Fladen mit der Stange durchstach, bekam diesen zum Dank und wurde zum Fladenkönig ausgerufen. Nachher ging der Zug durchs Dorf zurück,

hielt aber an jedem Judenhause an, um eine Geldabgabe zu erheben. Diese ward dann dazu verwendet, einen Theil der Beche zu bezahlen.

Diese Festlichkeit endete einst sehr blutig. Einer der Theilnehmer beschuldigte nämlich seinen Freund, mit dem er in Fried' und Freud' zum Feste geritten war, dieser habe, als er schon nahe daran war, den Fladen zu durchstechen, ihm durch List sein Pferd zum Sturz und ihn dadurch um den Dank gebracht. Vom Wortwechsel kam es zu Faustschlägen und von diesen zu den Messern. Ehe es die Anwesenden verhindern konnten, lagen zwei Jünglinge, die sonst die besten Freunde zusammen waren, verblutend auf der Erde da. Die Stelle, wo dies geschah, hat der fromme Sinn der alten Zeit durch ein einfaches Steinkreuz bezeichnet, das bis auf den heutigen Tag das „Fladenkreuz“ genannt wird, weil der Streit des Osterladens wegen entbrannt war.

Das Rappenkreuz bei Miltenberg.

Ein vornehmer Herr in Miltenberg wollte einst auf die Reise sich begeben und ritt früh vor Tage auf seinem treuen Rosse, einem Rappen, von Hause weg. Allein Todfeinde von ihm hatten erfahren, daß er fortreise und wollten diese Gelegenheit zu seinem Verderben benutzen. Sie lauerten daher auf ihn nahe bei der Stelle, zwischen Miltenberg und Kleinheubach, wo der untergegangene Ort Wachhausen gestanden, fielen ihn an und brachten ihn um's Leben. Sie wollten sich auch des Rappen bemächtigen. Der schlug aber vorn und hinten aus, rannte wie Blix und Weiter wieder nach Hause und blieb vor dem Stalle stehen. Aus diesem Umstande erkannten die Angehörigen des vornehmen Herrn, daß diesem ein Unglück müsse zugestoßen sein. Sie forschten überall nach, aber ohne eine Spur zu entdecken, die auf das Schicksal des Verschwundenen führen konnte. Den Rappen aber behielt man, immer noch hoffend, sein Herr könne wiederkehren und sich seines treuen Thieres freuen, in guter Pflege. Jedoch vergeblich! Jahre an Jahre verstrichen und von dem Verschwundenen ward nichts mehr gehört.

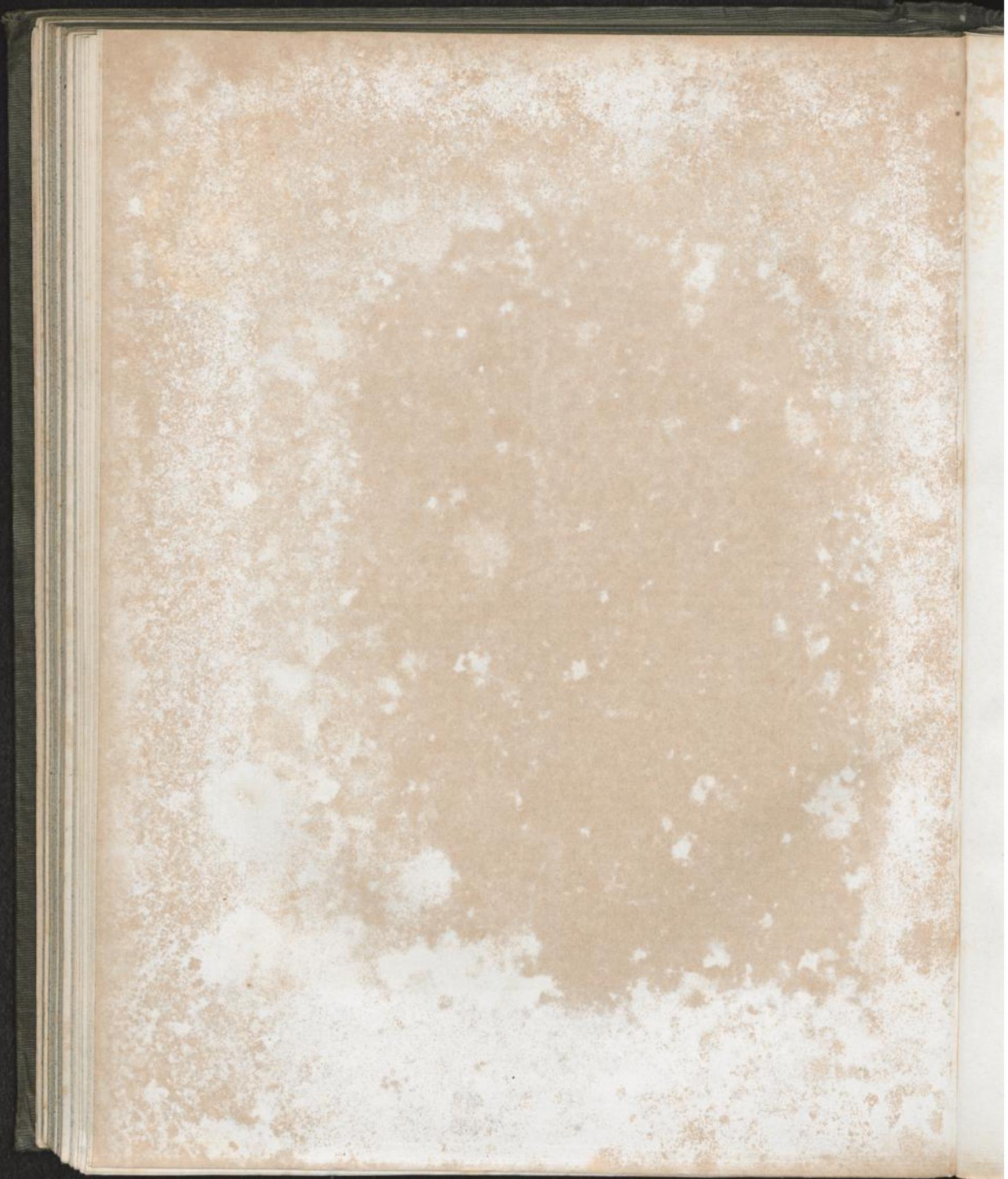
Schon schien das Hoffnungsreis in dieser Sache ganz verdorrt, da trat der Stallknecht, der den Rappen zu warten hatte, einst vor seinen Herrn und sprach: ich kann nicht länger

mehr verschweigen, was ich an unserm alten Rappen schon seit Jahren bemerkt habe, und gestern wieder sah. Jedesmal nämlich, wenn ich mit ihm nach Heubach reite, oder ihn auf die Wiesen dort zur Weide bringe, hält er an der Stelle, wo der Weg nach Müdenau abführt, stille, nüstert auf dem Boden am Begrande umher, scharrt dann mit dem Hufe und ist nur mit Mühe wegzubringen.

Ich habe anfangs nichts sonderliches darin gesehen; aber weil das Thier jedesmal es so macht, so ist mir der Gedanke gekommen, ob dies nicht die Stelle sein möchte, wo unser lieber alter Herr verunglückt ist.

Der junge Herr ließ sogleich die angezeigte Stelle untersuchen. Da fand man, nach kurzem Umwühlen des Bodens wenige Schuh tief unter der Oberfläche die vermoderten Ueberreste eines Mannes. Aus Ueberbleibseln der Kleidung und Resten der Stiefel, den Sporen und anderen Kennzeichen ergab sich auf's deutlichste, daß dies die Leiche des vornehmen Herrn sei, der hier gemordet und von den Thätern im leichten Sandboden eilend verscharrt worden war.

Auf der Stelle errichtete man zum Andenken ein Kreuz, das noch heute, weil der treue Rappe hier auf die Spur des verlorenen Herrn geleitet, das Rappenkreuz heißt.



Schildhorn. *)

Epische Romanze von Sievert.

Welch ein Ross und Welch ein Reiter!
Dem Gewittersturm vergleichbar
Brausen sie durch Land und Haide; —
Und noch keines Christenritters
Speer und Pfeil hat sie erreicht!

Schnaubend, staub- und schweißbeladen,
Blutend von dem Druck der Sporen,
Stampft des Rosses Huf den Boden,
Daß die Erde dumpf erzittert,
Wie wenn ferner Donner rollt.

*) Der große 300jährige Völkertamp zwischen Sachsen und Wenden begann mit dem Vorrücken Karls des Großen über die Elbe im Jahre 789 und der ersten Eroberung Brennabor's durch Kaiser Heinrich den Städtebauer im Jahre 928, und endet erst im Jahre 1157, nach einem fast ununterbrochenen Vernichtungskriege, mit der Eroberung Brennabor's durch Albrecht den Bären.

Schildhorn ist eine, in der Nachbarschaft Berlins, zwischen Spandow und Potsdam, am Fuße der Nischelsberge gelegene Landzunge der Havel, deren große Seefläche sich in einer Länge von 10 Meilen und in einer Breite von einer achten bis zu einer halben Meile über die Mark Brandenburg erstreckt. Auf derselben befindet sich ein runder Wendenschild, der an einer Sandsteinsäule hängt, welche der jetzt regierende Preußenkönig an Stelle der morsch gewordenen Eiche errichten ließ. — Des besseren Verständnisses wegen sind die jetzigen Ortsnamen, statt der damaligen wendischen, beibehalten, als: Brandenburg statt Brennabor (Wald feste), Potsdam statt Pozdupimi (Unter den Eichen), Spandow statt Spandowe. — „Krole und Wilzan“ heißt „Fürst oder König.“ — „Bogh“ heißt „Gott.“

Da die letzte Wendenschlacht bei Brandenburg am 11. Juni 1157 geschlagen wurde und an dieselbe sich die feste Begründung der Mark Brandenburg, die dauernde Einführung des Christenthums daselbst und die Ausbreitung deutscher Sprache und deutscher Herrschaft östlich der Elbe knüpft: so würde die Mark Brandenburg (das jetzige Königreich Preußen) am 11. Juni 1857 also ein vierfaches Jubiläum zu feiern haben.

Die Romanze Schildhorn erzählt die Schluß-Episode jener letzten Wendenschlacht bei Brandenburg. Wir geben in Vorstehendem den ersten Entwurf dieser Dichtung, welche demnächst in großer und vollendeter Durchführung und mit einem Anhange historischer Anmerkungen, als ein selbstständiges Werk, im Verlage von J. C. Huber in Berlin erscheint.

Einen Helmschmuck trägt der Reiter;
In der Sonne glänzt das Eisen
Seiner blanken Waffenrüstung;
Und von Eisen scheint des Rosses
Ganzer Gliederbau zu sein.

Sag', wer ist der flücht'ge Reiter?
Sag' auch seines Rosses Namen!
Jazzo ist es, Fürst der Wenden,
Er, der letzte seines Stammes,
Er, mit Tribliß, seinem Ross.

Jazzo ist es, Fürst der Wenden,
Seines Volkes letzte Hoffnung,
Der das Land, das Spree und Havel
Langsam — fischereich — durchfließen,
Mit der Kraft der Waffen schützt.

Jazzo ist es, Fürst der Wenden,
Der zu Köpmit residierte,
Als Berlin — die große, schöne
Residenz der Hohenzollern —
Noch ein elend Dörfchen war.

Jazzo ist es, Fürst der Wenden,
Der, bei Brandenburg geschlagen,
Hart verfolgt vom tapfern Feinde,
Wundenmüde sein Land durchflüchtet,
Er, mit Tribliß, seinem Ross. —

Sieh sie dort am Strand der Havel,
Jenseits von den Nischelsbergen,
Wo des Flusses schwarze Wasser
Sich im breiten Bette wälzen —
Sieh sie dort zur kurzen Rast. —

Wendenherzog! Wendenherzog!
Hörst Du das Geschrei der Feinde?
Siehst Du ihre sieggewohnten
Stolzen Christenwaffen bligen?
Jazzo, Jazzo! Rette Dich!

Vor ihm liegen Spandow's Sümpfe,
Ihm zur Rechten strömt die Havel,
Hinter ihm die Schaar der Feinde —
Wendenherzog! Wendenherzog!
Wähle Knechtschaft, oder Tod!

Und von jäher Uferhöhe
Sprengt er nieder in die Havel,
Und der einz'ge seiner Wenden,
Der bis jetzt ihm treulich folgte,
Bleibt allein am Strand zurück.

„Jazzo, großer Wendenkrole“,
Also ruft er zu ihm nieder,
„Traue nicht den tück'schen Fluthen,
„Die hier noch viel unbarmherzger,
„Als die Christenfeinde sind!“

Jazzo fühlt es, wie dem Rosse
Nach dem heißen Ritt die Kräfte
Schwinden, — fühlt, daß seines Rosses
Sehnen, krampfhaft zuckend, ihren
Dienst versagen, — daß es sinkt.

„Bogh, allmächt'ger Gott der Wenden,“
Also ruft der Wiljan Jazzo,
„Gott, der meine Väter schützte,
„Willst Du mich denn ganz verlassen?!“
Immer tiefer sinkt das Ros.

„Nun wohlan! Ich will's versuchen,
„Ob der Christengott mich rettet?!
„Ich gelobe, mich zu weihen
„Seinem Dienste, falls mich glücklich
„Durch den See mein Trüblich trägt!“

Ruft es und drückt seinem Rosse
Beide Sporen in die Weichen,
Daß es, gleichsam neu erstarrend,
Mit gewalt'gem Hufschlag schwimmend
In der Havel vorwärts kämpft.

Aber ach! In welcher weiten
Niesenmäßigen Entfernung
Liegt das andre Ufer drüben,
Das der Flücht'ge muß erreichen,
Wenn er will gerettet sein!

Blickt hinüber nach den Bergen,
Die dort aus der Havel steigen; —
Tausendjäh'ge Königsseichen,
Mastenhohe Fichtenbäume
Scheinen Strauchwerk nur zu sein.

Schwingen hat der Wendenadler;
Vögel, — Winde haben Flügel;
Wünsche und Gedanken fliegen:
Aber nicht ein Kleid von Eisen,
Nicht ein wundenmüder Held. —

Lärmend naht die Schaar der Feinde. — —
Sie erblicken nur den Wenden,
Welcher, mit erschlapften Armen,
Regungslos nach einer Stelle
In die Havelstuthen starrt.

Und sie folgen seinen Blicken. —
„Ha! Das ist der Wendenkönig!
„Jener Helmblick dort im Wasser
„Ja, er ist's . . . er ist verloren
„Jetzt hat ihn der Strom erfaßt!“

Staunen packt die Christenritter
Bei dem Anblick dieses kühnen
Todgewissen Wagestückes,
Und sie starren, gleich dem Wenden,
In den Havelsee hinaus.

„Ha! Dort jenseits, wo der Stromlauf
„Wieder ruhiger geworden,
„Wo das wellenlose Wasser
„Klar den Himmel wieder spiegelt —
„Zeigt sich dort der Helmschmuck nicht?“

„Zeigt sich dort nicht auch die Furche,
„Welche jene Bahn bezeichnet,
„Die der Wendenfürst mit seinem
„Mehr als wunderbaren Rosse
„Durch das Havelwasser nimmt?“

„Ja, er ist's!“ — — Doch kaum die Hälfte
Jener weiten Wasserfläche,
Die ihn von den Pichelsbergen,
Seinem Rettungsufer, trennte,
Hat er jetzt zurückgelegt.

Länger schon als eine Stunde
Kämpft er mit den Havelstuthen,
Und den Blicken seiner Feinde
Ist er lange schon entschwunden,
Doch — das Ufer liegt noch fern.

Länger schon als eine Stunde
Stampft sein Ros das schwarze Wasser;
Schon erlahmen seine Glieder
Und sein Schnauben wird zum Nöcheln; —
Doch — das Ufer liegt noch fern.

Edles Ros, Dein Herr verzweifelt,
Stachelt Dich mit Sporn und Lanze,
Stachelt Deine letzten Kräfte
Noch zum allerletzten Ritte
Für des Leibes Rettung auf. —

Wasserlilien künden Hoffnung! — —
 Ha! Der Huf hat Grund gefunden
 Dort, wo sich ein „Horn“ des Landes
 Weit hinaus vom sand'gen Ufer
 In den Havelsee erstreckt.

Langsam steigend — wieder sinkend —
 Hebt das Ross sich in der Havel.
 Aus der Mähne strömt das Wasser.
 Nur noch eine kurze Strecke
 Und das Ufer ist erreicht!

Um die todesmatten Glieder
 Schlingen sich die Wasserlilien; —
 Fesseln seine letzten Kräfte; —
 Und die kalten Havelwasser
 Decken Ross und Ritter zu.

Ha! — Das Ross hebt sich von Neuem
 Und der Helmschmuck zeigt sich wieder.
 Kopf und Hals und Brust und Rücken
 Und der Reiter bis zum Sattel
 Steigen aus dem See empor.

Aus der Mähne strömt das Wasser;
 Von dem Rücken perlt es nieder.
 „Gott der Christen! Weltbesieger!
 „Stähle meines Rosses Kräfte
 „Noch für diesen kurzen Ritt!“

Langsam steigend — wieder sinkend —
 Hebt das Ross sich in der Havel;
 Aber seine Glieder beben,
 Gleichsam von der eig'nen Schwere,
 Von der eig'nen Last erdrückt.

Und am „Landhorn“ angekommen,
 Sinkt das Ross zurück ins Wasser —
 Und der Havel schwarze Bogen,
 Die so lange es bekämpfte,
 Deffnen ihm ein weites Grab.

Und der Havel schwarze Bogen,
 Die so lange es bekämpfte,
 Tragen eines Fürsten Thräne
 Von der Leiche seines Rosses
 Mit sich fort in's Weltenmeer:

„Triblig, Perle meines Reiches,
 „Einem unglückreichen Herrscher
 „Hast die Krone Du gerettet;
 „Aber mehr als eine Krone,
 „Triblig, war'st Du selber werth!“

Also ruft der Herzog klagend;
 Klimmt empor am Uferstrande;
 Dankt dem Christengott die Rettung;
 Hängt dann an die höchste Eiche
 Zum Gedächtniß seinen Schild.

* * *

Beinah siebenhundert Jahre
 Sind darüber schon verflossen; —
 Andre Fürsten andern Stammes
 Herrschen in denselben Landen,
 Die der Wendenkrole Jazzo
 Einst sein eigen hat genannt; —
 Felder wuchsen, Wälder fielen,
 Sümpfe wurden wasserarm;
 Drüber ging der Hauch der Zeit,
 Und ihr Hauch nahm Völker, — Sprachen, —
 Ja, selbst Religionen mit; —
 Aus dem Buche der Nationen
 Ward das Wendenvolk gestrichen; —
 Viel veränderten die Zeiten; —
 Aus den unscheinbarsten Dörfern
 Wurden große, schöne Städte;
 Potsdam und Berlin entstanden,
 Gegen die das alte Köpnik
 Wie ein bloßes Dorf erscheint,
 Während andre Wendenstädte,
 Julin, Rhetra und Bineta,
 Spurlos von der Erde schwanden; —
 Viel veränderten die Zeiten; —
 Auch die Eiche ist gefallen,
 Die des Fürsten Schild getragen;
 Viel veränderten die Zeiten:
 Doch — es blieb des Fürsten Schild!

An der hohen Sandsteinsäule,
 Die ein Jollern ließ errichten,
 Hängt der Eisenschild noch immer,
 Der dem „Horn“ das hier das Festland
 Ausgestreckt hat in die Havel,
 Seinen Namen „Schildhorn“ giebt.

Weit hinaus vom hohen Ufer
 Schaut er über Land und Wasser,
 Und erinnert Dich, o Wand'rer,
 An den Wechsel aller Dinge,
 An die Kämpfe grauer Vorzeit,
 An die Völker früh'rer Tage,
 An den letzten Wendenkönig,
 An das Ross der Rosse Triblig,
 An den Ritt, den wunderbaren,
 Durch den weiten Havelsee.

Sagen.

Von Dr. Mannhardt.

Die Gründung des Klosters in Karthaus.

Da wo heutzutage die Ruine des Klosters Marien-Paradies in Karthaus liegt, war einst ein sumpfiger Moorbruch, auf dem ein spärlicher Wasen nur hie und da mit Gefahr zu gehen erlaubte. Es lief derselbe zwischen den beiden Seen, dem jetzt sogenannten Krug- und Klostersee hin, an denen damals zwei stattliche Burgen standen, die eine an diesem, die andere an jenem Ufer. Die Burgherren waren in blutige Fehde gerathen und haßten sich tödtlich. Nun traf es sich gerade, daß der eine Burgherr eine Tochter hatte, ein fein hübsches und gesittetes Mägdelein, und der andere einen Sohn. Der war ein Jüngling aller Ehren und Tugenden voll. Die stimmten nicht ein in den Haß ihrer Väter, sondern hatten einander gar lieb und hielten treulich zusammen. Bei Tage durften sie sich nicht sehen und sprechen. Aber Abends, wenn Niemand es merkte, schlichen sie hinaus und kletterten, der Gefahr nicht achtend, von einem Wasenstücke zum anderen, bis in die Mitte zwischen den Seen. Da trafen sie sich. Sie hatten dann

ihre Kurzweil, wie Liebende pflegen, mit Erzählen und Herzen und Kosen. Als sie einst nun wieder kamen, brach ein furchtbares Dunkel herein, so daß man keinen Schritt vor Augen sehen konnte. Da wurden die Beiden betäubt und umschlangen einander weinend. Wohl versuchte der Jüngling noch einen sicheren Rückweg zu finden, aber zum Unglück trat er einmal fehl und stürzte mit der Jungfrau hinab in eine bodenlose Tiefe des Sumpfes. Als das den Eltern kund wurde, waren sie untröstlich und verwünschten ihren unseligen Haß mit seinen traurigen Folgen. Fortan aber in Eintracht, ließen sie den Moorbruch zuschütten, so weit es ging, und zwischen den Seen, wo der Jüngling und die Jungfrau verunglückt, mit gemeinschaftlichen Kosten das Kloster erbauen. Die Mönche aber sollten auf ewige Zeiten die Verpflichtung haben, Seelenmessen für beider Liebenden Heil zu lesen, damit sie nach zeitlichem Leide der unvergänglichen Freude gewürdigt würden.

Der Hufeisenstein bei Karthaus.

Nabe bei Karthaus liegt an der Landstraße nach Danzig ein gewaltiger Stein, der die deutlich wahrnehmbaren Eindrücke eines Hufeisens zeigt. Hier spielte einmal der Doctor Faust, als er in unsere Gegenden kam, mit dem Teufel Karten. Lange schwankte das

Glück hin und her, aber keiner gewann, bis der Teufel sich doch überlisten ließ und die Wette verlor. Darüber ergrimmte er sehr und stampfte mit seinem Pferdefuß auf den Stein, so daß das Hufeisen sich gleich darin abprägte, wie es noch heute zu sehen ist.

Die Burgfrau in Witschkau.

In Witschkau ist noch heutigen Tages die Stätte zu finden, wo in alter Zeit eine Burg gestanden. Da erscheint alle sieben Jahre die Schloßfrau in weißem Gewande und führt zwei liebliche Kinder an der Hand. Menschen und Thieren sichtbar, wandelt sie auf den Pfaden des umliegenden Waldes um-

her und schaut so wehmüthig und gleichsam wie bittend aus ihren blauen Augen, daß ein jedes Herz sich bewegt, aber noch Niemandem gab sie sich zu verstehen, und über der Geschichte ihres Erdenlebens, wie über der Art und den Bedingungen ihrer Erlösung ruht der Schleier des Geheimnisses.

Lameth und Ballastra.

Orientalisches Märchen, erzählt von Ellen.

In dem vormaligen Herzogthume Lothringen lebte vor langer, langer Zeit ein jüdischer Zauberer, Namens Mattetä, der über viele verborgene Künste Herr, dabei aber ein böshafter und habüchtiger Mann war. Deshalb war er allezeit unzufrieden, trachtete nach mehr und begehrte besonders ein Wunderschloß zu besitzen, von dem er in einem Buche über Schwarzkunst gelesen, daß es in einer afrikanischen Höhle sich befinde und die Kraft habe, seinen Besitzer zum Gebieter der mächtigen Erdgeister zu machen.

Er ließ nicht ab zu forschen, wie er des Wunderschlosses habhaft werden könne.

Nun hatte er einen Ring, an den die Luftgeister gebunden waren. Den drehte er herum, also daß ihrer Dreie erschienen und befragte sie um ihren Rath. Sie sagten, nur durch List könne er das Wunderschloß gewinnen, nicht durch Gewalt. Er müsse einen türkischen Knaben in seinen Dienst nehmen, der ihm in allen Stücken gehorsam und dazu noch ein ganz unschuldiges Kind sei. Ein solcher allein könne das Wunderschloß aus der Höhle herausholen, aber auch nicht ohne Gefahr.

So sagten sie ihm, was sie wußten. Und alsbald gebot Mattetä: „Bringt mich nach Konstantinopel.“

Da umfaßten ihn die drei Luftgeister und schossen wie ein Blitz mit ihm fort über Deutschland, Ungarn und die Türkei. In wenig Minuten setzten sie ihn dann am goldenen Horn bei Konstantinopel nieder.

Mattetä entließ die Geister und ging nach der Stadt hinein, einen Knaben suchend, wie

er ihn bedurste. Er hatte schon viele Straßen vergeblich durchwandert, alle Knaben, die er sah, schienen ihm untauglich. Endlich fand er den jungen Lameth, ein armes, mutterloses Kind, der mit seinem Vater sich kümmerlich von Botengängen nährte. Der gefiel dem Zauberer, weshalb er ihn fragte:

„Mein Sohn, wie heißest Du?“

„Lameth!“

„Und Dein Vater?“

„Achim!“

„Und wo wohnt Dein Vater?“

„Nicht weit von hier.“

„Gut, Lameth, so führe mich zu Deinem Vater.“ Das geschah und da fragte Mattetä nun den alten Achim, ob er ihm den jungen Lameth zur Bedienung geben wolle, so lange er in Konstantinopel sich aufhalte. Das bewilligte Achim gern und war auch behülflich, daß Mattetä eine schöne Wohnung fand.

Bald war die Wohnung eingerichtet und ein gutes Mahl bereit. Aber Mattetä aß selbst nichts, da er durch Zauberkunst sich zu sättigen verstand, und ließ Achim und Lameth Alles verzehren.

Das gefiel Beiden gut und noch glücklicher wurden sie, als Mattetä seinen Diener dann entließ und ihm ein Goldstück Tagelohn gab. Achim brauchte sich nun nicht mehr mit harter Arbeit zu bemühen, sondern konnte herrlich und in Freuden leben. Jeden Abend brachte ihm Lameth ein Goldstück nach Hause und hatte dabei den leichtesten Dienst.

„Thue Deinem Herrn nur alle Dienste, wie er sie verlangt,“ sagte Achim zu seinem Sohn, „und lerne ihm jeden Wunsch an den

Augen abzusehen, denn Du hast den besten Herrn in der Welt.“

Das Gebot befolgte Lameth auch getreulich, denn er war gern bei Mattetä, der ihn allzeit freundlich behandelte und geduldig den Tag erwartete, an welchem es ihm möglich war, die africanische Höhle für Lameth zu öffnen.

Endlich war dieser Tag da und Mattetä hatte befunden, daß Lameth unschuldig und ihm folgsam sei, wie der Zauber vorschrieb.

Darum beschloß er nun, das Wagestück um das Wunderschloß zu gewinnen und gebot Lameth, zwei Pferde für sie Beide zu mieten, auf daß sie nun auch die Herrlichkeiten in der Umgegend ansehen möchten; die Stadt kenne er bereits genug.

Lameth war bald mit zwei Pferden da und nun kleideten sich Beide so prächtig, als es nur anging, und da sah es gar seltsam aus, den alten langbärtigen Mattetä mit dem jungen schönen Lameth zum Thore hinausreiten zu sehen.

Lameth war fünfzehn Jahre alt und schlank wie eine Tanne, also daß weit und breit kein schönerer Jüngling gefunden werden konnte, das sah man erst recht, als er so überaus stattlich gekleidet war.

Vor dem Thore ritt Mattetä erst noch langsam, aber bald peitschte und spornte er sein Pferd, daß Lameth ihn kaum folgen konnte und über die Eile seines Herrn in großes Staunen gerieth.

Plötzlich hielt nun auch Mattetä die Landstraße nicht mehr ein, sondern jagte quer waldein.

„Mein Herr,“ rief Lameth, „wir werden irre reiten, laßt uns auf dem Wege bleiben.“ Aber Mattetä hörte darauf nicht, sondern jagte weiter, Lameth winkend, daß er ihm folge.

Endlich auf einem öden Plage im Walde machte Mattetä Halt, stieg ab und Lameth that gern ein Gleiches, denn er war das Reiten noch ungewohnt, besonders so wildes über Hecken und Gräben und zwischen den Waldesbäumen hindurch.

Neugierig, was sein Herr in dieser Einöde beginnen werde, hielt Lameth die Pferde an, während Mattetä ein großes Buch hervorzog und emsig darin las. Nach einer Weile wandte er sich dann zu Lameth, und sagte: „Erschrick nicht mein Sohn über Alles, was Du jetzt sehen wirst, sondern bleibe guten Muthes und thue gehorsam, was ich Dir sage. Dafür will ich Dich hernach zu einem reichen Manne machen.“

Lameth versprach das gern und sofort drehte Mattetä den Zauberring an seinem Finger herum und ließ die Luftgeister erscheinen. Wie ein saufender Taubenschwarm kamen sie hoch aus den Wolken herab und standen im Umsehn bei ihm, fragend:

„Herr, was befielst Du?“

Darüber erschrak Lameth so, daß er zitternd zwischen die Pferde sprang und sich da zu verstecken suchte. Mattetä sprach ihm aber Muth ein und sagte, es werde ihm kein Leid geschehen.

„Bringt die Pferde wieder nach Konstantinopel in ihres Heeren Stall!“ gebot Mattetä den Luftgeistern und augenblicklich saßen dieselben die Zügel der Pferde und waren sofort verschwunden.

„Nun tragt uns nach der africanischen Höhle, in der sich das Wunderschloß befindet!“ Und schnell waren auch sie von weichen Händen ergriffen und schwebten mit den Geistern in der Luft dahin.

Lameth schwindelte, daß ihm Hören und Sehen verging. Er glaubte, sein letztes Stündlein sei da und er werde niemals seinen Vater wiedersehen. Als er die Augen aufschlug, verschwanden bereits die Thürme von Konstantinopel in weiler Ferne. Bald flogen sie über dem Meere dahin, dann erschien unter ihnen wie ein großer Stiefel das Land Italien, weiter wie ein dreieckiges Stück Kuchen die Insel Sicilien, dann wieder sah Lameth lange nur Luft und Meer und glaubte bereits wieder vor Schreck ohnmächtig zu werden, als der Flug niedriger ging und er plötzlich wieder festen Boden unter den Füßen fühlte.

Taumelig stand er da und mußte sich an Mattetä's Mantel halten, um nicht zur Erde zu fallen. Als er umsaß, erkannte er, daß sie in einem Felsenthale sich befanden, wild und unbewohnt.

„Lameth, lieber Lameth,“ sprach nun Mattetä, „die Stunde ist jetzt da, in der Du Dich durch treue Befolgung meiner Befehle zu einem reichen Manne machen kannst. Darum fasse Muth und thue, wie ich Dir sage. Dieser Felsen wird sich aufthun und eine geräumige Höhle sehen lassen, in deren Tiefe tausenderlei Schätze sich befinden, von denen Du nach Herzenslust nehmen magst. Kostbarkeiten, wie Du dort sehen wirst, giebt es noch nicht auf der weiten Menschenwelt, für mich will ich Nichts, als ein altes rostiges Schloß, das Du in dem Hintergrunde der Höhle, im dritten Saale an einer Marmorsäule aufgehängt finden wirst. Es ist mit einer Perlen-

schmur dort aufgehängt. Löse die ab und bringe mir das Schloß, so will ich Dir hernach geben, was Du verlangst, lieber Lameth, und Dich aus meinem Dienste frei lassen und zu einem großen Herrn machen, wie nur einer ist."

Das Alles hörte Lameth und hörte es auch wieder nicht, versprach aber gern, sein Möglichstes zu thun.

Nun häufte Mattetä vor einer Felsenwand viel Reifig und trockenes Wurzelwerk auf, that Weihrauch, Myrrhen und viel andere kostbare Specereien hinzu und umgab das Ganze mit einem Zauberkreise und zündete es dann zu helllichterlosen Flammen an, wobei er geheimnißvolle und unverständliche Worte murmelte. Ein starker Wohlgeruch verbreitete sich ringsum, Lameth stand zitternd dabei und auch Mattetä sah von dem starken Zauber etwas bleich und angegriffen aus.

Da entstand in dem Felsen ein dumpfes Getöse, als ob Blitz und Donner drin steckten, und mit einem ungehörten, mächtigen Knall sprang dann die Felsenwand auf und aus der Oeffnung zuckten viel feurige Flammenzungen hervor.

Nach einiger Zeit wurde es ruhig, Mattetä trat aus dem Zauberkreise hervor und sprach zu Lameth, der nicht wußte, ob er noch lebte oder schon todt war:

"Mein Sohn Lameth!"

"Wie bin ich, mein Herr!" sagte Lameth.

"Höre nun, mein Sohn Lameth, was ich Dir sage. Ein schwerer Zauber ist glücklich vollbracht. Thue nun, wie ich Dir gesagt habe, so werden wir Beide die glücklichsten Menschen der Erde."

"Ach Herr, ich fürchte mich so sehr."

"Fürchte Nichts, mein lieber Lameth. Ich stecke diesen Ring an Deinen Finger, der Dich schützt, so lange Du ihn Dir nicht nehmen lässest. Wahre ihn wohl." Damit steckte Mattetä ihm den Ring, an den die Luftgeister gebunden waren, an den Finger.

"Gehe nun freudig in die Höhle, eilig und ohne Umsehen, immer gerade aus, bis Du an die Marmorsäule gelangst, daran das Wunderschloß hängt. Das löse und bringe es mir. Was sonst Du mitbringen willst, ist Alles Dein, aber halte Dich nicht zu lange auf, laufe ohne zu sprechen auf dem geraden Wege zu mir zurück, damit die sieben Minuten nicht verstreichen, welche die Höhle geöffnet ist, laß durch Nichts Deine Rückkehr hindern, denn das bringt Dir Gefahr."

"Herr, erlasse mir's! Ich fürchte mich und bin doch noch ein Kind," flehte Lameth.

"Nein, Lameth, ich erlasse Dir's nicht. Geh' und thue, wie ich Dir sage."

"Herr, ich bitt' Euch! Ich kann nicht!"

Damit fiel Lameth vor Mattetä auf die Knie. Dieser gerieth nun aber in großen Zorn, denn die Minuten verfloßen rasch und das Wunderschloß war ihm so nahe. Somit ergriff er den armen Lameth am Haar, warf ihn zu Boden und schrie:

"Ich bringe Dich auf der Stelle um, Du Undankbarer, wenn Du meinen Befehl nicht ausführst."

Da bat Lameth um Gnade, versprach Alles zu thun und sofort war Mattetä wieder freundlich wie zuvor.

Er hob ihn auf, wuschte ihm den Staub ab und gab ihm würzigen Wein zu trinken, den er im Kasten bei sich trug. Das stärkte Lameth's Muth sehr. Er machte sich auf zu gehen und Mattetä begleitete ihn bis an den Eingang der Höhle, wo er sich niedersetzte und mit ungeduldigem Verlangen Lameth's Rückkehr erwartete.

Laß Dich durch Nichts irre machen, lieber Sohn Lameth, durch Nichts, durch gar Nichts! Kehrst Du ohne das Wunderschloß zurück, so ist es Dein Tod!" rief er ihm noch nach und murmelte dann für sich: "Neugierig bin ich, ob er wieder kommt."

Lameth schritt indeß in der dunklen Höhle rasch vorwärts, behutsam mit den Händen vor sich hintastend, um nicht an den Felsen anzurennen. Es umwehte ihn eine kalte Luft, es schwirrte ihm um die Schläfen, als wären's Fledermäuse, er fühlte, wie's ihm hinten am Kleide zupfte, als zöge man ihn zurück. Der Wein hatte ihm aber Muth gemacht und so ging er vorwärts, die Zähne zusammenbeißend und die Fäuste ballend.

Er starrete in die Finsterniß, als wolle er sie mit dem Glanze seiner Augen erblicken, und glaubte auch schon, einen fernen Lichtschimmer zu sehen, da hörte er hinter sich rufen:

"Lameth, lieber Sohn, nun ist's genug, komm zurück, Du hast die Probe bestanden, komm zurück, lieber Lameth, setze Dein Leben nicht unnütz weiter in Gefahr!"

Das klang ganz wie Mattetä's Stimme, aber ob sie's auch sei, wußte Lameth sich nicht zu sagen. Hatte er doch im Augenblick vorher noch ganz anders gesprochen.

"Ei was!" dachte Lameth, "mag er's sein oder nicht, jetzt will ich's getrost wagen und weiter gehn. Hab ich's angefangen, soll

mich vor'm End' nicht bangen, wie mein Vater Achim zu sagen pflegt."

Ging also vorwärts und war nach wenigen Schritten in einem hellerleuchteten Saale, in dem aus kostbaren Gefäßen viel herrliche Blumen und Stauden auf ihn anwehten. Ein Springbrunnen trieb süßdustendes Wasser empor und der feine Staub des Wassers rieselte auf ihn herab.

Aber Lameth ging weiter.

Da kam er in einen Saal noch schöner wie der erste und aus Körben und Schaalen von getriebnem Golde blizten ihm Perlen, Edelsteine, Goldschmuck und auch viele Goldmünzen entgegen, die er wohl kannte, aber sein Sinn war nicht darauf gerichtet, er lief weiter.

Kam nun in den dritten Saal, der wie ein himmlischer Garten ihn anlachte. Von den Bäumen, deren Blätter smaragdgrün schimmerten, hingen weiße, rothe, gelbe, blaue und andere durchsichtige, gar schöne Früchte hernieder. Die sah er gern und mit Verwunderung, weil er so schöne gläserne Spielsachen, denn dafür hielt er sie, noch nie besessen hatte. Er riß deshalb im Vorbeilaufen einige der schönsten ab und füllte damit seine Taschen, soviel nur hineingingen.

Gleich darauf sah er dann auch die Marmorsäule, von der Mattetä ihm gesagt hatte, fand das alte, recht rostige und unscheinbare Wunderschloß und löste es sammt der Perlschnur ab, mit der es an der Säule befestigt war. In eine Tasche konnte er es nicht mehr stecken. Die waren alle voll. Er wickelte deshalb seinen Turban auseinander, verbarg Schloß und Perlschnur in den Falten und band sich den Turban dann wieder um den Kopf.

Nun fiel ihm aber ein, daß er eilen müsse, um nicht die Zeit zu versäumen, bis sich die Höhle wieder schloße. Er lief also noch schneller, als er hereingekommen war, den Weg wieder zurück und war schon dem dunklen Gange nahe, war schon darin, sah schon das Tageslicht ihm entgegenschimmern, erblickte schon Mattetä, wie er sehnsüchtig vor dem Felsen wartete und mit den Händen ihm winkte und mit lauter Stimme rief:

"Lameth, Lameth, hast Du's, hast Du das Wunderschloß? Lauf, lauf rasch, lieber Lameth!" Schon glaubte er mit drei Schritten im Freien zu sein, da begann ein gräßliches Geheul, Getrach, Gedonner und Schwirren um ihn, als fielen der ganze Berg zusammen. Blaue Flammen zuckten ihm entgegen, daß er

sich Muth fassen mußte, hindurchzulaufen. Und sie brannten ihn auch nicht, wehten ihn vielmehr kühl und wohlig an, aber da erschütterte sich plötzlich der Grund, auf dem er lief, und mit einem Donnerstoß, der ihn betäubte und niederstürzte, schloß sich die Höhle vor seinen Augen zu.

Wie leblos lag er in der undurchdringlichen Finsterniß, wie in einem Grabe, und wohl zehn Klafter Fels trennten ihn von Mattetä.

Der hatte bis zum letzten Moment gewinkt und geschrien:

"Komm Lameth, spüte Dich, lauf, lauf, sonst ist es aus mit Dir!"

Da schloß sich die Höhle und die feurigen Flammen saßen Mattetä und schleuderten ihn über eine Stunde Wegs weit in einen Waldbach, in dem er beinahe um's Leben gekommen wäre. Mit letzten Kräften schleppte er sich an's Ufer und war nun in größter Verzweiflung, denn er hatte die Aussicht, das Wunderschloß zu erhalten, verloren, und dazu den Zauberring, dem die Luftgeister gehorchten, eingebüßt. Nur die Wassergeister waren ihm noch unterthan und das war sein Glück.

Denn mit Gebrüll und Zähnefletschen kamen Löwen und Tiger der Wüste an den Bach, um zu trinken, und waren nahe daran, Mattetä zu verschlingen, als ihn die Wassergeister retteten und wieder nach Lothringen brachten. So hatte er von ihnen verlangt.

Aber er blieb voll großen Verdrußes über seine Verluste, und daß sein Unternehmen mit Lameth mißglückt war. Ueber das Unglück des Jünglings fiel ihm nicht ein sich Sorge zu machen und das war recht ein Zeichen seines schlechten Herzens.

Recht unglücklich aber fühlte sich der alte Achim. Er suchte ihn ärgstlich und emsig, wo er ihn finden zu können glaubte, er hörte, die Pferde seien in den Stall zurückgebracht, aber Niemand wußte von Lameth ein Wort. Er hoffte von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag auf die Rückkehr seines Sohnes, aber immer vergeblich. Endlich verzweifelte er, zerriß sein Haar, warf sich weinend zur Erde, wobei er ausrief:

"O dieser Mattetä ist ein Verführer und Kindesräuber! Möge ihn alles Unglück der Welt treffen!"

Lameth hatte indeß stundenlang ohnmächtig in der finstern Höhle gelegen. Als er die Augen aufschlug und sehen wollte, wo er war, sah er Nichts vor Dunkelheit und rieb umsonst seine Augen, denn er meinte, ihn habe ein böser Traum geäfft.

Endlich fiel ihm Alles wieder ein und wie es gewesen und gekommen war. Da weinte er bitterlich und suchte einen Ausweg, einen Zugang zu den herrlichen Säulen, aber er fand sich nicht zurecht. Vor Jammer und Müdigkeit schlief er zuletzt ein und lag zwei Tage und zwei Nächte schlafend auf dem harten Felsgestein der Höhle.

Der Hunger plagte ihn sehr, als er wieder wach wurde, aber seine Glasfrüchte waren wohl schön und schimmerten in der Dunkelheit, da er sie hervorzog, aber seinen Hunger konnten sie nicht stillen, und von Neuem rang er die Hände, weinte sehr und rief: „O mein lieber Vater Achim! Wenn ich dich doch nie verlassen hätte! Welche Unruhe wird dir mein Ausbleiben machen! Und nun muß ich hier elend umkommen!“

Da aber hatte sich bei den krampfhaften Händeringen der Zauberring, den Mattetä ihm an den Finger gesteckt, verschoben, und plötzlich erschienen vor ihm zwei der Luftgeister, welche dem Besitzer des Ringes unterthan waren.

„Was begehrst Du von uns?“ sagten die lichten Gestalten. „Wir sind die Geister der Lust und durch den Ring an Deinem Finger bist Du unser unumschränkter Gebieter!“

„Ach!“ fuhr der erschreckte Lameth auf, ich bin der ärmste, hilfloseste Mensch auf der ganzen Welt!“

„Sage das nicht, o Herr, wüßtest Du, welche Macht durch Ring und Schloß in Deine Hand gerathen ist, so möchtest Du den Großkultan nicht mehr beneiden wollen. Alle Deine Wünsche kannst Du befriedigen.“

„Ich habe nur einen Wunsch, nur einen! Bringt mich zu meinem Vater, zu meinem lieben armen Vater zurück, so will ich auch ewig dankbar sein.“

„Es soll geschehen,“ sprachen die Geister. Damit öffnete sich auch schon krachend die Höhle, Lameth war wie von einem Wirbelwinde ergriffen, gleich darauf aber stand er wohlbehalten in Konstantinopel auf der Schwelle seines väterlichen Häuschens.

Eilig lief er in das Haus und stürzte jubelnd auf seinen Vater zu, der mit rothgeweinten Augen in einem Winkel saß und den vermeintlichen Tod Lameths beklagte.

Nun war Beider Freude groß. Sie fielen sich um den Hals und Achim fragte:

„Wo bist Du gewesen, Lameth, mein Kind, und wo ist Dein guter Herr?“

„Guter Herr?“ versetzte Lameth. „Ein Erzschelm ist er und ein böser Zauberer!“

Darauf erzählte er, was er erlebt hatte und Achim wollte ihm lange nicht glauben, bis Lameth die Früchte aus der Tasche zog, die auch sein Vater für Kinderspielzeug hielt. Auch den Turban wickelte er los, zeigte das alte Schloß an der Perlenchnur und nun glaubte Achim Alles, meinte aber, um solch ein elend rostig Schloß würde er auch keine drei Schritte gehen.

„Nun laß das Alles gut sein!“ sagte Lameth, „wir sind wieder zusammen, das ist die Hauptsache und dann, guter Vater, gib mir zu essen, denn ich habe den größten Hunger!“

Da wurde Achim sehr traurig, denn er hatte den letzten Ducaten ausgegeben, als er Lameth suchte.

„Ach,“ sagte er, „Nichts habe ich, mein Sohn, alles Geld ist fort. Aber wart, zeige mir das alte Schloß; vielleicht dreht sich der Schlüssel noch drin, daß es brauchbar ist. Dann giebt uns unser Nachbar, der Schlosser, einiges Geld dafür, daß ich Dir Reis und einige Oliven dafür kaufen kann.“

Damit wischte er Staub und Rost von dem Schlosse und versuchte den Schlüssel umzudrehn, was nicht gelingen wollte. Endlich gelang es mit einem lauten Schnapp, aber o Wunder! In demselben Augenblick stand auch ein riesenmäßiger Geist im Zimmer und fragte:

„Was verlangst Du von mir, o Herr?“

Achim erschrak so gewaltig, daß er ohnmächtig hinter sich fiel. Lameth, schon an Geistererscheinungen gewöhnt, wußte sich wenigstens so weit zu fassen, daß er das Wort aussprechen konnte: „Essen!“

Der Erdgeist verschwand, war aber sofort auch mit zwei großen Silberschaalen wieder da, bedeckt mit den köstlichsten Speisen und eingemachten Früchten. Er setzte Alles auf den Tisch und sprach:

„Steht sonst Nichts zu Diensten?“

Lameth, der beschäftigt war, seinen Vater aus der Ohnmacht zu erwecken, rief ohne sich umzusehen:

„Auch zu trinken bringe uns!“

Und ehe der alte Achim die Augen aufgeschlagen hatte, stand auch ein großer Silberkessel mit viel Flaschen des leckersten Weines auf dem Tische.

„Herr, was befehlt Ihr weiter?“ fragte der Erdgeist.

„Nest Nichts!“ sagte Lameth, worauf der riesige Erdgeist verschwand. Zugleich schlug Achim die Augen auf und nun staunten Beide nicht wenig über die kostbar besetzte Tafel.

Sie zögerten auch nicht zuzulangen und ließen sich's vortrefflich schmecken. Solch ein Mahl hatten sie in ihrem Leben nicht zu sich genommen.

Nach einigen Tagen war aber wieder Schmalhans bei ihnen Küchenmeister. Sie darboten um so mehr, als ihnen nach den fürstlichen Leckereien die Reiskost nicht schmecken wollte.

„Lameth,“ sagte Achim, „gehe hin und verkaufe die eine Schaale an den Zinngießer, so haben wir wieder für eine Woche zu leben, denn er glaubte die Schaale sei zinnern.“

Lameth nahm eine Schaale und ging damit fort. Aber gleich an seinem Hause begegnete ihm ein Jude und fragte:

„Wohin willst Du mit der kostbaren Schaale, mein Sohn?“

„Ich will sie dem Zinngießer verkaufen.“

„Gieb sie mir, mein Sohn. Ich bezahle Dir das alte Zinngeschirr gut!“

Aber der Jude wußte recht wohl, daß die Schaale silbern war, betrog also den Lameth.

„Jude, was giebst Du?“

„Zwölf Löwenthaler und keinen Deut mehr. Es ist mir nur um die alte Arbeit.“

„Nimm sie,“ sagte Lameth vergnügt, „und gieb mir die zwölf Löwenthaler.“

Das geschah schnell und glücklich über den, wie er meinte, guten Verkauf, eilte Lameth heim. Die zwölf Löwenthaler reichten mehrere Wochen, in denen Achim und Lameth sich wieder gütlich thaten. Als sie verzehrt waren, sagte Achim:

„Lameth, trage auch die andere Schaale zu dem Juden, vielleicht giebt er Dir wieder zwölf Löwenthaler.“

Das wollte Lameth thun. Auf der Straße sah ihn aber ein Herr und bot auf der Stelle fünfzig Löwenthaler. Mit Freuden gab Lameth sie hin, brachte das Geld heim und nun schimpften beide sehr auf den Juden, der sie also betrügerisch angeführt habe.

Das Geld langte nun für vier Monate aus. Dann kam der Silberkessel daran und Lameth ging gleich direct zu einem Goldschmied, der wohl ehrlich sein würde.

Der Goldschmied untersuchte den Kessel und sagte:

„Es ist feines Silber, Lameth, aber ich kann Dir nur den Silberwerth bezahlen, denn die Arbeit ist veraltet, so daß ich doch den Kessel einschmelzen muß. Ich will den Kessel wiegen und Dir geben, was er an Silber werth ist.“

Lameth willigte ein und erhielt fünfhundert

Löwenthaler, was ihn so erfreute, daß seine Augen glänzten. Betrogen war er aber auch dies Mal, denn die Arbeit war so kunstvoll, daß der Kessel wohl das Doppelte werth war.

Auch Achim war seelenfroh und sie bedachten nun, besser mit dem Gelde umzugehen, weil sie ihren letzten Schatz vergeben zu haben meinten. Vierhundert Löwenthaler legten sie auf Zins, kauften für das übrige neue schöne Kleider und richteten sich so anständig und artig ein, wie sie glaubten, daß sie es nun wohl dürften und daß es sich für sie schicke.

Sie führten nun ein behaglich und sorgenfreies Leben und wünschten nur, es immer so gut zu haben. In seinen neuen Kleidern sah Lameth gar herrlich aus, daß man ihn wohl für einen Prinzen hätte halten mögen, denn er war schlank und behende, wie wenige Jünglinge.

Nun begab es sich eines Tages, daß er in einem der Lustgärten des Sultan's spazieren ging, als die Kanonen auf der Terrasse losdonnerten, zum Zeichen, daß die Frauen des Harems ausgehen würden und jeder Mann sich aus dem Garten fortmachen müsse.

Lameth aber, der gerade an einem dichten Myrthengesträuche stand, wünschte sehr, die schönen Frauen einmal zu sehen, und verbarg sich deshalb in dem Gebüsch.

Nicht lange so kam auch der Zug vorbei und da begab es sich, daß die goldene Sänfte, in der die älteste und schönste Tochter des Sultans, die holde Ballastra, getragen wurde, ein wenig zerbrach, so daß sie auf die Erde stürzte und laut wimmernd dalag.

Schnell kamen ihre Dienerinnen herzu, ihr behülflich zu sein. Auch Lameth trat ein wenig hervor, denn er hätte ihr gar zu gerne auch geholfen, aber es wäre das sein Tod gewesen. Verborg sich also schnell wieder.

Ballastra sah ihn aber und starrte unverwandt auf sein schönes Gesicht. So auch er und darüber wurden Beider Herzen in heißer Liebe zu einander entzündet. Kluger Weise sprach Ballastra kein Wort. Als sie nun aber wieder in die hergestellte Sänfte gehoben und weiter getragen wurde, den schönen Lameth also nicht mehr sah, wurde es ihr gar weh ums Herz, so daß sie abwechselnd roth und bleich wurde und zuletzt in Ohnmacht sank.

Man trug sie in den Ballast zurück und glaubte, sie sei von dem Unfall, der ihr begegnet, angegriffen, aber sie war krank von Liebe zu Lameth.

Auch Lameth ging es nicht viel besser. Lange blieb er noch still im Myrthengebüsch

stehn und sah auf den Blumenweg hin, wo Ballastra's Sänfte verschwunden war. Dann schlich er kummervoll und doch auch seligen Herzens durch die Schönheit Ballastra's und seine Liebe zu ihr nach Hause.

Achim erkannte gleich, daß seinem Sohne etwas Ungewöhnliches begegnet war, denn Lameth war bleich und still und in seinen Augen sah man wohl, daß geheime Sehnsucht an ihm zehre.

Lange wollte Lameth nicht sprechen. Endlich gestand er seinem Vater Alles und klagte dabei sehr, daß er nun doch unglücklich zu werden verdammt sei, denn Ballastra zu gewinnen, hielt er für ein Ding der Unmöglichkeit.

„Das ist auch unmöglich,“ sagte Achim, „schlag Dir darum das Mädchen aus dem Sinne. Denke an andere Dinge, komm laß uns auf Reisen gehn, da findest Du vielleicht ein Mädchen, das Dir noch mehr gefällt als Ballastra und die man Dir gern zur Frau geben wird.“

„Mein Vater, ich gehe nicht fort. Ich kann nicht. Wird Ballastra nicht mein, so bleibe ich unbeweibt mein Lebelsang und sterbe bald eines traurigen Todes. Denn die Liebe ist jetzt meiner mächtig, also daß ich mich ihrer nicht entschlagen kann.“

„Aber wie ist Dir zu helfen, lieber Sohn? Wir sind von den geringsten Türken im Lande und Du willst Deine Augen zu des mächtigen Sultans Tochter erheben?“

„Ach, Vater, mir muß geholfen werden und in der Türkei kann es auch der Geringste, wenn er's nur recht anfängt, zu was Großen bringen.“

„Das ist wohl wahr,“ seufzte Achim, „aber wie fangen wir's recht an? Wer wird uns berathen?“

„Höre,“ sagte Lameth, „ich habe einen Einfall: die schönen Glasfrüchte, die ich aus der Wunderhöhle mitgebracht habe, sind sicherlich auch von hohem Werthe, wie das Geschirr, denn sie sind wunderherrlich und leuchten bei Nacht. Nimm davon einige Stücke in frischen Weinranken und trage sie zum Sultan und sage ihm, Du habest einen Sohn, der Ballastra brünstig liebe und höre, welchen Bescheid er Dir giebt. Nimm auch eine kleine von den Beeren mit, so eine rothe und gib sie dem Kämmerling, denn in aller Welt ist's so, wer zu den Großen hin will, muß die Kleinen unter ihnen bestechen.“

Damit behändigte er Achim die Früchte und bat ihn zu gehen.

Lange wollte sein Vater nicht, bis er zuletzt durch die flehentlichen Bitten Lameth's bestimmt wurde. Das Herz zitterte ihm, als er dem Kämmerling, der voll Hohn auf ihn hinblickte, sein Anliegen vortrug. Sobald er ihm aber die rothe Beere in die Hand drückte, die dieser sofort für einen Rubin erkannte, öffnete er die Thüre und führte Achim vor den Sultan.

Er warf sich zu Boden, wie es im Morgenlande Brauch ist. Der Sultan hieß ihn sich erheben und fragte, was er bringe. „Hoher Herr,“ sprach nun Achim, „ich bringe Euch diese edlen Früchte, die mein lieber Sohn Lameth aus Afrika mitgebracht hat. Wollt sie gnädig als Geschenk Eures treuesten Unterthanen annehmen.“

Lächelnd ließ der Sultan sich die Früchte reichen, dann aber, als er sah, daß sie überaus herrlich waren und schöner als das Beste in seinem Schatze, sagte er:

„Großvezier, laß alle Trabanten abtreten, bleibe Du mit Achim allein bei mir, denn hier ist ein Schatz sonder Gleichen.“

Es geschah also und nun bewunderten der Sultan und sein erster Minister die Edelsteine gebührend, die Achim gebracht hatte.

„Was kosten die Steine?“ fragte der Sultan.

„Hoher Herr, wollet sie als ein Geschenk meines Sohnes annehmen. Ach, er ist sehr unglücklich.“

„Wie so, guter Achim?“ fragte der Sultan.

„Ach,“ versetzte Achim, „wollet verzeihn, was ich sage, aber Ihr habt mir geboten zu reden. Durch Zufall hat mein Sohn Eure holdselige Tochter Ballastra gesehn und liebt sie nun mit seiner heißesten Liebe. Er läßt durch mich auch um ihre Hand werben, so Ihr sie ihm geben wollt, und verspricht Euch dafür den reichsten Brautschatz, den Ihr nicht reicher würdet verlangen können.“

Da lachten die Beiden sehr und der Großvezier, der für seinen Sohn schon lange um Ballastra's Hand geworben hatte, flüsterte seinem Herrn in's Ohr:

„Das wäre schön, die erlauchte Fürstin solch einem Landsfahrer zu geben.“

Der Sultan sagte danach:

„Achim, ich danke Dir für Dein Geschenk. Lasse Dich über sechs Wochen wieder bei mir melden. Ich will mich bedenken.“

Ueber diesen Bescheid war Achim sehr froh und auch Lameth, als er ihn vernahm, faßte Muth und gedachte auszuharren, wie der Sultan geboten hatte.

Der Großvezier beschloß aber Lameth zu vorzukommen, ließ die Edelsteine im Schatz auf eine Stelle legen, wo der Sultan sie nicht wohl sehen konnte und sie denn auch bald vergaß.

Ebenso vergaß der Sultan Achim und Lameth gänzlich und der Vezier hütete sich wohl, ihn an sie zu erinnern. Vielmehr betrieb er die Werbung seines Sohnes um Ballastra so ernstlich, daß er auch bald die Zusage seines Herrn erhielt und Alles zur Verlobungs- und Hochzeitsfeier rüsten durfte.

Achim vernahm das in der Stadt und erzählte es mit Bestürzung seinem Sohne. Der blieb aber ruhig und heiter, was Achim sehr erstaunte, indem er sagte:

„Ich krieger sie doch!“

Als nun der Tag herangekommen und von dem festlichen Zurüstungen ganz Konstantinopel unruhig geworden war, ging Lameth in sein einsam Stübchen, drehte den Zauberring an seinem Finger herum und berief die Lustgeister. Sie erschienen sofort und fragten:

„Herr, was ist Euer Begehr?“

„Ich will wissen, ob Ballastra den Sohn des Großveziers liebt?“

„Nein, sie liebt ihn nicht.“

„Wen liebt sie?“

„Sie liebt Dich und Dich allein. Tag und Nacht denkt sie an Dich und das Myrthengebüsch, in dem sie Dich gesehen hat. Dorthin geht sie oft und slicht Kränze von kleinen Myrthenzweigen.“

Lameth war glücklich, das zu hören, und sprach:

„Um welche Stunde soll die Hochzeit beginnen und Ballastra den Schleier vor dem Sohne des Großveziers erheben?“

„Um die vierte Stunde.“

„Gut! Um diese Stunde entführt den jungen Mann in den Lorbeerwald von Damascus und haltet ihn dort so lange verwahrt, als es für mich nöthig ist. Thut ihm aber kein Leid an.“

Die Lustgeister versprachen es und es geschah Alles, wie Lameth geboten hatte.

Ballastra, obwohl sie Lameth liebte, hatte sich dem Willen ihres Vaters nicht widersetzen können und stand weinend im Brautschmuck und Brautschleier da.

Aber der Bräutigam kam nicht. Er war verschwunden, Niemand wußte wohin? Alles Fragen und Suchen blieb vergeblich. Der Sultan war sehr zornig, der Großvezier sehr traurig, Ballastra aber froh und ebenso La-

meth. Durch seine Lustgeister ließ er ihr ein Blumensträußchen in die Hand werfen, das Ballastra nach der Blumensprache bedeutete:

„Harre aus in Geduld und Freudigkeit, denn es wird der, den Du liebst und der auch Dich mehr liebt, als sein Leben, es möglich machen, daß er zum vollen Glück zusammenkommt und ein Paar werdet wie Ihr Beide wünschet.“

Also wurde das Fest zu Schanden und Ballastra legte den Schmuck freudig ab, den sie traurig angelegt hatte. Ihr Vater aber erklärte das Verlöbniß für nichtig und seine Tochter wieder frei.

Nun hatte aber auch der Sohn des Großadmirals Absicht auf Ballastra's Hand und nach einiger Zeit erhielt er um der Verdienste seines Vaters willen die Zusage. Achim hatte sich wohl bemüht, beim Sultan wieder Zutritt zu erlangen, der Vezier hatte es aber zu vereiteln gewußt und ihn mit schwerer Strafe bedrohen lassen, wenn er sich wieder im Palaste zeige.

Achim war traurig, Lameth froh. Er beauftragte die Lustgeister, es mit dem Sohne des Großadmirals zu machen wie vorher mit dem des Großveziers und so geschah es auch. Als er zur Hochzeit sich auf's Pferd gesetzt hatte und nach dem Schlosse des Sultans reiten wollte, wurde sein Pferd flüchtig, lief aus dem Thore in einen Wald, wie die Lustgeister es führten, und befand sich in dem Pomeranzenhain bei Groß-Cairo, wo es mit seinem jungen Herrn, der sich vergeblich gar ungebehrdig stellte, festgehalten wurde.

Die Verwirrung im Schlosse war nun wieder sehr groß und Herrn und Diener liefen durcheinander, den verlorenen Sohn des Großadmirals zu suchen. Ballastra allein war guter Dinge und wurde um so fröhlicher, als sie von ungesehener Hand wieder ein Blumensträußchen erhielt, welches ihr die tröstlichsten Verheißungen gab.

Nun hielt Lameth es an der Zeit, selbst zum Sultan zu gehen und für sich um der schönen Ballastra Hand zu werben. Er beschied aber vorher die Lust- und Erdgeister zu sich und ließ sich von ihnen in allen Dingen unterweisen, um in würdiger Art sich benehmen zu lernen.

Da führten ihn beide Geister nach der Insel, auf der das Wasser der Weisheit fließt und zu dem sie ihm nur durch vereinte Kraft den Zugang verschaffen konnten. Auch war es für Lameth mit großer Lebensgefahr verbunden, denn wenn Einer, der nicht reines

und kindlichen Herzens ist, in diesem Wasser sich badet, so ist er des Todes. Er wurde von den Wächtern des Bades auf viele Proben gestellt, die er aber sämmtlich bestand, da er so fromm und gut geblieben war, wie ein kleines Kind es ist.

Da wurde er nur in Sinn und Sitte also verändert, daß er gebildeter war, als alle Jünglinge jener Zeit, und die Weisheit, deren er theilhaftig geworden, lag wie ein Weisestempel auf seiner Stirn und leuchtete aus seinen Augen. Auch war seine Liebe zu der schönen Ballastra nunmehr reiner und erhabener geworden und er fühlte, wie ein Königssohn fühlen soll.

Achim war sehr erstaunt über Lameth, doch sah er, daß er allewege sein ergebenster und treuer Sohn geblieben.

Von den Früchten, die er noch hatte, nahm Lameth nunmehr die schönsten und trug sie selbst in den Ballast. Scheu traten der Großvezier und Großadmiral bei Seite, als Lameth sich näherte.

„Ihr Herren,“ sprach Lameth, „so Ihr mir günstig sein wollt, mag ich Euch wohl helfen, Eure Söhne wiederzufinden, die mit mir nach dem Besitze der schönen und unvergleichlichen Ballastra gestrebt haben. Aber versprecht mir, daß sie ihren Ansprüchen entsagen, so werde ich sie am Tage meiner Vermählung zur Tafel bescheiden.“

Beide versprachen, was Lameth verlangte und führten ihn sofort vor den Sultan.

Der war sehr über die herrlichen Gaben erfreut, die Lameth brachte, mehr aber noch über den Jüngling selbst, den er in seine Arme schloß, als wäre er schon sein Sohn, indem er rief:

„Du bist Lameth, Achim's Sohn, und an den kostbaren Geschenken, die Du mir bringst, sehe ich, daß Du der Erste warest, der um meine Tochter geworben hat.“

„So ist es, großmächtigster Sultan,“ versetzte Lameth, „einmal habe ich sie gesehen, aber es hat hingereicht, mich in ewiger Liebe zu ihr zu entzünden. Jetzt bitte und werde ich selbst bei Dir um die Hand Deiner Tochter. Willst Du mir eine Probe auferlegen, welche es sei, so will ich mich ihr gern unterziehen.“

„Lameth, lieber Sohn, ich will Dir keine Probe auferlegen, aber komm morgen mit Deinem Brautzeuge in's Schloß, so will ich Dir selbst die Thüren öffnen und Ballastra soll Dich begrüßen. Liebt sie Dich, so will ich Dir meine Liebe als Vater und meine Huld als Sultan nicht verweigern.“

Wer war froher als Lameth? Er verabschiedete sich, wie es schicklich war, und berief, als er heimgekehrt war, sofort die Geister der Erde und der Luft und hieß ihnen den prächtigsten Brautschmuck rüsten, wie nie zuvor ein schönerer gesehen worden sei.

„Bringet mir,“ sagte er, „sechs Kameele mit Edelsteinen und Perlen, sechs mit Gold und Goldgewand, sechs mit Silber und köstlichen Geräthe. Bringet mir zwölf arabische Kasse, reich ausgezäumt und von bester Zucht, dazu zwölf weiße Sklaven und zwölf schwarze Sklaven, welche die Kasse führen. Auch bauet mir an der schönsten Uferstelle einen Marmorpalast, wohlversehen mit den köstlichsten Herrlichkeiten der africanischen Wunderhöhle, auch eingerichtet und angefüllt in Küche und Keller, umgeben mit Gärten und springendem Gewässer, Pferde und Maulthiere in den Ställen, Gondeln und Schiffe auf dem Wasser, dazu alle Dienerschaft, wie sie einem solchen Ballaste nöthig ist. Wollt Ihr, meine getreuen Diener?“

„Herr, wir wollen es gern und Dein Gebot soll vollführt werden, wie Du es wünschest.“

Und Alles war bereit, wie Lameth gesagt, so vollkommen, daß er selbst staunte und sein Vater Achim weit die Augen aufriß.

In der Stadt Konstantinopel herrschte der größte Jubel, als der Zug sich durch die Straßen bewegte und vor dem Schlosse hielt.

Der Sultan erschien, wie er versprochen hatte, am Portale und empfing Lameth, um ihn selbst zu Ballastra zu führen. Sie stand oben hinter den Vorhängen der Fenster, um schnell ihren Liebling zu sehen und sich zu überzeugen, daß Lameth derselbe wäre, den sie im Myrthengebüsch des Schloßgartens gesehen hatte. Er war es und war schöner als je zuvor.

Wie ritterlich schwang er sich von dem bäumenden Schimmel, als der Zug anhielt, wie fein und ergeben kniete er vor ihrem Vater nieder, mit welchem adligen Anstand erhob er sich dann und — ach, als ob eine Ahnung sein Auge geführt hätte! mit welcher Zärtlichkeit blickte er dann zu Ballastra empor, sie durch einen Blick heimlich zu grüßen.

Ballastra zitterte, wie eine Lilie, welche der Abendwind bewegt, als der Sultan mit Lameth eintrat. Bescheiden hinter ihnen folgte der alte Achim, denn Lameth mochte seinem Vater die Freude nicht rauben, bei seiner Werbung zugegen zu sein.

Aber es war nicht viel zu werden. Kaum war Lameth vor Ballastra hingetreten, als sie

ihm mit hellen Thränen und lautem Jubelschrei an die Brust stürzte, und nur die Worte ausrief:

„O Du mein Heißgeliebter!“

Da knieten Beide vor dem Sultan nieder, der ihnen gern seinen elterlichen Segen gab und dann Achim winkte und sagte:

„Guter Achim! Dein wackerer Sohn hat erreicht, um was er schon früher durch Dich werben ließ. Komm, gieb mir Deine Hand, als zweiter Vater meiner Tochter Ballastra und segne auch gern dies glückliche Paar.“

Das that denn der alte Achim und wußte kaum, wie ihm selbst dabei geschah.

Dann wurde der Brautschlag gemustert und fesselte Aller Blicke und Aufmerksamkeit so sehr, daß Lameth und Ballastra Zeit genug behielten, sich ihr Glück zu gestehen und sich innig die Hände zu drücken.

„Ach, lieber Vater,“ sagte dann Ballastra, muß ich nicht fürchten, daß mir auch dieser dritte Verlobte wieder davon geführt werde? Ich lasse ihn nicht wieder los und halte ihn fest mit meinen eigenen beiden Händen.“

„Du hast Recht, liebe Ballastra,“ versetzte der Sultan, „auch ich bin in Sorge und will, daß sogleich das Hochzeitsfest beginne.“

Da wurde die Trauung auf türkische Weise vollzogen und es war eine Festlichkeit, als wäre Lameth ein geborenes Fürstentind.

Seine Geister bedienten ihn unaufgefordert mit allem verborgenen Reichthume der Erde, so daß der Sultan und sein ganzer Hofstaat staunte und gestand, Schöneres nie gesehen zu haben.

Und doch sollten sie noch Erstaunlicheres sehen, als Lameth nach der Hochzeit alle Gäste in den Marmorpalast am Meeresufer führte. Aber davon will ich schweigen.

Ich will nur noch erzählen, daß Lameth mit seiner schönen Ballastra das glücklichste, von keinem Leid getrübt Leben führte. Sie liebten sich mit der treuesten Hingebung, und durch die schönen Kinder, welche Ballastra ihrem Gemahl schenkte, wurden ihr Glück und ihre Liebe immer größer.

Dabei wußte sich Lameth nicht bloß die Gunst des Sultans zu erhalten, er gewann auch die größte Verehrung von Hoch und Gering im ganzen Lande durch seine Weisheit und sein gütig freundliches Benehmen. Niemand that an ihm eine Fehlbite, Bedrängten half er, ohne daß sie ihn um Hülfe ansprachen, und der Sultan, der seine Söhne besaß, verordnete, daß Lameth nach seinem Tode sein Nachfolger auf dem Throne werden solle.

Darüber war das ganze Land froh und so endet die schöne Geschichte von Lameth und Ballastra.

Der Felsen der Geheimnisse.

Märchen von W. Herchenbach.

I.

Der Mai schüttelte seine Blüthen von den jungen Kirschbäumen, die rings um ein hübsches Landhäuschen standen und dasselbe wie in einen duftigen Strauß einschlossen. Das Häuschen mit dem Garten und dem grünenden Buschwerk war ein gar lieblicher Aufenthalt, denn Alles strahlte von Nettigkeit und Anmuth. Auf den ersten Blick erkannte man, daß eine sorgende Frauenhand hier waltete, die nirgends Unsauberkeit und Unordnung aufkommen ließ. Durch die offenstehende Hausthür schimmerte der mit weißem Sande bestreute blaue Steinflur, Thüren und Fenster glänzten in sauberem grünen Anstrich, umrankt von den jungen Weinstöcken, welche die Sonnenseite des Hauses einfaßten. Draußen im Garten waren, mit Hülfe von Schnur und Spaten die Wege

regelmäßig abgesteckt und mit allerlei lieblichen Zierpflanzen besetzt, dort, wo sie sich kreuzten, mit hohen Pyramiden-Rosen bepflanzt, die sich in der Höhe zu einem Blumenthore wölbten. Am äußersten Ende stand eine Jasminlaube, die über und über so dicht mit saftigen Blättern bedeckt war, daß das freundliche Sonnenlicht nur durch die Eingangsöffnung seinen Eintritt fand.

Drinne im traulichen Halbdunkel aber saß Suschen, die junge Frau, das freudig geröthete Antlitz an die Schulter Bertram's, ihres Gatten gelehnt. In stillen Glück versunken, saßen sie lange schweigend nebeneinander, ein Jedes in Gedanken sich die Freuden der Zukunft ausmalend, denn erst seit wenigen Monaten waren sie ein Paar. Suschen war armer Leute Kind und hatte da unten im

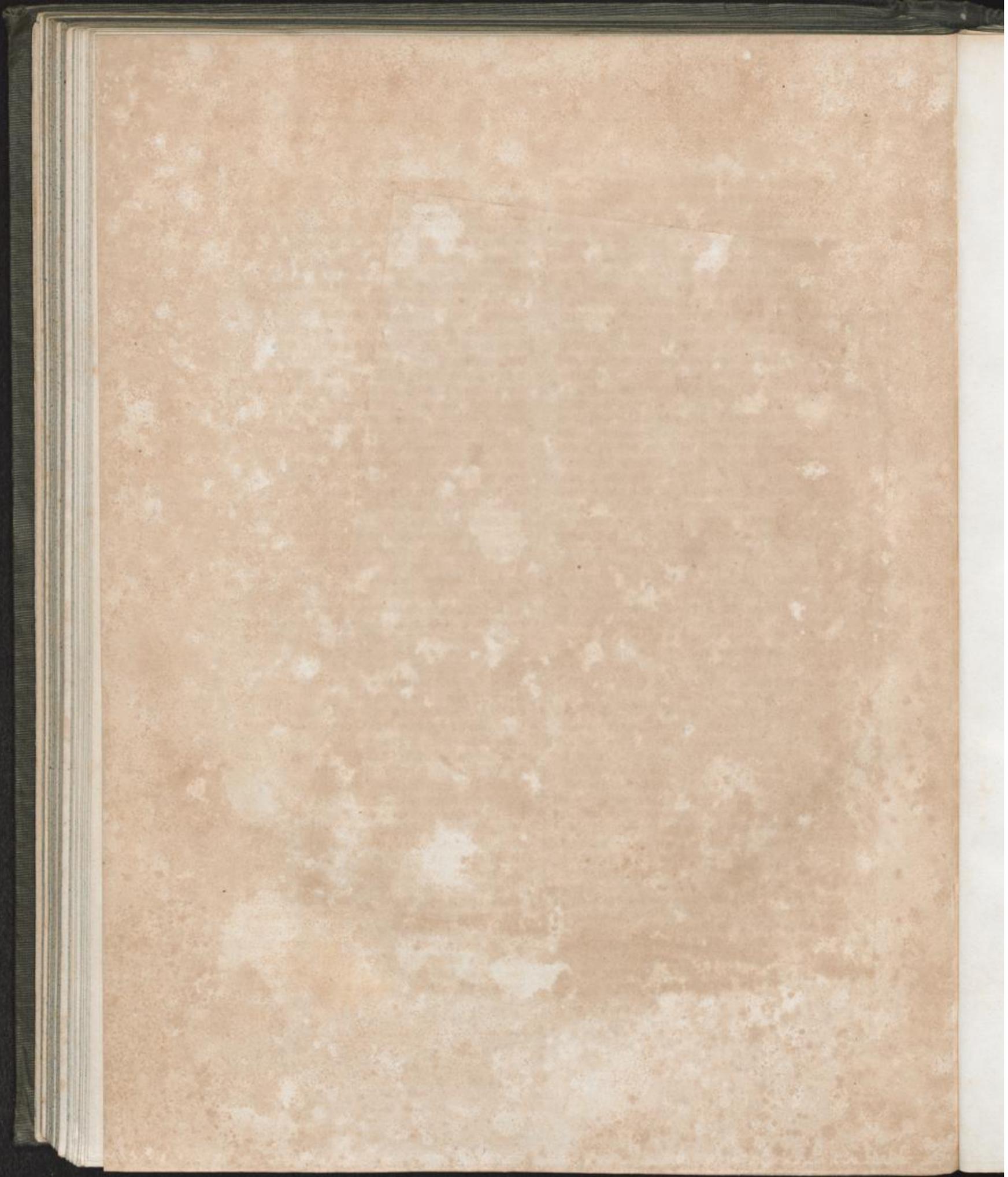


O. Fikentscher inv.

Lith. Institut Arntz & C^o Düsseldorf.

Der Felsen der Geheimnisse.

(Märchen von W. Herchenbach.)



Thale manches Jahr die Ziegen gehütet, bis Bertram sie einst getroffen und innige Liebe für sie empfunden.

Nun hatte der Bertram ein schönes Anwesen und war sicherlich der hübscheste Bursche weit und breit, aber er war dem Trunke und dem Spiele ergeben und brachte oft ganze Nächte draußen mit wüsten Gesellen zu. Suschen wußte das recht wohl, denn seine Schwelgereien lebten in aller Munde, und es gab Leute genug, die ihr sagten: Suschen, nimm den Saufaus nicht; sein Anwesen wird nur allzubald in der Schenke vertrunken sein und dann bist du ein unglückliches, verrathenes Weib, das für Zwei zu sorgen hat und noch Schläge obendrein bekommt. Suschen war nicht blind für Bertram's Fehler, im Gegentheil gab es vielleicht Niemanden im Thale, der sie schärfer sah und den sie mehr schmerzten, als gerade sie. Auch hatte sie Augenblicke genug, wo sie sich all das Elend ausmalte, welches dem Weibe eines Säufers und Spielers bevorstand und doch wollte und konnte sie nicht von ihm lassen, denn die Liebe hatte sich gar zu tief in ihr Herz eingegraben. Zahlreich flossen ihre Thränen auf die Maasliebchen der Wiese, wenn sie an ihre Zukunft dachte, doch dienten sie nur dazu ihre Liebe zu vergrößern und jede Thräne war gleichsam ein befeuchtender Thau, der sie desto lustiger grünen und blühen machte. Aber so ist es so häufig im Frauenherzen, je theurer es einen geliebten Gegenstand durch Leid und Kummer erkauft hat, desto fester klammert es sich an denselben, desto größer wird die Furcht, ihn zu verlieren.

Ihr Umgang hatte auf Bertram nach und nach einen veredelnden Einfluß ausgeübt, man sah ihn seltener bei Karten und Brandtweinglas, und je mehr er diesen Lastern den Rücken wandte, desto bezaubernder strahlte er in Schönheit und Jugendfrische. Da gefellte sich allgemach zu ihrem heimlichen Kummer ein Gedanke des Trostes: sie wollte ihn nicht allein lieben und pflegen, wie es eines treuen Weibes Pflicht, sondern ihn auch zurückbringen von dem Wege des Verderbens und als rettender Schutzengel an seiner Seite wandeln. In diesem Vorsatz hatte sie noch ein eigenthümlicher Vorfall bestärkt, den sie auf Rechnung einer höheren Macht schrieb. Als sie nämlich einmal unter Thränen auf ihrem Lager kniete und die Heiligen um guten Rath in ihren Entschlüssen anrief, da war laut und vernehmlich eine Stimme wie aus weiter Ferne zu ihr herübergedrungen, welche sprach: Werde

sein Engel! Und das hatte sich in drei Nächten wiederholt. Seit jener Zeit hätten alle Mächte der Erde nicht vermocht, sie von ihm zu trennen. Am andern Tage schon, als er fragte: Suschen, willst du mein Weib werden, antwortete sie mit fester Stimme: Ja, ich will es!

Da ließ auch die Hochzeit nicht lange auf sich warten und mit ihr schien das Glück und die Nüchternheit in das Haus eingezogen zu sein, denn Bertram war wie gänzlich umgewandelt und schien selbst die Erinnerung an seine wüsten Genossen verloren zu haben. In Arbeitsamkeit und Thätigkeit wandelten sich Haus und Garten, die lange so verödet am Wege gelegen hatten, in ein Paradies um, und die Zeit bestand nur noch aus einer ununterbrochenen Kette von Glück und Frieden.

In einer solchen seligen Stunde finden wir sie in der Jasminlaube. Suschen erhob den Kopf und mit dem Finger hinab in's Thal zeigend, sprach sie: Sieh, Bertram, wie da unten die Wälder grünen und der Thau auf den Wiesen blüht! Wie schön! Wie schön! Wohl ist es schön da unten, gab Bertram zur Antwort, aber nirgends ist es doch schöner als bei dir, Suschen.

Da schlang die junge Gattin den Arm um seinen Nacken und kispelte: Ich weiß daß du mich liebst, und so wird es immer bleiben, wenn wir treu zusammenhalten. Und doch habe ich so oft gefürchtet, daß es anders kommen könnte! Wenn du wüßtest, wie viele Thränen ich um dich vergossen habe, weil ich für unsre Zukunft fürchtete. Dem Herrn und den Heiligen Dank, daß meine Furcht nur thörichte Einbildung war! Nicht wahr Bertram, du bleibst nun immer so gut und kehrest nie mehr zu den Karten zurück?

Und würdest du mich weniger lieben, wenn ich's thäte? fragte Bertram. Gewiß nicht, gab Suschen zur Antwort, ich kann nicht anders, ich muß dich lieben! Würdest du selbst Dieb und Mörder, mein Herz würde nicht aufhören, ewig warm für dich zu schlagen, aber ich würde leiden, und, nicht wahr, das willst du nicht?

Sei ruhig, mein Kind, antwortete Bertram, ich weiß, was ich dir schuldig bin. So lange du mir bleibst, bin ich sicher vor den Fallstricken des Bösen, der mir einst unaufhörlich nachstellte und mich wider Willen gefangen nahm. So gieb mir ein feierliches Versprechen, drängte Suschen, daß du nie mehr eine Karte anrühren oder dich vom Geiste der Trunkenheit willst begehren lassen!

Ein Schatten flog über Bertram's Gesicht; es schien ihn zu verdriesen, daß Suschen so wenig Vertrauen in sein Wort setzte, aber die schmeichelnde Hand der Gattin verscheuchte diesen Anflug des Unmuthes bald, und indem er sie mit beiden Armen umschlang, sprach er mit feierlichem Tone: So wahr mir Gott helfe und du mein liebes Weib bist, ich schwöre, für immer von dem zu lassen, was dir verhasst ist! Wenn ich aber je wieder eine Karte anrühre, oder ein Brandtweinglas an meine Lippen setze, so mag der Satan Gewalt über mich haben und mit mir thun nach seinem Wohlgefallen.

Da zuckte Suschen zusammen und brach in einen Strom von Thränen aus, denn wie sehr sie auch die Festigkeit seines Willens freute, so zitterte doch der Schwur wie ein Unheil verkündender Ruf in ihrer Seele wieder. O, einen solchen gräßlichen Schwur hatte sie nicht gewollt; er deutete ihr eine Herausforderung und Gotteslästerung. Mit Schrecken gedachte sie der Möglichkeit, daß er zur Wahrheit werden könnte, und als ihr thränenumflortet Auge hinabschweifte in's Thal, da zeigte ihr die erhitzte Phantasie die Gestalt des Gottseibeiuns mit Schweif und Pferdefuß. Klein und zwerghaft stand er unten auf einem Düngerhaufen und grinzte schadenfroh hinauf. Seine Gestalt dehnte sich und er wuchs höher, bis sein gehörnter Kopf sich über die Eichen emporhob und allmählig die Laube überragte. Dann langte er mit der mißgestalteten Klauenhand herab, ergriff ihren Gatten bei den Haaren und entführte ihn durch die Lüfte.

Ein weithin schallender Schrei entfuhr ihren Lippen, dann sank sie wie leblos auf die Moosbank nieder. Bertram, der seine junge Frau nie in einer solchen Aufregung gesehen und das schreckliche Bild ihrer Einbildungskraft nicht kannte, erschöpfte sich vergeblich in Vermuthungen über die Ursache ihrer Ohnmacht, die er indessen in seiner Angst für einen plötzlichen Tod hielt. Händeringend warf er sich über sie her und rief: Suschen, mein Suschen, mein Lieb, mein Leben, sterbe nicht! Da sie immer noch kein Lebenszeichen von sich gab, so nahm er sie in seine Arme und trug sie in das Haus. Lange lag sie bewegungslos und Bertram kniete zu ihren Füßen, unaufhörlich jammernd: Suschen, mein Suschen! Endlich sprang er auf beide Füße und schloß sie jauchzend in seine Arme, denn sie hatte die Augen aufgeschlagen; aber ihr Blick war stier und brennend. Indem sie sich langsam erhob,

spiegelte sich Angst und Entsetzen in ihren Zügen und mit forschenden Augen suchte sie umher. Noch einmal streifte ihr Blick hinab in's Thal, dann flog sie mit ausgebreiteten Armen auf den Gatten zu und schloß ihn stürmisch an die heftig pochende Brust.

Damit schien ihre Kraft gänzlich gebrochen; sie sank auf das Lager zurück und eine schwere Krankheit hielt sie monatelang darauf zurück, denn ein heftiges Nervenfieber hatte sie ergriffen. Bertram wich nicht von ihrer Seite, Tag und Nacht widmete er ihrer Pflege und nur dann deckte auf Augenblicke ein flüchtiger Schlaf seine Augen, wenn die Natur gebieterisch ihre Rechte geltend machte. Eine Mutter kann nicht liebender für ihr krankes Kind bemüht sein, wie Bertram es für Suschen war. Die feinen Fühlfäden der Liebe machten ihn zum Arzte und Krankenpfleger und all die tausend kleinen Dienste und Handleistungen, die ein solches Amt mit sich bringt, konnten nicht zarter, nicht inniger gegeben werden, wie er es zu thun verstand. Wohl füllten sich seine Augen oft mit schweren Thränen, wenn sie häufig auffuhr und, geisterhaft um sich starrend, mit den Händen in der Luft socht, unter grellen unverständlichen Rufen irgend ein Phantom von sich abwehrend, aber dann schlich er bei Seite; denn die Gattin sollte seinen Kummer nicht sehen. Einmal fuhr sie in der Nacht empor, streckte den Zeigefinger aus und rief: Da, da, da ist er! Rasch, Bertram bete! Nein, nein, er soll dich nicht haben! Mich, mich soll er haben — für dich! Der Angstschweiß stand ihm auf der Stirne, er sank betend auf die Knie und flehte inbrünstig zum Herrn um das Leben seines theuren Weibes. Auch Suschen faltete die Hände und bewegte schnell und immer schneller die Lippen. Als er sich erhob, reichte sie ihm lächelnd die Hand und sprach: So ist's gut! Nun schlafe Bertram, er wird nicht wiederkommen, denn ich habe das Kreuzifix nach ihm geworfen. —

Nach und nach verminderten sich die wilden Ausbrüche der Kranken und es trat allmählig die Genesung ein. Wie jubelte Bertram, als er sein Suschen zum erstenmal hinausführte in den Garten, wo indeß das Unkraut alle Wege überwuchert hatte. Auf seinen Arm gestützt schritt sie langsam daher, mit stillem Lächeln die Unordnung betrachtend, die während ihrer Krankheit überall überhand genommen hatte. Vor der Laube blieb sie einen Augenblick stehen und fuhr mit der welken weißen Hand über die Stirne, als

wenn eine ferne Erinnerung in ihr aufstaue, dann aber schritt sie weiter und sprach: Ist es lange her, daß wir hier nicht gegessen? Ich kann mich ja gar nicht erinnern, wann wir zuletzt hier waren. O, es ist noch nicht gar lange, gab er zitternd zur Antwort, fürchtend, daß die Erinnerung auf's Neue einen heftigen Eindruck auf sie machen könnte. Doch war seine Furcht unbegründet. Unbefangen pflückte sie Blätter von der Laube und plauderte, wie ein Kind, das nach dem Winter zum erstenmal in's Freie kommt. Die ganze Vergangenheit schien ausgelöscht, ohne eine Spur zurückgelassen zu haben, und Bertram hütete sich wohl, durch irgend ein unbedachtes Wort auf dieselbe zurückzukommen.

II.

Hatte, wie wir im vorigen Kapitel gehört haben, Bertram einen fürchterlichen Schwur gethan, der in der Seele seines geliebten Weibes einen so schrecklichen Sturm heraufbeschworen, so war er doch bisher auch stark gewesen, denselben nicht einmal in Gedanken zu brechen, obschon wiederum mehrere Monate seit Suschens Genesung verflossen waren. Er schaffte draußen in Garten und Feld und war unermüdetlich thätig, was ihm die Grillen und die schlechten Gelüste gleichweise vom Leibe hielt. Suschen aber hatte eine verstohlene Heimlichkeit, denn jedesmal, wenn er nach Hause kam, verbarg sie sorgfältig einen Gegenstand in der Schublade und steckte den Schlüssel lächelnd zu sich. Er wußte nicht warum, doch berührte es ihn unangenehm, daß etwas Fremdes zwischen ihm und seiner Frau war, und da sie ihm im Scherze einmal sagte, man müsse den Männern nicht alles mittheilen, da lachte er zwar, aber es war ihm gerade, als ob eine kalte Hand sich zwischen ihn und Suschen dränge. Ein unbestimmter, ein gestaltloser Unwille begann in seinem Herzen zu keimen, dessen er mit der größten Anstrengung nicht Meister werden konnte.

Eines Tages hatte er im Garten zu schaffen, und da sein Blick zufällig auf die Laube fiel, erinnerte er sich jener Stunde, die der schrecklichen Aufregung und der Krankheit seiner Frau vorausgegangen war, und des Schwures, den er damals Suschen zu Liebe gethan. Habe ich nicht Alles für sie hingegen, sprach er zu sich selber, habe ich sie nicht gepflegt, wie meinen Augapfel, und Tag und Nacht auf jeden ihrer Athemzüge gelauscht? Warum denn verbirgt sie mir etwas? Warum liegt ihr Herz nicht offen vor mir, wie das

meinige vor ihr? Je länger er sich solche Fragen stellte, desto ungehaltener wurde er, destomehr fühlte er sich inwendig versauern. Halt, fuhr es ihm durch den Kopf, sollten ihre wilden Ausrufe während jener Krankheit, ihre Angst, ihre unverständlichen Reden etwa mit dieser Heimlichthuerei in Verbindung stehen? Das fuhr so wie eine Bombe auf ihn herein und es war ihm nicht anders, als hätte eine Kugel mitten in sein Herz hineingetroffen. Das Feld seiner Vermuthungen dehnte sich unter diesen Grübeleien in eine ungeheure Weite, aber nichts gab ihm einen sichern Anhaltspunkt, auf dem er weiter hätte fortschließen können. Es wurde ihm fieberhaft heiß und eine unwiderstehliche Neigung beschlich ihn, seine Gattin heimlich zu belauschen.

Leise stand er auf, stahl sich durch die Hintertür in's Haus, und in ein dem Wohnzimmer gegenüber liegendes Gemach. Dort hing ein großer Spiegel, in welchem durch die halbgeöffnete Thüre Suschens Bild fiel. Sie hatte den Rücken nach ihm gewandt und so konnte er nicht gewahren, was sie that, doch bemerkte er, daß sie sich über einen Gegenstand beugte, den sie aufmerksam zu betrachten schien. Halt, sprach sie da nicht? Er lauschte mit dem Ohr gegen die Thüre und hörte deutlich die Worte: So wär' es endlich still und heimlich durchgeführt! Bertram hat nichts erfahren, wie neugierig er auch war. Aber was brauchen die Männer auch Alles zu wissen! Hat nicht jede Frau ihre Heimlichkeiten?

Bertram zitterte vor Aufregung und berührte mit dem Kopfe die Thüre, daß sie knarrte. Suschen fuhr empor, stieß einen Schrei aus, als sie ihn sah und wickelte den Gegenstand eiligst in ihre Schürze. Garstiger Mann, wie du mich erschreckst hast, rief sie, und sprang die Stiege hinauf, von wo sie bald mit leeren Händen zurückkam.

Bertram ging hinaus durch den Garten in's Feld und weiter in den Wald hinein. Es ließ ihm keine Ruhe bis er mitten im Dickicht war; dort setzte er sich auf einen breiten Wurzelstock und schaute, den Kopf in die Hände gestützt, gedankenvoll in das Moos zu seinen Füßen. In den Büscheln sangen die Vögel, im Grase hüpfen und krochen unzählige Insecten, aber er sah und hörte nichts von Allem, was um ihn herum vorging. Nur ein Gedanke kam ihm immer und unabweislich wieder: Suschen hat ein Geheimniß, welches sie dir zu verbergen strebt. Suschen hintergeht dich und sie wird von schrecklichen

Gedanken geplagt, die mit ihrem Geheimnisse in Verbindung stehen. —

„Und warum suchst du nicht hinter dieses Geheimniß zu kommen?“ sprach dicht neben ihm eine heifere, unangenehme Stimme.

Bertram blickte auf und sah ein altes verschrumpftes Weiblein da stehen, das ihn mit grauen stehenden Augen anblickte. Das pergamentene Gesicht und die schmutzig gelben Haare waren aber nicht geeignet, die Besitzerin zur Vertrauten seines Kummers zu machen, darum hob er barsch an: Wer hat euch gefragt und was geht's euch überhaupt an, was ich thue und was ich lasse?

„An geht es mich gerade nichts, gab die Alte zur Antwort, aber ihr habt darum nicht gerade nothwendig, so hochmüthig zu thun und eine alte Frau mit Grobheiten anzuschmauzen, zumal, wenn diese weiß, wo euch der Schuh drückt und auch Mittel hat, dem Schaden abzuhelfen.“

Bertram fuhr sie unwillig an: Was wißt ihr? daß ihr eine alte Bettel seid, das wißt ihr, und sonst nichts.

„Doch noch ein Weniges mehr, so z. B. daß ihr dem Suschen nicht traut und daß sie etwas vor euch verbirgt, was euch um den Verstand bringen könnte, wenn ihr's so gut, wie ich kánnet. Hat sie diesen Gegenstand nicht vor einer Stunde die Stiege hinaufgebracht und sorgfáltig in die Kommode verschlossen? Und würdet ihr denselben nicht über ihre Schultern im Schooße haben liegen sehen, wenn ihr leise hinter sie geschlichen wáret, anstatt wie ein Narr in dem Spiegel zu schauen und am Erde gar die Thür in's Knarren zu bringen?“

Teufel, rief Bertram, sie weiß Alles!

„Freilich weiß ich Alles, ich weiß noch viel mehr als das. Aber hier ist nicht der Ort, euch mehr zu sagen; doch drüben, da wo die Felsen mit den Köpfen zusammen stoßen, da ist mein Haus, das übrigens nicht für jeden offen steht, dem es beliebt, mich eine alte Bettel zu nennen.“

Bertram hatte eine Frage auf der Zunge, aber die Alte war verschwunden. Da setzte er sich wieder auf den Wurzelstumpf und starrte mit hängendem Kopfe in das Moos. Die Worte der Alten hatten einen Aufsehr in seinem Innern hervorgerufen, den er vergebens bekämpfte. Es kochte, loderte und brannte in seinem Herzen, wie in einem tobenden Vulkan. Lange, lange saß er unbeweglich; schon legte sich die Dámmerung auf den Wald, da sprang

er auf und sprach: Ich muß es wissen und wenn es mir das Leben kostet! Wo die zwei Felsen mit den Köpfen zusammenstoßen, ist ihre Wohnung. Er kannte die beiden Felsen wohl und wenn er auch nie dort oder in der Nähe ein Haus gesehen hatte, so zweifelte er doch nicht an der Wahrheit ihrer Worte, denn jene Stelle war weit und breit berüchtigt und gemieden, weil eine alte Zauberin dort wohnte, die in's Verborgene sehen und bei der sich jeder Rath holen konnte, der sein Weib im Verdachte der Untreue hatte. Er that einen Schritt vorwärts, dann blieb er wieder stehen, denn ihm schauderte vor dem Gedanken, daß er bei der gefürchteten Here, denn diese war es ohne Zweifel, gegen sein Suschen, sein liebes Suschen, Rath suchen sollte. Hätte er diesem Gefühle gefolgt, es wäre ungleich besser gewesen. Aber er vermochte den Sturm, der alle seine Nerven durchrüttelte, nicht zu beschwichtigen und schritt vorwärts, in der angedeuteten Richtung. Der Wald war stille geworden, die Vögel schlummerten in den Wipfeln und in dem niedrigen Strauchwerke; nur die Gule, des Menschen und der Sonne Feind, flatterte über seinem Haupte und hie und da stieß der Uhu sein häßliches Geschrei aus. Jetzt nahte er dem Bache, der friedlich murmelnd dahinsfloß, und auf dem jenseitigen Ufer ragten zwei hohe Felsen empor, die oben zusammengewachsen waren und am Fuße ein Thor ließen, das gleichsam in den Berg einzuführen schien. In dieser weiten Oeffnung schimmerte ein grünes Licht zu ihm herüber, das auf- und niederflackernd, bald die Felsen mit bengalischen Flammen von oben bis unten einhüllend, bald zu einem winzigen Pünktchen sich zusammenziehend, der einsamen Nachtlandschaft etwas Unheimliches und Gespenstisches verlieh.

Bertram durchwatete das Wasser und stieg die Höhe hinan. Oben angekommen staunte er über das, was sein Auge sah: Durch hohe Fenster schaute er in lange, hellerleuchtete Säle, in welchen sich im bunten Durcheinander eine Menge von Herren und Damen in kostbaren Kleidern bewegten. Faustdicke Diamanten bligten auf der Brust der schwarzgekleideten Herren, indes das feine Haargeflechte der Damen mit kleinern bligenden Edelsteinen überlát war. Bertram stand und staunte: Vom Scheitel bis auf die seidenen Schuhe hinab strahlte und glitzerte an diesen schönen Frauen alles von Silber, Gold und köstlichem Gesteine. Auf langen Tafeln standen einladende Erfrischungen, von denen jeder nahm, dem es beliebte,

indef andere nach den Klängen eines rauschenden Orchesters sich im Tánze drehten.

In dieses Anschauen vertieft würde er vielleicht seinen Kummer und den Zweck seines Kommens vergessen haben, hätte ihn nicht eine eisig kalte Hand berührt. Es war die Alte, die ihm mit aufgehobenem Finger gegenübertrat und in gedämpftem Tone sprach: Weg da Bertram, da drin ist Gesellschaft, die von keinem Fremden gestört sein will, tritt hier herein. Mit diesen Worten drückte sie auf einen Stein im Felsen, worauf sich dort alsbald eine Thüre öffnete, die in einen dunkeln Gang hineinführte. Nachdem die Alte die Thüre hinter sich geschlossen, hieß sie ihn voran schreiten. Bertram aber tappte im Dunkeln und stieß mit dem Kopfe gegen die Mauer. Si, sprach die Alte, wo bleibt denn der Hochmuth? Muß die Bettel doch wohl Licht machen! Sie pochte darauf mit dem Knöchel gegen die Felsmauer, aus welcher sofort röthliche Strahlen ausgingen, welche den langen Gang mit einem rothigen Schimmer erleuchteten.

Nach einem langen Marsche gelangten sie an eine eiserne Thüre, die sich von selbst öffnete. Hier, sagte die Alte, indem sie die Thüre vorstichtig verschloß, ist die Kammera obscura, in welcher ich jedes Menschen Thun und Treiben beobachten kann und wohnte er auch auf den Tiefen des Meeres. Hier habe ich gesehen, wie du an Suschens Krankenbette standest und sie pflegtest, während sie in wilder Raserei auffuhr und allerlei sonderbare Rufe ausstieß. Hier kannst auch du Leben sehen, den du zu sehen wünschest.

So laß mich sehen, was Suschen jetzt thut! schrie Bertram.

„Tritt nur vor jenen Spiegel dort, sprach die Hère und schaue aufmerksam hinein.“

Bertram that, wie ihm geheißén.

„Was siehst du?“

Ich sehe mein Haus und meinen Garten.

„Schau genauer!“

Ich sehe Suschen, sie sitzt in der Laube, den Kopf in die Hand gestützt, sie scheint zu trauern.

„Was hat sie in der Hand?“

Ich kann es nicht erkennen, doch, doch, es wird heller: auf ihrem Schooße liegt eine goldgestückte Schärpe, die sie mit der linken Hand an die Augen drückt, um sich die Thränen abzutrocknen.

„Und woher hat sie diese Schärpe?“

Ich weiß es nicht.

„Es ist derselbe Gegenstand, den sie heimlich gefertigt und heute die Stiege hinauf getragen hat. Was siehst du mehr?“

Ein junger schöner Mann, ein Jäger tritt in den Garten, er eilt zur Laube und wirft ihr Kuschhändchen zu. Suschen fliegt ihm entgegen und in seine Arme! Hölle und Teufel!

Mit diesem Fluche sank Bertram bewußtlos zu Boden. Als er wieder zu sich kam, war die Nacht verschwunden; er befand sich außerhalb jenes Zimmers vor den Felsen, aber die Säle waren verschwunden, nur die kalten moosüberzogenen Steine boten sich seinen Augen. Die Bilder des gestrigen Abends, Suschens Betrug und Untreue standen klar vor seinem Geiste und er wankte heim, von Schwindel und Schwäche oft zu Boden geworfen. In seinem Hause angekommen suchte er vergebens nach Suschen, denn sie war in Todesangst hinweggeeilt, ihn zu suchen, weil sie bangte, daß ein Unglück ihn betroffen habe. Da er sie nicht fand, so stieg er die Treppe hinauf; dort lag die Schärpe, welche er in dem Spiegel gesehen; ein Zipfel war naß. Ha, schrie er, das sind ihre Thränen, die einem Andern galten, und die sie mir gestohlen! Jetzt schweift sie wohl mit dem Jägerbuischen umher und lacht meiner Arglosigkeit. Für ihn also arbeitete sie so heimlich und verstofften, indef ich in treuer Anhänglichkeit um sie sorgte und um mich mühte vom Morgen bis in die Nacht. Doch, er soll nimmer den Triumph haben mit diesem Sünden-Geschenke seinen Leib zu schmücken! — Die Schärpe zu sich steckend, öffnete er einen Kasten, nahm Gold und Kostbarkeiten und eilte hinweg. Unten im Walde hielt er seine Schritte an und legte sich in den Schatten der Bäume. Sein armer Kopf wirbelte; aus dem Chaos der sich jagenden Gedanken leuchtete nur ein einziger deutlich hervor: Fort wollte er, weit fort! In einem fernen Lande, wo ihn nichts als sein Kummer an Suschen erinnern konnte, wollte er ungekannt leben, bis das Leiden seine Brust zersprengte und der Tod seinen Schmerzen ein Ende machte. Wohl redete er sich auch ein, Suschen könne dennoch unschuldig und Alles ein Blendwerk des Satans sein, aber dann schüttelte er traurig mit dem Kopfe, hatte er doch zu deutlich im Spiegel gesehen, wie sie die Treue brach und dem fremden Manne anhing.

Der Hunger fing ihn an zu quälen, der Durst peinigete ihn. In der nahen Wiese pflückte er Sauerampfer und trank aus dem Bache, dann streckte er sich in das hohe Gras

hin und versank von Neuem in ein starres Hinbrüten, das seine Lebensgeister nach und nach erschlaffte und ihn einschläferte. Gräßliche Träume umgaukelten ihn, wild zerraupte seine Hand Gras und Blumen und er stieß von Zeit zu Zeit ein heiseres Lachen aus, welches nur zu wohl errathen ließ, daß Rachepläne seinen Schlaf durchkreuzten.

Als er erwachte war die Dämmerung angebrochen und von den Felsen herüber leuchtete wieder die grünliche Flamme. Mit Macht zog ihn dieser Ort an, als er sich die gestrigen Bilder in's Gedächtniß zurückrief. In dem Verlangen, mehr zu schauen, beeilte er seine Schritte, übersprang den Bach und kam oben an, als gerade eine schallende Musik aus den hellerleuchteten Sälen drang, die sich in sein Ohr bohrte, als sei es der Aufruf an seine Mannhaftigkeit, an seine blutige Rache.

Siezig schaute er in das bunte, prachsvolle Gewühl, das drinnen herrschte, und war im Begriffe, sich durch die hohe Glasthüre zu drängen, als die Alte aus einem Winkel trat, seine Hand ergriff und sprach: Sagte ich dir nicht schon gestern, daß du dorthin nicht gelangen kannst. Das sind lauter Auserwählte, die, durch erlittenes Unrecht und Schmach geläutert, die Welt von sich abgestreift haben und in heiterer Zurückgezogenheit hier den Lohn ihrer Schmerzen finden. Auch du, mein Sohn leidest, aber dein Leiden ist erst die unterste Stufe der hohen Leiter, welche in diese Wohnungen der urgeschmälerkten Freuden führt.

Freuden? sprach Bertram; ich suche sie nicht, ich will Wahrheit um jeden Preis und deshalb komme ich zu dir. Sieh, mein Suschen war die Liebe selbst, und nun — sollte sich in der That mein Glück so schnell in Leid gewandelt haben, sollte die Liebliche in Wirklichkeit ein so falsches und verworfenes Herz haben, wie es mir dein Spiegel zeigte? Sprich, verbirg mir nichts, doch verlange ich Wahrheit, volle unverlegte Wahrheit!

Höre mir doch Einer den hochfahrenden Ritter an, gab die Alte spöttisch zur Antwort, bin ich vielleicht seine Dienerin, welche verpflichtet ist, ihm zu sagen, was er gerne und nicht gerne hört? Ich dachte doch, die alte Marla hätte lange genug den Felsen der Geheimnisse bewohnt, um nicht von dem Ersten Besten, der ihr in den Wurf kommt, Befehle annehmen zu müssen. Was geht mich überhaupt euer Suschen und ihr Jäger an?

Bertram streckte flehend, fast weinend, die Arme nach ihr aus, indem er die Worte her-

vorstieß: Nehmt das nicht so, Marla, der Unglückliche überlegt die Worte nicht allzugenu, sondern spricht, wie es ihm der Augenblick eingiebt. Marla seid barmherzig, sagt mir Alles!

Die Alte ließ sich erweichen, führte ihn wieder durch den Gang und vor den Spiegel. Kaum hatte er seinen glühenden Blick hineingerichtet, als er einen grellen Schrei ausstieß und wie ein Sack zu Boden stürzte. Marla beugte sich über ihn und schaute ihm mit häßlichem Hohnlachen in die vorgequollenen Augen, indem sie sprach: Davon stirbt man nicht, Bertram, du wirst schon wieder aufwachen, wie die Andern vor dir, und dann geht das lustige Leben auch für dich los.

Wirklich dauerte es nicht lange, so schlug er die Augen auf und schaute umher. Marla, rief er, als er sich allein fand, laß mich hinaus, ich will nicht länger leben!

Da öffnete sich geräuschlos eine bis dahin verbergene Thüre und herein schwebte eine Jungfrau im Schmucke jugendlicher Anmuth und Schönheit. Sie heftete einen langen, fast traurigen Blick auf Bertram und sprach: Armer Mann, was hast du gethan, daß das Schicksal dich so hart prüft? Du bist fleckenlos und rein, du solltest den Himmel auf Erden haben und statt dessen findest du die Hölle. O, auch ich war einst, gleich dir grenzenlos unglücklich und rief die Berge an, daß sie über mir zusammenstürzen möchten, doch die Berge blieben stehen; mein Leid aber verschwand in einer flügel schnellen Secunde, als ich vom Wasser aus dem Quelle des Felsens der Geheimnisse trank. In diesen Hallen der Freude blühte mein Herz dem ewigen Frühlinge auf. Wie mein Leiden, so ist das deine blüheschnell eingetreten und hat in der kürzesten Frist die höchste Stufe erreicht, darum auch kannst du schon heute in diesen heiligen Tempel eintreten, zu dem sich Andere nur durch jahrelanges Ringen den Eingang bahnen können.

Bertram sah der Jungfrau in's Gesicht, sie war so schön, unbeschreiblich viel schöner als sein Suschen; ihr ganzes Wesen war von einem unaussprechlichen Reize umflossen. Bertram war geblendet von all dem Glanze, welchen die Jungfrau um sich verbreitete und mußte vor ihrem ermunternden Blicke die Augen zu Boden schlagen; aber sein Herz schlug nicht wärmer, seine Pulse bewegten sich nicht schneller, denn noch gab es für ihn nur ein Weib auf Erden, aber diese eine hatte, wie er glaubte, sein Vertrauen schmählich getäuscht.

III.

Komm, sprach die Jungfrau, indem sie ihn mit der wunderlich geformten, zarten Hand näher zu sich zog, komm, auch du sollst aus dem Quell trinken und Ruhe und Genesung finden! Im Hintergrunde öffnete sich eine dritte Thüre und gewährte den Anblick auf einen weiten Park, in dem schattige Laubgänge mit steinernen Ruhesitzen, von zauberischen Rosenlauben umschlossen, zu süßem Träumen einluden. Die seltensten Stauden und Bäume, die gluthfarbigsten Blumen Afriens und Afrika's nickten an den Wegen und auf duftigen Beeten. Auf Bäumen und Sträuchen wiegten sich Papageien und Paradiesvögel, ein balsamischer, mit Wohlgerüchen gewürzter Hauch durchströmte den Garten, so daß selbst Bertram, dem doch in dieser Stunde so wenig an Welt, Himmel und Hölle gelegen war, nicht umhin konnte, die Pracht zu sehen, den Gesang der Vögel zu hören und den Duft zu riechen; doch er that es, wie ein Bewußtloser.

Die Jungfrau aber zog ihn vorwärts, in immer schattigere, dunklere Parthien, bis sie zuletzt in eine Grotte hinabstieg, die dem Tageslicht nur wenig Zutritt ließ, und doch schimmerte, leuchtete und bligte wie von einem Heer nächtlicher Sterne. Mitten in der Grotte war ein Springbrunnen, rings umher mit Topasen, Smaragden und andern Edelsteinen eingefast, die im vierfarbigen Spiele ihrer Lichter widerstrahlten. Zunächst dem Wasser aber schloß die Einfassung ein wie Sonnenschein funkelnder ungeheurer Diamant, welcher in süßbreiter Ausdehnung sich wie ein großer Ring um die Quelle legte. Aus der Mitte des Springbrunnens aber schoß ein lichter Strahl empor, der, in wunderbarem Gesange sprudelnd, auf seiner Höhe einen lieblichen, lächelnden Knaben trug, der sich mit ihm hob und senkte und anzuschauen war, wie aus Blumen und Sonnenstrahlen gewoben.

Bertram blickte in den Quell hinab: trotz des ewig bewegenden Plätschens schaute er in unermeßlicher Tiefe, wie es ihm dachte, sein trauriges Bild und hinter sich die schönheitsstrahlende Gestalt der Jungfrau, die mit fröhlichem Lächeln die zarte Hand auf sein Haupt legte und es mit sanftem Zwange hinabdrückte zu den singenden Tropfen, bis sein Mund das zaubrische Nas berührte.

Kaum hatte es seine Lippen benezt, so schlürfte er es mit gierigem Durste in sich hinein, wobei die Jungfrau schlau lächelnd die Hand auf seinem Haupte ruhen ließ. Endlich

erhob er sich, die Gluth seines Innern war einer sanften erquickenden Wärme gewichen, die ihn mit einem wohlthuenden Gefühle von innen und außen anwehte. Ein tiefer Seufzer entfuhr seiner Brust, wie wenn er das darauf lastende Weh hinwegtrage in entfernte Regionen. Dann fuhr er mit der Hand über die Augen, wie Jemand, der seine Erinnerungen sammeln will, aber seine Gedanken waren form- und gestaltlos und kein bestimmter Gegenstand trat vor seine Seele, die, vorhin ein vollgeschriebenes Pergament, nun wie ein weißer Papierbogen erschien, welcher der ersten Schriftzeichen harret. Er wandte sich um; die Jungfrau lächelte ihn an und reichte, ihm die Hand. Dieselbe an seine Lippen drückend schritt er mit ihr hinweg durch den Park, den er jetzt erst in seiner vollen Pracht und Schönheit erstahlen sah. Er kam sich vor, wie ein Kind, das zum erstenmale an der Hand der Mutter in die blumige Wiese und den schattigen Wald hinabgeht.

Von Zeit zu Zeit fiel sein Auge auf die Jungfrau, welche seine Hand leise drückte und zu ihm sagte: Ich führe dich jetzt in die Halle der Seligen, wo ein Leben voll Genuß und Freude sich dir erschließen wird. In eine Seitenallee einbiegend, gelangten sie zu einem Wasser, das wie die Morgenröthe glühte. Am Ufer schaukelte eine leuchtende Gondel, an silbernen Ketten waren zwei Schwäne vorgespannt, deren Flügel im weißen Lichte durch den rothen Schimmer glänzten. Die Jungfrau sprang hinein und winkte ihm zu folgen; dann setzte sie sich auf das seidene Polster, ergriff eine Mandoline und entlockte derselben wunderbare Töne, während Bertram mit der Hand in der leuchtenden Fluth plätscherte und die Schwäne die Gondel vorwärts zogen.

In wundervollen Baumgruppen, blühenden Wiesen und duftendem Strauchwerke vorüber gelangten sie endlich zum entgegengesetzten Ufer. Die Jungfrau hüpfte hinaus und schritt ihm voran durch eine Gasse von hochstämmigem feurig blühendem Cactus, welche zu der hohen Treppe eines Pallastes führte. Einen Augenblick blieb Bertram stehen und staunte das Säulenwerk, die Marmorbilder und die hohen Fenster an, dann folgte er ihrem Winke und gelangte zu dem prachtvollen Portale, wo riesige Wächter mit gezogenen Schwertern den Eingang bewahrten. Die Degenspitzen gegen seine Brust neigend, sprachen sie: Gehe ein in Hallen der Freude!

Eine breite Marmortreppe lag vor ihm, welche in die oberen Gemächer führte; rechts

und links auf jeder Stufe standen blondlockige Genien, welche seltsame Blumen vor seine Füße streuten und mit freundlichen Gesichtchen zu ihm hinaussächelten. Am obern Ende der Treppen neigten abermals zwei gleich riesige Wachen die Degenspitzen gegen ihn und sprachen: Gehe ein in die Hallen der Freude!

Jetzt traten sie vor eine hohe, in reichem Schnitzwerke ausgeführte Thüre, deren beide Flügel von zwei wunderlichen Gnommen aufgerissen wurden, indem sie in den Saal hineinriefen: Bertram kommt!

Bertram sah in einen weiten Saal, der, von tausend Kronleuchtern erhellt, an seinen Wänden prachtvolle Bilder mit lebensgroßen Figuren zeigte, die weniger Gemälde als lebendige Wesen zu sein schienen, denn es kam ihm vor, als wenn Augen und Lippen sich regten und den Ausdruck änderten. Der Saal war erfüllt von Herren und Damen, die ihm lächelnd entgegen kamen und die Hände zum Grusse boten. Mehrere der Letztern traten heran, umfaßten seinen Leib und trugen ihn unter dem Schalle einer wunderbaren Musik durch den Saal, während die Uebrigen in einem raschen Wirbeltanze hinter ihm herflogen.

Am obern Ende des Saales stand auf erhabener Tribüne ein kostbarer Thron, von blühenden Drangen und Aloestauden umgeben. Dort ließen sie ihn nieder, und die Jungfrau, von den Uebrigen „Fee des Paradieses“ genannt, nahm Platz an seiner Seite, indem sie die Schärpe aus seiner Tasche zog und ihn damit umgürtete. Beim Anblicke der Schärpe stand Suschens Bild plötzlich vor seiner Seele, aber kein Gefühl der Bitterkeit, keine Sehnsucht beschlich seine Seele, denn beides war im Springbrunnen geblieben, von dessen Wasser er getrunken hatte.

Nun scharten sich alle um den Thron, schlangen goldene Humpen mit einer schäumenden Champagnerartigen Flüssigkeit um die Häupter und reichten Bertram einen gleichen, dessen Fuß mit schweren Brillanten besetzt war, welche im Schimmer der Kronleuchter glitzerten. Die Fee des Paradieses zog aus ihrem Busen einen kleinen, leuchtenden Gegenstand und warf ihn in den Becher. Alsogleich schäumte derselbe bis zum Rande empor und sprudelte über, so daß bligende Sternchen herniederregneten und die Schärpe bedeckten.

Trinke! sprach die Fee des Paradieses.

Bertram setzte den Becher an den Mund, auf dem Boden lächelte ihm das Bild der Fee verführerisch entgegen. Der schöne Mund

hob sich höher und höher aus der Flüssigkeit empor, bis er seine Lippen berührte. Da schlug eine Flamme durch alle seine Glieder und er trank den Becher in einem Zuge leer. Als er absetzte, entfiel der Becher seiner Hand und rollte die Stufen des Thrones hinab. Auf dem Boden zersprang es in viel hundert Stücke, die sich als bunte Paradiesvögel besügelten und mit lautem Geschrei durch die geöffnete Saalthüre hinwegflogen; dem Getöse des zerspringenden Bechers folgte in weiter Ferne ein dumpfes Geroll, wie ein fernes Gewitter und die zur Erde gefallenen Tropfen loderten wie sprühendes Feuer empor und erleuchteten die Umstehenden mit einer jähen Gluth.

Die Fee des Paradieses aber schaute ihn mit einem unaussprechlichen Blicke an, der das Feuer in seinen Adern noch mehr schürte. Der Trank zuckte ihm durch alle Glieder, seine Augen umflorten sich mit einem blauen Dunste, er sah nicht mehr, was um ihn her vorging, nur die Fee sah er, ihr Bild leuchtete durch den Nebel, der seine Augen verdunkelte, und je länger er es ansah, desto schöner, desto begehrenswürdiger kam sie ihm vor.

Schlafe nun! sprach sie; morgen kommt neue Lust, neue Freude. Mit diesen Worten berührte sie seine Schläfe und alsbald sank er rückwärts in den Thron und entschlief. Aber ein garstiger Traum bedrückte seine Brust, denn es deuchte ihm, die Fee des Paradieses verwandle sich plötzlich in die alte Marla und die gepulsten Herren und Damen schrumpften zu häßlichen Kröten zusammen, die beim Geschrei einiger Unken umherplatschten. Nach und nach wurden sie des Hüpfens müde und eine nach der andern kroch zu dem Dreckschaufen empor, in welchen sich der kostbare Thron verwandelt hatte, und setzte sich auf seinen Leib. Mehr und mehr des häßlichen Gethieres tappte an ihm herauf und zuletzt ward auch die alte Marla zu einer dicken, giftigen Kröte, setzte sich mitten auf seine Brust und schaute ihn beständig mit den kleinen Augen an.

Ekel und Grauen erfaßten ihn, er wollte das Gethier von sich abschütteln und entfliehen, aber er konnte kein Glied regen, nicht einmal einen Angstschrei ausstoßen. Als er erwachte, lag es wie Blei in allen seinen Gliedern, der Kopf war ihm wie zerschlagen, doch um ihn her lag noch immer die Pracht des gestrigen Abends ausgebreitet und die Fee des Paradieses saß in blendender Schönheit zu seinen Füßen und lächelte ihm entgegen. —

Auf dem Felsen der Geheimnisse glich eine Nacht der andern, nur thaten sich immer mehr der Wunder auf. Bertram war glücklich, nur die häßlichen Träume quälten ihn.

Eines Abends, da die Gesellschaft außerordentlich guten Humors war, schlug die Fee des Paradieses vor, ein Kartenspiel zu machen, was von Allen mit sichtbarer Freude, nur von Bertram mit Widerwillen aufgenommen wurde, denn wenn er auch Vergessenheit für seine Leiden getrunken hatte, so war ihm doch die Erinnerung an den Schwur geblieben, den er einst Suschen geleistet. Doch die Fee hatte so süße Worte, daß er nicht zu widerstehen vermochte und sich mit an den Spieltisch setzte. Mit dir werde ich spielen, mein Kind, sprach er. Nein, gab die Fee zur Antwort, der da ist dein Mann, indem sie auf eine wilde zerzaufte, ritterartig gekleidete Gestalt zeigte, welche von der Gesellschaft der Klostervoigt genannt wurde.

Dieser Klostervoigt war nun gerade nicht geeignet, Zutrauen zu erwecken, aber die Fee des Paradieses winkte ihm so freundlich zu, daß er es für unartig hielt, ihr, der er seine Einführung in die Hallen der Freude verdankte, diese Kleinigkeit abzuschlagen. So setzte er sich hin und suchte nach Geld in den Taschen.

Hier spielt man nicht um Geld, sagte der Klostervoigt kopfschüttelnd, überhaupt hast du nur einen einzigen Gegenstand, den ich des Einfaches würdig halte, deine Schärpe, wogegen ich meine Halskrause setze.

Bertram warf unwillkürlich einen Blick auf die Schärpe, denn schon bei ihrer Erwähnung durchzuckte es sein Gemüth und es kam ihm, als flüsterte eine Geisterstimme: Bertram, thue es nicht! Doch die Fee schlang den weichen Arm um seinen Hals und lächelte: Spiele, du wirst dadurch den Becher der Freuden erschöpfen.

Da konnte Bertram nicht widerstehen; er mengte die Karten und theilte sie aus, nicht bemerkend, daß von der Gesellschaft einer nach dem andern hinter seinen Stuhl schlich und mit schadenfrohem, vorgebeugtem Gesicht in seine Karten schaute; auch bemerkte er nicht, daß die Blätter funkelten und sich wie von Geisterhänden gewendet, auf dem Tische umlegten und allerlei kabalistische Figuren zeigten. Wenige Minuten, da schlug der Klostervoigt, indem er ein höllisches Gelächter ausstieß, mit der geballten Faust auf den Tisch und schrie: her mit der Schärpe, ich habe sie gewonnen! Aber wisse, Unglückseliger, in die Schärpe ist

deine Seele eingewickelt und der sie gewonnen, das ist der Teufel. Die Fee trat zu dem zitternden Bertram, wand die Schärpe von seinen Hüften und überreichte sie dem Klostervoigt.

Als bald dröhnte ein Donnerschlag durch den Saal, und wie Bertram es im Traume gesehen, so geschah es jetzt in Wirklichkeit: der Saal wurde zu einer stinkenden Höhle, die Herren und Damen zu häßlichen Kröten, welche mit ihren Patten seine Glieder berührten. Die Jungfrau verwandelte sich in die alte Marla, welche ihm hohnlachend die gelbe Hand entgegenstreckte und sprach: Hi, Bertram, wie gefällt dir jetzt meine Gestalt? Ei, freilich, zwischen der Fee des Paradieses und der alten Marla ist ein gewaltiger Unterschied! Fahre nun hin aus meinem Reiche und überlaß dich der Verzweiflung, denn wisse, die Bilder, welche ich dir zeigte, waren Trug und Höllenwerk; Suschen ist rein und fleckenlos, du aber hast an ihr gefrevelt und den schrecklichen Schwur gebrochen, den du ihr in einer glücklichen Stunde gethan. Die Schärpe aber, die du an den Teufel verloren, hatte sie heimlich für dich gestiftet.

Bertram zitterte und stand bleich, wie eine Wand. Erbarmen! stöhnten seine Lippen.

Die Hölle kennt kein Erbarmen! schrie der Klostervoigt, welcher mit der Schärpe um die Hüften ihm gegenüberstand, und aus dessen Fußstapfen, als er sich fluchend entfernte, Flammen aufsprühten.

Eine Ohnmacht überkam Bertram, aus der er vor einer Schenke wieder erwachte, worin er einst ganze Nächte verschwelgt und verspielt hatte. Nachdem er seine Erinnerung gesammelt, wurde sein Herz mit unsäglichem Schmerz erfüllt. Suschen war rein und schuldlos, aber er bedeckt mit Untreue und Sünde, heimgefallen dem Teufel durch den gebrochenen Schwur. Er dachte an Umkehr, wollte Suschen alles sagen und dann in Gottes Namen des Ausganges warten, aber wie war es möglich, so vor ihr reines Antlitz zu treten, und zudem war ja auf Erden keine Hülfe mehr für ihn. Er fluchte sich selbst und schlug mit geballter Faust gegen seine Stirn. Soll ich denn ewig verloren sein, sprach er vor sich hin, so will ich meinen Lüsten fröhnen, bis der Satan kommt, sein Erbe zu holen. Und hinein trat er in die Schenke, wo in wüstem Lärm seine einstigen Zechgenossen um den Tisch saßen, tranken und spielten.

Als sie Bertrams ansichtig wurden, umringten sie ihn mit Freudengeschrei und hießen

ihn willkommen, denn sie gedachten ihn um sein Geld zu pressen, wie sie es früher gethan. Willig setzte er sich mit ihnen hin und schüttete den Brandtwein in sich hinein, daß er bald betäubt auf die Bank zurückfiel und von allem, was um ihn herum vorging nichts wahrte.

In der Nacht aber bekamen die Spieler Streit und fielen sich mit Messern an, so daß der Wirth, tödtlich getroffen, den Geist aufgab. Eine Zeitlang herrschte Schrecken und Verwirrung unter ihnen, weil sie Rad und Galgen vor sich sahen. Einer aber zeigte auf den schnarchenden Bertram und sprach: Er hat keine Kinder und ist besser zu entbehren, als einer von uns; geben wir einstimmig ihn als den Thäter an, so wird man uns glauben. Dieser Vorschlag fand Beifall, und derjenige, welcher ihn gemacht und selbst der Thäter war, holte Bertrams Messer aus dessen Tasche und steckte es in die tödtliche Wunde, gleichsam ein redendes Zeugniß für seine Schuld. Dann verließen sie leise die Schenke. Am andern Tage verbreitete sich das Gerücht von der grauen That, man fand Bertram noch schlafend bei der Leiche, sein Messer in deren Herzen.

Am Mittag wurde er, mit Ketten gebunden, zwischen zwei Gerichtsdienern in das Gefängniß geführt.

IV.

Indeß Bertram auf dem Felsen der Geheimnisse verweilte, irrte Suschen durch Berg und Thal, von Dorf zu Dorf, um den Gatten zu suchen, von dem sie nicht anders dachte, als daß ihm ein Unglück zugestoßen, das ihn verhindere, zurückzukehren. Eben stieg sie von einer Höhe hinab und schaute, indem sie die Augen mit den Händen beschattete, spähend in's Thal, ob sie nirgend eine Spur von ihm entdeckte, da zog unten Bertram in der Mitte der Gerichtsdiener vorüber.

Da sie mit der Ursache seiner Abführung nicht vertraut war, überhaupt mehr Augen für den Gatten, als seine Begleiter hatte, so stürzte sie den Berg hinab, immerfort seinen Namen rufend. Als sie bei dem traurigen Zuge angekommen, wollte sie Bertram um den Hals fallen, aber ein Gerichtsdiener wehrte ihr, sprechend: Unglückliches Weib, gehe nach Hause, verschließe dich in die entlegendste Kammer, damit deine Ohren nicht die schreckliche That erfahren, die dich heute Nacht zur Wittwe gemacht hat.

Suschen verstand seine Rede nicht, wandte sich mit gefalteten Händen an den Gefesselten

und sah ihn mit einem stummen, fragenden Blicke an.

Ohne die Augen vom Boden zu erheben wehrte Bertram sie mit der gefesselten Hand ab, indem er mit tiefer, bebender Stimme zu ihr sprach: Geh nach Hause; ich bin von jetzt an todt für dich. Geh — dein unnürdiger Mann ist ein Mörder geworden. Mißtrauen haben ihn zu Trunk und Spiel und zuletzt zum Menschenmord geführt. Gedanke des Schwures, den ich dir einst leichtsinnig gethan, ich habe ihn gebrochen und bin in die Hände des Satans gefallen, aus dessen Klauen keine Errettung ist in Zeit und Ewigkeit.

Suschen hörte ihn längst nicht mehr. Erstarrt stand sie am Wege, ein Bild des Schreckens, unbeweglich wie eine Bildsäule. Weiter ging der Zug, Suschens Augen umflorten sich, sie sah ihn nur noch wie durch einen fallenden Nebel.

Mörder, Mörder! tönte es unaufhörlich in ihren Ohren. Bertram ein Mörder!

Sie wandte heim. Die Begegnenden blieben stehen, schauten ihr mitleidig nach und sprachen im Stillen ein Vater Unser für die Unglückliche. — Bis Mitternacht saß sie vor ihrer Thüre, keines Gedankens, keines Entschlusses fähig. Dann sprang sie plötzlich auf und ging hinweg. Wohin wollte sie? Wir werden es sehen, folgen wir ihrer nächtlichen Wanderung!

Zuerst ging ihr vom Monde beleuchteter Weg in's Thal hinab und den Bach entlang, der sich in vielfachen Windungen, lieblich murmelnd, zwischen den blumigen Ufern durchwand, allmählig aber, wie der Fußsteig mehr bergan kletterte, ungestümer herabschoß, hie und da Strudel und Wirbel bildend und schaumbedeckte Dämpel hinter sich zurücklassend. Jetzt entfernte sie sich von dem Bache und nahm ihren Weg zur Rechten durch einen Bergwald von hohen Föhren. Je weiter sie hinaufstieg, desto magischer rauschten die Wipfel über ihrem Haupte, desto mehr aber erfüllte sich ihr Herz auch mit Trost und begann wieder in regelmäßigen Schlägen zu klopfen.

Allmählig wurde der Weg enger, unbetreten und mühsamer zu ersteigen, denn er wand sich jetzt an schroffen Klippen hinauf, in deren Spalten kleines Strauchwerk wuchs, das ihre Hand ergriff, um den ermüdeten Körper nachzuziehen. Auf diesem Pfade, der zuletzt nur noch unmerkliche Spuren von Fußtritten trug, ging es mehr als eine halbe Stunde aufwärts, und je höher sie stieg, desto mehr verdünnten sich die Föhren, desto kahler waren

die Felsen von Gesträuch bestanden, bis sie zuletzt auf einem vollständig nackten Plateau ankam, wo auch nicht einmal ein Grasbalm auf dem festen Granit gedieh. Unregelmäßig zerstreute Blöcke dieses Gesteins bedeckten das Berghaupt, um dessen Scheitel und Lenden sich die dunkeln Föhren legten. Einer dieser Granitblöcke, der sich vor den andern durch seine Größe auszeichnete, war durch langjährige Bemühung einer menschlichen Hand zu einer Klausnerwohnung ausgemeißelt; zwei hohe Steinkreuze, von aufeinandergehürmten Granitblöcken gestaltet, machten einen überwältigenden Eindruck in dieser Gegend. Hinter der Klausnerwohnung öffnete sich ein jäher Abgrund, in dessen Tiefe man das Tosen des Waldbaches vernahm, der seinen weißen Gischt an dem umgebenden Gestein emporsprühte.

Dieses Tosen und das von der Entfernung gemilderte magische Rauschen der Föhren war das einzige Lebenszeichen, das sich auf dem Berge kund that. Suschen stand einen Augenblick still und schöpfte Athem, indem sie mit der Schürze den Schweiß von der Stirne wischte, der reichlich herniederperlte. Dann trat sie auf einen der Granitblöcke zu, an dessen Kanten ein großes Blech befestigt war. Mit einem danebenliegenden Stabe dagegen schlagend, erfüllte ein dumpfer glockenähnlicher Schall die Höhe. Suschen erwartete mit über der Brust gekreuzten Händen den Klausner, der bald nachher mit einer brennenden Kienfackel erschien und sprach: Wer stört in tiefer Nacht meine Einsamkeit?

Suschen trat näher. Als der Klausner beim Scheine der Fackel sie erkannte, hob er mit weicher Stimme an: Bist du es, mein Kind, und du kommst, mir deinen Kummer zu klagen und Rath in deinen Nöthen zu erlangen?

Ja, mein Vater, antwortete Suschen, ich bin sehr unglücklich, denn —

Halt ein, mein Kind, unterbrach sie der Klausner: Ich weiß alles, rühre deinen Schmerz nicht von Neuem auf durch die Erzählung deiner Leiden. Wenig, was die Menschenkinder da unten treiben, bleibt mir verborgen und insbesondere sind mir die Angelegenheiten derer bekannt, die ich liebe.

Schöpfe Muth, mein Kind, Gott verläßt die Seinen nicht: Um deines Glaubens und deiner Treue Willen wird er auch Bertram nicht fallen lassen und seinen gräßlichen Schwur zernichten; doch erfordert das Werk, welches du zu dem Zwecke zu verrichten hast, deinen ganzen Muth. Du mußt dich rüsten mit Un-

erschrockenheit, denn du wirst den Satan von Angesicht zu Angesicht sehen und darfst nicht vor ihm weichen, oder Bertram ist für Zeit und Ewigkeit verloren.

Suschen zitterte, aber sie dachte an Bertram und daß sie ihm helfen könnte und fragte: Saget mir, ehrwürdiger Vater, was ich zu thun habe, Gott wird mir mein Gebet erhören und mir Stärke verleihen.

Setze dich auf diesen Stein, antwortete der Klausner, und präge dir jedes meiner Worte wohl ein, daß du keines vergiffest. Nachdem Suschen gethan, wie ihr geheißsen, hub er an: Du kennst den Felsen der Geheimnisse, in dessen Nähe du so oft mit deinen Ziegen geweidt. Du fürchtest dich vor diesen Felsen, weil Sagen von allerlei Spuk denselben unheimlich machen. Wohlthun, mein Kind, diese Sagen sind nicht ohne Grund, denn wisse, daß dort der Teufel und die alte Marla ihr Wesen treiben, weil eine Schuld den Felsen bedeckt, die nur durch dich von ihm genommen werden kann.

Auf jenem Felsen stand vor Jahrhunderten ein großes Schloß, das wegen seiner Herrlichkeit im ganzen Lande berühmt war. Ein reicher Graf hielt dort Hof und Fürsten von Nah und Fern kamen, dessen Herrlichkeit zu schauen. Nun war dieser Graf bösen Herzens und lebte in unerlaubtem Umgange mit seines Bruders Weibe, dessen Schloß auf diesem Berghaupt stand. Ich war dessen Burgkaplan und liebte ihn wie meinen Vater, weil er fromm und gut war.

Auf meine Veranlassung ging er zu dem Bischof des Landes, damit dieser seinem Bruder in's Gewissen rede. Der Bischof machte sich auf und that, wie ihn mein Graf gebeten. Freundlich wurde er aufgenommen, da er aber zornig das Verhältniß zu Marla, seiner Schwägerin verdammt, so kochte die Böse einen Gisttrank und räumte ihn so aus dem Wege. In der Burgcapelle wurde er beigefest.

Als sich die Nachricht von dieser Schandthat verbreitete und auch zu den Ohren meines Grafen kam, zog dieser gewaffnet hinaus und forderte seinen Bruder zum Kampfe heraus. Der Satan leitete ihre Schwerdter, so daß sie sich gegenseitig die Herzen durchstießen und mit Flüchen auf den Lippen starben.

Als bald erdröhnten die Berge und unter fürchterlichen Donnerschlägen versanken beide Schlösser, nur die Burgcapelle blieb, worin der Bischof unter mormornem Denkmale ruht, das meine Hand ihm gefertigt. Marla muß, mit

Fluch beladen, auf dem Felsen weilen und ihre Unthaten treiben, bis der Zauber gebrochen, ich aber ward zum Hüter jener Grabstätte bestellt und sehne mich nach Ruhe.

In jener Kapelle weilt Satan, die Schärpe Bertrams um die Lenden gewunden. Diese mußt du ihm entreißen und damit in den Gerichtssaal eilen, wo deinem Gatten das Leben abgesprochen werden soll. Vollbringst du dieses, so ist Bertram gerettet und der Zauber gebrochen. Doch nimmermehr würdest du dazu im Stande sein, ohne einen geheiligten Gegenstand, den ich zu diesem Zwecke seit drei Jahrhunderten aufbewahre.

Er kehrte in die Klausel und kam bald mit einer Laterne zurück, deren Gläser mit geheimnißvollen Charakteren bemalt waren. Nimm die Laterne und kehre damit nach Hause zurück, sprach er, und wenn der Mond sich erneut, dann wandle in der Mitternachtsstunde zu dem Felsen, wo du die alte Marla mit dem Zeichen des Kreuzes zwingen wirst, die Feuer zu reichen, womit du die Laterne anzündest. Das Weitere wird der Geist dir eingeben. Gehe nun!

Suschen wandte sich hinweg und stieg freudigen Herzens in's Thal hinab, die Laterne sorgfältig in ihrem Schlafgemache aufbewahrend. Gebet und Fasten, fromme Vorbereitungen zu dem Werke, welches sie ausrichten mußte, erfüllten ihre Zeit, bis der Mond sich erneute.

Klopfenden Herzens, wankenden Schrittes verließ sie vor Mitternacht ihr Haus und eilte durch den Wald dem Felsen der Geheimnisse zu, die Laterne fest mit der Hand umschließend. Mit einem inbrünstigen Gebete stieg sie an dem Berge empor, der ihr immer so viel Furcht eingeflößt hatte. Je näher sie kam, desto größer wurde ihr Bangen, desto unsicherer waren ihre Schritte. Endlich war sie oben. Mit fahlem Gesichte und zornsprühenden Augen trat ihr die alte Marla entgegen und drohte, sie umzubringen, wenn sie nicht alsbald zurückkehre.

Suschen aber wandte sich nicht, sondern sprach: Gib mir Feuer für meine Laterne! Da hob die Alte den Stock empor. Suschen aber streckte die Hand vor und machte das Kreuzzeichen gegen sie, wobei sie ihre Aufforderung wiederholte: Gib mir Feuer für meine Laterne! Du stieß Marla einen Fluch aus, näherte den häßlichen Kopf der Laterne und ein feuriger Strahl entfuhr ihren Augen, der alsobald die Kerze in der Laterne entzündete, daß sie hell brannte.

Freudigen Herzens, daß der Anfang ihres Werkes gelungen, schritt sie weiter den Berg hinauf, indes Marla unter Seufzen und Stöhnen sich gegen den Felsen lehnte.

Sie wußte nicht, ob sie links, ob sie rechts sich wenden sollte, da kam ihr das Licht in der Laterne zu Hülfe, indem es seinen Strahl aufwärts sandte den steilen Felsen an. Sie schaute empor und es schien ihr unmöglich, da hinauf zu kommen, so steil fielen die glatten Wände ab; der Gedanke an Bertram aber gab ihr Kraft, den Versuch zu wagen, obschon beim ersten Schritt, den sie hinaufzumachen sich bemühte, oben auf dem Gestein scheußliche Frazen sich zeigten, welche die Flammenmäuler drohend aufsperrten und sie zu verschlingen drohten. Sie bebt einen Augenblick zurück und sank betend in die Knie. Als sie dann wieder aufwärts sah, beleuchtete der Strahl aus ihrer Laterne eine Strickleiter; muthig setzte sie den Fuß hinein und stieg empor; je höher sie gelangte, desto mehr wichen die Frazen zurück, desto fester wurde der Muth in ihrer Brust.

Endlich stand sie oben, vom Scheine des Mondes verklärt. Vor sich sah sie eine altersgraue Kapelle, deren Thüre nur angelehnt war. Vorsichtig und leise trat sie ein. In den leeren Räumen hallte ihr Fußtritt in vielfachem Echo wieder; die Heiligenbilder an den Wänden starrten sie an und jagten ihr von Neuem Furcht ein; aber sie kämpfte ihre Angst nieder und schritt weiter den hohen Chor hinauf, wo sie sich einen Augenblick auf einen Betschemel niederließ und Gott um Hülfe anflehte. Hinter einem halbzugezogenen Vorhange gewahrte sie das Grabmahl des Bischofs, dessen Bild in priesterlichem Ornate dort auf dem Steinspühle ruhte.

Durch das Gebet gestärkt erhob sie sich, unerschrocken, was weiter zu thun sei, als plötzlich eine verwiterte Gestalt hinter dem Vorhang hervorgesprungen kam. In mittelalterlicher Tracht gekleidet, mit steifer Krause um den Hals, schweren, hohen Stiefeln und weiten Pluderhosen, die ihr wohlbekannte Schärpe um die Lenden, blieb ihr kein Zweifel, daß dieser der Klostervoigt, oder besser gesagt, der leibhaftige Gottseibeiuns sei. Wild rollenden Auges schritt er auf sie zu und deutete mit dem ausgestreckten Finger nach dem Ausgange. Da wurde sie von Entsetzen ergriffen und ließ die Laterne auf den Boden fallen, daß das Thürchen derselben klirrend aufsprang. Aber das Licht verlöschte nicht, es brannte nur um

so heller und erleuchtete ihre angsterfüllten Züge.

Wenn ich jetzt wanke, dachte sie indes, so ist Bertram verloren. Muth also, Muth! Einen Augenblick noch zögerte sie, die eine Hand an der pochenden Stirne, die andere gegen den Betstuhl gestemmt; dann aber ermannte sie sich, machte das Kreuzzeichen gegen die unheimliche Gestalt und streckte die Hand nach der Schärpe aus, die sie im nächsten Momente in den Händen hielt. Da sprühten Flammen aus der Brust des Satans und mit einem schrecklichen Donner öffnete sich der Boden und verschlang ihn.

Suschen hörte nicht, daß die Orgel, von unsichtbaren Händen gespielt, fromme Melodien durch die wieder geheiligten Räume ausgoß, daß ein Chor von Stimmen sie begleitete und die Kerzen auf den Altären sich von selbst anzündeten. Auch sah sie nicht, daß auf dem Felsen der Geheimnisse plötzlich eine große, schöne Burg stand, an deren Treppe die alte Marla mit umgedrehtem Genick lag, sah nicht, daß sich über den Höhlen auf dem Granitberge ebenfalls ein Schloß erhob, dessen Banner stolz in den Lüften wehte. Sie hatte nur für Eines Augen, für die Schärpe, die in ihren Händen ein Rettungswerkzeug für ihren Gatten werden sollte.

Wohl kamen die Leute vor die Thüre, als sie mit der noch immer brennenden Laterne und der flatternden Schärpe vorübereilte, ohne Jemanden eines Grusses, eines Blickes zu würdigen. Aber was that ihr das?

Endlich kam sie vor dem Gerichtssaale an, wo Bertram des Spruches harrete, der ihn zum Tode verdammen sollte. Mit fliegenden Haaren und dem Schrei: Bertram! Bertram! du bist gerettet! drängte sie sich durch die Volksmenge und brach sich Bahn zu ihm.

Der Richter warf ihr einen zürnenden Blick zu und befahl den Dienern des Gesetzes sie hinauszuführen, da Wahnsinn ihre Sinne gefangen halte. Suschen aber rief: Nicht wahnsinnig bin ich, höret um der Barmherzigkeit des Himmels Willen meine Worte, damit ihr nicht den Fluch eines Mordes auf euch ladet. Bertram ist unschuldig und die ihn anklagen, sind selbst die Mörder.

Womit beweifest du das? fragte der Richter ernst und streng. Mit dieser Schärpe, gab Suschen zur Antwort, nur der Unschuldige

wird sie um seine Lenden gürtlen können, ohne von der Rache des Himmels gestraft zu werden. Da Bertram, lege die Schärpe um. Bertram wurde von Schrecken erfaßt, als er den Gegenstand sah, der an all dem Unglücke Schuld war, das ihn betroffen hatte, und nur mit Widerstreben ließ er es geschehen, daß Suschen sie ihm umwand. Wunder aber, sobald die Schärpe seinen Leib berührte, belebte sich sein Gesicht, eine edle Zornröthe färbte seine Wangen und er sprach zu dem Richter: Wohl habe ich mich des Mordes schuldig erklärt, da ich des Lebens überdrüssig war und überdem nicht wußte, wie dem Todesurtheil zu entinnen sei, jetzt aber sage ich, daß ich unschuldig bin und nie ein so schmachliches Verbrechen begangen habe.

Die Zeugen sahen sich untereinander an; einer trat vor, riß die Schärpe an sich und sprach: Was beweist dieses Ding da? Nichts! Auch ich lege sie um meine Hüften und sage —

Er vollendete den Satz nicht, die Augen traten ihm vor die Höhlen, er suchte mit den Händen in der Luft umher und stöhnte. Ich, rief er endlich, ich habe den Mord begangen und, um die Schuld von mir zu wälzen, Bertram's Messer in die von mir gestohlene Todeswunde gesteckt.

Da traten auch die übrigen Zeugen vor und bekundeten, daß jener die Wahrheit gesprochen.

Der Richter war erschüttert. Woher, fragte er Suschen, wurde dir die Kunde von seiner Unschuld und diese geheimnißvolle Schärpe?

Suschen erzählte nun im Gerichtssaale ihre Erlebnisse; der Richter aber wandte den Blick durch das Fenster des Saales und rief verwundert aus: Wahrlich, es geschehen Wunder! Alle Anwesenden folgten seinem Blicke und sahen deutlich zwei Burgen, die eine über den Höhlen auf dem Granitberge, die andere auf dem Felsen der Geheimnisse.

Nimm deinen Bertram, sprach der Richter zu Suschen gewandt, — jene aber sollen in festes Gewahrjam gelegt werden. — Bertram und sein treues Weib pilgerten heimwärts und stiegen noch in derselben Nacht den Höhlenberg hinauf, um dem Klausner zu danken, aber er war verschwunden. Da wandten sie ihre Schritte dem Felsen der Geheimnisse zu, und dort hingen sie Schärpe und Laterne an dem Sarge des Bischofs auf.

Sagen.

Von Dr. Mannhardt.

Das verwünschte Schloß zu Karthaus.

Auf hohem Berg bei Karthaus lag in alter Zeit ein Schloß. Das schaute mit seinen Zinnen und Thürmen weit über Land und spiegelte sich in den Wellen des noch heute so genannten Burgsee's. Jetzt ist es verwünscht und noch gar lange mag es dauern, bis der Retter sich findet, der es erlösen wird. Denn versucht hat es schon Mancher, aber der Rechte ist noch nimmer gekommen.

So weidete vor etwa dreißig Jahren ein Hirt seine Heerde am Fuße des Berges. Da sieht er plötzlich eine Jungfrau vor sich stehn. Die war schneeweiß und goldene Locken umwallten ihren Hals und Nacken. Als er sie nun gewahr ward, da sprach sie, er solle sie in den See tragen. Das werde sein Schade

nicht sein, nur auf eines möge er achten und unterwegs nicht hinter sich schauen.

Der Hirt versprach es und lud alsbald die Jungfrau auf den Rücken. Es dünkte ihn gar leicht die süße Bürde zu tragen. Aber er hatte einen moorigen Grund zu durchschreiten und da wurde sie schwer und immer schwerer, so daß er bald hie und da hinsank und stille stehen mußte, sich ausruhn. Doch noch schwerer ward sie und er konnte nicht weiter. Nun ward er ungeduldig, dachte nicht des Verbotes und schaute zurück. Da stand — o Wunder! — das alte Schloß halb erhoben vor ihm und schaute, wie ehemals, stolz in das Thal hinab. Aber jetzt sank es, wie es gekommen, unter die Erde zurück, und als der Hirt sich umfah, war auch die Jungfrau verschwunden.

Die versunkene Kirche zu Bankau.

Im Bankauer Walde liegt der schwarze See, ein dunkles, schilfumwachsenes Gewässer, inmitten eines eichreichen Thales. Auch hier erzählt die Sage von einer versunkenen Kirche. Oft hörte man die Glocken noch läuten, ja mitunter steigen sie sogar aus der Tiefe empor und man hat sie über dem Wasserspiegel gesehen. So gewahrte einst ein Hirt in der Nähe, wie die eine große Glocke emportauchte, und schnell eilte er hinzu, sie zu fassen und ans Land zu ziehen. Aber ehe es noch geschehen, kam, wie der Blix, ein alter schwar-

zer Kossibock (Ziegenbock, der erste Theil aus dem polnischen Koza die Ziege) aus der Fluth gefahren und drängte sich zwischen ihn und die Glocke. Er gab darum sein Vorhaben nicht auf, sondern griff rüstig immer zu über den Kossibock hin, eine ganze halbe Stunde lang. Immer jedoch blieb es vergeblich, und als die halbe Stunde um war, sanken plötzlich Glocke und Kossibock in den See zurück. Von unten herauf tönten die Worte: Hättest du nach dem Kossibock gegriffen, so wären wir erlöst, nun gehen wir verloren.

Der versteinerte Brautzug bei Fitschkau.

In Fitschkau sollte eine Hochzeit sein. Die Brautleute und mit ihnen die Gäste waren auch schon zur Trauung nach der Löblauer Kirche gegangen und die alte Mutter, welche zu Hause geblieben war, wartete mit Schmerzen ihrer Wiederkunft. Aber sie harrete lange vergebens und schon war Stunde auf Stunde verronnen und kein Brautzug ließ sich blicken. Da ward sie unwillig und sprach: O ihr

Teufelspack, das ihr doch all zu Steinen würdet. Als sie das sagte, waren die Leute schon auf dem Heimweg und hatten Fitschkau bei nahe erreicht. Da fühlten sie plötzlich ihre Füße starr und schwer werden, und die Kälte stieg immer höher. Mit einmal standen sie fest und alle ihre Glieder waren in Stein gewandelt. Noch heute siehst du am Wege ihre felsamen Felsgestalten.

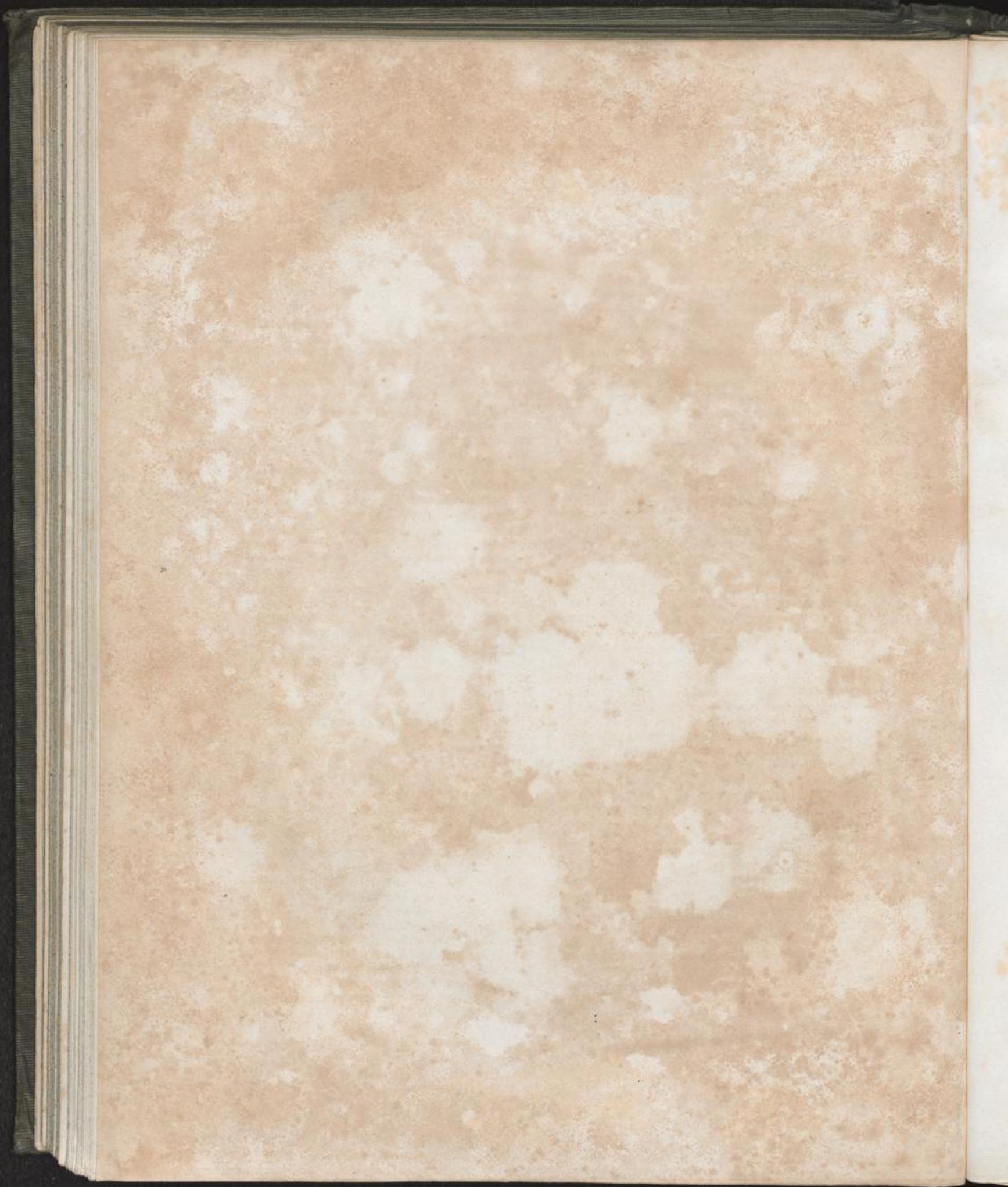


R. Rosenheim im.

Lith. Institut Arnz & Co. Düsseldorf.

Das verwünschte Schloß zu Karthaus.

(Sage von Dr. Mannhardt.)



Das leere Grab.

Ein neues Märchen vom Rübzahl.

In vielen Gegenden Deutschlands ist unter dem Volke der Glaube verbreitet, daß die Elster als eine Vorbedeutung erscheine, und wo sie sich mit ihrer krächzenden Stimme vernehmen lasse, eine Warnung vor nahender Gefahr verkünde. Am stärksten sind von diesem Wahne die Wilddiebe und Holzfrevler befangen, die in dem Gefrächze dieses Vogels das Heranziehen des Jägers erkennen wollen und dann nicht versäumen, sich zu verstecken oder den Ort ihres Frevels flüchtig zu verlassen.

Ebenfalls von diesem Glauben durchdrungen, stand einmal im harten Winter ein armer Schlucker im Walde des niederen Harzes hoch oben auf den Aesten einer Föhre, eifrig mit dem Beile beschäftigt, sich einen Ast Holz vom Stamme zu trennen. Er that es, um damit seine armselige Wohnung bei der großen Kälte erwärmen und das frugale Kartoffelmahl für seinen Hausstand genießbar bereiten zu können. Da erhob sich nicht fern von ihm die Elster von den schneebedeckten Aesten und flog krächzend von dannen. Dadurch erschreckt, und da die bereits abgehauenen Zweige verathend auf dem mit Schnee bedeckten Boden umherlagen, schauernd vor der nahen Gefahr vom Jäger entdeckt zu werden, stieg er in bebender Angst eiligst vom Baume herunter und floh in entgegengesetzter Richtung, von wo er die Gefahr vermuthete, dem Waldsaume zu. Bei seiner hastigen Eile vergaß er aber das Beil von der Erde aufzuraffen, das er vorher schon hinabgeworfen hatte, um leichter vom Baume hinunter steigen zu können.

Einige Minuten kaum hatte sich der Arme entfernt gehabt, da erschien auf der von ihm

verlassenen Stelle ein anderer Geselle von zerstortem Aeußeren und triefend von Schweiß. Dieser, ein gefährlicher Wildschütze, von den Hunden des Försters in seinem Hinterhalt ausgespürt und verschucht, versuchte sich ebenfalls durch die Flucht zu retten. Der Jäger mit seinen Rüden verfolgte aber die Richtung des Flüchtlings unverändert und die Hege war diesem schon ganz nahe auf dem Nacken, als er den Ort erreichte, wo kurz vorher der Holzfrevler begangen worden war. An ein Entzinnen war jetzt nicht mehr zu denken. In solchen Momenten reißt in der Regel der Fluch der bösen That und auch der entschlossene Wilddieb zauderte nicht in der Wahl, sich zu ergeben oder sich zur Wehre zu setzen, und so schnell er das Gefahrvolle seiner Lage überschaute, eben so schnell stand er bereit, es mit seinen Verfolgern aufzunehmen. Das kurze Schießgewehr hatte er aber früher schon, als er sein Heil noch in der Flucht zu gewinnen vermeinte, als lästiges Hinderniß von sich geschleudert und es ist wahrscheinlich, daß er sich schon eher zum Kampfe angeschickt haben würde, wenn er die entbehrte Waffe noch zur Seite gehabt hätte.

Da fiel nun des Geängstigten Blick auf die zurückgelassene Handart des vor ihm entronnenen Holzdiebs und ehe er sie erfassen konnte, stand ihm der Jäger in gerechter Schußweite gegenüber, eben im Begriff, das mörderische Blei aus seiner Büchse auf ihn abzusenden. Beim schnellen Niederbücken veränderte er aber das Ziel für den abdrückenden Schützen und die Kugel schlug über seinem Kopfe weg in den Baumstamm ein, daß die

Neste erzitterten und der lockere Schnee von Zweig und Reiß im lichten Flockenregen herniederfiel. Gleichzeitig stürzten die Hunde hinzu, die nur um so wüthender auf den Ringenden eindrangen, je mehr er sie mit dem Beile abzuwehren suchte; indes schickte sich aber der Jäger an, die Büchse von neuem zu seinem Verderben zu laden.

Jetzt steigerte sich die Angst des Bedrohten bis zum Wahnsinn. In der Verzweiflung um sein gefährdetes Leben sprang er in einigen Sägen bis dicht vor den Schützen und führte, ehe dieser Zeit zur Besinnung und zum Ausweichen bekam, mit der Schneide des Beils einen so gewaltigen Streich nach dessen Haupt, daß er blutend zur Erde stürzte und nach wenigen Minuten röchelnd den Geist aufgab. Als das Schreckliche geschehen, wurden die Rüden scheuer, ließen ab von ihrem Toben und Wüthen und leckten nur noch furchtsam das warme Blut ihres Herrn von der klaffenden Wunde; unterdessen gelang es aber dem Mörder, ohne Nachstellung zu entkommen.

Als der Holzfreveler, der inzwischen ängstlich am Waldsaume lauerte, das Hundegebell und den Schuß aus der Ferne vernahm, dankte er der Vorsehung, daß ihn die Elster noch zur rechten Zeit gewarnt und vor Unglück bewahrt habe. Als es aber wieder stille geworden war, wagte er es dennoch nicht, in den Wald zurückzukehren, sondern begab sich nach seiner dürftigen Hütte, wo man seiner Ankunft mit einem Bündel Holz sehnsuchtsvoll harrete. Das arme Weib, elend getäuscht, weinte Thränen vor Jammer über Mangel und Noth der Kleinen, die zusammengekauert und schnatternd vor Kälte im Winkel saßen.

Die an dem Jäger verübte blutige That konnte nicht lange verborgen bleiben und führte noch an demselben Tage zur Entdeckung. Es konnte auch nicht ausbleiben, daß sich der erste Verdacht auf den Armen lenkte, dessen blutgetränktes Beil man neben der starren Leiche fand, und so geschah es denn, daß dieser als verdächtiger Mörder ergriffen und eingekerkert wurde. Das Werkzeug des Mords konnte und wollte er als sein Eigenthum nicht ablegen, und im Uebrigen erzählte er den Vorgang, so weit er ihn betraf, ganz der Wahrheit gemäß, gestand mit ruhigem Gewissen den versuchten und gestörten Holzfrevel wie auch seine Flucht freimüthig ein, betheuerte aber dabei, die Art liegen gelassen, den Jäger aber gar nicht zu Gesicht bekommen, geschweige gemordet zu haben. Aber weder seine Seelenruhe noch die heiligsten Versicherungen seiner

Schuldlosigkeit konnten ihn vor seinem Untergang bewahren; er wurde zuletzt der That als überführt erkannt, und nach der ganzen Strenge des Gesetzes zum Tode verurtheilt.

So saß nun der verkannte arme Sünder nach Verkündigung des Richterspruchs in Thränen gebadet in seinem harten Kerker, wo man ihm noch drei kurze Tage zu leben gönnte, um sein Gewissen zu reinigen, sich mit dem lieben Herrgott auszusöhnen und überhaupt, um sich zum letzten Gange vorzubereiten. Mit seinem Gewissen war er aber längst im Reinen, denn er trug ja keine Schuld im Herzen, er klagte daher nur gegen die Härte seines unverdienten traurigen Schicksals und lobte dennoch Gott mit williger Ergebung in das Unvermeidliche. Unausgesetzt betheuerte er aber seine volle Unschuld an dem Verbrechen vor allen Menschen, die zu ihm in die Eisenzelle kamen, und hoffte im Stillen, daß des Himmels Gerechtigkeit sein Verderben nicht zulassen könne und sich vor dem bedrohten Untergange seiner erbarmen müsse.

Am meisten beugte den Unglücklichen der Kummer über Weib und Kinder nieder, auf welche nach seinem Ende das schmachvolle Andenken eines Mörders und Gerächteten übergehen sollte, und dieser nagende Wurm an Geist und Körper ließ ihm nicht einmal die Ruhe mehr, den trüben Sinn im kurzen Schlafe zu verschleichen. Hingestreckt auf dem elenden Strohlager und mit schweren Ketten bedeckt, hob er von Zeit zu Zeit die Arme krampfhaft in die Höhe, indem er sein Stossgebet an den Himmel richtete, von welchem er allein noch Erlösung von seinen Todesqualen hoffte.

Da öffnete sich plötzlich in der Nacht die gewichtige Eisenthüre des Kerkers, die sonst nur klirrend und knarrend aufging, ohne jedes Geräusch, und vor dem Geprüften in Kettenlast stand ein Mann in der gewöhnlichen Tracht des Landes, aber groß wie ein Riese und mit einem langen grauen Barte, welcher sprach:

„Erschrecke nicht vor mir, Unglücklicher, denn ich bin gekommen, dir Trost im Leid zu bringen, damit du in deiner Standhaftigkeit des Glaubens nicht unterliegst; nimmermehr sollst du untergehen unter dem Urtheilspruche kurzsichtiger Menschen. Ich kenne deine ganze Unschuld, und dein Elend hat Erbarmen gefunden vor mir, vertraue darum auf mich, ich werde dich zur rechten Zeit erretten. In der letzten Nacht vor Ablauf der dir gegönnten Lebensfrist werde ich wiederkommen und dich

befreien, sei guten Muths deshalb; doch schweige von dem, was du eben sahst und hörtest."

Nach diesen Worten entfernte sich der unerklärbare Mann eben so still wie er gekommen war, und die Thüre schloß sich wieder so lautlos, als bewege sie sich leicht in sanften Federn. Der durch diesen Vorgang überraschte Gefangene, zuerst stumm und starr vor Schrecken, konnte sich lange noch nicht über die geheimnißvolle Erscheinung zurecht finden und traute kaum seinen ohnedies schon halb zerstörten Sinnen; in seinem endlosen Vertrauen auf den Himmel und dessen Allmacht, glaubte er zuletzt aber, daß dieser ein Wunder an ihm geschehen ließe, und erwartete getröstet und gestärkt die verhängnißvolle letzte Nacht.

Der bärtige Mann löste aber wirklich sein Versprechen und Wort, denn als die Mitternacht vorüber war, nach welcher dem armen Sünder die liebe Sonne zum letztenmal aufgehen sollte, erschien er in der Zelle auf dieselbe Weise wie in der ersten Nacht, nur trug er diesmal einen Bündel unter dem Arm und eine Blendlaterne in der Rechten, die er öffnete, nachdem er die Kerkerthür leise in den Riegel geschoben hatte.

"Die Stunde," sprach er, "ist jetzt gekommen, daß du fort mußt, denn wenn der Hahn zum erstenmal kräht, sollst du weit von hier sein." Während dieser Rede löste aber der Sonderbare die Fesseln des Geketteten an Händen und Füßen mit leichter Mühe; dann entfaltete er den mitgebrachten Bündel, holte daraus einen vollständigen Anzug eines Kohlenbrenners hervor und wies seinen Schützling an, sich damit zu bekleiden. Als dieser darauf die Vermummung bewerkstelligt hatte, schwärzte ihn der Graubart noch Gesicht und Hände, übergab ihm die Blendlaterne und bedeutete ihm zuletzt, den Ort seines seitherigen Zammers zu verlassen.

"Gehe getroßt deiner Wege," sprach er, "du wirst kein Hinderniß finden. Jede Thüre des Hauses wird sich dir öffnen, so du sie mit der Hand berührst, und sich wieder schließen, sobald du sie hinter dir gelassen. Nimm deine Richtung nach Osten, wo die Sonne aufgeht, und wandere bis zu dem großen Gestein, das dir wohl bekannt sein wird; von dort gelangst du, wenn du der Strömung des Bergwassers entlang ziehst, an den Haidenselsen, wie er im Munde des Volkes heißt, und der mit seinem zackigen Gebilde die Grotte überragt, daraus das Gewässer entquillt. An dieser Stelle magst du dann sorglos harren, bis ich komme,

dir dein weiteres Verhalten mitzutheilen. Jetzt ziehe hin mit gutem Muth!"

Der Todes-Geweihte, seiner Befreiung so nahe, vergaß in der Freude und Aufregung die ersten Dankesworte gegen seinen Retter, nahm die Laterne zur Hand und entwich aus dem Gefangenhause, indem sich ihm Schlösser und Riegel gleichsam von selbst öffneten. Ungesehen im nächtlichen Dunkel durchschritt er die angegebenen Wege und Stege und stand, als die aufstauende Sonne das junge Morgenroth versandte, an der Grotte des plätschernden Quells, der sich schäumend über die Stufen des Gebirges ergoß. Da fiel er mit thränenden Augen auf die Kniee, faltete die wieder freien Hände über einander und dankte seinem gerechten Schöpfer voll Inbrunst für seine wunderbare Errettung aus Noth, Pein und Gefahr.

In derselben Stunde, als der neue Tag anbrach, zeigte sich aber in dem Orte, wo der Mörder die Strafe der irdischen Gerechtigkeit mit dem Leben büßen sollte, ein niegesehenes Regen und Treiben, denn das neugierige Volk kam in großer Menge aus allen Winden herbeigeströmt, um das seltene Schauspiel einer Hinrichtung zu genießen.

Der bärtige Mann, der dem unschuldigen Missethäter die Freiheit gebracht, war an dessen Stelle im Kerker zurückgeblieben, hatte die äußere Gestalt des Entwichenen angenommen, die Fesseln über die eigenen Glieder gelegt, und täuschte so Wächter, Eisenmeister, Richter und überhaupt die ganze Menge, denn Jedermann wähnte, nur den wirklich Verdamnten vor sich zu sehen. Allgemein sprach man nur vom armen Christoph, denn es regten sich gar viele Stimmen, die an seine völlige Unschuld glaubten, und die Andern bedauerten ihn wenigstens seines harten Schicksals wegen und beklagten Weib und Kind, die er hüßlos zurücklassen mußte.

Der arme Christoph hatte Tags vorher schon die Trostspendungen der Kirche empfangen, so daß an dem aus dem Leben Scheidenden nur noch die letzte Zustufung zum Galgen übrig blieb, an die jetzt der Henker mit seinen Knechten hinzutrat und die Vorbereitung an dem Pseudo-Deliquenten vornahm. Man schor ihm das Haupthaar kurz ab, entblöste ihm den Nacken, band ihm die Hände mit einem Strick auf dem Rücken fest und führte ihn so langsam zum Hochgericht hinaus.

Der Verurtheilte hatte seit diesem Morgen kein Wort mehr gesprochen und das stumpfe Benehmen, welches sich der hingebende Fremde

aufgelegt hatte, wurde allgemein für tiefe Zerknirschung und willige Schicksals-Ergebung hingenommen, die Mitleid und Rührung bei der Menge hervorrief, welche den Zug zur Richtstätte umwogte und den hölzernen Dreifuß umstand.

Das Verfahren beim Aufhängen war von jeher kurz. Kaum hat der Todes-Gewichte die Sprossen der Leiter erstiegen, so schlingt der behende Henker auch schon den Strick um seinen Nacken, und mit einem Fußstos ist der Mensch vom Leben ausgewiesen, das er freilich einmal immer verlieren muß, aber auch nur ein einziges Mal entbehren kann. Baumelt dann der erwürgte Körper zwischen Himmel und Erde, so ist das Volk in seiner Schaulust, so kurz sie auch immer ist, dennoch vollständig befriedigt, trotz allen Mitleids und der Rührung, die ihm das Wasser aus den Augen expresse. Und gerade so war es auch hier der Fall.

Nach Sonnen-Untergang schnitten des Scharfrichters Gesellen den Entseelten vom Galgen wieder ab, gruben ein Loch am Fuße des Rabensteins und verscharrten darin das Opfer des Geschees. Ueber dem niedern Aufwurf wuchs alsbald das Gras und als die grünende Kruste über der Grube die Blöße der Erde bedeckte, war das Ereigniß auch beinahe schon wieder vergessen und des armen Christophs trübseliges Andenken nur noch im Kreise seiner Hinterbliebenen wach.

Wer die vielen seltsamen Handlungen und Thaten des Berggeistes im Harze, genannt „Rübezahl,“ kennt, jenes Riesen voll Humor und Ernst, wird sogleich errathen, daß er bei dem Vorgange mit dem armen Christoph auch wieder seine Hand im Spiele hatte.

Rübezahl, dem nichts unbekannt blieb, was sich in den Wäldern und Bergen seines Herrscherreichs zutrug, wußte natürlich auch um den Sachverhalt mit des Försters Mord; das unverschuldete und unverdiente Schicksal des armen Christoph rührte aber sein Riesenherz und daher beschloß er, den Unglücklichen zu retten. Vermöge seiner geheimen Macht, zu allen Zeiten fremde Gestalten anzunehmen, war es ihm ganz leicht, die Rolle des Galgenopfers bis an das Ende zu spielen und die Welt zu foppen, wie es geschah. Wenn er es auch selbst gewesen, der sich zur Richtstätte schleppen ließ, so benutzte er doch den Augenblick, wo der Henker die Halschlinge zuzog, seinen Körper dem Inhalt nach in eine Rübe zu verwandeln und entwich auf unsichtbarem Wege, gleichzeitig, als die Last von der Leiter glitt. Es dauerte auch nicht lange, da schlug

über der Stelle, wo man den vermeintlichen Cadaver verscharrt hatte, eine mächtige Rübe aus, welche die scheu Vorübergehenden furchtsam und staunend befaßen, und nicht begreifen konnten, wie sie hier entstanden sei.

Als Rübezahl vom Galgen verschwand, versetzte er sich schnell an den Ort, wo der arme Christoph der Weisung gemäß seiner harzte, indem er vor demselben in der nämlichen Gestalt und Kleidung erschien, wie er sich bei seinen Besuchen im Kerker gezeigt hatte. Christoph stürzte sich jetzt seinem unbekannten Ketter vor die Füße, umklammerte seine Beine und benetzte seine Hände mit Freudenthränen, die ihm die Stimme ersticken, daß er die Dankesworte nicht einmal hervorstammeln konnte, auf die er sich während des Wartens sogar mühsam vorbereitet hatte. Der großmüthige Riese kam ihm aber zuvor, indem er alle Herzensergießungen ablehnte, und zu dem Geretteten sprach, daß es jetzt nicht lange Zeit dazu sei, sondern daß er vielmehr auf sein weiteres Fortkommen bedacht sein müsse.

„Begieb dich noch drei Meilen tiefer in das Gebirge,“ hob er weiter an, „dann hast du die Bannmeile überschritten und du stehst sicher vor Nachstellung und Entdeckung. Kommst du in den großen Bergkessel, dessen Wände mit Tannen dicht bewachsen sind, so findest du das harmlose Köhlervolk, das abgeschlossen vom großen Getriebe der Menschen friedlich in diesem Raume hauset. Deine jetzige Kleidung und dein Aussehen kennzeichnet dich als einen Genossen und es wird dir leicht werden, unter ihnen dein Leben zu fristen, wenn du den Meiler bauen und die Gluth fleißig schüren hilfst. Deiner Hinterlassenen wegen magst du dich des Kummers entschlagen, denn ich werde für sie sorgen, bis deine Unschuld einmal an das Licht kommt und du frei zurückkehren kannst zu deiner Hütte.“

Als der Berggeist geendet, verschwand er spurlos vor Christophs Augen, der darob vor Angst und Schrecken ein Schnippen schlug und sich bekreuzigte. Doch überlegte er nicht lange, wer der Räthselhafte überhaupt sein möge, sondern befolgte stracks dessen Rath und lenkte dem Köhlergrunde zu, um dort auf gut Glück seine Dienste anzubieten, denn es schien ihm immer noch nicht geheuer, so lang er sich mit Leib und Seele in der Bannmeile befand.

Der Wildschütze, der zur Zeit den Jäger erschlagen, und für welchen der arme Christoph mit dem Leben einstehen mußte, lebte von der Stunde seiner schrecklichen That an in fürchterlicher Angst und innerer Qual. Er folgte

aufmerksam dem Gange der Untersuchung, die höchst summarisch geführt wurde, und daher bald in die Deffentlichkeit drang, und seine Gewissensfolter erreichte den höchsten Grad, als der Unglückliche dem Henkertode überliefert wurde; doch besaß er nicht Seelenstärke genug, sich als den Thäter des Verbrechens anzugeben und dadurch das Opfer seiner Schuld vom zeitlichen und sich selbst vom ewigen Verderben zu retten. Seit dem für ihn so peinigenben Ereigniß entsagte er aber seinem ehemaligen verderblichen Handwerk als Wilddieb und bemühte sich, seinen Unterhalt mit ehrlicher Arbeit zu gewinnen. Er lebte vom Tagelohn und fand seine Beschäftigung hauptsächlich in den Waldungen, wo die Schläge abgetrieben und das Holz gefällt wurde.

Zehn Jahre waren unterdessen verstrichen, seitdem Christoph aus der Zahl der Lebenden als ausgestrichen galt, aber immer noch unentdeckt und ruhig unter den biedereren und treuherzigen Köhlern lebte, die ihn arglos und gastlich aufgenommen hatten. Rubezahl hatte auch redlich Wort gehalten, und die verlassene Familie unter allerlei schicklichen und thunlichen Vorwänden reichlich unterstützt, daß sie vor Mangel und Noth völlig geschützt war. Wohl blickte der arme Christoph oft sehnsuchtsvoll hinüber in die Gegend, wo die Seinigen hausten, von denen er in der langen Zeit keine Kunde erhalten hatte, und längst schon war er mit dem trostlosen Gedanken vertraut geworden, sie je wieder zu sehen, da er bereits an der Hoffnung verzweifelte, daß seine Unschuld vor seinem Ableben je an den Tag kommen würde.

Aber des Himmels Erbarmen und ewige Gerechtigkeit sollte dennoch nicht ausbleiben. Der Nachfolger des erschlagenen Jägers zog eines Morgens mit einer Schaar Arbeiter zum Holzfällen in den Wald, unter denen sich auch der Wildschüze von ehemals befand. Der Ort, wo diesmal das Tagwerk begonnen wurde, umfaßte dieselbe Strecke, auf welcher vor einem Decenium das Blut des Försters zur Sühne schrie, und zufällig wurde der unerkannte Mörder an demselben Baume angestellt, auf welchem der arme Christoph damals durch das Gefächze der Elster in seinem Frevel gestört worden war.

Der Stamm, am Stumpfe schon ganz tief eingehauen, stand dem Umsturz nahe, und es bedurfte nur noch des Anziehens der an den Aesten befestigten Seile, um ihn vollends umzureißen. Der Mörder stand zur Rechten, ein anderer Arbeiter zur Linken, und als sie

beide thätig waren, den grünen Riesen zur Erde niederzuziehen, krachten nach und nach die Fasern des letzten Halts und mit zunehmender Wucht rauschte die gewaltige Krone durch die Luft. Aber plötzlich veränderte der Baum beim Falle die vermeinte Richtung, neigte sich mehr seitwärts nach rechts und, ehe der Mörder Zeit gewann, auszuweichen, lag er hingestreckt und stöhnend unter der furchtbaren Last des umgesunkenen Stammes und rechte die zerquetschten Glieder. Ehe der Niedergeworfene aber unter den Aesten und Zweigen herausgearbeitet und hervorgezogen werden konnte, verging geraume Zeit, und als man darauf die zerschmetterten Glieder untersuchte, war der kalte Brand hinzugetreten und an Erhaltung des Lebens nicht mehr zu denken.

Als man den Besammerswerthen nach Hause gebracht und auf sein Lager gebettet hatte, lehrten ihm die verlorenen Sinne noch einmal zurück, wobei er merkte, daß sein letztes Stündlein gekommen und daß es mit ihm aus sei. Da fiel ihm denn der doppelte Mord, des Jägers und des armen Christoph, schwer aufs Herz, er erkannte des Himmels große und nie ausbleibende Gerechtigkeit, und nahm sein Glend als einen wohlverdienten Lohn geduldig hin. Auf dem Sterbebett beichtete er denn auch die Ermordung des Försters mit allen Nebenumständen und beklagte mit reuiger Seele, daß er sich zugleich auch noch den schuldlosen Tod des armen Christoph auf sein Gewissen geladen habe.

Mit dem Bekanntwerden dieses Geständnisses regte sich das allgemeine Mitleid für den am Galgen gestorbenen Christoph zwar von neuem und wohl noch im höheren Grade als früher, aber todt war einmal todt, und alle Theilnahme konnte mithin nichts mehr frommen. Das Einzige übrigens, was zur Rettung seiner erlittenen Schmach und zur Wiederherstellung seines ehrlichen Andenkens geschehen konnte, sollte geschehen, und daher seine unter dem Rabenstein verscharrten Ueberreste ausgegraben und an friedlicher Stätte im geweihten Boden beigesetzt werden.

Dem Todtengräber folgte die ganze fromme Gemeine bis zum Grabe unterm Galgen, auf dessen eingesunkener Fläche seit den verstrichenen zehn Jahren in jedem Herbste frische Rüben keimten. Wie groß war aber Aller Erstaunen, als sich in der jetzt geöffneten Grube keine Spur menschlicher Ueberreste mehr vorfand, denn Niemand konnte sich das Wunder erklären. Der große Haufen zog sinnend nach Hause, doch bald freisten die verschieden-

artigsten fabelhaften Begriffe, worin der Aberglauben seinen Ausweg fand.

Es konnte nicht fehlen, daß die Wundergeschichte des leeren Grabes bis zurück zum Mord des Försters durch das ganze Land drang und sich sogar bis ins friedliche Thal der Köhler verbreitete, wo nun der arme Christoph mit eigenen Ohren hören mußte, daß die Engel des Herrn seinen Leichnam aus dem Grabe geholt und direct in den Himmel getragen hätten, und Aehnliches mehr. Als sich der Verbannte aber gerechtfertigt sah und als unschuldig erkannt, frei fühlte, da leistete er auf sein Anrecht der Heiligenverehrung Verzicht, streifte den Köhlerglauben von sich ab und gab sich zu erkennen. Die Köhler in der Runde kamen nun zusammen, wünschten ihm Glück und führten ihn im Triumphzuge in seine Heimath, wo er kaum Sprache genug finden konnte, dem staunenden und freudig überraschten Volke den Hergang seiner Leidensgeschichte umständlich zu erzählen und immer zu wiederholen.

Der härtige Mann, wie Christoph seinen Retter beschrieben, wurde dabei allgemein als

der Berggeist Rübezahl erkannt, was bei den guten Leuten schon deswegen für zweifellos gelten mußte, da ja die Rüben über dem Grabe hervorgewachsen, ohne daß sie durch Menschenhand gesäet oder gepflanzt worden waren. Auch hatte sich der verstorbene Mörder des Försters noch vor seinem Ende dahin ausgelassen, daß es ihm, als der verhängnißvolle Baum umgestürzt, vorgekommen sei, wie ein grinzendes Lachen gellend in sein Ohr gedrungen, und dies konnte nach der Beurtheilung der Andern ebenfalls nur von Rübezahl hergerührt haben, der mit seiner Riesenhärte den Baum beim Umfallen in eine andere Neigung gebracht haben mußte.

Durch diese edle That an dem armen Christoph gewann der Berggeist aber neuerdings wieder an seinem ohnedies schon großen Ansehen, und wenn ihn daher auch Alle als den wirklichen Retter des Mannes verehrten, so vergaßen sie doch nicht, Gott in der Höhe mit ihrem Lobe zu verehren, ohne dessen Anordnungen und Willen keines Sterblichen Pulse schlagen noch stoßen.

Die schöne Elsbeth.

Märchen von Auguste Tenhaeff.

Es war einmal ein Königssohn, zu dem sprach sein Vater: Seitdem deine Mutter, die Königin Ulrike, gestorben, ist es öde und traurig in unserm Hause. Gehe jetzt dir eine Frau zu erwählen, damit ich noch Freude und Bönne in meinen alten Tagen erleben möge. Zwar wird es mir lieb sein, wenn sie hold und schön von Angesicht ist, damit auch des Landes Volk sich an dem Anblick einer lieblichen Königin ergötze, aber sieh vor allem zu, Sohn, daß sie ein gutes Herz hat, sonst bist du übel dran dein Lebenlang.

Da antwortete der junge Prinz: Dafür laß mich nur sorgen mein Vater, ich will die Rechte schon finden; so ich sie dir heim bringe wirst du dich wundern und mich loben.

— Ei, Ei! sprach der Vater, wie weise sich das Söhnchen dünkt; schon manches Bürschchen sprach so, eh es in die weite Welt hinausjog, und wurde am Ende doch betrogen.

Aber warte, ich gebe dir ein Ringlein mit, das dir vortreffliche Dienste leisten kann. Dies ist der ächte Ring des Königs Salomon Sohn, der den Stein der Weisen umsaßte. Der Stein ist verloren gegangen und seitdem steht es in keines Menschen Macht mehr alle seine Wünsche zu befriedigen, der Ring indessen besitzt noch immer so viel Zauberkräft, daß, macht der Besizer desselben einen weisen Gebrauch davon, er damit noch glücklich werden kann. Wenn du ihn am Finger herumdrehst und einen Wunsch aussprichst, wird er aus alter Anhänglichkeit an unsere Familie, dir diesen nicht versagen. Mehr wie drei Wünsche, lieber Sohn, kann ich dir aber nicht erlauben, dem Ringe auszusprechen, denn mit der Zauberei ist es ohnehin bald vorbei.

Da steckte der Sohn den Ring lachend an den Finger und sprach: Schon gut mein

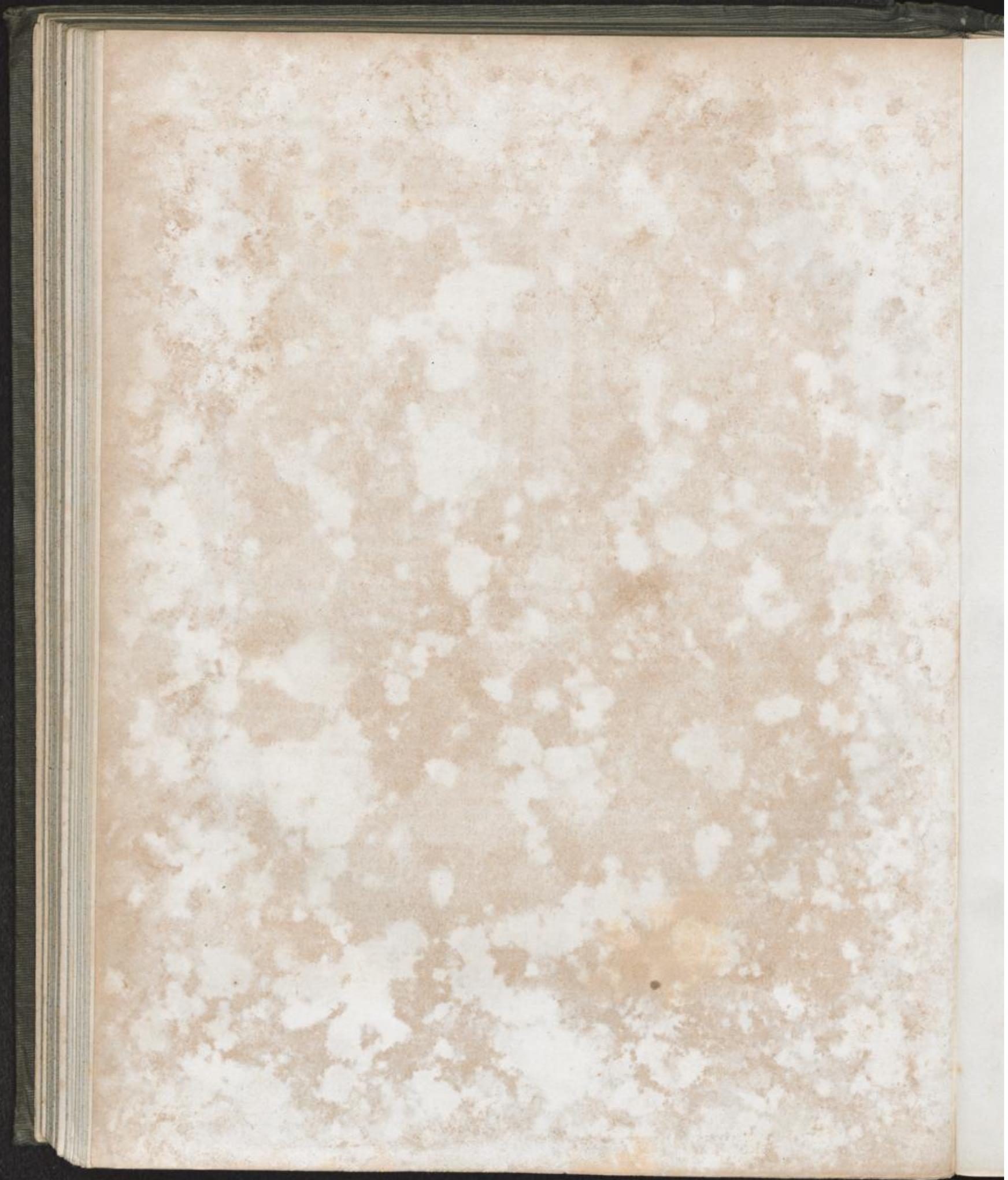


W. Fikentscher inv.

Lith. Jnst. Arnz. & C^o. Düsseldorf.

Die schöne Elsbeth.

(Märchen von Auguste Tenhaeff.)



Vater; morgen will ich unsere Burg verlassen und sie nicht wiedersehen bis ich bringen kann, was unser Herz wünscht.

* * *

Am andern Morgen zog der Prinz mit stattlichem Gefolge von dannen; die Helme bligten im Sonnenstrahl und Herr und Diener trabten auf muntern Rossen lustig des Weges dahin. Köstliche Schätze an Gold und Silber führten sie mit sich, zum Geschenke für die Braut.

Gar herrliche Länder durchritten sie und kamen an manch prächtigem Schloß vorbei und wurden gastlich empfangen. Viel edle Frauen und Jungfrauen schauten aus den Fenstern dem schönen Prinzen nach, wenn er wieder fort zog; sie hätten ihn gerne länger beherbergt, aber er eilte weiter mit ruhelosem Sinn. Wenn ihn seine Diener daran erinnerten: daß sie schon lange von Hause fort seien und ob er diese oder jene Prinzessin nicht heimführen wolle, so hatte er immer etwas einzuwenden. Die Eine war ihm zu groß, die Andere zu klein, die Eine lachte zu viel, und wieder eine Andere sah so weinerlich aus. Da mußten seine Diener wohl immer wieder mit, so gern sie auch nach Hause geritten wären, denn die Meisten hatten ihr Liebchen daheim. Als aber des Herumziehens kein Ende war, sprachen sie eines Tages zum Prinzen: Wenn ihr durch die ganze Welt reisen wollt, so thut das allein, wir wollen jetzt heimkehren. Dieser bat nun seiner Seite, sie möchten doch noch eine kurze Zeit verweilen; sie könnten sich mit Tanz und Spiel die Zeit verkürzen, inzwischen wolle er einmal allein sein Glück versuchen und dann sehr bald an diesem Orte wieder mit ihnen zusammentreffen.

* * *

Im Lande am Niederrhein war weit und breit berühmt die schöne Elsbeth, welche auf öder Haide die Stiele der Ginsterblume zu Besen band und diese verkaufte. Ihre Schönheit war so unvergleichbar, daß manche Leute behaupteten: sie wäre ein Engel, der nur deshalb auf die Erde gekommen sei um zu sehen, welche Menschen solch armem Kinde für ein Paar Pfennige Besen abkaufen würden. Doch das war nur ein Gerede. Die Elsbeth war eine Waise, die sich redlich mit Besenbinden ernährte.

Nun kam es, daß der Prinz durch dieses Land ritt; sein Weg führte ihn über die einsame Haide, wo die Elsbeth ihre Besen zu

binden pflegte. Gerade ruhte sie aus und pflückte Rosen vom wilden Rosenstrauch der am Wege stand. Da sah sie den Ritter heran kommen und stellte sich erstaunt an den Weg hin. Solch blanke Rüstung, solch Blitzen im Sonnenschein hatte sie noch nie gesehen. Als der Prinz aber näher heran kam, dachte sie bei sich selbst: wie stehst du doch so albern hier und gaffst! und lief schnell hinweg.

Der Prinz hatte die schöne Elsbeth gesehen; die war ihm nun grade recht nach seinem Sinn; sie war nicht zu groß und nicht zu klein, sie lachte und weinte nicht. Aber wie sollte er es anfangen sie wiederzusehen, sie mußte sich irgendwo verbergen haben, er gewahrte sie nirgend mehr. Daß sie schön ist, dachte er, sahest du wohl, ob sie gut und fromm ist, weißt du aber noch nicht. Da fiel ihm der Ring ein; er drehte ihn rasch am Finger herum und sprach:

Kinglein, Kinglein dreh dich um,
Mach mich alt und mach mich krumm!
Geht das holde Kind vorbei,
Daß ich dann kein Prinz mehr sei.

Augenblicklich wurde der Prinz ein altes krummes Männlein. Er setzte sich auf einen Stein am Wege und wartete bis Elsbeth zurückkam. Das geschah auch wirklich. Da sprach er: Ach liebes Mädchen, gehe nicht vorüber! Hilf einem armen Wandersmann. Meine Füße wollen mich nicht weiter tragen; vor Hunger und Durst verschmachte ich fast.

— Wie dauert ihr mich, guter Mann, sagte Elsbeth. Ich weiß eine Höhle im Sandberge, nicht weit von hier, da wohnte vor Zeiten ein Steinklopfer mit seiner Familie, dahin will ich euch geleiten; ruhet dort aus, unterdessen ich zur Stadt eilen will um meine Besen zu verkaufen und um Brod und Milch zu eurer Stärkung zurückzubringen.

Der Alte folgte Elsbeth und wartete in der geräumigen Höhle, wo er Moos zu einem Lager fand, bis sie wieder kam und ihn mit Brod und Milch erquicht: Bleibt nun hier, sprach sie, morgen will ich wieder kommen und sehen wie es euch geht.

Als Elsbeth am andern Tage wieder kam, ging es dem Alten viel schlechter; er verbot ihr aber Jemanden seinen Aufenthalt zu verathen und bat, sie möge doch alle Tage kommen ihm etwas zu essen zu bringen. Das versprach die Elsbeth zu thun und fragte noch als sie ging: ob sie ihm ihr Gebetbuch leihen solle. — Ja, das bringe nur, entgegnete er, ich kann es jetzt gut gebrauchen. Der Prinz

freute sich im Stillen, denn er merkte an dem Allen, daß sie gut und fromm war.

Nun mußte sich die Elsbeth tüchtig plagen. Das Besenbinden bringt ohnehin nicht viel ein und jetzt mußte sie für zwei sorgen. Dazu kam, daß der Fremde, als er an der Besserung war, großen Appetit zeigte. Am Morgen sagte er zu Elsbeth: du bringst mir doch noch etwas zu essen vor Abend? Das that er aber, weil er so große Sehnsucht hatte sie wieder zu sehen und er dachte: ich will es ihr reichlich vergelten was sie an mir thut.

Elsbeth kam auch immer lieber zu dem Kranken und plauderte gerne mit ihm. Eines Tages sagte sie: Wenn du kein so silberweißes Haar hättest und so gebückt einhergingest, würde ich glauben, du wärest so alt noch nicht, auch ist es mir als hätte ich dich schon irgendwo gesehen. — Es geht mir ebenso, meinte der Alte, ich glaube ich bin dir schon an einem andern Orte begegnet.

Am andern Tage sagte er: Ich bin jetzt wieder gesund und wohl, gleich will ich weiter ziehen und du wirst dann die Mühe nicht mehr haben hieher zu kommen.

Da wollte Elsbeth gehen, sie drehte sich aber noch einmal um und fragte: Sollte es sich wohl treffen des Sonntags, wenn ich zur Kirche gehe, euch auf dem Wege zu begegnen? Nein, meinte der Alte, ich gehe weit von hier und komme erst nach zehn Jahren wieder. — Kommt ihr dann in dieses Land? fragte sie weiter. Auch das glaube ich nicht, entgegnete er.

Da wischte sich Elsbeth mit der Schürze ein Paar Thränen aus den Augen, so leid that es ihr, daß er fort gehen wollte. In demselben Augenblick drehte der Prinz den Ring am Finger und sprach leise:

Ringlein, Ringlein eile dich,
Mache jung und freundlich mich!
Daß die liebe Elsbeth dort
Nimmer von mir gehe fort.

Als Elsbeth die Schürze von den Augen that, stand der schöne Prinz da, den sie am Rosenstrauch gesehen hatte. Vor Erstaunen konnte sie kaum sprechen, endlich aber sagte sie: Warum habt ihr mir das gethan? So ihr jung und gesund wäret, konntet ihr euch selbst helfen und ich wäre nimmer zu euch gekommen.

Ach liebe Elsbeth, sagte der Prinz, das that ich Alles aus großer Liebe zu dir und will dir's reichlich vergelten, was du an mir thatest. So es dir nun Leid verursacht von dem alten Pilger zu scheiden, wirst du doch den jungen Prinzen nicht verlassen wollen.

Da zürnte Elsbeth nicht mehr und er drehte noch einmal den Ring am Finger und sprach:

Ringlein, Ringlein bringe noch
Einen Schimmel, der trägt fort
Meine schöne Königin,
Mit dem guten, frommen Sinn!

Gleich wieherte draußen vor der Höhle ein prächtiger Schimmel, auch des Prinzen verlorenes Pferd stand daneben und herrliche Kleider, wie sie die Prinzessinnen tragen, lagen auf dem Schimmel, darin kleidete sich Elsbeth.

Als sie da zu Pferde saßen, dachte der Prinz, daß seine Augen noch niemals eine schönere Frau gesehen hätten.

Wie er wieder zu seinen Dienern kam, waren diese erstaunt und bestürmten ihn mit Fragen, wo er die schöne Prinzessin hergeholt habe. Er sagte aber, wenn ihr mitgegangen wäret, hättet ihr es gesehen, nun braucht ihr es nicht zu wissen.

Als der alte Vater die Elsbeth sah, wurde er vor Freuden wieder jung und acht Tage lang wurde die Hochzeit mit großer Pracht und Herrlichkeit gefeiert.

Der Feuergeist.

Märchen von W. Herchenbach.

In einem Dorfe lebte ein Bauer mit Namen Feuerbrand. Das ist ein etwas sonderbarer Name; und die Kinder werden gewiß fragen: Warum hieß er Feuerbrand? Nun

eigentlich hieß er so, weil sein Vater so geheißen, und einen andern Grund gab es nicht dafür. Eines Tages kam ein fremder Mann in's Dorf, der war ganz in Roth gekleidet von der Nüße



R. Oppenheim inv.

Lith. Institut. Arnz & Co. Düsseldorf.

Der Feuergeist.

Märchen von W. Herchenbach.



bis auf die Schuhe, und selbst diese waren von rothem Saffian. Sein Haupthaar und der lange Bart, welcher von seinem Kinn herabwallte, waren von derselben Farbe und leuchteten im Dunkeln, daß man hätte glauben sollen, es loderten züngelnde Flammen um ihn herum. Dieser Mann klopfte an alle Thüren an und bat um ein Nachtlager, aber die Leute fuhrten eilig in die Häuser zurück und schnappten die Thüre in's Schloß, denn sie fürchteten sich vor ihm und dachten, daß er ihnen ein Leid anthun würde. Als er auch in dem letzten Hause abgewiesen worden war, schüttelte er im Zorn seinen rothen Mantel und ballte eine Faust gegen die Dorfbewohner. Aus dem Mantel aber flog beim Schütteln eine Wolke von glührothen Funken, welche wie goldglühende Sterne zum Himmel emporgeschossen und sich dort in eine dicke Funkenfugel zusammenballten, die mit einem donnernden Krachen auseinanderplatzte und dann in bläulichen Flammen herniederregnete, so daß einer hätte glauben sollen, das ganze Dorf werde im Feuer verzehrt. Das geschah zum Glück nicht, vielmehr fing der rothe Mann alle die züngelnden Flämmchen mit seinem Mantel auf und wandte sich dann um, das Dorf zu verlassen. Da gewahrte er das Haus des Feuerbrand, schritt auf dasselbe zu und pochte an der Hausthüre. Als Feuerbrand öffnete, fuhr er voll Angst zurück, aber der rothe Mann haschte seine Hand und sprach: Dein Name ist Feuerbrand und deswegen muß ich in deinem Hause Herberge finden, denn das Feuer ist mir unterthänig und muß sich meinem Willen fügen!

Schon war er in die niedrige Stube getreten, wo Mutter Margaretha mit Bernard und Johanna voller Schrecken seiner Erscheinung entgegenstarrten. Alle drei brachen in ein Zetzergeschrei aus, wie sie ihn in der Stube stehen sahen, die plötzlich wie im Feuer schwamm. Es glühte und glüherte in allen Winkeln; das flackernde Licht strömte ihm aus dem Bart- und Haupthaar, aus allen Fäden seines Mantels.

Fürchtet euch nicht, sprach er, denn ich bringe euch nur Gutes! Und zum Beweise schüttelte er seinen Mantel. Diesemal aber fuhrten keine Funken aus seinen Falten, sondern eine Handvoll glänzender Goldstücke klingelten auf den Zimmerboden nieder. Da habt Ihr die Herberge im Voraus bezahlt, fuhr er fort, und nun werdet Ihr doch keine Einwendungen mehr machen.

Ohne Umstände legte er den rothen Mantel bei Seite und nahm den Lehnstuhl am Feuerherde ein. Margaretha wartete mit Schrecken

und Händeringen des Augenblicks, wo das ganze Haus in Flammen aufgehen würde. Da dieses aber nicht geschah, wich ihr Schrecken einem grenzenlosen Erstaunen und sie wagte es, den feurigen Mann mit festen Augen anzusehen. Auch Bernard und Johanna verloren allmählig ihre Furcht und ließen sich mit seinen leuchtenden Fingern durch die Haare streicheln.

Margaretha hatte einen guten Theil Neugier und es zuckte ihr in allen Fingerspitzen, zu erfahren, woher der absonderliche Gast komme und welches Gewerbe er treibe, aber sie wagte es nicht mit der Frage herauszufragen, sondern ging fein säuberlich darum herum. Der Gast aber merkte ihr Vorhaben alsbald und sprach lächelnd: Nun Margaretha, ich will euch nur die vielen Umschweife sparen und auf eure Gedanken eine directe Antwort geben. Weil ich der Feuergeist bin, darum wollte ich am liebsten bei dem Feuerbrande Quartier nehmen, und mit der Einkehr bei den übrigen Dorfbewohnern war es ehnehin mein Ernst nicht, ich wollte nur ihre Herzen prüfen. Allzuehr kann ich's ihnen freilich nicht verdenken, daß sie mich von der Thüre wiesen, denn mein Aussehen ist eben nicht darnach gemacht, dem Menschen viel Vertrauen einzuslößen. Wüßten sie aber, was ich Alles für sie gethan habe und noch täglich thue, so würden sie wohl anders handeln. Mein eigentlicher Wohnort aber, Frau Margaretha, ist tief unten im Schooße der Erde. Seht wenn man hier unter dem Sessel ein Loch bohrt, immer tiefer und tiefer bis in den Mittelpunkt der Erde, dann würde man auf eine ungeheure Feuer-masse stoßen — und dort ist meine Residenz und meine Werkstätte.

Margaretha schaute schnell nach dem Flecke unter dem Sessel hin, als ob sie fürchtete, die Flamme könne wohl schon dort heraufzüngeln.

Ja, fuhr der Feuergeist fort, das ist ein ganz gewaltiger Kessel, von dessen Größe ihr keinen Begriff habt. Die hohen Schweizeralpen würden darin versinken, wie ein Reiskorn im Suppenkessel. Es brodeln und toßt fortwährend darin und hört nie auf zu kochen. In fürchterlichen Massen wälzt sich unaufhörlich das Unterste zuoberst und stürzt dann wieder hinab. Auf tausende von Meilen stößt dieser Kessel seine Dämpfe aus und erhitzt die Erde weit und breit. Kein Gestein ist hart genug, das er nicht im Augenblicke in einen glühenden, flüssigen Brei verwandelt.

Ueber dem Kessel befinden sich Schornsteine, die unten viele Stunden weit sind, nach oben aber immer enger werden und in vielen Rich-

tungen die Erde hinaufsteigen, bis sie auf irgend einem Gebirge an's Tageslicht treten. Wird die Gluth nun allzubeftig und dehnt sich das kochende Element so aus, daß es keinen Platz mehr in dem Kessel findet, so steigen die wirbelnden Massen mit fürchterlichem Donnern und Brausen durch diese Rauchfänge empor bis zur Oberfläche der Erde, wo sie den flammernden Strom in hohen Feuergerben in die Lüfte sprühen, Steine und Asche mit sich führend, Städte und Dörfer überfluthend und verheerend.

Aber, warf Feuerbrand bescheiden ein, wo bleibt da aber der Nutzen für die Menschen, dessen du dich doch rühmst?

Dieser Nutzen, fuhr Feuerbrand fort, ist größer, als du glaubest, und um dir dieses deutlich zu machen, will ich nur einiges anführen: Wenn der Kessel waltet und brauset und überströmt, dann wirft er oft einen Theil seines Inhaltes an irgend einer Stelle der Erde ab und läßt ihn da erkalten; nach vielen Jahrhunderten entdecken die Menschen unter hochstämmigen Eichen und Buchen einen festen Basalt-Berg oder ein anderes Gestein, woran sie sich mit Hammer und Brecheisen machen, um es abzusprennen, ihre Häuser, Kirchen und Palläste zu erbauen. Manchmal hat dieses Gestein regelmäßige Formen mit scharfen Flächen und Kanten, manchmal auch ist es ein einziger, gewaltiger Klumpen, nur hier und da von Adern durchzogen. Die Menschen, wenn sie diese Felsen mit Pulver sprengen und die abgeschossenen Stücke zu ihrem Vortheile verwenden, gedenken nicht des wohlthätigen Feuergeistes, der ihnen diese Wohlthat bescheert. Wenn sie nur wüßten, wie bald es mit ihnen zu Ende wäre, wenn dieser Geist seine Thätigkeit einstellte! Sieh, Feuerbrand, wenn die Gluth im Innern der Erde nachließ, und keine Wärme mehr nach oben ausströmte, dann würde die Erdrinde in kurzer Zeit erkalten und sich nach und nach mit einer Eiskruste überziehen; es würde kein grüner Halm mehr wachsen, in ewiger Debe, ohne Nahrung und Wärme, müßte das Menschengeschlecht bald erstarren und in Jammer und Noth umkommen, daß auch nicht eine lebende Seele unter den Sternen zurückbliebe. Aber die Wirksamkeit des Feuergeistes beschränkt sich nicht auf das Riesfeuer im Schooße der Erde, sondern sein Hauch hat sich allen Dingen mitgetheilt; ein lebendiger Funke schläft in Holz und Stein, sogar im eigenen Körper des Menschen. Reibe deine Hand, sie wird sich erwärmen, schlage den Stein, der Funke wird daraus hervorsprühen, reibe das Holz, die eingeschlossene Flamme wird entzesselt

werden. Und so, guter Feuerbrand, habe ich meine Hand überall im Spiele; tausende meiner Kinder sende ich alljährlich in die Welt hinauf und befehle ihnen, im raschen Schwunge die Räder der Maschinen zu drehen, die Schiffe und Dampfswagen zu treiben, das Brod zu backen, die Speise zu kochen und in millionenfacher Form das Leben der Menschen angenehm und freudenvoll zu machen.

Freilich, fuhr er fort, werde ich auch manchmal gefährlich: Wenn die Menschen in sorgenloser Unachtsamkeit meine Kinder umherspielen lassen in Wald und Haide, in Scheune und Haus, dann verzehrt sich nicht selten der Wald mit seinen herrlichen Stämmen, Haus und Hof flammen wie ein feuriger Fingerzeig gegen Himmel. Aber, wie man die kleinen Menschenkinder hütet, daß sie kein Uebel anstiften, so soll man auch den Feuerkindern einen Damm ziehen und sie sorgfältig bewahren, denn toben sie einmal in wilder Lust umher, so sind sie schwer zu bändigen.

Offenen Mundes hatte Feuerbrand, nebst Frau und Kindern der nur halb verstandenen Schilderung gelauscht. Lange schwiegen sie, dann brach Frau Margaretha das Schweigen und fragte: Was hat dich denn jetzt aus deinem Kessel an die Oberfläche der Erde hinaufgetrieben?

Der Feuergeist lächelte und sprach: Müßt ihr Menschen denn immer Grund und Ursache wissen? Kömmt ihr die Dinge nicht nehmen, wie sie sind und Gott danken, wenn Alles zu eurem Heile ausschlägt? Doch ich habe meines Thuns kein Hehl und du magst es wissen: Jahr um Jahr gebiete ich der Sonne, eure Körner zu reifen, eure Baumsfrüchte schmackhaft zu machen, eure Speicher und Vorrathskammern zu füllen, und sie erfüllt den Auftrag leidlich, aber nicht immer im vollsten Maße. Nun weiß Jeder, daß der Wein eine Wohlthat für des Menschen Herz ist und es fröhlich macht. Viele Jahre aber mußtet ihr mit dem sauren Saft vorlieb nehmen, der die Fröhlichkeit nicht aufkommen läßt, der das Herz zusammenzieht und das Haupt schwer macht, ohne den Gaumen zu erfrischen. Darum bin ich selbst gekommen, habe in meinem Mantel das unverfälschte Feuer zu der Sonne hinaufgetragen und ihr anbefohlen, es in heißen Strahlen hinabzusprühen auf die Weinstöcke, die in den Berggeländen der Flußthäler wachsen. Meine Söldner, die irdenden Kometen haben Auftrag, ihre Flammenschwänze auszustrecken über die Erde und nicht zu weichen aus den frummligten Bahnen, bis der Winter

im reichen Erndtesegen seine Dankhymnen gegen Himmel erschallen läßt.

II.

Der rothe Feuergeist erhielt Herberge in Feuerbrands Hause. Sein Aufenthalt verbreitete reichen Segen über Gärten und Felder und die Rebstöcke erhoben stolz ihre Häupter, denn ihr Gezweig strotzte von übergroßen Beeren und je mehr die Jahreszeit vorrückte, desto üppiger schwellen sie an und kochten in den nimmer ruhenden Strahlen der brennenden Sonne. Die Winzer erhoben dankbar ihre Augen gegen Himmel und jodelten in ungetrübter Freude durch die Weinberge. Es begab sich aber im Verlaufe des Sommers, daß alle Flüsse austrockneten und die Wälder vor der Zeit ihre Blätter abschüttelten, weil die lechzende Erde ihren Wurzeln keine Nahrung mehr bot. Die Dürre nahm so zu, daß Feuersbrünste entstanden und ganze Städte und Dörfer in Asche gelegt wurden. Da war Jammer und Glend nah und fern und die Unglücklichen irrten obdachlos in Wald und Feld umher.

Kaum war der eine Brand gelöscht, so wimmerte von Neuem die Brandlocke durch die stille Nacht und weckte die schlafenden Bürger, daß sie zu schneller Hülfe herbeieilen möchten. Da geschah es eines Tages, daß der Hof eines Bauern Feuer fing und in hellen Flammen zum Himmel aufloderte. Das Vieh in den brennenden Ställen brüllte entsetzlich und rannte sich an den feineren Strippen fast die Hörner ab, aber Niemand wagte sich in die mit Rauchwolken untermengten Flammen. Das Brüllen wurde von Minute zu Minute fürchterlicher und brachte die Umstehenden fast zur Verzweiflung. Die Flammen schlugen zu dem Strohdache heraus und flackerten durch die zersprungenen Fenster des oberen Stockwerkes, als plötzlich ein herzzerreißendes Jammergeschrei ertönte und die Kinder des Hofbauern an den Fenstern erschienen, indem sie unter gräßlichem Geschrei um Hülfe riefen.

Die augenscheinliche Todesgefahr der Kinder spornte die Umstehenden an, sich mit eigener Gefahr hinaufzuwagen. Bald brachte man Leitern und muthig stiegen mehrere handfeste Männer empor, den Kindern zuzurufend, noch einige Augenblicke muthig zu verharren. Aber sie kamen nicht weit, bald trieben sie die immer schneller aufeinanderfolgenden Feuerwellen zurück; schon hatten die Flammen ihnen Bart und Haupthaar versengt.

Jedermann konnte einsehen, daß der nächste Augenblick Tod und Verderben bringen mußte

und daß keine irdische Macht im Stande sei, den Unglücklichen Hülfe zu bringen. Wie auf Verabredung kniete die Volksmasse um das brennende Gebäude nieder und erhob unter lautem Schluchzen und Gebet die Hände gegen Himmel. Es war ein erschreckliches und zugleich erhabenes Schauspiel, alle diese Menschen im demüthigen Ausblick zu Gott, von den lodernen Flammen erleuchtet.

Aus der knieenden Masse hervor trat jetzt ein übergroßer Mann, der einzige, welcher nicht kniete. Seine düstre Gestalt war in einen schwarzen Mantel gehüllt, dessen spitzig zulaufende Kapuze, über den Kopf geschlagen, das ernste Gesicht einrahmte, in dem vor dem struppigen Bartwalde fast keine Züge zu sehen waren. Er breitete beide Hände gegen den Brand aus und begann die Flammen in einer unbekanntem Sprache zu beschwören; dann nahm er aus einer silbernen Büchse, welche er unter dem Mantel am Gürtel trug, einen weißen Staub und streute denselben unter Murmeln und sonderbaren Geberden gegen das Gehöste. Nach diesen Ceremonien neigte er sein Haupt bis auf die Erde, küßte dieselbe und schritt dann durch die knieende Menge und machte mit dem ausgestreckten Finger eine cabalistische Figur auf einen Fensterladen.

Als bald erlosch die Flamme und dieses geschah so urplötzlich, als wenn sie der Mund Gottes mit einem einzigen Athemzuge hinweggeweht habe. Selbst der Rauch war erstickt und das zuvor noch so hell auf flammende Gebäude, zeigte keine andere Spuren des Brandes, als die geschwärzten Stellen. Die Kinder und das Vieh waren gerettet, das Haus vor dem gänzlichen Ruin bewahrt.

Aller Augen wandten sich dem Feuerbeschwörer zu, und Bauer und Bäuerin stürzten herbei, um ihm zu danken, aber wie von der Erde hinweggeblasen oder in dieselbe hineingesunken, war er nirgend mit einem Auge zu sehen.

Dieses sonderbare Erscheinen, Verschwinden und Feuerbeschwören ereignete sich zu verschiedenen Malen, so daß die dankbaren Geretteten den geheimnißvollen Helfer überall laut priesen und lobten und sein Andenken hoch hielten. Das Geheimniß, welches mit seinen Schritten ging, machte ihn nur um so interessanter.

Einmal, da er eine Kirche vor dem Einsturze bewahrt hatte und das Volk sich ihm näherte, um ihm die Hände zu küssen, rief er den Nahenden zu, indem er allgemach unsichtbar wurde: Thörichte und Verblendete! überliefert mir denjenigen, welcher an all diesem

Glende die Schuld trägt, so werde ich ihn unschädlich machen und brauche nicht Tag um Tag den Schmerz zu erleben, wie eure Häuser in den Flammen aufgehen. Fort war er! Aber die Worte, welche er gesprochen, verschwanden nicht mit ihm. Es war also ein Nichtswürdiger unter ihnen, ein Brandstifter, der mit kaltem Blute und böshafter Freude Tausende zu Bettlern machte. Die Wuth bemächtigte sich des erregten Haufens und sie schworen dem Brandstifter Tod und Verderben.

Folget mir unter die Linde! schrie eine Stentorstimme. Alles Volk wälzte sich schreiend und heulend der mächtigen Linde zu, welche ihre gewaltigen Aeste über den Hügel ausstreckte, den sie beschattete. Der Sprecher bestieg eine der aufgezispelten Wurzeln und machte ein Zeichen mit der Hand, seinen Worten Gehör zu schenken: Allmählig legte sich das dumpfe Gebrause und der Sprecher hob an: Ihr seid mit Recht entrüstet über den schrecklichen Bösewicht, der eure Häuser und Scheunen, eure Kirchen und Schulhäuser in Brand steckt, der eure Wälder und eure Erndten dem Brande übergiebt! Bei diesen Worten erhob sich der Lärm von Neuem, wilde Flüche durchzitterten die Luft.

Ihr wollt ihn strafen, wollt nicht ruhen, bis sein verrätherischer Kopf zu euren Füßen liegt.

Ja, ja! Das wollen wir!

Wer könnte euch darum tadeln! Ein gerechtes Gefühl der Rache belebt euch und ich gebe euch von Herzen meine Zustimmung, aber saget mir, wer ist der Verwegene, der also euren Zorn geweckt hat?

Die Versammelten sahen sich einander fragend und verblüfft an, aber Niemand konnte Auskunft geben.

Ein böshaftes Lächeln flog über des Mannes Züge, der auf den Lindenzweigen stand. Nachdem er eine Zeitlang im Kreise umhergeschauert hatte, fuhr er fort: Niemand kennt ihn, Niemand weiß seinen Schlupfwinkel! Wohl an ich aber kenne ihn und ich weiß seinen Aufenthalt! Folget mir, daß wir ihn an Händen und Füßen gebunden, dem mächtigen Menschenfreunde überantworten, der immer bereit ist, euch Hülfe zu bringen!

Sinab stieg er von den Lindenzweigen und durchschritt die Menge, ein blankes Beil in der Rechten schwingend. Der wüthende Haufe folgte ihm schreiend und tobend nach. Der Menschenstrom wälzte sich durch die Feldfluren bis zu Feuerbrands Hause.

Hier haltet! sagte der Sprecher, denn in

Feuerbrands Hause ist das Ungeheuer verborgen, dem ihr den Tod geschworen! Zugleich schlug er mit der Axt auf die Thüre, daß sie in zwei Stücke sprang.

Feuerbrand erschien in der Oeffnung und fragte nach der Bedeutung des massenhaften Besuchs.

Gieb den Brandstifter heraus! schrie die Menge. Er muß sterben! Keine Gnade auf Erden! Möge er sich in der Eile zum Tode vorbereiten!

Ja, schrie der Anführer, gieb den Rothmantel heraus! Oder willst du etwa gemeinsame Sache mit ihm machen?

So gebt mir Frist, stotterte Feuerbrand, daß ich meinen Gast befrage, ob er des Verbrechens schuldig ist, dessen ihr ihn anklaget! Und er ging in's Haus und sprach: Dein Leben ist bedroht! Man zeih dich der Brandstiftung!

Dachte ich's doch, gab der Rothmantel zur Antwort, daß der alte Giszapfen mich verfolgen würde. Höre Feuerbrand, ich bin so wenig ein Brandstifter als du. Freilich, wenn ich in der Nähe weile, so muß man Haus und Hof wohl in acht nehmen und nicht freventlich und leichtsinnig mit Stoffen umgehen, die leicht ihre Umgebung in Feuer verwandeln. Sie werden mich greifen, und du wirst nicht im Stande sein, ihnen zu widerstehen, aber wenn der Giszapfen seine Rache an mir gefühlt hat, dann werden sie ihre That bereuen. In deiner Macht aber liegt es, mich zu befreien und der Menschheit einen Dienst zu leisten, nachdem sie sich in Neue vom Giszapfen ab und mir zugekehrt haben. Ein Tropfen des Oeles aus der ewigen Lampe wird hinreichen, mich aus dem Bann zu lösen.

Schon stürmten die Meuterer heran, schon streckten sie die Hände nach seinem rothen Mantel aus, da tauchte unter ihnen der Brandbeschwörer auf. Thut ihm kein Leid, sprach er, aber wendet seinen Mantel um und hängt ihn verkehrt über seine Schultern.

Sie hätten lieber drein geschlagen, aber da der Feuerbeschwörer es so wollte, so fügten sie sich und hatten seinen Befehl bald ausgeführt. Da zog der Mann einen langen spitzen Giszapfen aus seiner Tasche und berührte damit des Feuergeistes Stirne. Als bald verlor sie ihren Glanz und die Wangen ihre Röthe. Er begann mit den Zähnen zu klappern und fauerte sich zum Feuer, aber dieses hatte aufgehört zu lodern, nur schwächlich und blau flackerte das Flämmchen und erlosch dann gänzlich. Die Kohlen und angebraunten Holzstücke erloschen auch allmählig, nur die graue Asche blieb übrig. Die Männer, welche den Feuergeist hatten

binden und tödten wollen, begannen ebenfalls mit den Zähnen zu schnattern und stießen mit den Füßen gegen den Boden, um sie zu erwärmen. Die Fenster bedeckten sich mit Eisblumen, welche jetzt noch die strahlende Sonne vergoldete, die indessen auch allgemach den Feuerblick verlor und sich in dichte Schleier einhüllte.

Die erstaunten Leute sehen sich verwirrt an und der eine fragt den andern: Welches schreckliche Wunder begiebt sich?

Da sprach der Feuerbeschwörer: Habt ihr's doch gewollt, daß ich ihn unschädlich mache! Nun wohl, sein Regiment ist zu Ende, das meinige beginnt. Er wird euch keine Häuser mehr anzünden, weil ihm die Kraft gebricht; ich aber werde alles Feuer löschen und mit Kälte die ganze Erde und ihre Bewohner schlagen! Die Männer wollten ihn greifen, aber seine Gestalt verwandelte sich in eine Schneewolke, welche durch den Schornstein entschwebte und im Aufwärtssteigen Hagel und Eis auf die Untenstehenden hinwarf.

Welch ein Schrecken fuhr den Bauern durch die Glieder, als sie alle ihre Felder und Gärten im Schnee begraben fanden, mit Eis Wiesen und Felder überdeckt. Alle Scheunen, Kisten und Kasten waren bald leer und da Feld und Garten nichts boten als befrorene Pflanzen, so wurde überall der Hunger und das Glend über die Maaßen groß.

Als die Vorräthe ganz aufgezehrt waren, brach eine Hungerseuche unter den Menschen aus, welche sie zu Tausenden hinwegraffte. Und wie viele gab es unter den Ueberlebenden, welche ihre vorausgegangenen Brüder um die Stille des Todes und die Ruhe des Grabes beneideten! Nur in Feuerbrands Hause herrschte kein Mangel; zwar quälte ihn und seine Familie die tödtliche Kälte, aber es fehlte ihnen nicht an Nahrungsmitteln. Vollauf versehen mit Allem, was zu des Lebens Nothdurft nöthig ist, fühlten sie die grimmige Kälte weniger, als die Armen Leute, welche in- und auswendig nichts haben, was die entfliehende Wärme zurückhält. Da die eigenen Hülfsmittel endlich zu Ende gingen, fanden sie jeden Morgen Brod und Fleisch in hinreichender Menge auf dem Tische. So weit waren sie allerdings vor dem Verhungern gesichert, aber es kostete mit der Zeit nicht wenig Mühe, die großmüthigen Spenden zu zerleinern; denn, da keine Kunst auf Erden im Stande war, Feuer anzuzünden, der Frost sich aber von Tag zu Tag verschlimmerte, so zog die Kälte die Speisen zu einem Steine zusammen, welche nur Axt und Beil zertrümmern konnten. Und wie lange dauerte es erst, bis

sich dann das harte Eis im Munde erwärmte! Feuerbrand erinnerte sich in der höchsten Noth der Worte des Feuergeistes. Ein Tropfen des Oels aus der ewigen Lampe wird hinreichen, mich aus dem Banne zu lösen! Täglich hatten ihm die Nachbarn angelegen und gesprochen: Erwirke uns Verzeihung bei dem Manne, den wir dem Verderben übergaben! Sonderbarer Weise erinnerte er sich aber erst heute der obigen Worte. Als bald schritt er auf die Kirche zu. Vor dem Altare brannte die ewige Lampe. Er hatte erwartet, sie erloschen und das Oel in Eis erstarrt zu finden. Da er statt dessen die Flamme und das gelbe Oel sah, durchfuhr ihn ein Schauer der Ehrfurcht, denn dieses heilige Licht war die einzige Flamme im Dorfe, die nicht erloschen war. Und diese einzige Flamme mußte nur seinen Augen sichtbar sein, denn als er die Nachbarn herbeirief, um ihnen das Wunder zu zeigen, erklärten sie ihn für einen Narren. Sobald aber Feuerbrand mit der Hand aus der Lampe geschöpft hatte, leuchtete auch ihnen die Gottesflamme, und Alle fielen auf ihre Angesichter und priesen den Allmächtigen. Feuerbrand schwankte hinaus, im Stillen überlegend, was er mit dem Oele beginnen solle, um den Zauber zu lösen. Er legte seinen Nachbarn den Fall vor, Niemand wußte ihm zu rathen. Da kehrte er in die Kirche zurück und flehte um Erleuchtung. Als er sich erhob, strahlten seine Augen, er schritt geraden Weges auf sein Haus zu, hielt die Hand über den Feuerherd und tröpfelte das Oel hinab. Kaum hatte der erste Tropfen den Aschfessel berührt, so loderte eine prasselnde Flamme empor und leckte gierig an der Brandmauer. Aus den Flammen aber strahlte ein Angesicht und der Nothmantel schwebte lächelnd auf denselben hernieder und nahm seinen alten Platz im Sessel ein.

Kaum drang der Rauch durch Feuerbrands Schornstein, so entzündeten sich alle Feuer im Dorfe, wie durch einen Zauber Schlag und die halbgaren Speisen, welche noch als unzertheilbares Eis am Helbaken hingen, kochten weiter, als ob nichts vorgefallen sei.

Nicht weniger wunderbar war es, daß Felder, Wiesen und Wälder wieder in ihrer Sommerpracht dastanden und von qualmender Hitze ordentlich schwebelten. Die Leute gingen wieder mit Spaten und Harke hinaus und dankten mit glühendem Herzen dem Feuergeiste, der sie errettet. Nur die vielen Todten webten einen tiefen Trauertön in die allgemeine Freude. Da sprach der Feuergeist: Sage den Leuten, daß sie alle ihre Todten in einem Kranze um

die Kirche legen, die Füße gegen das Gemäuer gekehrt. Wenn ihr dann hinaus geht auf das Feld, so werde ich sie lebendig machen.

Die Erwachsenen thaten nach des Feuergeistes Geheiß, nur die Kinder blieben im Dorfe. Der Feuergeist saß auf seinem Sessel, indes Bernard in der Stube spielte und Johanna sich draußen zu thun machte. Nimm ein Schwefelhölzchen aus der Dose dort auf dem Gesims, sprach er zu dem Knaben. Schnell war dieser bei der Hand, denn er spielte so gern mit Schwefelhölzchen, weil Vater und Mutter es ihm stets verboten. Streiche damit über meiner Mantel, sprach der Feuergeist. Der Knabe that es mit Vergnügen, aber plötzlich sprühten züngelnde Flammen aus dem Kleidungsstücke und fuhren in allen Richtungen durch die Küche und von da in die Stube und in den Stall. Die Flammen mit Rauch vermengt, schlugen bald zum Dach und zur Hausthüre hinaus. Unglücklicher Weise war die untere Hälfte verschlossen und der geängstigte Knabe bemühte sich vergebens, sie zu öffnen. Er schrie in seinen Wüthen so erbärmlich, daß das Schwesterchen herbeilief und mit Schrecken den Brand wahrte. Feuerbrand und seine Frau vernahmen ebenfalls das Klagegeschrei und da sie die Augen aufhoben, wahrten sie ihr Haus in Flammen. Eilig liefen sie herbei, hoben den Knaben über die Thüre und wollten dann in's Haus dringen, um zu löschen, aber der Feuergeist trat ihnen zürnend entgegen und sprach:

Wer eine Hand zum Bösen regt, ist des Todes. Die armen Leute mußten zusehen, wie er Stroh und Heu in die Flammen warf und die Kohlen überall hinschreute, wo sie leicht zünden konnten. Ha, wie das brennt! schrie er voller Entzücken mitten in den züngelnden Flammen und klatschte vor Freude in die Hände.

Feuerbrand schrie voller Entsetzen: Also doch ein Brandstifter! Möge ihm der Herr gnädig sein! Im Nu war das Gebäude ein Aschenhaufen. Die Nachbarn umstanden die Stätte und der alte Haß begann wieder in ihren Herzen zu keimen. Der Geist aber nahm seinen rothen Mantel voll von der glühenden Asche und rief: Folget mir! Voran schritt er zum Friedhofe, wo die Leichen um die Kirche lagen, wie er angeordnet hatte.

Jetzt stellte er sich dem Hochaltare gegenüber und streute eine Hand voll Asche in die Luft, durchschritt den Kreis der Scheintodten, immer Asche säend und Sprüche murmelnd. Plötzlich erhoben sich Alle, die im Kreise lagen und stimmten dem Herrn einen Lobgesang an. Der Feuergeist aber breitete seinen Mantel auseinander und flog als brausende Flamme zu den Wolken empor, wo er verschwand.

Da nun nach einigen Tagen Feuerbrand mit betrübtem Herzen den Schutt wegräumte, um eine neue Hütte zu bauen, da fand er unter den Fundamenten einen großen Schatz glänzender Feuerthaler, welcher ihn zum reichsten Manne des Dorfes machte.

Lucas.

Märchen von Ludwig Bund.

In einem Dorfe lebte einst eine Wittve mit ihrem einzigen Sohne, welcher Lucas hieß, in großer Dürftigkeit; doch beide waren so brav und gut wie arm.

Lucas hütete bei einem reichen Pächter die Schaafherde, die Mutter drehte emsig die Spindel, wofür sie Hausmiete und sonstige Bedürfnisse erhielt.

Lucas war als Kind immer schwach und kränklich gewesen, doch seitdem er Tag für Tag mit der Herde auf den freien Bergen umherzog, wurde er schön, stark und groß. — Seine Mutter hatte ihm oft von dem Vater erzählt: wie er die Welt durchmessen, wie er als Krieger

in den Kampf gezogen, welche Schlachten er mitgemacht und wie er zuletzt auf dem Schlachtfelde schwer verwundet gestorben sei.

Solche Erzählungen wirkten mächtig auf das Herz des jungen Mannes, und wenn er mit der Herde einsam zwischen den Felsen umher schweifte, trat ihm immer das Bild seines Vaters vor die Seele; dann ließ es ihn nicht ruhen, dann erfaßte auch ihn die Lust die Welt zu sehen.

Als er einst an einem schönen Herbsttage die Zugvögel sich sammeln und fortziehen sah, da wurde seine Brust von einer solchen Wanderlust erfüllt, daß ihm die hellen Thränen

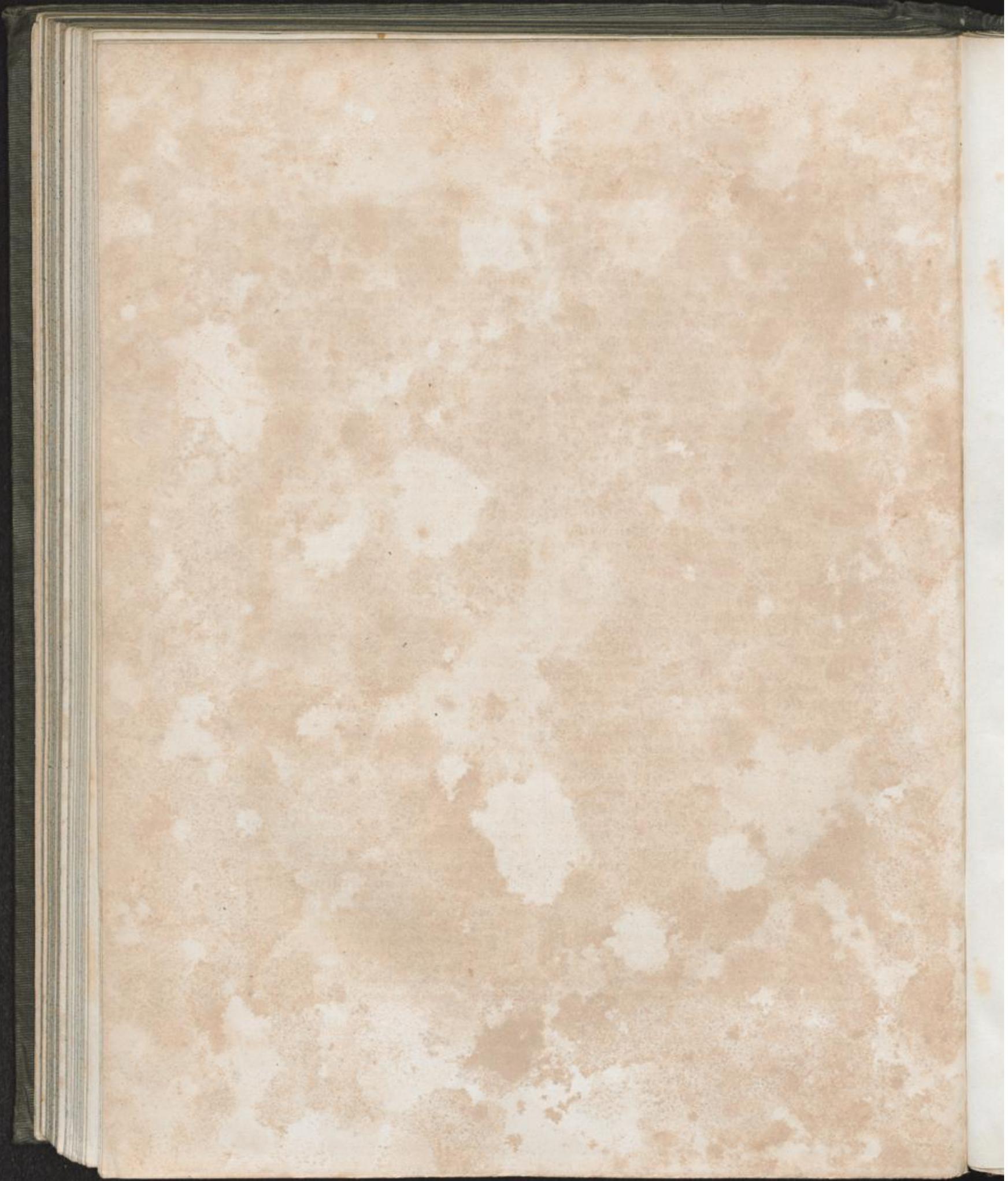


O. Fikentscher inv.

Lith. Institut. Arnz. & Co. Düsseldorf

Lucas.

(Märchen von Ludwig Bund.)



von der Wange fielen. Doch nach kurzer Zeit hatte ihn ein anderer Gedanke erfaßt; er trocknete seine Thränen, trieb die Herde zusammen und geradezu nach Hause. Bald stand er vor seinem verwunderten Herrn und mit aufgeregter Stimme sagte er zu diesem: „Herr, ich kann nicht bei Euch bleiben; ich will in die weite Welt reisen und mein Glück probiren!“

Sein Herr sah ihn mit großen Augen an. Er ließ ihn ungern ziehen, denn er war brav und konnte gut mit der Herde umgehen, und da er ihm dieses nicht merken lassen wollte, machte er ihm Vorwürfe, daß er seine Mutter verlasse. Doch kein Zureden und kein Vorwurf konnte den Lucas halten; der Pächter gab ihm endlich den rückständigen Lohn und wünschte ihm Glück auf den Weg. Mit eiligen Schritten ging Lucas zu seiner Mutter, doch als er sich ihrer Wohnung näherte, fiel es ihm plötzlich aufs Herz, daß sie fertan allein stehen würde, und bei dem Gedanken blieb er zögernd an der Pforte stehen.

Aber die Hoffnung, für sie wie für sich das Glück zu finden trieb ihn hinein zu gehen. Er trat vor seine Mutter. Leicht erkannte diese aus seiner Unruhe und aus seinem ganzen Wesen, daß er etwas Besonderes auf dem Herzen hatte, und als sie ihm fest ins Auge sah und dann zutraulich bei der Hand faßte, da gestand er mit abgewandtem Gesichte seinen Plan.

Im ersten Augenblicke stand die Mutter vernichtet da; Thränen rollten über die gefurchten Wangen, dann, nach einem tiefen Seufzer sprach sie: „mein Sohn, wie du es willst; ziehe hinaus! Gott wird dich beschützen und meine innigen Gebete begleiten dich!“

Schon nach wenig Tagen stand Lucas mit einem leichten Känzel, in dem er eine dürftige Wäsche und einige Geldstücke hatte, reisefertig da. Als die Sonne hinter den Bergen hervor kam, riß er sich schnell aus den Armen seiner weinenden Mutter, die ihn nicht loslassen wollte; er drückte sich den leichten Hut tiefer auf die Augen und eilte hinaus. Vor der Thüre wandte er sich noch einmal um und schloß die Mutter fest an die Brust; dann bog er schnell um die Hausecke und bald lag das Dorf hinter seinem Rücken. —

Eine geraume Zeit war vergangen; Lucas hatte noch immer seine Wanderlust nicht befriedigt. Er sah auf seiner Wanderschaft den Herbst schwinden, den Winter kommen und entfliehen und den neuen Lenz erwachen, und

immer zog er weiter hinaus, sang sich ein lustiges Liedchen und war guter Dinge. Dabei war seine Baarschaft bis auf drei Kreuzer zusammen geschmolzen; diese aber wollte er zum Andenken an seine Heimath nicht ausgeben.

So kam er eines Tages vor eine große Stadt, die rings von hohen Mauern umgeben war. — Das war die Residenz eines großen mächtigen Königs. — Als er durch das starke, dreifache Thor schritt, kam ihm ein altes Mütterchen entgegen, welches ihn um ein Almosen bat. Er gedachte seiner Mutter, die er auf der Wanderung stündlich vor Augen hatte, und eine Thräne drängte sich in sein Auge; alsbald griff er in seinem Säckel und gab der Alten seine so lang gesparten drei Kreuzer.

„Gottes Lohn!“ — sprach die Alte und freundlich lächelnd sah sie ihn an und drückte ihm fest die Hand.

Er schritt weiter, und als er die prächtigen Häuser sah, als er an den mit blendend weißen Marmorbildern besetzten großen Plätzen vorüber ging, da wurde ihm ordentlich bange zu Muthe. Schüchtern verfolgte er die langen Straßen und er wagte es kaum sich nach irgend einer Seite zu wenden, um etwas zu sehen; nur zuweilen, wenn ein Wagen an ihm vorüber rasselte, blieb er stehen und sah der stolzen Equipage und den schönen Pferden staunend nach. Endlich kam er an ein großes Gebäude, das rings von einem freien Plage umgeben war. Gesang und Jubel schallte ihm aus allen Fenstern entgegen, und lange sann er nach, was dort wohl für lustige Menschen wohnen möchten. Er blieb stehen und sah nach den Fenstern und hörte auf die Lieder, die darinnen gesungen wurden.

Da gewahrte er an dem weiten Portale des Gebäudes einen Mann, im bunten, blanken Rocke, mit Säbel und Muskete bewaffnet, eine Bärenmütze auf dem Kopfe, der ruhig auf- und niederging. „Aha! — sagte Lucas vor sich hin — da wohnen gewiß die Herren Soldaten!“ — Nun richtete sich seine ganze Aufmerksamkeit auf den glänzenden Mann am Portale

Der, als er sich beobachtet sah, strich seinen langen, schwarzen Schnurbart, warf sich in die Brust und ließ seine Muskete so recht in der Sonne spielen, und nach und nach kam er dem Lucas, so weit er durfte, näher.

Dem Lucas strahlten die Augen vor innerer Lust; aber es faßte ihn ein Staunen, als plötzlich aus dem Portale ein ganzer Haufe ebenso blanker, gepuzter Männer kam, die sich in langen, schnurgeraden Linien auf dem Plage

auffstellten. Sein Herz pochte laut, als die ganze Schaar sich jetzt auf den Ruf eines Einzigen drehete und wendete und mit der Muskete, wie mit einem Fangball spielte.

In der Nähe des Lucas hatten sich vor und nach eine Menge Zuschauer eingefunden; doch er hatte sie alle nicht bemerkt, er hatte nur für die Soldaten Sinn und war so begeistert, daß er mit Hand und Fuß alles nachmachte was die Schaar ausführte, wobei er seinen Reifestecken als Muskete benutzte. Er nahm es gar nicht wahr, daß die Umstehenden über seine seltsamen Bewegungen herzlich lachten.

Endlich rückten die Soldaten wieder in das große Haus, und nur der, welcher vorhin so laut gerufen hatte und einige alte Graubärte blieben auf dem Platz zurück. Da ging auch Lucas von seiner Stelle; aber nicht die Straße hinunter, sondern geradezu auf den Platz, wo die Gruppe stand. Mit dem Hute in der Hand ging er kühn auf den Anführer los und dreist und laut sagte er, daß es alle hören konnten: „ich will auch Soldat werden!“ —

Man maß ihn vom Kopf bis zu den Füßen; der Anführer aber trat ihm näher, nickte ihm freundlich zu, prüfte die Stärke seiner Arme mit einem kräftigen Griffe und frug nach seinem Namen. „Lucas,“ antwortete er fest, und ein Lächeln flog über die Gesicht der Graubärte. Der Anführer hatte Gefallen an ihm; er klopfte ihm wohlwollend auf die Schulter und gab ihm mit dem Handschlage den Werbegroschen.

Nun wurde er einem der Graubärte übergeben, der ihn in das große Haus und zwischen die blanken, singenden Soldaten führte, in deren Mitte er bald fröhlich und singend saß; und jetzt glaubte er das Glück gefunden zu haben.

* * *

Es war große Parade; der König wollte seine Soldaten mustern. Musketen und Säbel und Knöpfe waren so blank, als ob alles von purem Gold und Silber gewesen wäre.

Auch Lucas stand mit in der Reihe; wie sich das Volk so drängte und wie er Alles so gepußt erblickte, da dachte er oft: „wäre deine Mutter doch hier; wie würde sie sich über die Pracht und über ihren Sohn freuen.“

Der König kam; alle seine Prinzen und Prinzessinnen und viele Fürsten und Ritter folgten ihm zu Rosse und zu Wagen. Mit einem lauten „Hurrah!“ wurden sie empfangen und der Jubel währte fort, als der König mit

seinem Gefolge die Reihen entlang ritt. Die Trommeln wirbelten dazwischen und die Musik schmetterte, daß es weit in der Runde wiederhallte. Und das dauerte so mehrere Stunden hinter einander.

Als die Parade beendet war, mußte Lucas auf Wache ziehen; er kam als Posten vor ein kleines wunderschönes Schloß, das von einer Zauberin bewohnt war.

Die Zauberin hatte dem Könige einst das Leben gerettet, als er an einer unheilbaren Krankheit darniederlag, und dafür ließ ihr der König aus Dankbarkeit später das prächtige Schloß erbauen. Die Zauberin war gut und außerordentlich mittheilig und nur schlechten Menschen war sie unhold. Man liebte sie allgemein und sogar die Prinzessinnen besuchten sie oft in dem schönen Schlosse. Aber sie fiel bald in die Ungnade des Königs, als sie der schönsten Prinzessin die Zauberkunst lehren wollte. Er verbannte sie in das Schloß, verbot ihr dasselbe nie mehr zu verlassen und seinen Besuch zu empfangen. Das Schloß aber ließ er mit einem breiten, wassergefüllten Graben umziehen und eine schmale goldene Brücke führte über diesen ins Schloß.

Da nun aber die Zauberin trotz ihrer Macht das Schloß nicht anders als über die Brücke verlassen konnte, so glaubte der König sie stark genug bewacht, wenn er eine Schildwacht vor die Brücke stellte, der ihr den Uebergang verwehrte.

Aber der König irrete sich; die Zauberin lachte seinem Verbote, denn täglich wußte sie die Soldaten zu täuschen und in immer anderer Gestalt verließ sie täglich das Schloß. Sie rächte sich auch am Könige für sein ungerechtes Verfahren gegen sie; kaum war sie aus dem Schlosse, so eilte sie nach dem Ballaste des Königs, und wo er sich auch aufhielt, wie er sich auch verbergen mochte, überall fand sie ihn, und wenn sie ihm gegenüber stand, fing sie so fürchterlich grausig zu lachen an, daß sich seine Haare vor Grauen empor hoben. Später ging sie ruhig und gelassen in ihr Schloß zurück. — Die Schildwacht wurde dann immer streng mit Arrest und Prügel bestraft, und keiner der Soldaten ging ohne Furcht auf den gefährlichen Posten.

Lucas war das erstemal hier und überhaupt auf Wache. Er hatte noch nicht lange gestanden; er dachte eben nach, was er thun sollte, wenn die Zauberin erscheine, denn er war von allen Seiten auf die Klugheit derselben aufmerksam gemacht, da sah er plötzlich aus den offenen Thoren des Schlosses ein

liebliches Kind kommen, das erst schüchtern um die Blumenbeete vor dem Schlosse ging, dann aber lustig bis auf die Brücke sprang. Er nahm sich vor, das Kind mit einem tüchtigen Scheltworte zurück zu treiben, denn ihm ahnte wohl, daß die Zauberin unter der schönen Form verborgen war.

Das Kind kam näher und näher; jetzt war es nur noch einige Schritte von Lucas entfernt, da blieb es plötzlich stehen, sah ihn an, lächelte ihm freundlich zu und ging ruhig ins Schloß zurück. Lucas sah ihm erstaunt nach; er glaubte nun die Zauberin werde bald in anderer Gestalt erscheinen und die Flucht um so kühner versuchen, aber er täuschte sich: die Pforte des Schlosses, die hinter dem Kinde zugemacht wurde, blieb den ganzen Tag verschlossen, und während der Nacht hörte er eine wunderbare Musik, die ihn munter erhielt und ganz froh und glücklich machte.

Am andern Morgen wurde Lucas von seinem Posten abgelöst und zum Könige gerufen. Mit Furcht und Zagen ging er hin, denn er glaubte, die Zauberin habe das Schloß trotz seiner Wachsamkeit dennoch verlassen.

Aber der König hatte die Zauberin nicht gesehen und dachte, daß er das der Klugheit des Postens zu verdanken habe, deshalb lobte er diesen über alle Maßen und gab ihm noch vieles Gold.

Kaum hatte Lucas den Ballast des Königs verlassen, da wurde der König schon wieder durch das entsetzliche Lachen der Zauberin gequält. Die Soldaten wurden noch strenger bestraft; aber es half nicht, die Zauberin erschien alle Tage, bis Lucas zum zweitenmale als Posten vor die Brücke kam.

Dieses Mal glaubte er nicht so glücklich zu sein. Traurig stand er auf seine Muskete gestützt; er gedachte erst eine lange Zeit seiner Mutter, dann der Strafen, die seine Kameraden erlitten hatten, und im Geiste fühlte er schon die harten Prügel auf seinem Rücken.

Als er so stand und mißmüthig nach dem Schlosse schaute, öffnete sich leise die Pforte und ein kleines, schwarzes Hündchen kam vorsichtig heraus geschlichen. Lucas stellte sich schnell mit der Muskete bereit, um mit einem Schläge oder Stöße das verzauberte Thier zurück zu jagen. Bald war das Hündchen ihm nahe; schon holte er zum Schläge aus, da blieb das Thier plötzlich stehen, sah ihn mit leuchtenden Augen an, wedelte mit dem Schwanz und ging ruhig ins Schloß zurück.

Wieder blieb den Tag über die Pforte verschlossen, und als der Abend kam und

während der Nacht hörte Lucas wieder die liebliche Musik. — Als Lucas am andern Tage von Wache nach Hause kam, schickte ihm der König eine goldene Kette und ließ ihm vor allen Kameraden öffentlich danken.

Bald kam Lucas zum drittenmale auf den gefährlichen Posten; wiederum war in der vergangenen Zeit keiner seiner Vorgänger ohne Strafe davon gekommen und deshalb schlug ihm jetzt das Herz vor Erwartung hoch in der Brust.

Das Schloß war wie ausgestorben, nichts regte sich in demselben und diese Todtenstille theilte sich der ganzen Umgegend mit. Als die Sonne bereits gesunken war, wurde es jedoch lebendig umher, und in dem Schlosse regte es sich geheimnißvoll und bald sah Lucas den hellsten Lichtglanz aus allen Fenstern strömen. Jetzt erst spannte er seine Aufmerksamkeit. Plötzlich öffneten sich die Flügelthüren des Schlosses und heraus kam eine alte, grauhauptige Frau, die langsam auf die Brücke zuschritt.

Lucas blieb ruhig stehen. „O, — dachte er — die läufst mir nicht so schnell davon!“ Die Alte kam langsam heran und als sie ihm auf einige Schritte nahe war blieb sie stehen und sah ihn lange schweigend an. Endlich sprach sie: „du kennst mich nicht? ich aber kenne dich genau, und gewiß kennest du auch mich wieder, wenn ich dir diese drei Kreuzer zeige!“

Jetzt wurde es dem Lucas hell im Kopfe; er erkannte in der Alten dieselbe wieder, der er beim Einritte in die Stadt die drei letzten Kreuzer gab und furchtsam und scheu blickte er zu ihr empor. Die Alte merkte es und sprach: „ich bin diejenige welche man hier bewacht, ich bin die Zauberin; doch fürchte dich nicht, dir laufe ich nicht davon! — du bist ein braver Bursche und wirst einst noch recht glücklich werden.“

Nun faßte Lucas Zutrauen zu der Alten und mit gerührter Stimme sprach er zu ihr: „wie soll es kommen, daß ich glücklich werde?“

Die Zauberin sprach: „das warte ab!“ — Hierauf gab sie ihm eine glänzende Feder und eine duftende Blume, worauf sie weiter sprach: „derjenige, welcher diese Blume von dir bekommt, wird mit inniger Liebe an dich gefesselt sein, und so lange du diese Feder besitzest, wird keine Krankheit dich befallen! Hüte sie wohl und gedenke mein!“ — Hiermit wandte sie sich dem Schlosse zu. An der Pforte winkte sie noch einmal, dann schlossen sich die Flügelthüren und Lucas war allein. Die liebliche

Musik erschallte und schwirrte die ganze Nacht um ihn herum.

Am nächsten Morgen glaubte er, alles sei ein Traum gewesen, doch Feder und Blume, die er an seine Brust gesteckt hatte, kündeten ihm die Wahrheit.

Kurze Zeit vorher, ehe er abgelöst wurde, ging die schönste der königlichen Prinzessinnen mit ihrem Gefolge spazieren. Sie kam an dem Schlosse der Zauberin vorbei, das sie seit der Verbannung derselben nicht gesehen hatte. Sie wollte eilig vorüber gehen, da gewahrte sie plötzlich den Lucas an der Brücke und die schöne Blume und Feder an seiner Brust. Sie blieb stehen und sah den Lucas prüfend an.

Lucas fuhr zusammen, die Schönheit der Prinzessin war ihm bis ins tiefste Herz gedrungen. Er wußte nicht, daß sie die Königstochter war, doch er mußte sich abwenden, denn ihre Augen schienen ihn zu durchbohren.

Endlich redete die Prinzessin ihn an und bat um die schöne Blume. Lucas hatte bereits die Zauberin und alle ihre Worte vergessen; es schwindelte ihm im Kopfe, er fühlte nichts, dachte nichts, er zog die Blume mit der Feder zugleich von der Brust und reichte sie der Prinzessin. Diese ging dankend davon, Lucas blieb träumend zurück und nach kurzer Zeit weckte ihn das „Abgelöst!“ aus seinem Sinnen.

Die ganze Residenz war in tiefer Trauer: die schöne Prinzessin war krank, und keiner der vielen gelehrten Doctoren, die herbei gerufen wurden, wußte Rath; diese konnten nicht einmal den Grund ihrer Krankheit ermitteln, nur sie und die Zauberin kannten ihn.

Die Zauberblume, die sie von Lucas bekommen, hatte ihr die Krankheit gebracht. Sie litt am Herzen: sie liebte den armen Soldaten mit aller Gluth, und da sie sich selbst sagte, daß sie ihm für immer entsagen müßte, erlag sie dem Gefühl.

Auch Lucas kam in Gefahr: er hatte den Rath der Zauberin nicht beachtet, indem er die Zauberfeder von sich gab, und dafür erschien auch bald der durch sie abgehaltene Feind.

Gleich nachdem Lucas zum drittenmale von seinem Posten kam, ließ ihn der König abermals zu sich rufen. Er beschenkte ihn reich und machte ihm den Vorschlag, daß er für Lucas ein Häuschen an die Brücke erbauen lassen wolle, worin jener wohnen sollte, um der Zauberin für immer den Uebergang über die Brücke zu verwehren.

Lucas war ganz mit dem Wunsche des

Königs einverstanden. Aber noch in dem Gemache des Königs wurde der Plan vereitelt: Lucas fiel plötzlich besinnungslos zu Boden und konnte nur durch die größte Mühe wieder zu sich gebracht werden. Sein Zustand erlaubte es nicht, daß er nach dem Soldaten-Spital gebracht werden konnte, deshalb wurde er auf den Befehl des Königs auf ein Zimmer des Schlosses gebracht, und alle die gelehrten Doctoren, welche die Prinzessin behandelten, mußten auch ihn sogleich besuchen.

Der König härmte sich nun doppelt, denn er hatte den Lucas liebgewonnen. Als er eines Tages bei der kranken Prinzessin, die sein Liebling war, am Bette saß, erzählte er dieser von dem Zufalle, der den Lucas so plötzlich getroffen. Die Prinzessin horchte auf; sie fand nach der Beschreibung des Königs sogleich in dem Kranken denjenigen wieder, den sie so sehr liebte. Sie weinte heftig, und da der König bat, entdeckte sie ihm Alles: der König gab ihr Hoffnung und von dem Tage an erholte sich die Prinzessin sehr schnell; bald war sie wieder ganz hergestellt und nun bekam sie leicht vom Könige die Erlaubniß den Lucas zu besuchen und zu pflegen.

Aber der Zustand des Lucas wurde mit jedem Tage bedenklicher und schlimmer; alles nur Mögliche wurde aufgeboten, aber es war vergebens — eines Morgens fand man ihn starr und todt auf seinem Lager. —

Da war nun ein überaus großer Jammer im Schlosse, und die Trauer der königlichen Familie theilte sich der ganzen Stadt mit. Der König beklagte laut und aufrichtig den Verlust, die Prinzessin verschloß sich in das einsamste Gemach und verschmähte Speis und Trank, und die Einwohner der Residenz schlichen still und stumm durch die öden Straßen.

Die Leiche des Lucas wurde in kostbare Gewänder gehüllt und mit großer Pracht umgeben in einem Saale des Schlosses öffentlich ausgestellt; in der Stille wurde Alles zu einem glänzenden Begräbniß vorbereitet.

Da kam am selben Tage, als Lucas begraben werden sollte, ein altes, greises Mütterchen ins Schloß und bat um die Gnade, den König zu sprechen.

Das war die Mutter des Lucas. Sie hatte ihr Dorf vor langer, langer Zeit verlassen, weil ein schrecklicher Traum, der ihr drei Nächte hintereinander erschienen war, nicht Ruhe noch Rast ließ. An Leib und Seele krank hatte sie sich mühsam von Ort zu Ort geschleppt. Sie währte, daß ihr Sohn unglücklich sei, und wollte und mußte ihn finden.

Zwar wußte sie nicht wo, aber ein unbestimmtes, leitendes Gefühl zog sie rastlos weiter, bis sie endlich an die Thore der Residenz gelangte. Hier war ihr die Zauberin erschienen und hatte ihr Alles, bis auf den Tod von ihrem Sohne gesagt und sie bereitwillig zum Schlosse geführt.

Der König nahm die Alte huldreich und freundlich auf; doch als ihm diese sagte wer sie war und weshalb sie gekommen, da faßte ihn Schrecken und tiefer Schmerz. Langsam und schonend bereitete er sie auf den Tod ihres Sohnes vor, bis er ihr zuletzt auch diesen verkündete.

Die Alte schrie laut auf und verhüllte klagend ihr Gesicht. Die Prinzessin hatte den Schrei gehört; eine Ahnung durchflog ihr Herz und alsbald kam sie herzu und als sie vom Könige die Bestätigung ihrer Ahnung vernahm, tröstete sie die Alte und weinte mit ihr.

Nun wurde die Mutter, die den Sohn zu sehen begehrte, von dem Könige und der Prinzessin gestützt nach dem Saale geführt, und eine Menge Hofleute folgte schweigend nach.

Die Alte fiel schluchzend über die Leiche her und überschüttete sie mit heißen Thränen und Küßen, und zuletzt sank sie gebrochen und erschöpft am Lager nieder. Die Andern standen lautlos umher.

Da tauchte plötzlich zu Häupten des Todten die Zauberin aus dem Boden empor. Sie war in ein langes dunkles Gewand gehüllt und in der Hand trug sie einen frischen Rosenzweig. Alles wich erschreckt zurück.

Seit der Krankheit des Lucas war sie dem Könige nicht mehr erschienen; er glaubte ihren starren Sinn endlich gebrochen, und um so mehr überraschte ihn jetzt ihr plötzlicher seltsamer Austritt. Die Zauberin trat, der Mutter gegenüber, an die andere Seite des Lucas und strich diesem mit der Hand dreimal über die Stirn.

In diesem Augenblicke fingen die Pulse des Erstarrten wieder ganz leise zu strömen an, doch er blieb unbeweglich liegen; nur was um ihn her gesprochen wurde konnte er deutlich vernehmen.

Die Zauberin schwenkte den Rosenzweig nach den Versammelten und über die Leiche hin und sprach: „Seid getroßt, er wird erwachen, wenn er die Mutter zwischen vielen andern Weibern an der Hand erkennt!“

Die Mutter horchte freudig auf; sie klammerte sich beglückt an diese Hoffnung. Die Prinzessin aber erbebt. Der König suchte

mit scheuen Augen die Zauberin, doch diese war verschwunden, wie sie gekommen.

Nun ließ der König in aller Eile eine Menge Frauen und Jungfrauen in das Schloß bestellen, die sich auch bald zu dem wunderbarsten Schauspiel einstellten.

Ein großer Theil der Frauen war in schwarze Gewänder gehüllt, und diese alle bildeten für sich eine finstere Abtheilung; dagegen waren die anderen alle weiß gekleidet, und diese umgaben traurig, wie Engel des Lichts den Todten.

Die Mutter war nicht vom Lager des Sohnes aufgestanden, erst als die weiße Schar sich mehr und mehr versammelte, gesellte sie sich zu dieser. Der König mit der Prinzessin und der ganze Hofstaat hatte sich im Hintergrunde aufgestellt.

Es fing zu dunkeln an; die Lichter im Saale brannten bereits und eine tiefe, ernste Stille senkte sich allmählig auf den Raum hernieder. Man wartete noch und Niemand wußte warum. Da erschien wieder am Kopfe der Leiche die Zauberin, in derselben Weise wie am Morgen. Eine Weile stand sie da, unbeweglich, mit untergeschlagenen Armen, dicht in ihr Gewand verhüllt. Endlich gab sie mit dem Rosenzweige das Zeichen zum Anfange.

Plötzlich erklang eine unsichtbare liebliche Musik, in leisen Tönen, und die Frauengestalten, die weißen mit den schwarzen vermengt, umzogen in weiten und immer enger werdenden Kreisen die Bahre und faßten die Hand der Leiche. — Die Prinzessin lehnte, vor Furcht und Erwartung athemlos, auf den König; die Zauberin stand unbeweglich da.

Zwischen den schwarzen Frauen hatte sich ungesehen eine lange, hagere Gestalt geschlichen und diese hatte, sich immer vordrängend, schon dreimal die Hand gefaßt und dabei leise geflüstert: „ich bins! ich bins!“ — Doch Lucas blieb unbeweglich.

Zimmer neue Reihen kamen, schwellender und lauter wurde die Musik, und immer wieder drängte sich die hagere Schwarze flüsternd herzu; doch Lucas blieb unbeweglich.

Endlich kam die Mutter; inmitten zweier jungen Mädchen ging sie. Die lange Schwarze drängte sich noch einmal vor, doch Lucas rührte sich nicht. Die Knie der Mutter wankten, ihr Athem stockte und die Sinne drohten ihr zu schwinden; aber mit Miesenkraft hielt sie sich aufrecht, denn die Zauberin sah ihr forschend ins Auge. Jetzt war sie nahe, jetzt trat sie an die Leiche heran — die Prinzessin unter-

drückte einen Schrei und sank in die Arme des Königs — die Mutter faßte die Hand. — Da durchdrang es den Lucas so weich, so warm wie Himmelskuß und Kindesstraum; er drückte die Hand, die die seine erfaßt, er bebte und rang und plötzlich sich hoch aufrichtend rief er laut: „sie ist's!“ und er öffnete die Augen.

Und sie wars; die Mutter lag weinend und lachend zugleich an seinem Halse und beider Arme umschlossen sich fest und innig. Die Musik verstummte, die schwarzen Frauen flohen in wilder Hast aus dem Saale, die weißen aber bildeten einen Kreis um das Lager und theilten die Wonne der glücklichen Mutter.

Die Zauberin war verschwunden; ihr Rosenzweig aber lag auf dem Lager und alle die vorhin geschlossenen Knospen an demselben waren erblüht und entströmten süßen Duft.

Endlich erhob sich Lucas ganz vom Lager, aber noch immer hielt er die Mutter umfangen, und nur für sie hatte er Sinn und Gefühl.

Da führte auch der König die Prinzessin bei der Hand dem Geretteten entgegen; diese

hielt ihm lächelnd die Zauberblume hin, und nun erst erinnerte sich Lucas der Worte der Zauberin. Entzückt sah er der Prinzessin ins erröthende Antlig und voll Ehrfurcht küßte er den Saum des Gewandes.

Der König stand überlegend da; als ihn aber der feuchte, stehende Blick der Prinzessin traf, da schloß er den Lucas in seine Arme und legte seine Hand in die der Prinzessin. Die Rührung und Freude erfaßte alle Anwesende und diese jubelten laut: „es lebe der König! es lebe das glückliche Paar!“ —

Nun wollte der König der Zauberin die volle Freiheit wieder schenken, denn sie hatte Alles zum Besten geführt, doch sie war nirgend zu finden. Sie kam auch niemals wieder; ihre Sendung war vollbracht.

Nach kurzer Zeit wurde Lucas mit der schönen Prinzessin vermählt, und das glückliche Paar bezog das prächtige Schloß der Zauberin. Auch die Mutter des Lucas wohnte dort und alle drei lebten zufrieden und von dem Geiste der Zauberin beschützt bis an ihr Ende!

Drei Wünsche.

Märchen von Dr. Joh. Nep. Vogl.

Es war im Jahr der letzte Tag,
Der Schnee auf allen Giebeln lag,
Die Bäume hatten dicke Hauben,
Die Sträucher trugen weiße Trauben,
Der frost'ge Nordwind fuhr daher
Und wüthete die Kreuz und Quer,
Als wollte Fenster er und Thüren
Mit sich durch alle Lüfte führen.
Und wer daheim in seinem Haus,
Der wagte nimmer sich hinaus,
Und dankte Gott, daß ihm bescheert
Ein schirmend Dach, ein warmer Herd.
Und so auch saß die junge Hanne
Dabeim mit Löffeln ihrem Manne,
Doch fehlte es an Holz und Brot,
Denn bei den Beiden saß die Noth,
Die sich arglistig eingeschlichen,
Und nimmer wieder war entwichen,
Nun grämten sich die Beiden sehr,
Es war ihr Loos auch allzuschwer.

Allein vergebens war ihr Sinnen
Um Brot und Feurung zu gewinnen;
Da fuhr mit Eins der Löffel auf
Und sprach zu seinem Weib darauf:
Es ist der letzte Tag im Jahr,
Und morgen erster Januar,
Wie wär's, wenn wir trotz Schneegewühl,
Bestiegen dort den eis'gen Bühl,
Auf dem zu jeder Winterszeit
Schneekönig thront in Herrlichkeit,
Und ihm wie andern Venerirten,
Zum neuen Jahre gratulirten.
Noch weiß ich einen schönen Reim,
Wie Buttermilch und Honigseim,
Den unser Schulgehilf gedichtet,
Ob an den Gutsherrn gleich gerichtet,
So paßt er, ich versteh's zwar wenig,
Doch wie mich's dünkt, auch auf den König.

Ach, seufzte Hanne d'rauf, wer weiß,
Ob wir uns auch durch Schnee und Eis
Zu seiner Felsenklause finden,
Die ganz versteckt in Berggewinden.

Doch Löffel: Daran zweifle nicht;
Ich kenn den Pfad, auch ist's noch licht,
D'rum frisch daran nur, ohne Zagen,
Vielleicht, daß wir's zum Glücke wagen.

Und bald darauf sah man die Zwei
Hinan die Felsenadern klingen,
Doch gab es manch ein Ach dabei,
Und manch Erbangen und Ergrimmen.
Denn bald glitt Hanne mit dem Schnee,
Der kollernd in den Abgrund rollte,
Bald riß vom Boden los der Schlee,
D'ran Löffel sich erhalten wollte,
Bald sanken bis an's Knie sie ein,
Und konnten nur mit Mühe weiter,
Bald rißte blutig sie ein Stein
Auf ihrer fels'gen Jakobsleiter.
Schon wollte Hanne fast verzagen,
Als Löffel rief: Wir sind am Ort,
Schon sehe ich die Klause dort,
Nun laß uns frisch das Letzte wagen!

Jetzt hatten sie die Luft erreicht,
Die schrecklichste, wie Jedem deucht,
Denn dichtes Dunkel starrte d'raus
Gespenstisch auf das Paar heraus,
Aus dem zuweilen grausenvoll
Ein seltsam wirres Tönen scholl,
Indeß von Ranken, wie von Schlangen,
Der Rand der Höhle war umfangen,
So daß man zweifelhaft dabei
Das Welche es von Beiden sei.

Da sanken auf das Knie zugleich
Die Beiden hin, von Schrecken bleich,
Und starrten lange vom Gestein
In's schaurig finst're Grab hinein.
D'rauf aber raffte allen Muth,
Der je ihm noch bewegt das Blut,
Der Löffel allgemach zusammen,
Und dachte sich: In's Himmelsnamen,
Und rief hinunter in den Schlund
So laut noch jemals rief sein Mund:
Verzeihe uns, großmächt'ger König,
Daß wir dir nahen unterthänig,
Doch zog ein inn'rer Drang uns her
Und ging es auch mitunter schwer,
Ja selber jezuweil auf Bierem,
So ließen dennoch wir nicht ab
Zu klettern wie im Berg der Knapp,
Um Dir allhier zu gratuliren,

Zu End' ist heut des Jahres Lauf,
D'rum nimm die Wünsche gnädig auf,
Wir wünschen, daß von heute an
Dir Frau Fortuna unterthan,
Wir wünschen, daß zu jeder Stund'
Du wohlauf bleibest und gesund,
Wir wünschen, daß an keinem Tag
Das Geld im Säckel fehlen mag,
Wir wünschen, daß in jedem Mond
So Zank als Zwietracht dich verschont,
Wir wünschen: Stets nur Sang und Neben
Wir wünschen: Frohsinn immerdar,
Und daß du mögst noch länger leben
Im neuen wie im alten Jahr.

Und kaum als dies der Löffel sprach,
So schmettert schon ein Donnerschall,
Der in den Felsen hundertfach
Nachdröhnt mit lautem Wiederhall,
Und vor den Beiden plötzlich steht
Die winterliche Majestät.

Um den gewalt'gen Körper fließt
Aus Schneegestock' ein Hermelin,
Und wie Smaragde und Rubin
Der Gürtel blüht der ihn umschließt.
Eiszapfen, die der Firn geraubt,
Als Krone ragen um sein Haupt,
Und von Kristall einzepter trägt
Die Rechte, wie's ein König pflegt.
Doch sind noch hinter seinem Rücken
Zwei plumpe Kegel zu erblicken,
In Helm und Harnisch eingezwängt,
Wie's scheint aus Eis und Schnee gemengt,
Mit vorgestreckten Hellebarden,
Zwei Leibtrabanten von den Garden.

Schneekönig schaut die Knie'nden an,
Und spricht mit großer Huld sodann;
Zum Jahreswechsel habet ihr
Mir manch ein Dummes dargebracht,
Doch sag' ich meinen Dank dafür,
Und da es steht in meiner Macht,
Will ich drei Wünsche euch gewähren,
Doch mögt was Kluges ihr begehren,
Denn leider ist es meistens so,
Daß, wenn die Menschen das erlangen,
Was sie am Sehnllichsten verlangen,
Sie selten werden d'rüber froh.
D'rum überlegt und prüft genau,
Was euch von Nutzen könne sein,
Erwägt das Wahre von dem Schein,
Denn der Versuchter ist oft schlau.
Doch braucht ihr darum nicht zu eilen,
Ich gebe euch drei Stunden Zeit,
Doch seid nach dieser Frist bereit,
Mir eure Wünsche mitzutheilen.

Wohl überströmte da von Dank
Der Beiden Mund, als plötzlich wieder
Schneekönig in die Klust verfant,
Und Nacht sich schlang um seine Glieder,
Und schon auch sind wie er verschwunden,
Die hinter ihm als Wache stunden.

Wohl rafften d'rauf die Beiden sich,
Von Freud' durchdrungen innerlich,
Empor, und suchten von der Klause
Den Rückweg nach dem fernen Hause.

Jetzt heißt es, sagt nach einer Weil'
Der Löffel, sich zusammennehmen,
Daß Lohnendes uns wird zu Theil,
Und wir uns hinterher nicht grämen.
Spricht Hanne: Besseres als du,
Daß wünsch' ich sicherlich, ich wette!
Si, lachte Löffel, sieh nur zu,
Ich wollt', daß ich schon 's Rechte hätte.
Wie wär' es, wir verlangten Geld,
Recht viel, so gleich in ganzen Scheffeln.
Nicht doch, spricht Hanne d'rauf zu Löffeln.
Ich wünsch' ein Schloß mit Wald und Feld,
Ein Schloß, ruft Löffel, ei fürwahr,
Ein Schloß allein? das wäre rar,
Um voll Langweile d'rinn zu fauern?
Da wähl' ich lieber eine Stadt,
Die viele schöne Häuser hat,
Und hohe Thürme, starke Mauern.

Spricht Hanne: Si, der Superflug!
Da glaubt er schon, es wär' genug
Und würde uns für immer frommen.
Kannst du schon eine Stadt bekommen,
So wünsch' dir doch lieber gleich
Ein ganzes großes Königreich,
Mit Kron und Zepter könnten drinn
Als König und als Königin
Wir Beide dann herumspazieren,
Und essen, trinken, und regieren,
Mit solchen und mit andern Reden,
Gewunden aus denselben Fäden,
Gelangten sie, vom Nordgebraus
Durchwühlt, zuletzt zu ihrem Haus.

Doch als die Thür sie aufgethan,
Wie wehte sie's so frostig an,
Der Ofen starrte, ohne Feuer,
Auf sie, ein schwarzes Angeheuer,
Wie ein Gerippe sah der Schrein
Hervor, in dem nicht Trank noch Wein.

Da sank mit unmuthsvollem Sinn
Auf einen Stuhl Frau Hanne hin,
Und seufzte d'rauf, voll Unbedacht:

O hätte ich doch nur zur Nacht
Jetzt eine Schüssel von dem Kraut,
Wie wir im vor'gen Jahr gebaut.

Doch kaum dieß Wort vom Mund erscholl,
Ein feiner Duft durch's Zimmer quoll,
Und eine Schüssel voll mit Kraut
Frau Hanne auf dem Tisch erschaut.
Wie nur erschrickt Frau Hanne da,
Als sie vor sich das Wunder sah;
Schon ist der erste Wunsch erfüllt.
Den sie im Leichtsinne ausgesprochen;
Sie meint, ihr sei das Herz durchstochen.

Doch außer sich der Löffel brüllt:
So wünschste ich, die Wurst dazu
Hing dir zugleich auch an der Nase!

O unheilbringende Gertase!
Denn schon erfüllt in selbem Nu
Ward auch der zweite Wunsch, vor Schrecken
Vermag kein Glied er auszustrecken.

Frau Hanne läuft zum Spiegelscherben,
Und schaut darein — und glaubt zu sterben,
Ihr Antlitz ist zum Tod erblaßt,
Denn eine Wurst, zwei Spannen fast,
Die längste unter allen Längen
Sieht sie an ihrer Nase hängen,
Und ringt die Hände, schreit und weint,
Fast ihr Verstand verloren scheint.

Sie rennt wie toll herum im Zimmer,
Mit Zorngekreisch und mit Gewimmer,
Verwünschet vor Allem ihren Mann,
Und schilt ihn: Tropf und Pavian,
Und Weiberschänder und Tyrann,
Und sinkt, von Wuth und Schmerz verzehrt,
Zulezt ohnmächtig hin zur Erd'.

Nun fällt mit Jammerschrei das Haus
Der Löffel selbst und streckt die Hände
Gleichwie ein Meilenzeiger aus,
Und ruft verzweiflungsvoll am Ende:
O König, höre und erbarme
Dich jetzt nur, und befrei' die Arme
Von der verdammten Wurst, die ich
Ihr angewünscht so freventlich!

Und wieder schallt ein Donnerschlag,
Ein Blitz umleuchtet Haus und Hag,
Und abermals vor Beiden steht
Schneekönigs hohe Majestät,
Begleitet von den Leibtrabanten,
Umbligt von hellen Eisbrillanten,
Doch ist zur selbigen Sekunden
Die Nase auch der Wurst entbunden.

Ihr seht, darauf der König spricht,
 Ich warnte euch vergebens nicht,
 Denn vorlaut habt ihr alle Beide
 Gewünscht, was euch gereicht zum Leide,
 So, daß von Angst und Neu' getrieben,
 Euch nur noch übrig ist geblieben
 Der dritte Wunsch, um aufzuheben
 Durch ihn, was Schlimmes sich begeben.
 Beherzigt darum, was geschah,
 Nicht immer ist Schneekönig nah,
 Doch daß sich eurer Harm mög lindern
 Nehmt dieß Geschenk zum neuen Jahr,

Es wird ins künftige euch mindern
 Die Noth, die euer Quäler war.
 Hinwirft er d'rauf den beiden Gatten
 Noch einen Säckel voll Dukaten,
 Und war das Glück seit dieser Stund'
 Bei unserm Ehepaar eingelehrt.
 Und was den Beiden ward bescheert,
 Ein Saame blieb's auf gutem Grund.
 Drum hegten sie in ihrem Sinn
 Den Wunsch allein nur fürderhin:
 Es möchte stets des Herren Walten
 Ihr häuslich stilles Glück erhalten.

Sagen.

Von Dr. Mannhardt.

Der Schatzgräber.

In der Nähe von Gonih an der Straße nach Waldenberg liegt ein mächtiger Granitblock. Daß unter diesem Stein ein Schatz verborgen liege, hatte der Zimmermeister Maschne aus Gonih, der alle solche Stellen um die Stadt sehr wohl kannte, ausgemittelt. Schon oft hatte er versucht, den Schatz zu heben und war mehr als einmal dem Ziel seiner Wünsche nahe gewesen, aber immer hatte der Teufel ihm einen Querstrich durch die Rechnung gemacht. Eines Sonnabends zur Nachtzeit machte er sich wieder auf den Weg. Unter dem Mantel trug er die nöthigen Geräthschaften, mit denen es ihm in kurzer Weile gelang, einen Graben bis unterhalb des Steines zu ziehen und nach geraumer Zeit schlug der Spaten ganz deutlich auf den kupfernen Kessel, der das Geld enthielt. Zu seinem großen Leidwesen mußte er sich jedoch

in der Zeit verrechnet haben, denn es war zusehends heller geworden und auf der Straße zogen Wagen und Fußgänger zur Kirche. Zuerst achtete er nicht auf sie, da sie aber mit Fingern auf ihn wiesen, wandte er sein Angesicht von ihnen ab. Es wurde immer lichter und lichter, und immer mehr Leute zogen des Weges, ja bekannte Stimmen riefen ihn beim Namen. Da hüllte er sich in seinen Mantel und rannte querfeldein.

Nach langem Umwege fand er sich auf dem Lehberge über der Stadt zurecht. Inzwischen hatte es wieder gedunkelt und schon umgab ihn stockfinstere Nacht. Er stand einen Augenblick still, darüber betroffen. Da schlug die Thurmuh'r vier Viertel und dann einen Schlag. Es war ein Uhr nach Mitternacht. Im tiefsten Dunkel tappte er zur Stadt zurück.

Die Beschwörung.

In Danzig lebte ein reicher Rathsherr, dessen schöne und tugendreiche Gemahlin in der Blüthe der Jahre von seiner Seite gerissen wurde. Der Witwer versank in Mismuth und Trauer und zog sich von allen Staatsgeschäften zurück und hatte nur den einen Wunsch, seine Gattin noch einmal im Leben zu sehen. Einst kam ein italienischer Schwarzkünstler

nach Preußen und dieser versprach ihm die Erfüllung seiner Wünsche möglich zu machen. Nachdem in einem Saale die nöthigen Anstalten getroffen waren, hieß er ihn das ganze Gesinde aus dem Hause entfernen. Die Dienerschaft benutzte den bewilligten Urlaub sehr gern, mit Ausnahme eines alten Dieners, der von dem Vorhaben seines Herrn einige

Ahnung hatte und denselben in einer so gefährlichen Sache nicht allein lassen wollte. Er versteckte sich in einem Nebenzimmer. Der Zauberer zog einen Kreis und begann seine Beschwörung. Aber keine Erscheinung wollte sich zeigen. Da argwohnte er, daß Jemand im Hause versteckt sein müsse, und bald fand man den treuen Diener im anstößenden Gemache verborgen. An einem andern Tage wurde die Dienerschaft zum zweiten Male fortgeschickt und auch der Alte entlassen. Derselbe fand jedoch Gelegenheit durch eine offene Bodenlücke in das Haus zurückzukehren. Wieder blieb die Beschwörung erfolglos, und nach kurzem Suchen wurde die Ursache entdeckt. Der Rathsherr, welcher den treuen Diener nicht kränken wollte, verschob die Handlung auf einen dritten Tag, nachdem er zuvor jeden Zugang zum Hause sorgfältig verschlossen und jedes lebende Wesen aus dem Hause entfernt hatte. Aber auch diesmal kam kein Bild zum Vorschein.

„Darf ich das lebende Wesen welches noch im Hause ist, tödten? fragte der Nekromant? Du darfst es, antwortete der Rathsherr, denn er meinte, nur eine Kaze könne seinem Glücke noch im Wege sein.

Der Zauberer sprach einige Worte und mit dumpfem Krach fiel der treue Alte, der zum Rauchfang herein gestiegen war, kopflos den Kamin herab. Tief erschreckt schaute der Rathsherr ihn an, als mit einmal seine junge Gattin hold und lieblich wie sie im Leben gewesen, aber trauernden Antlitzes in den Kreis trat. Er öffnete die Arme gegen sie, da aber trat sie zurück, blickte ihn wehmüthig an und war verschwunden. Willst Du noch Jemand sehen? fragte der Beschwörer. „Adam und Eva, die Ureltern aller Lebendigen,“ antwortete der Rathsherr, welcher vor Aufregung kaum wußte, was er gesprochen. Sie erschienen, hohe hehre Gestalten von wunderbarer Schönheit.

Sie traten bis an den Rand des Kreises vor und hoben drohend den Finger, zürnend weil er sie aus eitlem Neugier in ihrer Grabdrube gestört hatte. Ein Schauer durchfuhr seine Glieder und als der Beschwörer wiederum fragte, ob er noch Jemand zu sehen begehre, verlangte er, seiner Sinne nicht mehr mächtig, „Witold den Lithauer Fürsten“ zu sehen, der jüngst in tapferm Kampf die Ordensritter besetzt hatte. Kaum war das Wort gesprochen, als man

Pferdegetrappel auf der Treppe vernahm und in blauer Rüstung der Lithauerfürst mit gezogenem Schwert in den Kreis sprengte. Er ritt grade auf den Rathsherrn zu, der mit dem Ausruf „Jesus Maria!“ leblos zusammensank. Die Erscheinung war im nämlichen Augenblick durch die klirrend zerbrechenden Fenster verschwunden, das Haus von Stund an den Geistern verfallen. Es erhielt zur Erinnerung den Namen „Adam und Eva“; auf die Hausthür bildete man in prächtiger Schnitzerei den ersten Sündenfall ab. Seit jener Zeit wagte kein Mensch in dem verrufenen Hause zu wohnen. So oft man versuchte die Fenster wieder herzustellen, fand man sie stets am andern Morgen von unsichtbarer Hand wieder zerbrochen. Wer es jedoch über sich gewann, eine Nacht an dem Orte der traurigen Begebenheit zu verweilen, fand am andern Morgen eine mit Goldstücken gefüllte Börse neben sich liegen. Damit war jedoch eine Bedingung verknüpft. Er mußte das Geld am Abend bis zum letzten Heller für sich selbst verbraucht haben. Ein nichtsnutziger Tagelöhner hörte einmal hiervon, machte einen Versuch und erprobte ein Viertel Jahr lang das Wunder der Stätte. Er ergab sich dem schändlichsten Schwelgerleben. Einmal aber wußte er vor Uebersättigung nicht aus noch ein und behielt einen Dreier. Da drehten ihm die Geister, als er zum gewohnten Nachtlager heimkehrte, den Hals um. Als 1807 — 1815 die Franzosen in Danzig lagen, richteten sie das Haus „Adam und Eva“ zur Kaserne ein, wurden aber von den Geistern durch nächtlichen Lärm sehr bald daraus vertrieben. Noch in neuerer Zeit ereignete sich der folgende Vorfall:

Der jetzige Besitzer des Hauses ließ die alten herrlichen Holzschmuckwerke herausreißen und das Erdgeschos, welches allein man zu betreten wagte, für eine Conditorei herrichten. Bei dieser Gelegenheit blieb ein Maurer nach der Mittagsstunde bei der Arbeit, als alle seine Mitgesellen schon fortgegangen waren. Da hört er aus der rechten Mauerecke eine warnende Stimme, die ihm verbietet zwischen 12 und 1 Uhr zu Mittag wie Mitternacht im Hause zu weilen. Er achtet der Warnung nicht, und verweilt am nächsten Tage wiederum länger als die übrigen Arbeiter im Bau. Da bricht ein Brett unter seinen Füßen in Stücke und er sinkt zerschmettert vom Gerüste auf den Boden.

Rübezahl.

Märchen von Elisabeth Grube geb. Diez.

„Alles wiederholt sich nur im Leben,
Ewig jung ist nur die Phantase!“ —

Dieser dichterische Spruch unseres großen Friedrich von Schiller erklang in meiner Seele, als ich vor einiger Zeit in alten vergilbten Papieren kramte und darin eine Begebenheit ausgezeichnet fand, die in ihrem wunderbaren Gepräge eine so glänzende Bestätigung jener Dichterworte zeigte und zugleich in dem innern Zusammenhang ihrer Ereignisse so blendende Lichter auf die Schatten unserer Tage warf, daß ich mich nicht enthalten kann, dem wundergläubigen Leser die alte Mähr in neuer Mundart wieder zu erzählen.

Der junge Frühling hält gerade seinen Einzug in die grünenden Thäler, die wehenden Locken schmückt ein Weidenkranz, Maasliebchen und Anemonen entsprossen seinen Segenstritten, Sonnengold streut er über die warm grünenden Saatsfelder und in der linden Luft jubeln Lerchenlieder zu seinem Empfange. Blätter und Blüten weht sein Zauberstab, bald stödet mit schmelzendem Lied die Nachtigall durch die duffenden Birkenhaine; dann athmen die Menschenherzen Hoffnung und Liebe, und der nüchtere Verstand vergißt seine trostlosen Berechnungen und lernt glauben an die ewige Liebe, welche die Gotteswunder der Schöpfung hervorgerufen. Und wenn dann der Mond mit sanftem Blick, der Abendstern mit hellem Glanz zum Fenster herein blicken und draußen die stille Welt verklären; dann wird es dem Dichter heimisch zu Muth in seinem Stübchen; dann weht ein Geisterrauschen um seine denkende Stirn und seine ganze Seele giebt sich gesungen dem Zauber der Märchenwelt und der arme

Federkiel in seiner Hand wird auch ein mächtiger Stab, der die Geister bannt. —

So folge mir denn, freundlicher Leser, mit andächtigem Sinne zu der alten Märchenburg, welche der Geist des Riesengebirges auf der Schneekoppe bewohnt, laß Dir noch einmal erzählen von dem alten Rübezahl, den du aus Musäus „Völkermärchen“ kennst, den der längstvergeffene Houwald so lebenswürdig als „Doctor Wippidel“ uns vorführte und den zuletzt Freiligrath in den traurigen Tagen der „schleßischen Weber“ so herzerührend herbei gerufen. —

Eine schöne Geschichte hab' ich aus jenen alten Papieren gelesen, wie der wunderliche Kobold der schleßischen Berge noch einmal sein gutes Herz walten ließ und manch' einem Liebespaare, das heut' zu Tag unter den strengen Formen der Wirklichkeit seufzet, mögen die heitren Gesetze des Geisterreiches, die leichten Schwingen der Phantasiergeln zum Troste gereichen. —

Kraft meines Dichteramtes ertöne denn der bannende Ruf: Erscheine — Rübezahl! — erscheine! —

Seht — es wirkt der Zauber! — vor unsern Blicken erhebt sich der Riesenkoppe schneegekröntes Haupt — aus den warmen Thälern, in denen Warmbrunn's Heilquellen sprudeln, steigen Nebel auf und in der Annenkapelle läutet das herzerührende Ave Maria. — Hirtenhoboer tönen aus der Ferne und die kleine Kinderheerde sucht die gewohnten Ställe der Hampelbude. Ein vierschrötiger Bursche mit suchbrothem Haar tockelt vor der Hütenthür umher und ist wenig geeignet, eine

anziehende Staffage der Abendlandschaft vorzustellen; aber die Stallthüre öffnet ein Mädchen, deren schneeweißer Arm so sanft und so gebietend zugleich sich entgegen streckt den braunen vierfüßigen Hausgenossen und ihr rosiges Antlitz schaut so wonnelächelnd in den leuchtenden Abend, daß jedes Menschenkind sich geehrt und eingeladen fühlen würde, wenn von solcher Wirthin Einlaß zur Herberge ihm gestattet wäre. Sogar der rothhaarige Gesell empfindet ihre Nacht; mit lächerlicher Eile stolpert er den Ochsen nach und wer weiß mit welchen Schmeichelworten er der schönen Maid das Futter herbei tragen und bei dem Melken zusehen wird! — Ueberlassen wir den Tölpel seinen Bemühungen —

Der Abend ruht gar so lieblich auf diesen Bergen und ein Rauschen majestätischer Ruhe weht durch die Tannenwipfel über das Gebirge, hinter dessen malerischen Felszacken des Mondes Silberglanz empor leuchtet und aus den tiefen Gründen ballt sich ein Nebelgebild, in welchem wir Räbezahls Geistergestalt erkennen — die sinkende, steigende Nacht beherrscht seine mächtige Nähe.

Alles athmet nun Frieden und Stille, längst schon schlafen dichtgedrängt die pipenden Hühner auf der gewohnten Latte, der wachsame Hahn kräht zuweilen durch die Nacht und der Haushund raffelt hier und da an seiner Kette. Da klingen leichte Tritte durch die Bäume und ein Bergmann tritt zu dem mondbeglänzten Fensterlein der Baude und liebliche Zitterklänge beleben anmuthig die schlummernde Einsamkeit. Mit sanfter Stimme singt der Bergmann zu der Zitter:

Der dunklen Teufe Grubenlicht
Ist Liebchens Augenstern,
Drum fürcht' ich böse Wetter nicht
Und traue Gott dem Herrn.

In seinem Schutz, in seiner Huth
Steig ich hinab, hinauf —
Sie ist schön, so fromm und gut,
Ihr bring ich mein Glück auf! —

Gut Nacht! Du Herzgeliebte Du!
Sanft wiegt mein Lied Dich ein,
Und fallen Dir die Augen zu
Wird Gott Dein Wächter sein —
Schlafe, süß Liebchen! — schlaf ein!

Nicht schwer zu errathen ist es, wem das sanfte Bergmannslied gegolten; aber wir hoffen mit dem Sänger vergebens auf ein Zeichen der Theilnahme. Das Fensterlein bleibt verschlossen und ein tiefer Seufzer entsteigt dem

jungen Herzen, das so zart und innig in Klängen und Worten sein Sehnen ausgeströmt. — Da wird es lebendig rings umher, aus allen Büschen tönen volle Waldhornklänge und rufen die Stimme der Echo wach und legen sich bittend und flehend an jedes horchende Ohr.

Der Sänger tritt in den Schatten zurück und an seiner Stelle erscheint ein kleines Jägerchor, die grünen Hüte mit Federn und Büschen geziert, als wären es sichere Siegeszeichen und unter den muthigen Klängen der Hörner und Klarinetten verschwindet wie ein leiser Seufzer das stille sanfte Lied des Bergmanns. Eine frische, kräftige Stimme ertönt alsbald und den Refrain seines Liedes bildet jedesmal das jubelnde Trarah! Trarah! — Der Jäger singt:

Es pircht der Jäger durch den Wald,
Sein Horn ertönt Trarah!
Die Armbrust schwirrt, die Büchse knallt,
Die Stunden fliehn, der Nebel wallt —
Die stille Nacht ist da —
Sie grüß' ich mit Trarah!
Trarah — Trarah — Trarah!

Freischau mein Lied! den grünen Strauß
Bring' ich vor Liebchens Thür,
Sie bläpft ihr kleines Lämpchen aus —
Das Mondlicht spielt um ihr Haus.
Komm allerschönste Zier!
Mein Horn, es ruft nach Dir!
Trarah — Trarah — Trarah!

Dem Muthigen gehört die Welt und leicht erobert er ein Mädchenherz — auch jetzt hob eine weiße Hand den Vorhang vom Fensterlein, ja es öffnete sich sogar und ein Rosmarinweigllein fällt als Dankeszeichen zu des Jägers Füßen. Der hebt beglückt den Liebeslohn auf, während die Gefährten still von dannen schreiten und der arme Bergmann hastig vorstürzt, um dem Glücklichen den Zweig zu entreißen.

Der Vollmond beleuchtet hell die Scene und kaum haben die beiden Jünglinge sich mit ernstlichem Zorn ins Gesicht gesehen, so schreit der Knappe: um Gott! Herr Otto — was führt euch hierher? — was wollt ihr mit eurem Liebe?

Stille, still Du unnützer Frager, entgegnete der Jäger und führte mit starkem Arm den Bergknappen wieder in den Schatten zurück — was mich hierher führt? — Die Liebe, und was ich will mit meinem Liebe? — Der Liebsten „gute Nacht!“ sagen — aber wie kommst du dazu, mein Junge, mir in den Weg zu laufen und was hast du für Recht an diesen Zweig aus Anna's Hand! —

Vergeht Junker! ich habe kein Recht — aber ich liebe auch die schöne Anna und ich bin nun unfähig unglücklich! — Sie weiß nichts von mir und was wird sie nach meinem treuen Herzen fragen — auch wenn es euch nur ein Scherz wäre mit eurem Liebeslied! —

Mein guter Klaus, ich scherze nicht — kennst du deinen alten Spielkameraden Otto nicht besser? — Aber bei Gott! dieser Zweig ist das erste Zeichen ihrer Gunst und das werd' ich gegen alle Welt vertheidigen — komm du mir auf dieser Fährte nicht in die Quere — ich könnte vergessen, daß du mein lieber Kindheits-Gefährte gewesen bist! Die Anna will ich — deshalb lieg' ich hier als Jäger verkleidet und von ihrer Schönheit Licht ist mir des Ritterwappens Glanz überstrahlt — ich mein' es ehelich mit dem Hirtenkind. Sei gut und tritt freiwillig zurück, oder ich breche dir den Hals und du magst deiner Haut dich wehren. —

Ach, gnädiger Herr! wenn Anna mich gewählt hätte, so troste ich eurem Lehnsrechte — doch sie weiß es kaum wie gut ich ihr bin — und nun wag' ich nicht mit Euch um den Preis zu ringen.

Daran thust du wohl! doch hier bin ich kein Rittersohn, hier muß Anna selbst entscheiden, sie gab mir das grüne Hoffnungszeichen und darum hab' ich ein Recht dir gegenüber. Das Eine nur bitt ich, verrathe mich nicht, hier will ich nur ein Jägerbursche sein und du sollst nicht in Klausthal oder auf der Harzburg erzählen, welchem Wild ich nachjage. Hörst du? —

Der Bergmann ergreift des Jägers Hand — O, lieber Herr! verzeiht meine Kühnheit — was wird die gnädige Gräfin sagen, wenn ihr Sohn ein Hirtenmädchen freit? —

Das laß meine Sorge sein! Nicht die ganze Welt wird mich hindern daran und meine Mutter liebt ihren Sohn mehr als ihren Stammbaum. Doch nun mach' daß du fort kommst; jetzt weißt du genug! —

Und der arme Klaus nahm still seine Zitter, zerschlug sie grimmig an dem nächsten Baum und schritt dann lautlos in die Nacht hinaus. Otto stand tief ergriffen und dachte in seinem Herzen: Gott tröste das arme junge Blut! — dann nahm auch er sein tönendes Horn und ging nachdenklich denselben Pfad hinab in's dämmernde Thal. —

Doch die nächtlichen Serenaden hatten noch kein Ende — die Thür der Hampelbaude öffnete sich leise und der wonnesame Sohn der Baude, der rothhaarige Michel wurde sichtbar und hatte auch ein Instrument in der

Hand, ein krumm gewundenes Kuhhorn und mit dem stoßweise gemurmelten Fluche: die verdammten Schurken! — ich kann auch blasen! — setzte er das Viehstück an die dicken Lippen und blies so entsetzliche Töne in die wonneselige Mondnacht, daß der Hund aufheulte, die Katzen wunderbar miauten und die Uhus sympathetisch einstimmten in die seltsame Melodie. Danach erhob er seine heifere Stimme und sang mit empfindungsvoller Geberde:

Meines Hornes tiefer Klang,
Meines Liedes leiser Sang,
Meines Herzens Hammerschlag
Rufe die Geliebte wach! —

Und nach dieser poetischen Explication nahm der liebeslehende Michel abermals das krumme Hirtenhorn und blies herzerfütternd in die Nacht hinaus, indessen von dem Kuhhornbläser unversehens ein Zuhörer sich ihm gegenüber stellte.

Rübezahl, in Gestalt eines alten Jägers, beobachtete den Tölpel, dessen Extase überschwappte und als er eben die brillianteste Cadenz hervorstöhnte, goß er ihm einen solchen Strahl aus einem Wassereimer in das Horn, daß der Bläser die drolligsten Gurgeltöne vernehmen ließ und beinah ertrunken wäre an dem reichlichen Strom dieser unvermutheten Zustimmung. Mit schadenfrohem Gelächter entfernte sich der Geist und oben hinter dem verhangenen Fensterchen lies sich ein leises Richern vernehmen. Michel aber warf entsetzt das Horn zur Erde und rannte hustend und fluchend in die Baude zurück.

Während nun die stille Mondnacht leise ihren Mantel mütterlich über die Gefilde des Riesengebirges deckt und alle Wesen friedliche Ruhe athmen, will ich dem Leser näheren Bescheid geben über die Gestalten, welche der späte Abend vor unser Angesicht führte und er wird abermals aus diesem Lebensbilde die Launen der Liebe kennen lernen, von denen zu erzählen alle Weiberzungen nicht ausreichen, und die zu beschreiben alle Dichterefedern nicht Buchstaben genug malen können. Und es ist schon lange her, daß jene Ständchen vor der Hampelbaude gebracht wurden, Jahrhunderte schon zogen über die riesigen Felskuppen seitdem; aber die Hampelbaude steht noch, wenn es auch nicht mehr die alten Wände sind und es kann auch heut zu Tage wiedergesehn, daß einem Grafensohn dort aus den Augen eines Hirtenkinds die Liebe ins Herz dringt. Wer könnte dieser Zauberin entfliehn? — Davon weiß schon der Erzvater Jacob zu

erzählen. Salomons „hohes Lied“ haucht ihre Seele durch alle Zeiten; die „Ilias“ ist voll davon, der „Nebelungen Noth“ erwuchs aus ihrer Saat und Shakspeare und Göthe sangen das ewige Lied weiter in unsterblichen Tönen. Und du mein lieber Leser, wohl dir! wehe dir! wenn du alle ihre Lust, all' ihr Leid erfahren hast und weißt du noch nichts davon: so sei des Ueberfalls gewärtig und möge dann auch ein Schutzengel dir nahe sein mit Rath und That! —

Doch, vergieb du liebe Seele, welche mir zuhört, wenn ich durch meine Zwischenreden dich erschreckt habe, das Gruseln kommt noch, darauf kannst du gefast sein; aber auch die Hülfe ist nicht fern und das ist immer das Schönste an den ächten Liebesgeschichten; die müssen ein gutes Ende nehmen — sei es nun im Leben oder im Tode. —

Es war gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts, nach christlicher Zeitrechnung, als jene nächtlichen Liebeslieder unter dem Fenster der jungen Hirtin Anna gesungen wurden und die Kämpfe der theologischen und politischen Revolution zuckten damals durch ganz Europa, als der Junker Otto seine Harzburg verließ und von der sorgsamem Mutter einem Oheim in dem schlesischen Gebirge gesandt wurde. Dort sollte der Jüngling unter der väterlichen Obhut des edlen und tapfern Verwandten zum ritterlichen Manne heranreifen; denn der Vater, welcher ihm ein Vorbild hätte sein können, ruhte lange schon in der Gruft des ruhmreichen Hauses. Die Postverbindungen waren damals noch nicht im Schwange und eher hätte man in den Mond zu reifen denken können, als daß die Ahnung eines Dampfschiffes oder gar einer Eisenbahn in eines Menschen Seele gekommen. Auch waren die Mütter nicht so schreibfertig wie heute, sie wußten ihr Herz zu verträufen, wenn nur hier und da ein fahrender Scholast, ein reisender Handelsherr, oder auch der eigens abgefertigte Bote Gruß und Brief von dem fernem Sohn brachte. Und so konnt' es denn auch geschehn, daß den Junker Otto auf seinem Ritt über Breslau die Luft anwandelte, vorerst das Gebirge zu durchwandern und nun dort, in der Hampelbaude von Annas Schönheit gefesselt wurde. —

Er kam schlicht einhergewandert mit seinem knappen Franz und die Wirthe der Hampelbaude hielten die Reisenden für zwei Jäger, wie sie dort nicht selten einzusprechen pflegten. Das machte der liebetrunkenen Jüngling sich zu Nutzen; mit einem theuren Eide verpflichtete

er den Franz und willig ging der Grafensohn mit seinem Diener bei einem Fürsten in Dienst, um dem Mädchen nahe zu sein, das unbewußt sein Herz in heißer Liebe entzündet hatte, das ihm die Krone der Schöpfung zu sein schien. Der Oheim wartete indessen geduldig und die Mutter daheim hoffte den einzigen Sohn wohlgeborgen. —

Der aber sah einen Lenz um die Hampelbaude blühen, wie niemals in den Harzwäldern ihm die Sonne geleuchtet hatte; wem auch erst der Liebe süßes Ahnen sein Herz schwellte. Doch sproßte die Hoffnung mit dem jungen Grün und Annas Blicke ruhten freundlich wie Sonnenschein auf dem schmucken Jägerburschen. —

Und welch ein Bergkind war Anna! — In allen Regionen der Erde zieht Gottes Hand Blumen von besonderer Lieblichkeit und in allen Lebensverhältnissen, am großen Baume der Menschheit wachsen Menschenkinder, die Zeugniß geben von der Göttlichkeit der Menschennatur und wer nur Sinn hat für solche Blüthen, wer die Augen aufthut und die Hände ausstreckt nach ihnen, der wird sie finden, überall auf Gottes schöner Erde, der braucht nicht nach der Märchenwelt zu seufzen, der erkennt im Gedichte nur den richtig geschliffenen Spiegel der Wahrheit und die süße Liebe ist ihm das größte Wunder, der lebendig gewordene schönste Traum der Menschenseele.

Anna, diese Himmelsblume des Riesengebirges, war das Brüberkind in der Hampelbaude; ihre Mutter, ein feines Bürgermädchen aus Breslau, hatte den schönen Förster von Seidorf geheirathet, während dessen Bruder die Besitzerin der Hampelbaude, eben wegen der Hampelbaude zum Ehegespons erkoren. Anna wuchs lieblich zwischen der sanften Mutter und dem stattlichen Vater auf, da kam der unerbittliche Tod und legte beide Eltern ins Grab und das zarte dreijährige Kind wurde zur Hampelbaude getragen, weil ihr Erbe groß genug war um die Pflege gut zu lohnen und es ging wie ein Sonnenstrahl durch das räumliche Zimmer, als das helle Kindesgesicht hinein blickte. Sogar die dicke braunrothe Hampelwirthin rührte des Kindes Schönheit und der Oheim war ordentlich stolz auf dieses Familienstück. Aber der ungezogene Michel puffte das liebe Geschöpf wo er nur konnte und hatte Krieg mit ihm allständig, bis später dem bösen Jungen der Bart wuchs und aus der kindlichen Knospe Annas jungfräuliche Schönheit sogar seinen Maulwurfsaugen deutlich wurde. Nun hörten die Zänkereien auf, aber das Mädchen litt unter seinen Artigkeiten

mehr, als die Unart ihm hatte wehe thun können; sie lachte frühe schon über das läppische Wesen des Dummrans und fand stets vor seiner Robeit Schutz in der väterlichen Zuneigung des Oheims; wenn auch die Tante jede Untugend ihres einzigen Sproßlings, ihres Herzblattes, zu beschönigen suchte. —

Dann kam auch ein Vater aus Breslau oft zu der Hampelbaude und sorgte für die armen Seelen auf dieser Bergeshöhe; der machte sich auch viel zu schaffen mit der schönen Anna und es war gerade kein väterlicher Blick und Händedruck, mit welchem er das fromme Kind segnete, das so demüthig vor dem Ordenskleide niederkniete.

Diesen Vater „Luz“, wie die Bauern ihn nannten, hatte Rübzahl besonders in Affection genommen; der konnte im Bereich der Hampelbaude nicht eine Viertelstunde ruhig seinen Weg gehen, sicher lief ihm ein Haase zwischen die Beine, oder eine Wurzel streckte sich weithin und zerzte an dem Gewande des Ehrwürdigen und machte den heiligen Mann ängstlich stolpernd, oder brachten ihn gar zum Falle. Auch fand er stets die gesprächige Wirthin statt der lieblichen Anna zu trösten und einmal sogar war der Kiesel an der Zimmertüre von außen vorgeschoben, als der dünne Vater und die dicke Wirthin bei einem Glase Brandwein, bei Käse und Brod ihre gottseligen Gespräche führten und kein Anderer als Rübzahl konnte das thun, denn die ganze Baude war leer und Rübzahl hatte gerade dem Jäger Otto die Anna gezeigt, die Küh' und Ziegen hütend am sonnigen Bergtaine saß. Der Vater beschloß geängstet seinen Rückweg durch das Fenster zu nehmen und als er seine langen Beine heraus streckte, erhob der Kettenhund ein Mordspectakel und der Wirth eilte mit einer Mistgabel herbei und ließ betroffen die Waffe sinken, als er den ehrwürdigen Vater Luz durch die Lust volltigiren sah. —

Otto und Anna thaten auch nicht was man Beten nennt; aber ihre Blicke ruhten selig in einander und in den jugendfrommen Herzen lebte und webte des Menschenlebens höchstes Entzücken. Sie sprachen nicht viel zusammen, doch als der Abend herauf dämmerte schien es ihnen als hätten sie einen schönen Augenblick lang geträumt. Beide mußten heimkehren zur Baude und zum Jägerhause und eben strolchte der Vater vorüber, als sie zum innigen Abschied die Hände sich reichten. Der Klostermann bekreuzte sich, während Ottos Hund laut bellend zu ihm hinsprang und einen Beßen aus der braunen Kutte riß und kaum

beschwichligt werden konnte von dem Zurufen seines Herrn.

Der Vater ist mein Feind, dachte Otto, bei diesem Hundezorn, denn es war ihm schon begegnet, daß sein Packan schneller das drohende Uebel erkannt hatte, wie er selbst. Doch was kümmerte den Jäger die Kutte? — in seinem Herzen grünte der Liebesfrühling in wonniger Hoffnung und von des Hundes frohen Sprüngen umtolzt, pfiß er ein frisches Jagdlied in die goldene Abendluft.

So standen die Sachen bis zu dem Abend, mit welchem unser Märchen begann und die dreifachen Liebeslieder wurden zu einem Wendepunkt in der Geschichte der Hampelbaude.

Als am andern Morgen Anna, rosig und frisch wie der junge Tag und geschäftig wie die Martha des neuen Testaments in die Wohnstube trat, fand sie die drei hohen Häupter der Baude in lebhaftem Gespräch: der alte Ohm kratzte sich gerade unter seiner Zottelmütze und der dickmaulige Michel kaute sinnend an den Nägeln, während die Hampelwirthin, firsichroth im Gesicht, den beiden Zuhörern demonstirte, sie seien rechte Schaafsöpfe, mit denen nichts anzufangen — aber — feste sie hinzu: das will ich doch sehen, wer hier im Hause Meister ist und du kommst mir gerade recht, du nichtsnutzige Diene Du, herrschte sie der erschrockenen Anna entgegen; sage mir, was ist das für ein Geleier, Gebläse und Gesings gestern Abend gewesen? — daß man kein Auge zuthun konnte! und wer hat dem guten Jungen hier den Schabernack gespielt und ihn beinah ertränkt mit dem Wassersturz? —

Anna mußte lachen, als sie des nassen Finales gedachte und den Michel ansah, der noch wie begossen drein schaute.

Ja, du machst wohl lachen! eiferte die Wirthin weiter, mir geht es aber aus dem Spas und ich sage dir, wenn du das Gethue mit dem Jägerburschen nicht lässest und den Bergmann mit seinem Leierkasten nicht fortschickst, so kannst du dich fortpacken, woher du gekommen bist, weist da das? —

Das Mädchen erschrak vor dem Zorn der Tante, doch der Oheim stand auf von der Ofenbank und nahm das liebe Kind bei der Hand und sprach tröstliche Worte zu ihm. Nu, nu — so schlimm ist es nicht gemeint, Anna! doch es ist Zeit daß du es hörst, du sollst den Michel heirathen und da mußt du freilich die andern Freier nicht ansehen. —

Den Michel soll ich? —

Ja, mich sollst du heirathen, greinte der Michel, sonst thu' ich mir ein Leid an und

dem Jägerburschen schlag ich die Beine entzwei, wenn er noch einmal in der Baude sich sehen läßt — und das thü ich — und das mußt du! —

Anna stand freideweiß da — heirathen? — den Michel? — aber —

Aber hin, aber her, geiferte die Tante, das ist nun beschlossen und der Vater Luz kommt Morgen zu uns, und der soll die ganze Sache in Richtigkeit bringen, dem könnt' ihr Beide auch beichten und dann soll er euch zusammen trauen in der Annakapelle und den Sonntag geh' ich mit dem Wirthe nach Seidorf und kaufe ein großes Bett und den Schreinerpeter bestell ich, daß er euch in der Kammer ein Gelaß zimmert, wo ihr zusammen hausen könnt. Einen bessern Mann wie den Michel bekömmst kein Mäd'el im ganzen Gebirge — und so bleibt Alles hübsch beieinander in der Familie und das Geblase hat dann ein Ende und damit gut! — Nun — was stehst du denn, du dummes Ding, als hät' es dir in die Peterfülle gehagelt? — kannst du nicht pip sagen, wenn du von der Hochzeit hörst? — und stehst du nicht ein, wie gut ich es mit dir meine? —

Aber Ruhme! — stotterte die zitternde Anna, und brach in einen Thränenstrom aus, ich habe den Michel nicht zum Heirathen lieb — wie kann ich —

Dummes Zeug! polterte die Wirthin, mit dem Liebhaben! — dummes Zeug! ich hatte auch den Stoffel da nicht lieb und wir haben uns doch geheirathet und es ist Alles gut gegangen und die Hampelbaude kann sich sehen lassen und alle Welt ist zufrieden mit der Wirthschaft die wir führen und Gottes Segen ist über unserm prächtigen Jungen.

Der Mädchen blickte nach dem „prächtigen“ Jungen hin, der ihm gar nicht prächtig vorkam und in diesem Augenblick dachte sie an den schmucken Jäger, der wie ein schlanker Tannenbaum aussah neben diesem dicken Knorz von Weidenstumpf. — Gott steh mir bei! seufzte die Geängstete und hob stehend die Hände auf zu dem Hausvater. Der nahm sich auch des Kindes an und sprach väterlich: sei brav Anna! nimm du den Michel, ich kann mir keine andere Schnur denken und wenn du von uns gingst, es drückte mir das Herz ab und wem solltest du auch das bischen Vermögen lieber gönnen als deinen Pflegeeltern, die dich groß gezogen und dem Michel, der einmal nach uns die Hampelbaude erben wird.

Das fehlte mir noch, ergänzte die kluge Alte, daß wir dem Ding gute Worte geben sollten! geh' her Jungfer Zimperlich: gib dem

Bräutigam einen Schmag und dann mach daß du in den Stall kömmt, die Kühe brüllen nach Futter! —

Da sagte sich die betrübte Anna und sprach mit klarer Stimme: nein, ich kann den Michel nicht heirathen, aber ihr möcht' Alles behalten was mein ist, laßt mich nur euer Pflegekind bleiben; ich will Tag und Nacht für euch arbeiten; zwingt mich nicht — es wird euch nichts helfen und somit wandte sich das Mädchen und verließ mit entschlossener Miene die Stube, in der man ohne ihr Wissen und Wollen über ihr Herz verfügt hatte.

Das Kind fühlte zum erstenmal was es heißt: ein Herz haben und ihm wurde auf einmal klar, daß ein Mädchen diesen einzigen, eigenen Schatz nur freiwillig verschenken dürfe und in der tiefsten Kammer dieses Herzens tauchte eine Gestalt auf, der sie einzig und allein Blut und Leben dahin geben könne und in fester stolzer Haltung schritt die Jungfrau dahin; sie war einer Würde, einer Macht sich bewußt geworden, welche die Hirtin adelt und der Königin Krone ist. —

Da haben wir die Bescheerung! schrie die Wirthin der forteilenden Anna nach, nun — was stehst du da und schneidest Gesicht' wie eine Kage wenns wetterleuchtet? — geh' ihr nach, du Tölpel! und komm mir nicht wieder vor die Augen, wenn du nicht ihr Jawort bringst — und somit stieß sie den Michel hinaus und der stolperte über die Schwelle und fiel hin wie ein nasser Sack und statt der Anna nachzugehen, rannte er in den Tannenwald und stieß die Stirn an dem ersten besten Baum blutig und die dicken Thränen liefen ihm über die Backen. —

Doch Anna trieb ihre Kühe zur Weide und im stillen Morgenschein kniete das Mädchen hinter einem Dornbusche und betete: hilf, heilige Mutter Gottes und schüze mich vor dem Michel! —

Ich will dir helfen, du gutes Kind! sprach eine tiefe freundliche Stimme zu dem betenden Mädchen und als sie ausblickte stand derselbe alte Jäger neben ihr, den sie gestern Abend vor dem blasenden Michel gesehn — er nahm sie bei der Hand und fragte sanft: was bist du so betrübt? — erzähle mir was dich bekümmert.

Ach, lieber Mann! klagte das Mädchen, ich soll den Michel heirathen und ich habe — einen Andern lieb? — nicht wahr? — ja, schäme dich nur, wir Jäger kennen der Liebe geheimste Fährte; warte nur, ich will den

Rechten dir schon herbei rufen — fürchte dich nicht! — ich will euer Wächter sein.

Und ehe noch Anna sich besinnen konnte, war der Alte in den Wald geschritten, wo er alsbald den Jägerburschen auf dem Pirschgange fand, wenn er auch alle Rebe laufen ließ und nur an die eine weiße Hindin dachte, der er nachzujagen trachtete, über Stock und Stein!

Höre mein Junge, sprach der Alte zu ihm, du thätest wohl daran, wenn du hinauf gingst zu der Weide und das Mädchen tröstetest, dem du gestern Abend das Unheil herbei gerufen hast mit deinem dummen Geblase — sieh mich nur nicht so blichig an — ich mein' es gut mit euch und es ist Zeit, daß ich für euch Sorge. Aber höre du junger Fant! wenn du Schelmerei treibst mit dem Engelskinde, der süßen Anna, so hast du es mit mir zu thun; denn ich habe das Mädchen lieb und sie soll so glücklich werden wie auf diesem rauhen Erdball nur ein Menschenkind sein kann. Und nun mach' daß du fort kömst! —

Otto wußte nicht was er von der Rede des Graubartes denken sollte — doch ein richtiger Instinct des Herzens sagte ihm, daß er einen treuen Rathgeber vor sich habe — rasch drückte er dem Waidmann die Hand und eilte hin wo er die Anna zu finden hoffte.

Als bald hörte er die Kühglocken läuten und als er nun auch das Mädchen erblickte, die sinnend und ernst auf einem moosigen Steine saß, da stürzte er freudig zu ihr und sein heller Morgengroß weckte die Jungfrau aus ihren schmerzlichen Träumen.

Um Gott, wo kommt ihr her? rief erschrocken Anna, und doch hatte sie nur an ihn gedacht und mit allen heißen Wünschen der Liebe ihn herbei gewünscht!

Der alte Jäger, den ich für deinen Freund halten muß, schickt mich, antwortete Otto und ich hoffe, du erlaubst daß ich dich frage, warum stehen Thränen in deinen Augen? — was ist dir? —

Vor dem leisen weichen Ton, mit welchem der Jäger fragte, bebte Annas Herz, sie senkte das liebliche Angesicht tief in ihre Hände und ein heftiges Schluchzen löste die Angst ihrer Seele. Otto kniete nieder vor dem weinenden Kind und flehte: liebe, liebe Anna! sei gut, sage mir was dich betrübt? — ich habe dich so lieb — es soll Niemand dir ein Leid anthun. —

Da erhob Anna ihr holdes Gesicht emper und machte eine so bittende Geberde und sprach in fliegender Hast die Worte: o, geht von mir, lieber Herr! ich darf euch nicht wiedersehen, meine Pflegeeltern zürnen mir um euch und

ich soll — — doch die Stimme versagte ihr weiter zu reden und Otto sprang auf und rief mit starker Stimme: du schickst mich fort! — ich soll dich verlassen? — und an keinem Ort in der Welt möcht' ich lieber sein, als bei dir und du hast keinen bessern Freund als mich, den du fortschickst und der dich doch über Alles liebt! —

Anna richtete die großen Augen klar und fragend auf den Jäger, der aber hielt den reinen Blick sieghaft aus und sprach mit dem Ausdruck der Wahrheit und der innigsten Liebe weiter zu dem horchenden Mädchen: ja, du Engel! vergönn' es mir, daß ich dich liebe, sage mir daß du mein sein willst und dann sollen deine Pflegeeltern dir nicht mehr wehe thun und gegen die ganze Welt vertheidige ich den höchsten Schatz meines Lebens. — Anna, liebe Anna! höre mich — um deinetwillen bin ich hier, um dich jag' ich im Gebirge — dich wünsch' ich zum Weibe — dir geb' ich mich ganz zu eigen — verstöß mich nicht! —

Da streckte das Mädchen die lieben Hände aus nach dem Jüngling und der zog sie an sein Herz und küßte ihr Mund und Augen und sie schluchzte an seinem Halse und Beide umfingen sich und tauschten Seel um Seele im zärtlichsten Kuß der Liebe. —

Und als sie nun endlich sich besannen und gegenseitig Alles erzählten, was der Augenblick nöthig machte, da ging den Beiden schnell das rechte Verständniß auf und ihre Herzen loderten auf zum festen Bunde und Otto wußte alsbald was er zu thun habe.

Vertraue mir, du Geliebte! flehte der Jüngling, halte dich kurze Zeit nur geduldig und stark, ich komme bald zu deinen Pflegeeltern und fordere dich ehrlich als mein Weib von ihnen; jetzt muß ich fort, aber du bist mein und hier nimm einen Ring zum Zeichen, daß ich dein Verlobter bin und nimmer von dir lasse. Und somit streifte er den gräßlichen Siegelring vom Finger und steckte ihn der Braut an die Rechte und küßte sie noch einmal und floh dann wie ein Hirsch in den Forst und drückte eine Tanne in seinen Armen und jauchzte Gott, allmächtiger Gott! — ich danke dir! —

Bald hatte Otto seinen Franz erreicht und sagte dem in bestimmtem Ton: geb', du Getreuer! nimm das schnellste Rosß und eile zu meiner Mutter, bring ihr diesen Brief und Sorge, daß auf der Burg Alles zum Empfange meiner Braut bereitet wird.

Franz aber nahm kopfschüttelnd den Brief

des Junkers, steckte ihn bedächtig in sein Koller und ritt gehorsam in die Weite. Da gesellte sich Pater Luz zu dem Liebesboten und wußte durch allerlei kluge Kreuz- und Querfragen über seinen Herrn ihn auszuforschen und der arglose Franz, dem nicht gerade viel Mutterwisß von der Natur verliehen, plauderte vor dem ehrwürdigen Herrn mehr als er hätte thun sollen und das um so zuversichtlicher, weil ihm der ganze Liebeshandel wie eine rechte Dummheit vorkam und weil er schwer trug an der leichten Bürde des Briefes. —

Der Vater wußte mehr als genug und schmunzelnd ging er an dem alten Jäger vorbei, der diesmal in Gedanken vertieft, den sonst so Befehdenden ruhig ziehn ließ; auch kam in Kübezahls Geistesseele keine Ahnung von den Kniffen und Pfiffen eines Pfaffen, von den Hindernissen der Welt — er träumte selig von dem Glück, das er seinen beiden Lieblichen zu bereiten gedachte. —

So trat denn Pater Luz wie ein Erschütterter unter die Bewohner der Hampelbaude und vernahm alsbald was man dort beschloß und versprach seinen Beistand zu dem guten Werke. Anna wurde hergerufen und dem Beichtvater übergeben, damit er zu dem, was einzig ihre Pflicht sei, sie bereden möge.

Liebes Kind! hub er salbungsvoll an und griff das holde Geschöpf unter das Kinn und sah lustern in die klaren unschuldigen Augen, liebes Kind! vernimm was ich dir zu sagen habe und bedenke wohl in deinem feinen Herzen, daß ich ein Diener Gottes bin und mein Mund die Wahrheit redet. Du bist auf schlimmen Wegen, der Böse streckt seine Krallen nach dir aus und droht dich zu verschlingen, du armes Lamm! — In der Gestalt eines Jägerburschen wirbt er um deine Seele und und du, gesteh' es ein, du liebst diesen vermaledeiten Burschen, du willst —

Ja ehrwürdiger Vater! entgegnete Anna, ja, ich liebe den Otto; aber er ist nicht vermaledeit und der Böse hat kein Theil an unserer Liebe. Seit heute Morgen bin ich seine Braut; seht hier diesen Ring hat er zum Zeichen seiner Treue mir gegeben und ich bitt' euch um Gotteswillen, dessen Diener ihr seid, helft uns Beiden zu unserm Glück.

O, du leichtgläubiges Kind! seufzte Pater Luz und verdrehte die Augen vor Entsetzen, der Böse hat dich bethört und ich will dich befreien aus seinen Fallstricken. Wisse denn, der Otto, den du für einen Jägerburschen hältst, ist ein Grafensohn, der nimmer das Hirtenmädchen zu seinem Weibe machen wird; aber noch mehr, der Otto ist ein

Kez er, ein Abtrünniger von der heiligen, allein selig machenden Mutterkirche und deine Liebe wird dich gerades Weges in den Höllenspfuhl stürzen, wenn nicht alle Heiligen dir beistehn!

Otto ist? — fragte Anna mit stierem Blick.

Ein Lutheraner ist er, ein Protestant!

Ein Protestant!? — was ist denn? —

O du arme Unschuld! ein Protestant ist ein Ungeheuer, ein gottverfluchter Feind der Kirche, der glaubt weder an die allerheiligste Jungfrau, noch an die Unfehlbarkeit des Stahthalters Jesu Christi, der betet nicht zu den Heiligen, weiß nichts vom Fegfeuer und das allerheiligste Altars-Sacrament ist ihm ein Aergerniß. — Du weißt es nicht, was es heißt ein Protestant sein und siehst nicht die Klauen an seinen Füßen, die Hörner auf seinem Haupte. — Doch mir, dem Diener im Heiligthume, ist sein ganzes Wesen offenbar und ich halte das Kreuzifix ihm entgegen und schütze dich gegen den Teufel. —

Annas Herz erzitterte, doch ihre Liebe war stärker als die Furcht und das Entsetzen und mit rührender Angst bat sie: hört auf, ehrwürdiger Vater! so ist mein Otto nicht. Verzeiht mir, ich kann nicht glauben, daß er böse, daß er ein Protestant ist; ich hab' niemals so Entsetzliches von ihm gehört und gesehn. Erlaubt mir, daß ich ihn frage und wenn er sich reinigen kann von solcher Schuld, so versagt uns euren Beistand nicht!

Um Gottes und aller Heiligen willen hüte dich vor jeder Gemeinschaft mit einem Protestanten, folge mir, ich will in eines Klosters Freistatt dich vor seiner Nachstellung sichern und meine Arme breit' ich aus zu deinem Schutze, du liebes Lamm! Und wie beschwörend drückte der Vater das bebende Mädchen an seine Brust und als er des jungen Herzens Schläge durch seine grobe Kutte fühlte, konnt' er sich kaum enthalten, den jungfräulichen Mund zu küssen, der so lieblich ihm entgegen duftete.

Erschrocken entwand sich Anna diesen schützenden Armen, in ihrem Innersten verwundet stürzte sie hinaus und verbarg sich vor dem Vater und ihrem eigenen Erschrecken in des Tannenwaldes tiefstem Dunkel. Da führte die Liebe auch den armen Klaus hin, und als er die verzweifelte Anna erblickte, trat er zu dem Mädchen und fragte nach ihrem Kummer und seine Rede war so sanft, sein Blick so treu, daß die rathlose Anna den Bergmann wie einen Gottgesandten ansah und mit aller Angst ihres Herzens ihn um Auskunft bat über Otto; den er ja kennen mußte, weil sie die Beiden öfter zusammen gesehn.

Betroffen blickte der treue Klaus das Mädchen an und berichtete, was er von Otto wußte, doch nicht im Sinne des Vaters; wie ein Freund sprach er von den ehemaligen Spielfameraden, aber bestätigen mußte er, als Anna auf sein Gewissen die Frage stellte; daß Otto ein Grafensohn, ein Protestant sei, wie Klaus selber. Er meint es redlich, betheuerte der verschmähte Liebende, ihm dürst ihr euch anvertrauen, er ist eurer Liebe würdig.

Anna hörte still dem Berichte zu, dann winkte sie gebietend den armen Klaus von dannen und ging nun händeringend über die Berge und verzweifelte an Gott und der Welt. — Nicht des Vaters Schreckensworte, nicht des Freundes Rede machten ihr den Geliebten verdächtig; aber in ihrer eigenen Brust entstand ein Kampf, der die junge Saat des Glückes niedertrat und ihren klaren Sinn verwirrte. Rathlos stand sie dem Ungeheuren gegenüber — jedenfalls war ihr Otto ein Verrüger — wozu denn die Wummerei? das Verbergen der Wahrheit vor der Geliebten? — Was konnte die fromme Katholikin von einem Protestanten erwarten? — dessen Bild ihr Herz gar nicht zu fassen vermochte! — Das arme Hirtenkind! — Wer sollte ihre Seele retten aus diesem Wirrwahl? — Der Geliebte ein Verrüger — der Beichtvater ein widerlicher Gegenstand ihres Entsetzens — die Pflegetern erzürnt — der verliebte Michel! — O heilige Jungfrau! wie sollte das enden, was ist denn wahr? — was ist recht, das ich thun soll? — So rief das geängstete Mädchen und trostlos lief sie immer weiter über die Berge. Da blickten ihr in der Nähe von Seidorf die stillen Teiche so lieblich glänzend entgegen, die unter-sinkende Sonne malte flüssiges Gold über den Wasserpiegel und das Schilf am Ufer flüsterte tröstlich durch die sanfte Abendstille. Anna's Wangen brannten in Fieberhitze, ihre Seele lechzte nach Kühlung und Ruhe und mit einem Schrei, der herzzerreißend durch die heilige Stille drang, stürzte sich die zu Tod Gehegte in die klare Fluth und die Wellen schlugen über ihrem Haupte zusammen.

Rübezahl! wo bist du? — Gott sei Dank! — Dort schreitet er mächtig auf den Teich zu, er hatte den Liebling nicht aus den Augen gelassen, der alte Jäger tauchte in die Tiefe, holte die Verfunfene heraus und trug mit starken Armen die Bewußtlose auf des Ufers Moos und hauchte neuen Lebensodem in die erstarrten Glieder. In den Armen des alten Jägers erwachte Anna, seine väterlichen Ermahnungen schlugen an ihr Ohr und bald

erblickte sie sich weich gebettet in einer Felsenhöhle des Gebirges neben der erwärmenden Flamme eines Heerdes, welchen der Berggeist herbei gezaubert und Alles erschien ihr wie ein Traum.

Nein, es ist nicht wahr! bebten ihre Lippen, es ist nicht möglich — o, sage mir du lieber, alter Mann! — nicht wahr? Alles ist Lüge, Täuschung — Otto ist gut — Otto hat mich lieb, er ist treu wie Gold — und der Pater

Der Pater ist ein Teufelsbraten! brummte der alte Jäger und dein Otto ist ein lieber, goldner Junge, und du bist mein Kind und du sollst glücklich werden, so wahr ich der Rübezahl bin — ja, der Rübezahl! sprach der Jäger mit erhöhtem Tone, und vor der erstaunten Anna wölbte sich die arme Felsenhöhle zur weiten Halle und des Jägers Gestalt umwallte der Geistermantel und eine Krone blickte in den dunklen Locken des erhabenen Herrschers vom Riesengebirge. Sei ruhig mein Kind! sprach Rübezahl zu dem Mädchen, ich bin dein Freund, dein mächtiger Freund und wenn ich auch nicht weiß was dich in die Fluthen trieb; wenn ich auch manche Dinge im Menschenleben nicht begreifen kann, so bin ich doch stark genug, um deine Liebe zu schützen und den Freund deiner Seele herbei zu rufen, damit er allen Kummer dir stille. Sei getrost, meine Tochter! erhebe dich von dem kalten Boden, zeige meinen Vasallen ein freundlich Angesicht.

Und Rübezahl blies in sein goldnes Horn und alsbald füllte sich die glänzende Halle mit Gnomen und Zwergen, die trugen geschäftig reiche Teppiche herbei, ordneten duftende Ruhebetten und bereiteten ein köstliches Mahl für die neu belebte Anna und den freundlichen König des Gebirges.

Wie drückender Nebel wichen die Zweifel aus Annas kindlicher Seele, bald stand sie wieder rosig und frisch auf ihren feinen Füßen und freute sich wie ein Kind über alle Herrlichkeit, die sie umgab. Und siehe, auf einmal wallten die Purpurfalten des Vorhangs von dem Eingange zurück. Otto trat herein, gerufen von des Geisterfürsten leisem Gebot. Vor der glückseligen Anna kniete der Erstaunte nieder und nach kurzer Unterredung hatte alles Bangen und Zweifeln ein seliges Ende.

Ueberlassen wir die Beiden dem Schutze Rübezahls und folgen dem bedächtigen und doch so unbesonnenen Liebesboten, dem geschwägigen Franz nach der fernen Harzburg.

Der Thürmer hatte kaum die Zugbrücke niedergelassen, als auch schon die Burgherrin

den Boten zu sich beschied und ihre feine Hand mit mütterlicher Hast den Brief entfaltete, den er vom lieben Sohn ihr überbrachte. Wohl legte sich das edle Gesicht der hohen Frau in ernste Falten, nachdem sie den Bericht des Sohnes gelesen — doch Frau Gertrude trug ein so freisinniges Gemüth in der Brust und ihr waren der Liebe wundersame Launen kein Räthsel. Als bald beschied sie den Burg-Geistlichen zu sich und legte dem Otto's Begehren an's Herz.

Seine Hochwürden, der Magister Treviranius, waren ein eifriger Zelote im Weinberge des Herrn und seine corpulente Gestalt richtete sich hoch auf bei dem Lesen des Briefes und mit der Geberde eines Beschwörers trat er vor die sinnende Herrin und begann folgendermaßen seine wohlgelesene Rede.

Verzeiht, edle Frau Gräfin! der Herr Junker sind auf einer schlimmen Fährte und es ist meines heiligen Amtes schwere Pflicht, auf die Gottlosigkeit dieses Liebesbundes aufmerksam zu machen. Was soll die Hirtendirne in dieser gräßlichen Burg? — wie gehört die Katholikin an den Tisch der Erleuchteten? — Ich bitt' euch edle Frau! steuert dem Unfuge, wehrt euch gegen ein solches heillofes Ansinnen!

Was soll aus den glorreichen Worten der Reformation werden, wenn seine edelsten Jünger sündigen gegen die Gebote der neuen Kirche? — Ich werde nimmer den Segen sprechen über einen Ehebund des jungen Grafen mit einer katholischen Braut und Ihr werdet eure Mutterrechte über den minderjährigen Sohn nicht vergessen! —

Ich werde nicht vergessen, daß der Mutter Sorge des Kindes Glück ist und meiner Rechte mich dazu bedienen, ihm das nach meinen Kräften zu begründen; auch hab' ich das Vertrauen zu meinem Sohn, daß sein Herz weiß, was zu seinem Wohle dient und wenn Ihr, ehrwürdiger Herr, euren Segen versagt, so werd' ich hoffentlich einen anderen Priester finden, dem der Zug des Herzens mehr gilt, als die Dogmen der Kirche. Jedenfalls will ich selbst das Mädchen sehen, welches Otto seine Braut nennt und ich befehle euch diese Braut so zu empfangen, wie es dem Geistlichen meines Hauses geziemt.

Doch der ehrwürdige Magister Treviranius erkühnte sich zu der Bemerkung: „man muß Gott mehr gehorchen denn den Menschen“ und „ich wasche meine Hände in Unschuld“ über diesen Greuel. —

Nach diesen, aus der heiligen Schrift geborgten Redepfeilen, winkte die Gräfin ihre

Entlassung, der Magister trat zurück und sinnend weilte die Burgfrau noch lange in ihrem Closet, schrieb dann im Sinne ihrer eignen Ansicht ein Antwortschreiben an den Sohn und entsandte den Franz damit zurück gen Schlefien. —

Die Wochen, welche zwischen diesem Hin- und Herreiten des Liebesboten lagen, entflohen den Liebenden unter Rubezahl's Schutz wie ein Sommernachts-Traum. Vor der Beredsamkeit des Geliebten verstummten Annas Bedenken leicht; doch konnte der protestantische Otto nicht so schnell die zarten Einreden der frommen, katholischen Anna überwinden und als in dieser Zeit der Erzbischof von Breslau in der Annafapelle zur heiligen Handlung der Firmung erschien, verlangte auch sie Theil zu haben an diesem Gnadenacte ihrer Kirche und Otto selbst geleitete die Geliebte bis zu den Stufen des Altars, sogar der Berggeist hüllte sich in seine Jägertracht und verschmähte nicht, mit seinem lieben Schützling das stille Gotteshaus zu betreten.

Otto hat um Gehör bei seiner Eminenz und der Prälat gestattete gern dem edlen Sohne des rühmlich bekannten Hauses diese Audienz. Auf der Höhe menschlicher Bildung und geistlicher Würden verschwinden gewöhnlich die kleinlichen Bedenken und der freisinnige Prälat hörte mit Aufmerksamkeit dem jungen Grafen zu, was er von seiner Liebe ihm mitzutheilen hatte. Seiner erhabenen Seele waren die heiligen Gesetze der Natur nicht fremd und eine Thräne des Mitgeföhls feuchtete sein klares Auge, als er den Jüngling anhörte, der in dem Hirtenkinde die Erwählte seines Herzens ihm vorstellte. Mit würdevoller Beredsamkeit entrollte er dem Liebenden das Gemälde der Welt und ermahnte ihn: nicht die eignen Wünsche höher zu stellen, als uralte Rechte und heilig gehaltene Sitten es erlaubten; oder gar die Gebote der Kirche gestatteten. Glaube mir, mein Sohn, sprach er, in der Entsagung schwerem Opfer liegt ein Segen, der kräftiger ist, als jede Erfüllung selbstsüchtiger Wünsche und Gott selbst hat die Schranken der verschiedenen Stände angeordnet und seine Kirche bestellt, diese Ordnung zu wahren. Es ist meine Pflicht, dich zu ermahnen, nach einer ebenbürtigen Gemahlin dich umzusehen und die fromme Anna nicht der mütterlichen Kirche und ihrem stillen, friedlichen Leben zu entreißen.

Nein, eure Gnaden! Gott selbst hat der Liebe heilige Flamme in unseren Herzen entzündet und auf seinen Schutz hofft meine Seele, wenn ich muthig und getreu diesem Glauben folge.

Täusche dich nicht, mein Sohn! die Liebe ist ein flüchtiges Glück der Erde; die Pflicht aber ein Gebot des Himmels; der Mai ist nur ein Monat des Jahres, aber die Saat muß reifen, der Herbst bringt die Früchte und der Winter bedarf des fromm gepflegten Segens. Du bist deinem Stamme eine Mutter schuldig, die sich nicht zu schämen braucht unter den Ahnen deines Hauses und niemals wird die Katholikin an dem alles Schmuckes beraubten Altare deiner Kirche beten können.

Anna betet zu dem Gott der Liebe, der seine Sonne aufgehen läßt über Gerechte und Ungerechte und ich will mit ihr die Gottesmutter um ihren Segen bitten für unsern Ehebund O, nimm Euer Wort zurück, und beredet meine Anna zu dem Bunde unserer Herzen!

Glaube mir, mein Sohn! ich verstehe die Liebe mehr als du denken magst, ich habe geliebt wie du, und es dennoch vermocht, dem Priesterdienste der heiligen Kirche zu opfern und die Geliebte meiner Seele lebt als Abtissin im Kloster der Franziskanerinnen zu Breslau und ihre Gebete vereinen sich mit den meinen an Gottes ewigem Throne. — Was mir ein Segen geworden, sollt es zu schwer sein für deine junge Kraft? —

Tief bewegt drückte Otto des greisen Erzbischofs Hand an seine Lippen, doch sein Herz zuckte in heißem Schmerz, als er nach seiner Anna blickte, die gesenkten Hauptes dieser Unterredung zuhörte. Sprich du, mein Engel, für unsere Liebel! flehte endlich der jagende Jüngling.

Da erhob die liebliche Anna den Blick zu der Ehrfurcht gebietenden Gestalt des Kirchenfürsten und mit dem innigsten Laut ihrer leisen Stimme bat sie um den Segen seiner Zustimmung.

Ah! jedes Geschöpf Gottes sucht seine eignen Wege und wie die Natur die Vögel der Lüfte und das Wild im Walde leitet, so gebietet mir das Herz, was ich thun soll; ich gestehe, hochehrwürdiger Vater! daß mir Otto lieber ist wie Alles im Himmel und auf Erden — ich kann nicht anders — o, sagt es mir, daß ihr nicht zürnt — laßt mich auf Gottes gnädigen Schutz hoffen.

So sprach das herzige Mädchen und da legte tief bewegt von der anmuthigen Unschuld des Hirtenkinds der Erzbischof seine weißen Hände auf die Häupter der Liebenden und segnete sie: der Herr segne euch und geb' euch seinen Frieden! Gehet hin und Menschen sollen nicht scheiden was Gott verbunden! —

Und sie gingen hin, die Gesegneten, Otto mit jubelndem, Anna mit erleichtertem, selig beruhigtem Herzen. Und als sie nun dem Schutzgeist ihre Liebe, dem guten Rubezahl erzählten, was der Erzbischof gesagt, da war es rührend, wie der Gnomenfürst sich bemühte, dem Sinn der ganzen Sache nachzuspüren; er wußte in seiner Geisteratmosphäre so wenig von den Famen der Erdenwelt wie von den Dogmen der Kirche, daß er zu keinem Resultate kommen konnte in diesen Betrachtungen. Er bligte und donnerte um die Schneekoppe herum und dachte bei sich selbst: da werde einer klug aus dem Gewäsche der Menschenfinder; wie ist doch die Wahrheit einfach! —

„Was paßt, das muß sich ränden,
„Was sich versteht, sich finden,
„Was gut ist, sich verbinden,
„Was liebt, zusammen sein.“ —

Und als nun endlich auch Franz angeritten kam mit dem mütterlichen Bescheid, da wurde der ganze Handel erst recht verwirrt, denn es stand neben aller Liebe und Güte des Mutterherzens so viel von adlichem Brauche, kirchlichem Gejeze, Heilighaltung der Sitte u. s. w. in dem Briefe, daß Rubezahls Fassungskraft nicht ausreichte zum rechten Verständniß; er wußte keinen andern Rath als an dem Handgreiflichen, Augenscheinlichen sich zu halten; an dem faktischen Beweis der Liebe und rasch, wie er stets zu handeln pflegt, wenn der trostige Zorn ihm in die Krone steigt, beschloß er allen Präliminarien ein Ende zu machen und die Johannisnacht des Jahres 1580 zum Zeitpunkte der Hochzeitsfeier des Grafen Otto mit der Tochter der Hampelbaude zu bestimmen. Die Vasallen seines Reiches berief er alsbald und alle Hände waren thätig zur Verherrlichung des Festes. Und das war ein Fest! — recht nach dem Herzen Rubezahls, und der Dichter, welcher diese ganze Historie niedergeschrieben, ist gewiß dabei gewesen, denn heute noch weht es mich aus den alten Blättern an, wie lauter Rosenduft und wie Johannisfunken schwärmen die Buchstaben einen Zauberreigen auf dem vergilbten Papier. So siegesfreudig und zuversichtlich ist der ganze Ton, in dem er das Fest im Riesengebirge niederschrieb, daß ich Alles glaube und nur den Wunsch habe: es möge jedem treuen Paare eine so goldne Hochzeitnacht beschieden sein!

Wo eigentlich der Schauplay dieser Hochzeit gewesen, das hab ich nicht recht errathen können; die besten Wegweiser durch das Riesengebirge haben jene Zauberhöhle niemals wieder

finden können und ich glaube, das ist auch recht gut so; denn wüßte man das genau, wahrhaftig die Hampelbaude ständ nicht mehr so malerisch einsam unter den Felsen und es wäre dann vor reisenden Engländern nicht auszuhalten im Gebirge und alle unglücklich Liebenden liefen Tag und Nacht an den Leichen auf und nieder und riefen Mühezah! — Mühezah!! — An ordentliche, kirchliche Trauungen und Hochzeiten in der Familie, mit Vettern und Basen, wäre gar nicht mehr zu denken und die Pastöre, katholisch und evangelisch, müßten aus Staatsmitteln entschädigt werden für die verlorne Sportel, Gelder.

Doch, laßt mich zu Ende erzählen. Also: Johannisfest war es auf Erden, auch bis zu den höchsten Regionen des Riesengebirges stieg der junge Sommer empor und steckte seine Rosenfahnen auf Weg und Stege. Die Fliedertrauben dufteten und der rothe Fingerhut leuchtete durch das Grün der Gesträuche und neben dem grauen Gestein wie brennende Hochzeitkerzen. Die Gicklächchen sprangen von Ast zu Ast, Turteltauben gurrten von allen Baumwipfeln und Bienen schwärmten über die Heide. Es war ein wonniges Singen und Summen, ein inniges Brüten, Leben und Weben aller Orten und Otto schritt mit seiner süßen Anna wie ein glücklicher König durch die sommertlich prangende Wildniß.

Die Liebe hatte nun alle Bedenken des holden Kindes vom Gebirge überwunden; schon mit den Augen des Leibes sah sie, daß Otto's zierlicher Fuß mit elastischem Tritt sich bewegte und in seinem weichen Gelock suchten ihre lieblosenden Hände vergeblich nach einer hornartigen Verhärtung; wie viel mehr aber strömte aus des Geliebten reblicher Seele ihrem offenen Sinne Nahrung des Geistes, unbekante Schätze des Wissens, zu. Wenn auch der junge Ritter mehr noch dem Waffendienste und dem Baidwerk obgelegen, als gelehrten Studien; so war doch die Burg seiner Väter von jeher eine Freistätte der Dichtkunst gewesen; Ulrich von Hutten hatte oft den feurig hochredenden Knaben belehrt und auch in dem dicken Bedanten, der so gewissenhaft gegen seine unstatthafte Vermählung mit Anna geeifert, saß ein ganzer Bienenstock von Gelehrsamkeit, dessen Honigseim wenigstens die Lippen des Jünglings gekostet. Und so redeten die beiden Liebenden in den langen Sommertagen über mancherlei Dinge, o, wer es weiß, wie schnell eine Frauenseele wächst, wenn Demuth und Vertrauen in ihr zu dem Lehrer aufblicken, dem wird es nicht erstaunlich sein, daß Anna, die klug war

wie alle unverdorbenen Bergkinder, in kurzer Zeit mehr lernte, als manche Schüler in vielen Semestern, wenn sich das leztere Wissen und Können auch um andre Dinge handelt. Die kirchlichen Streitigkeiten wurden unter den Beiden auf das Lieblichste geschlichtet und wenn die schlanke Jungfrau so edelstolz und anmuthig an Otto's Seite durch des Waldes Hallen schritt und oftmals ein Kranz in ihren Locken blühte, so schien es dem Grafen, als könne keine Fürstentochter ebenbürtiger in die Reihe seiner Ahnen treten, wie dieses Kind des Riesengebirges und in der heiligen Geschichte, wo die niedrige Magd, die Jungfrau Maria, den Heiland, den hohen Herrn der Welt geboren, lag für Beide ein Zeichen, daß Gottes Segen vorzugsweise auf die Stillen und Demüthigen herabströme. —

Am Tage vor Johanni hatten Beide sich auf ihren Wanderungen weiter gewagt, als sie sonst zu thun pflegten und so erblickten sie auf einmal die Hampelbaude, die ihnen als der Ort der ersten Begegnung geweiht war, trotz aller dort erlebten Drangsale. Aber wie schaurig lag das Bild vor ihren Augen! Als wäre der lichte Tag auf einmal grau geworden und die goldne Sonne eine bleierne Kugel, so schwer ruhte die Luft über der Hütte, die sonst in Otto's Augen ein Verklärungsglanz umgab, als noch die Liebe darin haufte. —

Mit einem Besen in der hoch gehobenen Faust stürzte gerade die Wirthin heraus und scheuchte die Schweine fort, die sich dem Herde genahet, die Hühner spreizten gackernd auseinander und der Hund bellte mit heiseren Tönen an der Kette. Michel lag betrunken von Brandtwein auf dem Miststroh vor der Thüre und der Alte saß mit gefalteten Händen auf einem Holzblocke und gähnte so laut, daß es in die unheimlichen Töne der ganzen Umgebung als würdiges Solo einstimmte.

O, wie entgeistet ist die Natur, wenn nicht der Glanz der Liebe, der Hauch der Poesie auf ihren Werken ruht! — und wie entflieht ihr Segen vor dem gottlosen Thun unreiner Menschenhände! Otto und Anna fühlten mit einem Herzschlage diese Wahrheit, sie sanken sich innig in die Arme bei dem Anblick dieser Verwilderung und eine Thräne perlte über des Mädchens lieblich erbleichende Wangen.

Sei ruhig, mein Kind! tröstete der Freund, ich will dir den Garten sorgsam pflegen, in dem du wandeln sollst — laß uns ausbrechen nach meinem lieben Waldschloß, zu lange schon überließ ich der Mutter allein die Sorge für

das väterliche Gebiet. An unserem Herde soll jedes Geschöpf Gottes seines Daseins sich freuen und aus deinen Händen, du Geliebte, soll Milch und Honig in's Land fließen. Meine edle Mutter wird dich lehren, wie ein Weib waltet in des Hauses Heiligthum. O, sage mir, du Geliebte! daß du freudigen Muth hast mit mir zu gehen. Ja, mein Otto! ich will getrost mit dir gehen und für dich arbeiten und Gott wird mir helfen, deiner Mutter in Lieb und Demuth zu dienen. Otto küßte die treuen Worte von den süßen Lippen und in Beider Herzen kam ein Gefühl, so fromm, daß Engel im Himmel sich dessen freuen konnten und als sie an der Kapelle vorüber schritten, stand die Thüre geöffnet und Anna zog leise den Freund über die geweihte Schwelle. Um den Altar knieten Beide und hoben gemeinsam die gefalteten Hände im stillen Gebete empor und als sie nun voll andächtiger Freude heraus traten, da lag die Welt wieder im Gottessglanze der Liebe vor ihren Blicken und mit unjählichem Entzücken betraten sie bald nachher Rubezahl's Zauberhöhe.

Dort war eine merkwürdige Geschäftigkeit und der Gnomenfürst trat ihnen entgegen mit den Worten: ich habe Euren Entschluß vernommen und es ist mir lieb, daß ihr endlich Willens seid, den Traum eurer Liebe zur Wirklichkeit zu verklären, denn mich rufen nothwendige Geschäfte zur Unterwelt zurück und meine letzte Sorge auf diesem Gebirge soll eure Hochzeit sein; noch diese Nacht kann ich euer Wirth sein, dann aber müssen wir verschiedene Wege gehen und ihr werdet in eure Heimath ziehen. Ja kann der Welt Handel nicht verstehn und von all dem katholischen und protestantischen Wesen wird mir der Kopf wirre; ihr müßt nun selbst sehen, wie ihr damit fertig werdet. Geht, meine Kinder und schmücket euch zum Feste.

Anna betrat ihr Gemach und fand dort geschäftige, kleine Zwerge, die einen Anzug ausbreiteten vor ihren erstaunten Blicken, wie er wohl einer Kaisertochter hätte gefallen können. Aus besonderer Galanterie hatte der lebenswürdige König des Gebirges einige Elfenweibchen aus den Harzwäldern zu dem Feste verschrieben, denn an seinem Hofe verriethen nur männliche Diener alle Dienste; aber zum Hochzeitstaate schienen ihm weibliche Hände die geschickteste Hülfe. Wir wissen ja, wie der ehrliche Rubezahl einmal von einer Prinzessin bei seinem Rubezahlen überlistet wurde; seit jener Zeit war er wohl den Frauen gram, dennoch schützte er die Liebe

und war besonders treuen Herzen zugethan und so gewann er es denn auch über sich, Prinzessin Ilse um einige Hofräulein zu Anna's Hochzeit zu bitten und die schönen Elfenkinder, welche sie gesandt, machten ihr, wie ihm alle Ehre.

Spiegelhell glänzten die Bände von Annas Gemach und gaben das holde Bild der Braut vielfältig zurück; mit freudiger Hast wurde das lange, schwarze Haar geordnet, dann umkleidete die edlen Glieder ein liches Gewand von weicher Seide und die schlanken Lenden umschlang ein glänzender Gürtel mit kostbaren Spangen; sie ließ die geschäftigen Josen einen Purpurmantel um die Schultern legen und durch die blizende Krone von Diamanten und Rubinen das duftige Grün der Myrthe schlingen — wie war das Hirtenkind so schön, so königlich geschmückt! —

Liebliche Musik erklang, ein Chor von Bergknappen stieg aus der Tiefe, mit hellem Spiel; die kleinen Musikanten paulten so wacker und bliesen so freudig, als sollte die Welt voll werden des hochzeitlichen Kluges. Aus den Lüften senkten sich der Vögel leichtbeschwingte Schaaren, wie menschliche Stimmen tönte der Droffeln und Meisen frohes Pipen, die Lerche wirbelte in dem künstlichen Sonnenlichte, was Rubezahl ohne Gas bereitet hatte und eine Stimme drang so klar und kräftig aus dem Vögelchor, mit so himmlischer Gewalt, als wäre vor dreihundert Jahren schon Jenny Lind eine verkleidete Nachtigall und in Rubezahl's Konzerten Prima Donna gewesen. Der Kukuk regierte den Tact, sogar die Unken sangen herzergreifende Solos und die Gule brummte stotterweise in die Basspartien hinein, wenn ihr sonst auch der Lärm ein wenig zuwider war. — Am lieblichsten standen die Blumen im Hochzeitglanze. Ein Lilienkelch bot sich der Nachtigall zum Sitze dar und alle Waldblumen reichten sich die Blüthenhändchen und bildeten anmuthige Kränze, wehende Guirlanden und liebliche Ehrenbogen für das hochzeitliche Paar. Das Gestein ließ seine verborgensten Adern durchschimmern und auf den Boden streuten die Zwerge Goldstaub, Silberglimmer und Kobald, so daß nimmer ein Blumentepich so glänzende Farben trug. War es die Nachtigall oder sang ein Engel der beglückten Anna?

Der Segen thaut vom Himmelsthor,
Es naht der Augenblick,
Wo treuer Liebe Gotteslohn
Dir mit der heil'gen Myrthenkron
Darbietet Erdenglück;
Tritt ein, du liebes Menschenpaar!
Die Liebe zündet den Altar.

Wunderschöne Elfen trugen helle Fackeln, an denen Johannisfunken auf und nieder schwebten, in den Händen, sie stellten sich in Reihen auf an dem Eingange des Gemachs und Anna trat heraus, strahlend von Glück und Schönheit. Rubezahl führte ihr den Bräutigam entgegen, dem stolze Federn vom Barett nickten, der in weißem Sammt gekleidet eine blaue Schärpe trug und dessen goldnes Schwert mit einem Kreuzesgriff geziert war, an dem ein Rubin funkelte. —

Der Geisterfürst aber strahlte in aller Pracht seiner Hoheit, lang stieß der Mantel von seinen mächtigen Schultern, auf seinem Haupte trug er eine Krone, die Strahlen warf durch die ganze weite Halle, ein ehrwürdiger Bart fiel silberweiß auf seine starke Brust hernieder und vor seines Zepters leisem Winke neigte sich die Schaar der Geister.

Unter einem Baldachin von Rosenbüschen prangte ein Altar von edlem Granit und aus einer kostbarer Schaal von Bergkrystall loderte eine Flamme, deren Wohlgeruch den prächtigen Raum durchwallte. — Trompeten und Hörner schmetterten gewaltiger — ein unsichtbarer Sängerkhor stimmte den Hochzeit-Hymnus an:

Der Liebe Geist
Die Welt umkreist,
Ihm lobern alle Herzen!
Die Geisterchaar
Baut den Altar,
Sie zündet Hochzeitkerzen.
Das Menschenherz
Steigt himmelwärts,
Von Lieb' und Andacht trunken.
Heil sei dem Paar,
Das am Altar
Demüthig hingefunken! —
Geist der Natur!
Hör seinen Schwur
Und schirme seine Pfade;
Hör' das Gebet,
Das kindlich fleht
Um deine Huld und Gnade! —

Zitternd, in unsäglicher Wonne knieten Otto und Anna vor dem leuchtenden Altar und der erhabene Fürst der Gnomen und Zwerge legte segnend seine Geisterhände auf die fromm gesenkten Häupter; dann zog er die Seligen empor in seine Arme und drückte sie väterlich an seine Brust.

Gehet hin, ihr Lieblinge meines Herzens, sprach der königliche Rubezahl, liebt euch treu und vergeßet niemals euren Freund auf dem Riesengebirge. Ich muß euch verlassen jetzt; aber meines Schutzes seid versichert, wohin euch auch das Leben führt und rechnet auf den Lohn der Treue.

Wie Glockengeläute hallten Rubezahls Worte durch die mächtigen Bogengänge der Zauberhöhle und durchdrangen mit begeisternder Kraft die Herzen der Liebenden; in stummer Seligkeit umfingen sich ihre Arme und ein heiliges Schweigen ging wie Engelsfittiche durch die ganze Versammlung. —

Lebt wohl! — Gott segne euch! — Diesen Scheidegruß hauchte sanft Rubezahls Stimme; lebt wohl! Gott segne euch! flüsterte ein tausendfaches Echo rings umher — dann sah sich das Paar allein und unsichtbare Hände entkleideten die Seligen von den hochzeitlichen Gewändern, einfach standen die Menschenkinder sich einander gegenüber und Otto sank nieder vor dem Hirtenmädchen, das seines Lebens Königin geworden. —

Die Johannismacht hat niemals eine schönere Hochzeitfeier gesehen, als dieses Fest in Rubezahls Geisterburg auf der Schneekoppe! Als die frühe Morgensonne am andern Tage das Rosenumblühte Hochzeitbette beschien, erwachten die glücklichen Schläfer und aus dem seligen Traum der Nacht stieg die Wirklichkeit ihrer Liebe so frisch und muthig, daß beide zugleich aufsprangen und auf's Neue in der zärtlichsten Umarmung des köstlichsten Besitzes sich versicherten. Noch einmal fanden sie von Geisterhänden das Mahl bereitet; aber draußen wieherten schon die Rosse und der alte Franz trat herein und meldete, daß Alles bereit sei zur Heimreise.

Wie mundete dem glücklichen Gatten der Morgentrunke, den die Lippen seiner jungen Frau ihm kredenzten, wie tapfer hing er sein gutes Ritterschwert in den festen Gürtel und nahm dankend Abschied von der gastlichen Höhle! Draußen lag der Morgen sonnig auf den Bergen, Otto breitete seine Arme aus und grüßte die Welt, die nun nicht mehr im Zaubersehne des Geisterreiches erschien; über die aber dennoch Gottes Sonne mit liebevollem Glanze warm hernieder strahlte und an seiner Seite stand die Geliebte, die ihm als das köstlichste Kleinod geschenkt war und als sein treues Weib mit ihm des Lebens Erdenwege gehen sollte. Gott helf! sprach er laut betend und hob dann die schlanke Gestalt der holden Frau auf den Zelter, schwang sich freudig auf sein braunes Ross, nahm die Zügel des lichtweißen Trabers, der seinen liebsten Lebensschatz trug, in die Hand und der ehrliche Franz ritt weit voran durch den thaurischen Tannenwald. Glück auf! zur Lebensreise! —

So stand es in der alten Chronik und ich vermag nicht zu berichten, wie's den Beiden

weiter ergangen; wir dürfen aber nicht zweifeln, daß sie sich tapfer gehalten haben in alle der kirchlichen und politischen Noth der damaligen Zeiten. Und wenn jetzt die Liebenden, die das Mißgeschick haben, in verschiedenen Kirchen getauft zu sein, nur den Muth hätten, zu bedenken, daß die Liebe weder katholisch noch protestantisch zur Welt gekommen; sie würden sicher auch eine von mächtigen Geistern ge-

schützte Stätte finden und zu einem christlich frommen Bund sich vereinen und alle das Gekränkte um gemischte Ehen würde ein Ende haben, vor der Macht einer ächten, gottgetrosten Liebe. Der Chronik nach steigt der alte Rubezahl alle dreihundert Jahre gewiß zur Oberwelt; wer weiß, für welches glückliche Paar er in diesem Sommer auf der Schneekoppe die Hochzeit einrichtet! —

Der Schwanring.

Von N. Hocker.

(Aus einem Epos „Melusine.“)

Mittsommertags, wenn rings umher
Der Thau an grünen Büschen funkelt,
Und neugestärkt der Vögel Heer
Im Forste singt, der fern noch dunkelt:
Dann liegt ein Friede auf der Au,
Dann steigt ein Duft aus Gras und Kräutern,
Dann sucht die Spinne in dem Thau
Ihr zartes Netz sich zu erweitern.
Sie webt die Fäden hell und fein
Vom Halme bis zur Blumenglocke,
Und hüllt in leichte Schleier ein
Der Samenkapsel weiche Flocke.
Dann winkt der rothen Beeren Gluth
Als Mahl der Amsel, sich zu legen,
Und zu der Silberquelle Fluth
Sieht man das Reh im Sprunge setzen,
Indeß schon heimkehrt von dem Born
Der stolze Hirsch durch Klee und Dorn.

O Waldespracht! o grüner Grund!
Wo ries'ge Bäume flüsternd ragen,
Wie thut mir hier das Rauschen kund
Aus ihrem Leben schöne Sagen.
Jahrhunderte sind aufgerollt
So hell vor meines Geistes Blicken,
Und, wie umstrahlt von Sonnengold,
Seh' ich die Ferne näher rücken.
Das ist ein Schaffen, wie noch nie,
Ein Werden und ein Neugestalten,
Und zauberhaft muß Poesie
Ihr Wunderreich vor mir entfalten.
Wie aus der Hülle dunkler Nacht
Des Bildes Farbenglanz sich zeigt,
So aus der Zeiten tiefem Schacht
Ein frisches, volles Leben steigt,
Wenn rings umher die Waldestrub
Mir winkt, wie Sabbathstille, zu.

Am Felsen dort, wo Rosen blühen,
Hebt kühn ihr Haupt die Nieseneiche:
Des Waldes hebre Königin.
Sie trogte fest des Wetters Streiche,
Sie hob sich die Grinn'ung auf
Als Trost für ihres Alters Stunden,
Und hatt' in ihres Daseins Lauf
Schon manchen Freudenkranz gefunden.
Sie zog um sich der Kinder Schaar,
Zum Schmuck dem stattlichen Geschlechte,
Und breitet um sich wunderbar
Des Laubdachs schützende Geslechte.
Sie schaut so ernst hinaus ins Land,
Ein grauer Wartthurm auf der Höhe,
Ein Hügel, der mit mächt'ger Hand
Bewahrt den Schatz in seiner Nähe,
Der unberührt vom Sturmgebraus
Hält Wache vor der Fürstin Haus.

Ich sinke hin ins weiche Moos,
Ein Lager ist's von grünem Sammet,
Dran, wie in eines Mädchens Schoos
Das Licht von Diamanten flammet;
Die jungen Stämme seh'n mich an
So freundlich ernst, so still bescheiden,
Als künnten sie den fremden Mann
Mit seinem Lieben, seinem Leiden.
Sie grüßen ihn mit leisem Wort
Und lächeln, daß er alten Mären
Zu lauschen kam an diesem Ort,
Wo sonst nur Vogelruf zu hören.
Hier stört ihn nicht der Menschheit Fluch,
Mit ihren Krühen, ihren Träumen,
Hier ist er selber sich genug,
Ein König in des Waldes Räumen.
Umzittert von dem Dämmerlicht
Vernehm' ich, was die Eiche spricht:

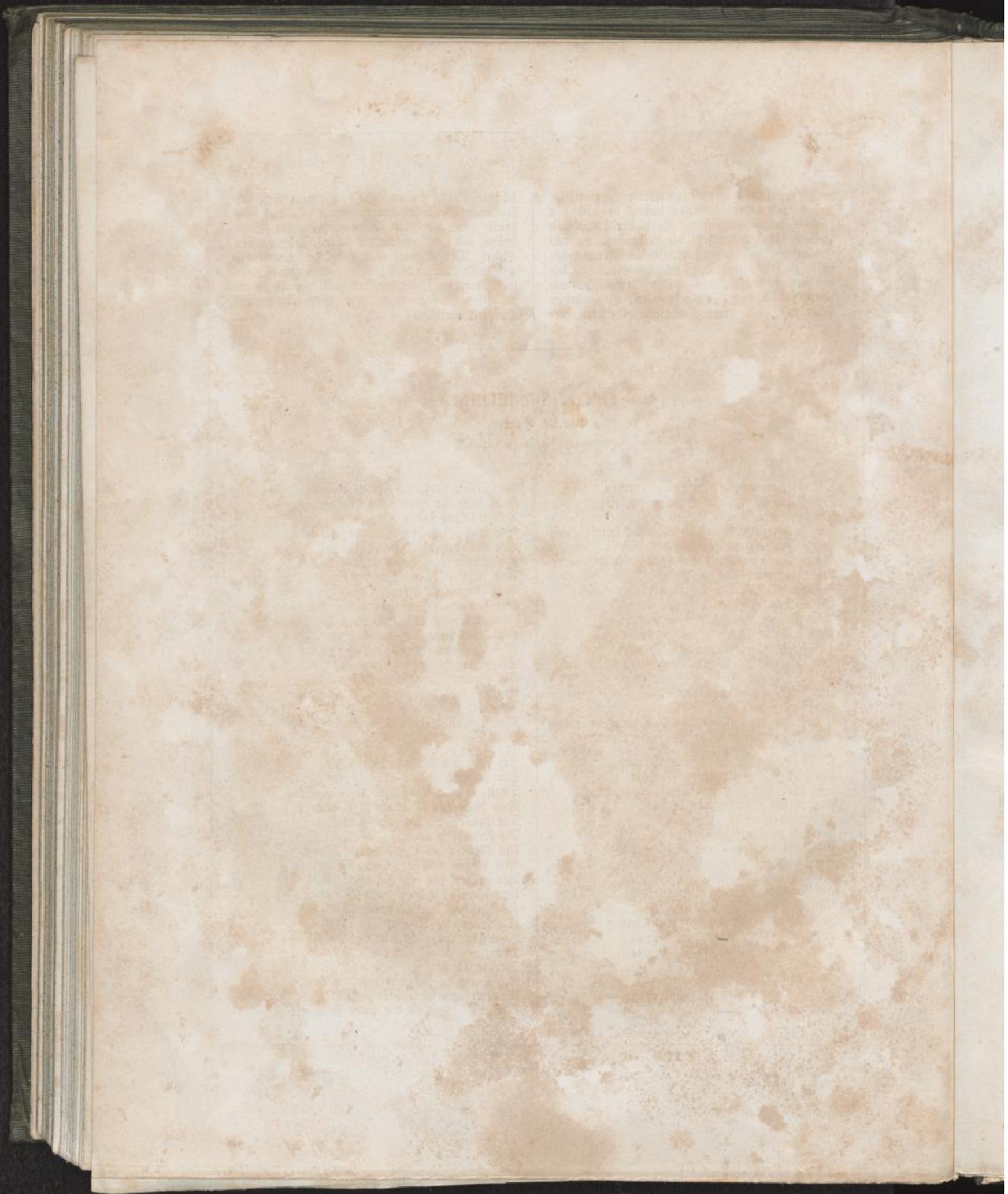


N. Camphausen. inv.

Lith. Just. Arnz & C^o. Düsseldorf.

Der Schwanring.

(Aus einem Epos „Melusine“ von N. Hocker.)



weiter ergangen; wir dürfen aber nicht zweifeln, daß sie sich tapfer gehalten haben in alle der kirchlichen und politischen Noth der damaligen Zeiten. Und wenn jetzt die Liebenden, die das Mißgeschick haben, in verschiedenen Kirchen getauft zu sein, nur den Muth hätten, zu bedenken, daß die Liebe weder katholisch noch protestantisch zur Welt gekommen; sie würden sicher auch eine von mächtigen Geistern ge-

schützte Stätte finden und zu einem christlich frommen Bund sich vereinen und alle das Gekränkte um gemischte Ehen würde ein Ende haben, vor der Macht einer ächten, gottgetrosten Liebe. Der Chronik nach steigt der alte Rubezahl alle dreihundert Jahre gewiß zur Oberwelt; wer weiß, für welches glückliche Paar er in diesem Sommer auf der Schneekoppe die Hochzeit einrichtet! —

Der Schwanring.

Von N. Hocker.

(Aus einem Epos „Melusine.“)

Mittsommertags, wenn rings umher
Der Thau an grünen Büschen funkelt,
Und neugestärkt der Vögel Heer
Im Forste singt, der fern noch dunkelt:
Dann liegt ein Friede auf der Au,
Dann steigt ein Duft aus Gras und Kräutern,
Dann sucht die Spinne in dem Thau
Ihr zartes Netz sich zu erweitern.
Sie webt die Fäden hell und fein
Vom Halme bis zur Blumenglocke,
Und hüllt in leichte Schleier ein
Der Samenkapsel weiche Flocke.
Dann winkt der rothen Beeren Gluth
Als Mahl der Amsel, sich zu legen,
Und zu der Silberquelle Fluth
Sieht man das Reh im Sprunge setzen,
Indeß schon heimkehrt von dem Born
Der stolze Hirsch durch Klee und Dorn.

O Waldespracht! o grüner Grund!
Wo ries'ge Bäume flüsternd ragen,
Wie thut mir hier das Rauschen kund
Aus ihrem Leben schöne Sagen.
Jahrhunderte sind aufgerollt
So hell vor meines Geistes Blicken,
Und, wie umstrahlt von Sonnengold,
Seh' ich die Ferne näher rücken.
Das ist ein Schaffen, wie noch nie,
Ein Werden und ein Neugestalten,
Und zauberhaft muß Poesie
Ihr Wunderreich vor mir entfalten.
Wie aus der Hülle dunkler Nacht
Des Bildes Farbenglanz sich zeigt,
So aus der Zeiten tiefem Schacht
Ein frisches, volles Leben steigt,
Wenn rings umher die Waldestrub
Mir winkt, wie Sabbathstille, zu.

Am Felsen dort, wo Rosen blühen,
Hebt kühn ihr Haupt die Nieseneiche:
Des Waldes hebre Königin.
Sie trogte fest des Wetters Streiche,
Sie hob sich die Grinn'ung auf
Als Trost für ihres Alters Stunden,
Und hatt' in ihres Daseins Lauf
Schon manchen Freudenkranz gefunden.
Sie zog um sich der Kinder Schaar,
Zum Schmuck dem stattlichen Geschlechte,
Und breitet um sich wunderbar
Des Laubdachs schützende Geslechte.
Sie schaut so ernst hinaus ins Land,
Ein grauer Wartthurm auf der Höhe,
Ein Hügel, der mit mächt'ger Hand
Bewahrt den Schatz in seiner Nähe,
Der unberührt vom Sturmgebraus
Hält Wache vor der Fürstin Haus.

Ich sinke hin ins weiche Moos,
Ein Lager ist's von grünem Sammet,
Dran, wie in eines Mädchens Schoos
Das Licht von Diamanten flammet;
Die jungen Stämme seh'n mich an
So freundlich ernst, so still bescheiden,
Als künnten sie den fremden Mann
Mit seinem Lieben, seinem Leiden.
Sie grüßen ihn mit leisem Wort
Und lächeln, daß er alten Mären
Zu lauschen kam an diesem Ort,
Wo sonst nur Vogelruf zu hören.
Hier stört ihn nicht der Menschheit Fluch,
Mit ihren Krühen, ihren Träumen,
Hier ist er selber sich genug,
Ein König in des Waldes Räumen.
Umzittert von dem Dämmerlicht
Vernehm' ich, was die Eiche spricht:

„Als zwanzig Lenze mich umblüht
Voll Sonne in der Mutter Schatten,
Und wilde Stürme mein Gemüth
Noch nicht, wie jetzt, durchzogen hatten,
Da scholl an einem lichten Tag
Ein Klang von Hörnern durch die Gründe.
Es duckte sich das Reh im Haag,
Es stuzte in dem Klee die Hinde;
Der Fuchs, der seine junge Brut
Zu meinen Füßen springen lehrte,
Barg sie im Baue, fest und gut,
Wo Nichts sein schlaues Walten störte.
Das Sichhorn selbst, das leicht und keck
Auf meinen Armen sonst sich wiegte,
Zubr auf, berührt von jähem Schreck
Und fest an meine Brust sich's schmiegte.
Ich selber staunt', denn meinem Ohr
Kam solch' ein Tönen noch nicht vor.

„Bald rauscht' es in dem Unterholz,
Ich hört' ein Knicken in den Loden,
Dann stampft' ein Ross, so fürstlich stolz
Den weichen, grünen Waldesboden.
Wohin ich späht', wohin ich schaut',
Gewahrt ich schweißbedeckte Hunde,
Ein Ahnen in der Seele graut',
Daß von Bedeutung diese Stunde.
Und sieh! ein Reiter, wohlgethan,
Des Blicke helle Strahlen schossen,
Brach sich zu meinem Hause Bahn,
Das ihm das Waldgestrüpp verschlossen.
Er trug in seiner Hand den Speer,
Sein Wesen war voll Kraft und Milde,
Weit ragt' er durch die Büsche her,
Ein Riesental in dem Gefilde,
Ein Fels, dem sich die Woge bricht
Umzittert von der Blitze Licht.

„Schnell sich der Mann vom Rosse schwang,
Da stürzten auf ihn zu die Mäden,
Die seines Hornes lauter Klang
Mit dem Gefolge herbeschieden.
Das wölbte bald ein Blätterzelt,
Ein Teppich wurde hingebreitet,
Zwei hohe Krüge aufgestellt
Und Becher, zierlich ausgeweitet.
Drin perl't der duftig süße Wein,
Den ihm kredenzt' ein Jägerknabe,
Dazu das Brod, so weiß und fein,
Gewährt' dem Mäden rechte Labe.
Das saft'ge Fleisch vom jungen Hirsch,
Der gestern seiner Hand erlegen
Und heut' gebraten zu der Pirsch,
Vollendete des Mahles Segen.
Im grünen Walde, lang und voll
Der Klang der Jägerhörner scholl.

„Als nun der Mittagssonne Gluth
Verfengend durch die Lichtung brannte,
Sein Blick dort auf dem Thälchen ruht',
Wo niederspringt des Felsens Kante.
Zum Schlummer war's der rechte Ort,
Matt schienen seine Augenlider.
Er sandte das Gefolge fort
Und legte sich zur Ruhe nieder.
Die Jäger streiften durch den Wald,
Ein einz'ger Hund den Herrn bewachte,
Indeß auf grünbekränzter Halb'
Im Nest die Turteltaube lachte.
Es klopf' am moos'gen Stamm der Specht,
Das Sichhorn auch begann sein Hüpfen,
Der Fuchs lehr't fröhlich sein Geschlecht
Bell list zu springen und zu schlüpfen.
Sonst war es still im kühlen Raum,
Ich selber niäte halb im Traum.

„Da horch! wie rauscht's am Felsenquell,
Der durch die Brombeerbüsche fließet,
Und seine Blüthen silberhell
Dort in den kleinen Teich ergießet.
Ich blickte auf, noch schlummerstüher
Und glaubt', den Augen nicht zu trauen.
Noch heut'gen Tags ergreift's mich sehr,
Bedenk' ich, was ich sollte schauen.
Ein Weib taucht aus des Bornes Mund,
Geschmückt mit aller Reize Prangen;
Es leuchtete der volle Mund
Wie Rosen, die erst aufgegangen.
Der Leib war wie der Blüthen-schnee,
Der weiß und zart und duftig scheintet,
Die Blicke strahlten Lust und Weh',
Drin lagen Nacht und Licht vereinet,
Und um der reinen Stirne Glanz
Wob sich von grünem Schilf ein Kranz.

„Das war die Fee vom Waldesborn,
Ich hörte einmal von ihr sagen,
Sie hab' der strengen Mutter Zorn
Dort hingebannt vor vielen Tagen.
Wie war sie dem krystall'nen Haus,
Der Silberfluthen Grund entstiegen,
Doch heute war die Prüfung aus,
Sie durst sich frei im Lichte wiegen,
Sie durste trinken Sonnenschein,
Am Blumenhange ruhend lauschen,
Sich ihres jungen Lebens freu'n,
Einherzieh'n in des Waldes Krauschen;
Ausströmen ihres Herzens Drang
In ihren besten, schönsten Liedern,
Und dann der Vögel süßen Sang
Mit schönern, süßern Sang erwidern,
Weil sie für volle sieben Jahr
Des Geisterbannes ledig war.

„Kaum taucht sie aus der Quelle Fluth,
Hatt' jener Mann den Blick gefangen,
Der auf dem weichen Moose ruht',
Von jungen Buchen überhangen.
Sie fährt zurück, sie wendet sich,
Sie möchte fliehen, möchte bleiben,
Ein süßes Weh ihr Herz beschlich,
Die Scham wollt' sie von hinnen treiben.
Da fährt er auf und blickt sie an,
Ein Traum hatt' ihm ihr Bild gezeigt,
Wie tief sich da der starke Mann
Vor diesem zarten Wesen neiget!
Zur Frage öffnet er den Mund,
Da flammt ein Strahl aus ihren Blicken,
Der sollte in des Herzens Grund
Der Liebe Stachel glühend schicken;
Der flocht mit unsichtbarer Hand
Um beide ein gewaltig Band.

„Oft kehrte er zu ihr zurück,
Er kost' dort viel lange Stunden.
Ihm war der Krone hohes Glück,
Des Thrones Glanz bei ihr verschwunden.
Sie hielt ihn fest mit süßem Wort,
Im grünen Tann, im Rosenhaine,
Es ward verklärt die Laube dort
Von ihrer Liebe hellem Scheine.
An ihrer Brust, in ihrem Arm
Vergaß er seines Amtes Rügen,
Gewaltig tobten Schmerz und Harm,
Mußt' wieder er von dannen ziehen.
Nicht lange währ't's, so tönt' sein Ruf
Hell durch des lichten Waldes Räume,
Und seines Rosses schneller Huf
Trug ihn zum Kranz der jungen Bäume,
Wo seiner harret die schöne Fee
Erfüllt von herber Sehnsucht Weh.

„Es war am ersten Tag im Mai,
Da sah ich sie zum letztenmale;
Vom Lärm der Waffen und Geschrei
Hallt's wieder in dem stillen Thale.
Nach Diefenhofen zog er fort,
Ich sah den Troß vorüber reiten,
Und hört, daß zu der Mosel Bord
Er wolle seine Braut geleiten,
Daß er der Franken Herrscher sei,
Ein Held, berühmt in Schlachtenwettern,
Der lang geschaltet frank und frei.
Und Krieg geführt mit alten Göttern.
Nicht täuscht mich die Erinnerung,
Ich hörte Karl ihn mehrmals nennen,
Der, als die Lust noch frisch und jung
Gejaget oft in den Ardennen,
Und dort aus stillem Waldesgrund
Die Fee sich holt, zum Ehebund.

„Die Mutter hatt' für's Erdenglück
Begönnet ihr der Jahre sieben;
Sie kehrt' nicht in der Frist zurück,
Zu wonnig war ihr süßes Lieben.
Ich weiß nicht was mit ihr geschah,
Doch als im Lenz die Amsel stötet,
Erschrocken ich die Quelle sah
Von dunkelm Blute ganz geröthet.
Das war ein sich'res Zeichen mir
Daß sie gestorben in der Ferne.
Ganz einsam steh' im Forst ich hier,
Ich hätte mich erkundigt gerne.
Doch hört' ich einst ein flüchtig Wort,
Es waren schlachtenwunde Franken,
Die hier am schattigfühl'n Ort
Zur Mittagstube nieder sanken.
Die sprachen von des Kaisers Fee,
Wie er erfüllt von heißem Weh.

„Den Schwannring ließ sie dem Gemahl.
Ihr wißt doch, was das Wort bedeutet?
Der ihm gar lange, bittere Qual
Als sie gestorben war, bereitet.
Sie hielt in festen Banden ihn,
Wie einst in ihres Glückes Stunden,
Bis endlich Erzbischof Turpin
Den Wunderring bei ihr gefunden.
Der hat ihn in den See versenkt,
Jetzt mußt' der Kaiser bei ihm wohnen.
Sein Sehnen ward auf ihn gelenkt,
Er sollte ihn mit Frieden lobnen.
Die stolze Burg erhob sich bald,
Ein Münster ward auch dort gegründet,
Es ward sein liebster Aufenthalt
Wo heut' noch Vieles von ihm kündet,
Auch das roch wurde mir bekannt,
Daß Nachen er die Pfalz genannt.

„Derselbe Stamm erzeugte ihn,
Aus der die Frau er sich erkoren,
Dem Bertha hat, die Spinnerin,
Den Frankenkaiser ja geboren.
Sie war ein Schwanweib, sanft und mild,
Doch er vergaß der Mutter Lehren.
Er stürzte manches Wodans-Bild,
Des Christengottes Macht zu mehren.
Er fällt' der Donnersreichen viel,
Und scheucht' den alten Heidenglauben,
Ihm war er nur ein thöricht Spiel,
Ein Werk der Blinden und der Tauben.
Rings strömt das Blut im ganzen Land
Von Dpfen, die sein Grimm geschlachtet,
Es wurden hell vom wilden Brand
Die Haine, drin es lang' genachtet.
Der Göttermutter Frauwa Reich
Fiel unter seines Schwertes Streich.

„Drob Schwanwitt Horn im Herzen trug,
 Sie gab des Kaisers Frau das Leben,
 Und einen harten, schweren Fluch
 Hört ich von ihren Lippen beben:
 „Weil er gethan, was nimmer Recht,
 Wird sich sein Reich auch bald zerspalten.
 Ein Sing'ger nur aus Karls Geschlecht
 Kann seine Macht zusammen halten.
 Ein Siegfried wird der Recke sein,
 Dem muß die Meermaid sich verbinden,
 Er wird dann in dem tiefen Rhein
 Den Hort der Nibelungen finden.
 Der Wunderring kehrt auch zurück,
 Den einst Turpin im See geborgen,
 Damit erwacht das höchste Glück
 Ihm wie der Sonne Licht am Morgen.
 Ihm huldiget die ganze Welt,
 Die ihn zum Herrscher aufgestellt.“

„Dann wird er stürzen Christenmacht,
 Und Wodans Bilder neu erheben.
 Dann wird auch Herka in der Schlacht
 Mit den Walküren ihn umschweben
 Sie hilft ihm finden Zio's Schwert,
 Er schwingt es in der Feinde Schaaren;
 Wie Bligeslicht die Saat verzehret,
 So wird er durch die Lande fahren.
 Doch erst erprob' ich seine Treu,
 Ob lauter auch und ächt sein Lieben,
 Ob er der Gattin würdig sei —
 Drum lege sie der Jahre sieben
 Vor ihm den Stamm, dem sie entsproß,
 Des Wassereiches sichtbar Zeichen,
 Und fragt er sie, so wird vom Schloß
 Im Augenblicke sie entweichen.
 Denn wen nicht zwingt die Leidenschaft,
 Hat nicht zum großen Werk die Kraft.“

„Der Schwanring ist von Wielands Gold,
 Wer ihn besitzt, wird mächtig werden.
 Ihm sind die alten Götter hold
 Sie machen ihn zum Herrn der Erden.
 Band Frauen Zaubersliebe d'ran,
 Die über's Grab noch immer währet,
 So wird durch ihn dem besten Mann
 Von Wodan hohes Glück bescheeret.
 Er ist der Preis, um den er wirbt,
 Das Ziel, auf das sein Aug' gewendet,
 Er machet, daß er nimmer stirbt,
 Daß nie der Jugend Brangen endet.
 Wenn er die Probe wohl bestand,
 Wird ihm sein Weib das Kleinod bieten,
 Doch mag, wenn es einmal entschwand,
 Er wohl sein Haus vor Leid behüten:
 Bald sinkt es, wie ein dürrer Ast,
 Der von der Hand des Sturms erfaßt.“

• Das that mir einst die Eiche kund
 In ihrer Blätter erstem Rauschen,
 Ich ruhte still im Waldesgrund
 Voll Freude dem Bericht zu lauschen.
 Wie Glockenklang herüberweht,
 Wenn schon des Abends Schatten steigen,
 Und fromme Menschen zum Gebet
 Ihr Haupt vor den Altare neigen!
 So klang der Märe freundlich Wort.
 Bald kehrt' ich zu der stillen Stelle;
 Was ich vernahm an jenem Ort,
 Was mir geflüstert hatt' die Quelle,
 Was mir die Waldesblume leif,
 Mit ihren Kelchen zugeläutet,
 Und was ich aus der Vögel Weif
 Für Wundersagen mir gedeutet,
 Das barg ich all' in meiner Brust,
 Ich kund' es euch voll hoher Lust.

Der kluge Fischer.

Neu erzählt von Fabricius.

Einstmals lebte ein alter und armer
 Fischer, welcher kaum so viel verdiente, um
 seine kleine Haushaltung zu versorgen. Was
 er den Tag über arbeitete, brachte seine Frau
 am andern Morgen zu Markte und kaufte für
 den Erlös die nöthigen Lebensmittel für den
 kleinen Hausstand.

Nun wollte aber schon seit acht Tagen

das Glück dem armen Fischer nicht mehr.
 Nichts hatte er gefangen und der Vorrath im
 Hause ging auch zu Ende. Da saß er nun
 eines Abends tief betrübt am Ufer und merkte
 es gar nicht, daß schon die Nacht hereinbrach!
 Heute aber wollte er nicht heimkommen ohne
 Beute und noch einmal warf er das Netz aus
 — aber vergebens. Wieder zog er nichts als

Gras und Schlamm aus der Tiefe. Verdrießlich wollte er sein Fischergeräthe zusammen packen, als ihn noch einmal die Lust überkam; sein Glück zu versuchen. Er warf zum letzten Male das Netz aus und jauchzte hoch auf, als es beim Emporziehen so schwer war, daß er es kaum an die Oberfläche des Wassers bringen konnte. Mit großer Kraftanstrengung gelang es ihm endlich, und in dem Netze zeigte sich ein großer, kupferner Kessel. „Aha,“ dachte der Fischer, „das war glücklich! Da giebt mir der Schmied wenigstens meine drei Thaler für, und so gewinne ich mit einem Schlage, was ich seit acht Tagen verloren!“

Der Fischer beschaute den Kessel von allen Seiten! „Vielleicht,“ dachte er, „ist gar ein großer Schatz darin und Frau und Kind haben genug für Lebzeiten. Da kaufe ich mir erst ein großes Haus und Stallung für Kühe, Pferde und Schweine! O, das giebt ein herrliches Leben!“ Nun fing der Fischer an den Deckel zu lösen, um sich von dem Inhalte des Kessels zu überzeugen. Das war keine leichte Arbeit, denn der Deckel saß sehr fest. Nach vieler Mühe und Arbeit wankte der Deckel. Der Fischer hob ihn mit gewaltigem Rucke empor und fuhr zurück, als aus dem Kessel ein erstickender Dampf hervorquoll. Starr vor Schrecken stand Martin, so hieß der Fischer, denn die Rauchwolke nahm allmählig menschliche Formen an und gestaltete sich zu einem Riesen mit einem ungeheuren Schwerte.

„Hab Dank!“ sagte der Riese, „daß du mich aus meiner langen Gefangenschaft erlöst hast. Ich wollte, daß es dir Glück bringen könnte, anstatt daß dich diese That nun das Leben kosten wird!“

„Herr Riese! Ihr beliebt wohl zu scherzen?“ frug Martin. „Nein!“ antwortete der Riese mit seiner Donnerstimme! „Nein, ich habe ein Gelübde gethan, denjenigen, welcher mich aus des Meeres Grund erlösen würde, meinem Oberherrn zu opfern!“ Vor vielen hundert Jahren führten wir Krieg mit den Wassernigen und als ich eines Tages am Ufer lauerte, um ihrer habhaft zu werden, versiel ich in tiefen Schlaf. Dieses benutzten sie um mich in eine Rauchwolke zu verwandeln und in diesen Kessel verpackt auf den Grund des Meeres zu versenken. In den ersten fünfzig Jahren gelobte ich denjenigen, welcher mich aus dieser Lage befreite, mit Schätzen zu überhäufen. Niemand kam. — In den zweiten fünfzig Jahren gelobte ich meinem Erretter alle Schätze der

Erde zusammen zu tragen — es kam wieder Niemand.

Endlich in der Verzweiflung that ich das Gelübde, meinen Erretter dem Oberherrn, welcher weit von hier wohnt, zu opfern! Also bereite dich zum Tode vor!

„Erbarmen!“ flehte der arme Martin.

„Habt Erbarmen mit einem Familienvater!“

„Nein,“ sagte der Riese, sein Schwert ziehend, „doch will ich für dein Weib und deine Kinder sorgen, wenn du todt bist!“

Das war aber keineswegs ein tröstender Gedanke für den armen Martin, der lieber selbst für Frau und Kinder gesorgt hätte.

„Ach,“ bat er, „muß ich denn wirklich sterben, damit ihr euer Wort haltet, so gestattet mir wenigstens Abschied zu nehmen von Frau und Kindern!“

„Unmöglich!“ herrschte der Riese den armen Fischer an, „die Zeit verrinnt! Mit dem ersten Morgenstrahle zieht es mich fort von hier!“

Der arme Martin bat so inständig und flehentlich, daß er selbst den grausamen Riesen erweichte.

„Begleitet mich zu Frau und Kindern!“ sagte der Fischer, „und wenn ich sie noch einmal gesehen und Abschied genommen habe, so macht mit mir, was ihr wollt! Ich wohne kaum eine halbe Stunde von hier!“

„Eine halbe Stunde!“ brüllte der Riese. „In diesem Fall bereite dich zum Sterben vor. In früheren Jahren machte ich wohl hundert Meilen im Tage, aber durch die langjährige Gefangenschaft im Kessel habe ich ordentlich das Gehen verlernt!“

„Nun so weiß ich ein Mittel!“ rief Martin; „ich mache es Euch recht bequem. Nehmt auf eine halbe Stunde Eure vorige Gestalt an. Setzt Euch als Wolke in den Kessel, so trage ich Euch auf meinen Schultern zu mir nach Hause. Dort nehmet Ihr Eure jetzige schöne Gestalt wieder an, ich verabschiede mich von Weib und Kind und dann macht mit mir was Ihr wollt!“

Der Riese, welcher im Grunde tiefes Mitleid für den armen Fischer empfand, willigte ein. Es löste sich in eine Rauchwolke auf und schlüpfte in den Kessel. Der Fischer bückte sich, als wolle er den Kessel aufheben, ergriff aber statt dessen mit Blitzesschnelle den Deckel, setzte ihn rasch auf den Kessel und sich selbst darauf und rief:

„So, wenn Ihr mich nun zum Danke tödten wollet, so müßt Ihr erst herauskommen, Meister Riese!“

Der also Gefangene machte alle Kraft

anstrengungen und vielleicht wäre es dem Fischer dennoch schlecht ergangen, wären ihm die Wasserniren nicht zu Hülfe gekommen, und froh, daß ihr Feind wieder unschädlich gemacht, lötheten sie den Deckel mit Blei an den Kessel fest und plautsch! lag der Riese wieder auf dem Meeresgrund.

Der Fischer aber hatte sich durch seine

Klugheit die Wasserniren zu Freundinnen gemacht! Von diesem Tage begünstigten sie seinen Fang. Wenn Martin das Netz aus dem Wasser emporhob, drohte es unter der ungeheuren Last zu reißen. So kam Wohlstand in die arme Fischerwohnung und als Martin starb, hinterließ er seinen Kindern ein sicheres Auskommen für ihr Leben.

Die Gründung der Kirche zu Gerresheim.

Eine Sage von W. Herchenbach.

Zur Zeit, da Ludwig der Deutsche auf dem Kaiserstuhle saß, sechs Jahre vor dem Ende seiner Regierung, Anno 870, also vor fast einem Jahrtausend, stand auf dem größten Berge zwischen Grafenberg und Gerresheim, die Haardt genannt, die Burg des Ritters Gericus. Heute findet man dort nur Heidekraut, Ginstergestrüpp und Sand, und die fleißige Hand des Landmannes nimmt alljährlich ein Stückchen mehr von dem unfruchtbaren Boden unter den Pflug, um ihm ein paar elende Halme abzutrogen. Nicht viele Jahre mehr, so wird auch von dem Gestrüppe nichts mehr zu sehen sein, das dem Berge jetzt noch zur Sommerzeit ein romantisches Ansehen verleiht. Fast mit Trauer sieht der Naturfreund diesem Zeitraume entgegen, aber der Wechsel ist ewig; war doch auch zur Zeit unserer Geschichte an der Stelle, wo jetzt die schöne Stadt Düsseldorf steht, ein üppiger Wald ohne Haus und Feld, und erst 400 Jahre später, da Gerresheim schon eine berühmte Stadt war, wurde aus dem allmählig entstandenen Fischerdorfe die jetzige Stadt der Künste.

Wenn du auf der Haardt bekannt bist, so ist dir, lieber Leser, gewiß das hölzerne Kreuz nicht entgangen, das ungefähr auf der Höhe, dicht am Wege steht. So einfach und kunstlos es auch ist, so giebt es doch der Haardt einen Schmuck, einen Gedanken, und selbst derjenige, welcher von dem Kreuze weniger weiß, als ich, oder auch gar nichts, kann nicht umhin, zu bemerken, daß nirgends ein Kreuz besser an seinem Plage sei, als gerade hier. Nicht weit von diesem Kreuze, in der Richtung auf den Gallberg zu, hast du gewiß einen trüben, schlammigen Pfuhl bemerkt. Dort nun, wo jetzt der Pfuhl ist, bis an den bereits der Pflug und die Sichel reichen, dort soll des Gericus

Burg gestanden haben, worin er mit seinem holdseligen Töchterlein Regenbirg lebte. Weder von der Burg aber, noch von dem Gallberge will ich dir heute erzählen, obschon ich von beiden noch Mancherlei weiß, was du dir vielleicht nicht träumst, vielmehr handelt es sich jetzt nur um die Gründung der schönen Kirche in Gerresheim, das da unten im Thale zwischen den Bergen so freundlich gelegen ist. Mit Ausnahme der alten Kirche in Bilk ist sie gewiß die älteste von allen, welche jetzt noch im Bergischen auf dieser Rheinseite bestehen, sicherlich aber von den ältesten die schönste.

Ungefähr 60 Jahre früher hatte Karls des Großen Schwert sich durch diese Gegenden einen Weg zu den heidnischen Sachsen gebahnt, und da sie gleich jenseits der Anger ihre Wohnsitze hatten und häufig in das Gebiet der diesseitigen Franken fielen, so ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß sie auf dem in Frage stehenden Gebiete manchmal blutige Raubzüge hielten, wie dies aus der Geschichte des heiligen Suitbertus in Kaiserswerth wohl bekannt ist. Wenn die Sage auch nichts davon zu berichten weiß, so ist doch anzunehmen, daß Gericus noch als Knappe sich dem Heere Karls des Großen angeschlossen hat und mit hinübergezogen ist, zu den wilden Nachbarn. Dem sei nun aber, wie ihm wolle, jedenfalls theilte er den frommen Sinn dieses großen Kaisers und dachte darauf, in der Nähe seiner Burg dem Herrn einen Denkstein und ein heiliges Haus zu errichten, wo die Töchter des hohen Landesadels eine Zuflucht fänden und dem Herrn ungehindert dienen könnten, bis irgend ein Gewaltiger unter den Franken ihre Hand begehre und sie heimsühre als sein christlich frommes Eheweib.

Gericus sandte darum in die Steinbrüche

und ließ das Brecheisen und den Meißel in Gang setzen, auch Bauleute und Steinmehlen kommen, damit das Werk einen schnellen und sichern Fortgang habe. Den Grund zu der Kirche legte er um das Jahr 870. Nachdem er mit der Kelle den Mörtel auf den ersten Stein geworfen und nach Brauch mit dem Hammer darauf geklopft hatte, reichte er auch seiner frommen Tochter Regenbirk die Kelle und auch diese nahm den Mörtel und that drei Schläge unter einem kräftigen Gebete.

Zu jener Zeit nahm der Teufel ein rechtes Aergerniß daran, wenn irgendwo ein Tempel gebaut wurde, und er gab sich alle erdenkliche Mühe, den Bau zu hindern oder wenigstens in die Länge zu schieben. Bei allen Kirchen, die in jener Zeit gebaut wurden, hatte er die Hand im Spiele, und wenn er auch überall den Kürzern zog, wie eine Menge von Sagen berichten, so mißachte er sich doch immer wieder von Neuem ein. So auch hier. Mit den gewöhnlichen Mitteln konnte er hier zwar nichts ausrichten; seine Schätze brauchte er nicht anzubieten, da Gericus reich genug war, ohne fremde Hülfe zu bauen, auch Höfe und Felder genug besaß, um sie reichlich zu fundiren. So mußte er denn auf andere Wege denken, um die Finger in eine Mauerpalte zu bekommen.

Die Haardt war gar öde und verlassen und außer für einen frommen Ritter auch ein rechter Aufenthalt für den Teufel. Nachts, wenn Gericus in seinem Thurmgemache lag und an seinen Kirchenbau dachte, dann war der höllische Fürst im Hui vor seinem Bette, näselte ihn an und sprach: Hm, frommer Ritter, mit deinem Kirchenbau wird's nichts, denn nicht Gottesfurcht, sondern eitle Ruhmsucht und Nebenabsichten leiten dich beim Bau. Du willst deinen Namen groß machen unter den Franken und nebenbei den Töchtern des Landes, die nicht an den Mann kommen können, eine Versorgungsanstalt gründen. Hi, ihr sagt immer, der Teufel sei der Vater der Lügen, aber greife in deinen Busen und gestehe, daß ich die Wahrheit rede.

Ob solcher Neben wurde dem Gericus ganz traurig zu Muthe und es deutete ihm zuletzt selber, daß der Teufel Recht habe, darum bat er kniefällig und inständigst zu Gott, daß dieser den Hochmuth und den Eigennuß von ihm nehmen möge.

Da der Teufel nun merkte, wie hübsch seine Saat in die Aehren schoß, wurde er sehr munter und rieb sich die Krallensfinger mit innigem Vergnügen, wenn er in seinem Scharlachmantel um die Zinnen der Burg herum

fuhr. Gericus konnte sich gar nicht vor ihm retten, überall tauchte er vor ihm auf, wo er ging und stand; manchmal geschah dieses selbst auf Gängen und Treppen, wo nicht eine Spalte, geschweige denn eine vernünftig gezimmerte Thür sich öffnen konnte.

Wenn Gericus am allerkleinmüthigsten war, dann spielte er so recht den Trotzigen und Siegesgewissen und sprach: Wie auch deine Kärner fahren, deine Handlanger schleppen, deine Steinmehlen meißeln und deine Maurer klopfen mögen, du bauest doch für mich, ja für mich, den Fürsten der Hölle, und nimmermehr kommt deine Stiftskirche zu Stande mit dem stattlichen Kloster für Edelräulein.

Und was wirst du denn am Ende — nahm sich Gericus einmal den den Muth zu fragen — aus dem Bau machen?

Dumme Frage, antwortete der Teufel, ein Spielhaus, wo man würfelt und kartet bis an den hellen Morgen und sich dem Teufel mit Lust zu eigen giebt, das werde ich daraus machen!

Ein kalter Schauer lief dem Ritter über den Rücken, da er dieses hörte und er sprach zu sich selber: Dann wäre ich ja mit meinem Beginnen schuld, daß die Seelen der Spieler in die Hölle wanderten.

Von dieser Stunde an nagte der Gram an seinem Herzen, Speise und Trank verschmähend saß er tagelang in seinem Thurmgemache und brütete vor sich hin; er bewegte die Lippen, wie im eifrigen Gespräche, aber kein Laut kam aus seinem Munde. Auch pflegte er des Waidwerks nicht mehr, das doch sonst seine Lust gewesen war. Jagdhorn, Pfeil und Speiß hatten Raß, das Schwert rostete an der Wand der langen Halle, die Weute klaffte vor Ungebuld in den Ställen, die wilden Sauen kamen aus dem Ape r busche bis an die Mauern seine Burg, aber Gericus blieb in stilles Brüten versenkt und konnte seines Kleinmuthes nicht Herr werden.

Einst stieg er auf die Mauerzinne, um in's Thal hinab zu schauen nach seinem Baue, der nur langsam voranging, seit er nicht mehr hinabstieg, die Arbeiter anzutreiben. Da stand plötzlich wieder der Teufel neben ihm und sprach: Sei vernünftig und gib das Bauen auf, dann sollst du Ruhe vor mir haben. Thust du's aber nicht, so will ich dich quälen und peinigen bis an das Ende deiner Tage. Sieh, der Boden, worauf deine Burg steht und die Landschaft rings umher, bis an jene Berge dort, alles das war einst Meeresboden und hing mit dem großen Weltmeere zusammen; das faule Gestein dieses Berges besteht noch heute von

oben bis unten aus versteinerten Muscheln und Seethieren. Die Wasser sind zurückgetreten und haben viele tausend Meilen Landes bloß gelegt, auf denen mehr Kirchen entstanden sind, als mir lieb ist; soll ich mir auch diesen Fleck noch entreißen lassen, wo ich bisher Herr und Meister war? Nimmermehr!

Da loberte Gericus auf, die alte Manneskraft stieg noch einmal in ihm empor, und da ihn der Horn recht packte, streckte er seine Hand aus und schrie: Weiche von mir, Satan! Ich werde meine Kirche bauen! Und wenn du alle deine Genossen zu Hülfe rufest, so sollen sie mich doch nicht in meinem Werke hindern!

Ich weiche nicht, antwortete der Teufel, denn ich habe Gewalt über dich und dein Werk, und bauest du auch die Kirche bis zur Spitze, so sollst du doch für mich gebaut haben, denn das Haus wird ein Spielhaus! So du aber deinen Stolz bei Seite legst und eine Wette mit mir eingehst, so kann dir die Möglichkeit bleiben, deinen Zweck zu erreichen, denn es gelüftet mich, mit einem Menschenkinde zu wetten und die Möglichkeit des Verlierens, so wie die Hoffnung des Gewinnens soll dem ewigen Einerlei meines Daseins einen neuen Reiz geben. Sieh, du bist als der beste Springer im Lande bekannt und kannst ohne Anstrengung über drei Pferde wegsetzen. Ich will großmüthig sein und mich mit dir auf ein Feld begeben, wo du mir überlegen bist.

Gericus hob den Kopf herausfordernd in die Höhe und fragte: Welchen Sprung denn bestimmst du?

Schmunzelnd antwortete der Teufel: Einen Rindersprung für dich! Wenn dein Bau bis zur Spitze fertig ist — notabene ohne Kreuz — so steigen wir beide hinauf, und wer dann am weitesten springt, dem gehört das Gebäude, der mag es zu seinen Zwecken verwenden.

Gericus ließ den Kopf wieder sinken und sprach: das ist kein Rindersprung und Keiner im Lande kann ihn machen, auch ich nicht; du aber kannst dich vermöge deiner Macht vom Boden in die Lüfte erheben, wie vielmehr also von der Spitze eines Kirchenthurmes im Fluge zur Erde hinabgelangen. Mich drückt die Schwere des irdischen Körpers, dich aber behindert kein Fleisch. Die Wette ist also eine ungleiche, bei der ich verlieren muß.

Wenn du weiter kein Bedenken trägst, gegenredete der Höllenfürst, so magst du dem Uebelstande abhelfen. Hänge schwere Glocken in den Thurm, so will ich mir die gewichtigste von Allen an's Bein binden. Stärker wird es mich dann doch zur Erde drücken, als dich

dein dürrer Leib, durch den die Sonne fast scheint.

Das dünkte dem Gericus ein annehmbarer Vorschlag und er ging ohne Zaudern darauf ein. Der Teufel aber hob sich mit Lachen von dannen, denn er lebte der Gewißheit, daß er den Ritter weit überspringen werde.

Eine Zeitlang war Gericus nun guter Dinge, er pflegte wieder, wie vordem Jagd und Weidwerk, stieg auch fleißig hinab in's Thal, um den Bau zu beschleunigen. Das wäre nun eigentlich nicht nothwendig gewesen, denn von Stunde an ging das Werk fast von selbst in die Höhe. Es war ein lustiges Bauen, worüber sich die Bauleute selbst nicht wenig wunderten; kam es ihnen doch vor, als wenn über Nacht von unsichtbaren Händen gemauert und gemeißelt würde und der Bau am Morgen weiter vorgerückt sei, wie sie ihn am Abend verlassen. Es ging allerlei Gemurmel, daß der Teufel mit im Spiele sei, und wenn auch Niemand recht Bescheid wußte, so ging es doch wie mit jedem Gerüchte: es war etwas Wahres an der Sache.

Jemehr es indessen der Spitze zürückte, desto mehr verlor Gericus seinen frohen Muth und seine Zuversicht, denn ihm dünkte, da der Teufel Kraft über die Herzen habe, so könne ihm die schwerste Glocke kein Hinderniß sein. Der alte Trübfinn überwältigte ihn abermals und düstere Schwermuth lagerte auf seinem Antlitze.

Da trat eines Tages seine Tochter Regenbirg in sein Gemach, fiel ihm weinend um den Hals und fragte nach seinem Kummer. Endlich erschloß Gericus ihr sein Herz und berichtete getreulich alle Nachstellungen, die er vom Teufel erduldet, so wie auch die Wette, welche er thörichterweise mit ihm eingegangen.

Entsetzte sich Regenbirg auch anfangs über das Gehörte und konnte sie nicht umhin, Thränen zu vergießen, so ermannte sie sich doch bald und suchte den besten Trost aus ihrem frommen, kindlichem Gemüthe hervor: Freilich hat der Teufel Gewalt über die Herzen, lieber Vater, sprach sie, aber nur über die der Bösen; du aber bist gut und gottesfürchtig, folglich kann er an dir und deinem Thun kein Theil haben. Auch mag mit Gottes Hülfe Rath werden, daß du bei dem übermenschlichen Sprunge den Sieg davon trägst. Gehe nach der Insel des heiligen Suthbertus; in dem Kloster, das er im vorigen Jahrhunderte dort stiftete, lebt ein frommer Mönch, der für alle Gebrechen der Seele Balsam hat und mehr als einmal die Fallstricke des Satans zu Schanden machte.

Als bald umringt Trost und Beruhigung des Ritters Herz, er stand auf, bestieg sein Thier und kam im gestreckten Galopp an der Insel an, wo der Fährmann eilig über den Arm des Rheines setzte, der ehemals die Insel umschloß. Vor dem Mönche angekommen, beichtete er seine Sünden und that ihm des Teufels Versuchungen und die Wette kund, welche er mit ihm eingegangen.

Der Mönch tröstete ihn mit liebevollen Worten; und ob schon er ihn für seinen leichtsinnigen Pact mit dem Bösen scharf tadelte, so gab er ihm doch Hoffnung auf glücklichen Erfolg. Nachdem er den Leib seines Gastes mit Tranke und Speise gestärkt, nahm er von seiner Brust eine silberne Kapsel, worin eine geweihte Hostie eingeschlossen war, und sprach: Bring diese Kapsel dem Glockengießer, daß er sie in die glühende Glockenspeiße werfe. Sie wird nicht schmelzen im heißesten Feuer, ihre Kraft aber wird den Satan zu Boden ziehen, wenn er den freveln Sprung wagt.

Nicht sobald hatte Gericus diese Worte vernommen, als er sich mit der Kapsel aufmachte und spornstreichs zu dem Glockengießer ritt, dem er nicht von der Seite wich, bis er mit eigenen Händen die Kapsel in das kochende Metall gesenkt hatte. Dann erst machte er sich auf und brachte seiner Tochter Regenbirg Kunde von dem Geschehenen.

Da war Freude in der Burg, die auch selbst der Teufel mit seinem häßlichen Hohnlachen nicht verschrecken konnte; besonders freute sich Regenbirg, daß ihr Vater nun mit frohem Herzen und frischem Muth der Stunde entgegenjah, wo er mit dem Teufel in die Wette springen sollte. Diese Stunde kam übrigens schneller, als sie erwartet hatte: Cines Tages knarrte ein großer vierspänniger Wagen auf der Straße daher, die von Werden über Gerresheim und Hilden nach Cöln führte, die heut zu Tage aber verschwunden ist. Auf diesem Wagen standen drei Glocken aufrecht, und in der Mitte eine gar stattlich große. Kaum standen sie vor der neuen Stiftskirche, so kam der Teufel zur Burg und mahnte den Gericus an seine Wette. Dieser meinte nun, die Glocken müßten doch erst im Thurme hängen, ehe man an's Springen ginge.

Nichts da mit deinen Finten, sprach der Teufel; der Bischof von Cöln könnte mir heimlich mit dem Weihwedel kommen und sein Wasser drüber sprengen. Noch ist sie neu und von Priesterhand nicht berührt. Auch soll es mir eben keine große Mühe kosten, sie hinauf zu bringen, darauf verlaß dich Gericus, denn du mußt wissen, daß unser ein mehr Kraft im klei-

nen Finger hat, als du und deine ganze Ritter- und Knappensippchaft in allen Gliedern und Gelenken.

Gericus ging mit dem Teufel hinab in's Thal, wo die Maurer und Steinmehzen, mit sammt dem Baumeister um die neuen Glocken standen und des Augenblicks harreten, wo Gericus mit dem Teufel kommen würde, denn plötzlich hieß es überall: Es ist wahrhaftig wahr, Gericus und der Teufel springen um die Wette vom Thurme herab. Auf den Bergen rings umher, auf den Eichenbäumen und Fichten hingen die Bewohner der Umgegend, die wie vom Wirbelwinde hergeweht waren, um das Schauspiel mit anzusehen. Die ganz Zuschauer-schaar zerfiel in zwei Parteien; da gab es Sachsen von jenseits der Anger, die trotz des siegreichen Schwertes Karls des Großen noch dem Götzendienste zugethan waren, und Gläubige von dieseits. Während die Sachsen in wilder Freude dem Siege des Teufels entgegen jubelten, klopfen die Christen weinend an die Brust und flehten um Beistand für Gericus.

Den Teufel wurmte es nicht wenig, daß hüten und drüben so viele Zuschauer versammelt waren, denn so sicher er auch immer seiner Sache war, so hätte er sie doch lieber im Stillen abgemacht, damit die Leute des Teufels geworden wären, ohne es zu wissen. Darum hüllte er sich fluchend in das Gewand der Unsichtbarkeit, ergriff mit der kräftigen Hand die große Glocke vom Wagen und schnurrte damit die Thurm-treppe hinauf, daß die scharfen Kanten von den Steinen abslogen, wie der Mehlstaub in der Mühle vom Beutel. Als Gericus oben ankam, stand der Teufel schon bereit und hatte die Glocke wie eine Schelle am Beine hängen. Die Unstehenden sahen freilich nur die Glocke, Gericus und Regenbirg aber auch denjenigen, der sie trug.

Bist du fertig? herrschte ihm der Satan zu.

Im Namen des allmächtigen Gottes, Ja, antwortete Gericus, indem er einen Stab vor sich hin hielt, mit dem er seinen schwebenden Leib in den Lüften zu balanciren gedachte.

Nun so mach! brüllte der Teufel und zählte: Eins, zwei, drei.

Gleichzeitig sprangen sie vom Thurme hinab; die Glocke am Fuße des Teufels schlug in den Lüften mit dem Klöppel an, was grausig in dem Bergwalde wieder tönte. Mit Entsetzen gewahrten die betenden Christen, wie weit die fliegende Glocke über Gericus hinausflog, aber bald verwandelte sich ihre Angst in Frohlocken, denn mit unwiderstehlichem Gewichte neigte sie sich der Tiefe zu. Von Zeit zu Zeit gewahrte man an ihr ein Rucken und Ziehen nach Vorwärts; eine furchtbare Kraft schien an ihr zu zerrn, ohne sie bewältigen zu können.

Tiefer und tiefer neigte sie sich dem Boden zu, indeß Gericus mit seinem Stabe leicht, wie auf Flügeln vorwärts schwebte. Da unten aber war ein schlammiges Wasser, in dieses sank die Glocke mit gewaltigem Brausen hinein. Ein furchtbares Getöse schallte aus dem Boden herauf, als sie versank und schwefelgelbe Blitze schossen empor. Gericus aber kam wohlbehalten am Rande des Waldes nieder und schaute mit frohem Antlitze auf den Pfuhl hinter sich, worin der Teufel mit seiner Glocke versunken war. Doch von der gewaltigen Fahrt durch die Lüfte war sein Körper wie gerädert und ein schrecklicher Durst peinigte ihn. Dennoch vermochte er nicht aufzustehen, um in seiner Burg den Durst zu stillen. Da schlug er mit seinem Stabe auf den Boden und sprach in der Einfalt seines Herzens: Herr, ich verschmachte, gib mir Wasser!

Als bald sprang eine sprudelnde Quelle des köstlichsten Wassers unter seinem Stabe empor, worin er seinen glühenden Mund tauchte und in langen Zügen die erquickende Fluth schlürfte.

Neubelebt erhob er sich. Von dem Berge und den Bäumen herab aber stiegen die Christen, näherten sich ihm und weinten Thränen der Freude. Auch die Sachsen kamen heran und thaten in seine Hand das Gelübde, Christum zu dienen und den Götzen abzuschwören!

Regenbirg aber, die den glücklichen Ausgang von den Zinnen der Burg herab mit frohem Herzen angesehen hatte, kam jubelnd herbei und führte den Vater in die Burg zurück.

Nicht lange Zeit nachher zog von Cöln Erzbischof Willibert heran und weihte unter großer Feierlichkeit und vielem Gepränge das Kloster ein, an dem der Teufel schmäzlich zu Schanden geworden war.

Meine Tochter, sprach Gericus zu Regenbirg, was nutzen uns die Güter der Welt, wenn wir sie nicht im Dienste des Herrn verwenden, von dem allein Segen und Frieden kommt. Sieh, du bist mein einziges Kind und besitzest reiche Güter und großes Einkommen: diese Burg mit den herrlichen Waldungen, mit den vielen Leibeigenen, ihren Wohnungen und Saaten gehört dir; dein sind die Weingüter zu Linz, die Zehnten zu Weiderich, zu Somborn und Mintard, auch ein Theil desjenigen zu Pier. Aber ich werde bald von dieser Welt scheiden, und dann wirst du Gefahren und Versuchungen ausgesetzt sein, denen du vielleicht nicht zu widerstehen vermagst. Bringen wir darum bei Zeiten unser Heil in Sicherheit und bergen uns in dem neuen Kloster, wo die Hand des Herrn schützend über uns walten wird.

Liebere Worte hätten für Regenbirg nimmer aus dem Munde ihres Vaters kommen können, denn seit sie mit Hammer und Kelle den Grundstein hatte legen helfen, waren ihre Gedanken stets dahin gerichtet gewesen, dort in Ruhe und Abgeschiedenheit ihre Tage zu beschließen.

So ließ denn Gericus eine Urkunde aufsetzen, worin er alle seine Güter und sein sämmtliches Einkommen dem neuen Stifte schenkte. Es wurde ihm noch die Freude, Regenbirg, umgeben von der Blüthe der Edeltöchter des Landes, als Abtissin in dem neuen Damenstifte wirken zu sehen. Dann aber schloß er für immer die Augen und wurde in der Stiftskirche beigesetzt.

Dort im Schiffe links, unweit des Chores, ruhen in einem erhabenen kunstlosen Steinsarge, der mit hölzernem Deckel geschlossen ist, noch heute seine Gebeine. Tausend Jahre sind darüber hingegangen und immer sind sie noch nicht ganz vermodert. Das Stift aber, in dem heute die Jugend von Gerresheim unterrichtet wird, hat bis in die neuere Zeit fortgeblüht, und Schreiber dieses kennt in dem freundlichen Städtchen eine alte Dame, die sich noch sehr deutlich, nicht allein der Pracht erinnert, welche an hohen Festtagen in der mit silbernen Kostbarkeiten geschmückten Kirche herrschte, sondern welche auch noch die letzten Stiftdamen von Angesicht zu Angesicht und mit ihren Namen gekannt hat. Sie erinnert sich noch wie gestern des traurigen Tages, da das Stift säcularisirt wurde und die Damen in ihr Haus einzogen, bevor sie sich in alle Welt zerstreuten.

Der Pfuhl, wohinein der Teufel mit der Glocke sprang, liegt in der torfigen Wiese hinter der Kirche, seine Wasser sind schwarz, man nennt ihn nur den schwarzen Teich, und es geht die Sage, in jeder Neujahrsnacht töne aus der Tiefe die Glocke herauf, und wer sich zu jener Zeit an den schwarzen Teich wage, könne die einzelnen Schläge genau unterscheiden.

Auch der freundliche Brunnen, den Gericus mit seinem Stabe aus der Erde lockte, ist noch jenseits der Wiese am Waldrande, dicht am Wege zu sehen. Unter dem Namen Sanct Gericus Püßchen bekannt, kommen die Leute aus weiter Ferne her, um hier zu beten und Wasser aus der Quelle zu schöpfen, dem sie eine Heilkraft zuschreiben, die sich besonders bei Hautausschlägen der Kinder bewähren soll.

Für heute scheiden wir von dem lieben Gerresheim, um vielleicht später noch die eine und andere Sage zu erzählen, die sich an dieses Städtchen knüpft.

Kaiser Rothbart und Saladin.

Märchen von Ellen.

Von all den vielen Kaisern, die das deutsche Volk zu Herrn gehabt, ist ihm keiner mehr an's Herz gewachsen, als der Kaiser Friedrich Rothbart, und noch jetzt sehnt man sich vielerwärts nach ihm, als daß er wiederkomme und von Neuem das Scepter nehme über die Völker. Davon wäre viel zu sagen und ist noch mehr zu schweigen.

So wollen wir nunmehr wieder seiner uns erinnern und ein schön Stück aus seinem Leben erzählen, Jedermänniglich zur Freude, wie es der Volksmund berichtet.

Nach viel Heldenthaten zu Wasser und zu Lande war er zuletzt, als er gegen die Heiden das Kreuz genommen, durch päpstliche Heimtücke gefangen genommen und gar jämmerlich in Banden geschlagen. Davon haben wir gesagt in einem früheren Buche und auch vermeldet, daß ihn der Sultan Saladin liebgewonnen wie einen Freund und Bruder. So hatten sie viel Verkehr miteinander, sprachen oft über Allerlei, wie es der Eine sagen konnte und der Andere es gerne vernahm, obgleich nach Kriegsbrauch der Sultan den guten Kaiser gefänglich hielt und halten mußte. Wie zart er dabei gegen ihn war, beweist uns, daß einst an einem Charfreitag Abend, als sie zusammen unter einer Palme plaudernd saßen, der Kaiser fragte: Höre, Saladin, weshalb haben heute eure Priester nicht laut von den Minarets zum Volke gerufen, Stunde und Gebet ihm anzusagen, wie es Landes Brauch und Sitte ist? Ich habe mich des gewundert und wollte dich fragen, daß Du mir Auskunft gäbest."

"Freund," versetzte Saladin, indem er still vor sich hinsah und mit der Säbelscheide Figuren

in den Sand zeichnete, „forsche danach nicht, weshalb müßtest Du es wissen? Ich hatte einen Grund dazu, einen Grund, den nur ich selbst weiß."

"Sage mir den Grund!" fuhr Kaiser Rothbart fort.

"Nun, da du es doch wissen willst, so wisse es," sprach da lächelnd Saladin, „ich that es um Deinetwillen, Freund Rothbart, die weil ich vernommen habe, daß es in deiner Heimath und von deinem Christenglauben vorgeschrieben ist, den Tag in Stille und Ruhe, ohne alles öffentliche Geräusch und Glockengeläut zu verbringen, da er eures Herrn und Heilandes Todestag ist. Also wollte ich auch in meiner Stadt, dich die alte Gewohnheit genießen, und durch lautes Rufen von den Thürmen nicht stören lassen in deinen Gedanken an euren Christus, den auch ich sonderlich hochgehalten habe und geehrt alle Zeit. Das ist der Grund!"

Darüber drückte ihm der Kaiser dankbar die Hand und schwieg eine Zeitlang stille. Dann dem Saladin in seine edlen, schwarzen Augen blickend, begann er wieder: „Ich habe es wohl längst erkannt und freudig begriffen, daß wir zwei echte Freunde sind, wie wohl vor Gott alle Völkerhirten Freunde sein sollten. In Ehren und deinem Herrscherglanze hältst Du mich gefangen, mehr als ich erwarten und verlangen mochte, und wenn ich nicht der theuren Heimath darbt, meines schönen deutschen Vaterlandes, so möchte ich kaum wenig klagen, denn ich lebe nicht wie ein Gefangener, sondern wie ein Fürst und dein Freund. Du hältst meinen Rath hoch, den ich Dir aufrichtig gebe.—"

„Das thue ich," sprach Saladin dazwischen.

„Freund Saladin, so gib auch Du mir jetzt einen Rath!“

„In welcher Sache?“

„Dahem habe ich ein liebes Töchterlein, das nun, bieweil ich von ihm bin, hold und stattlich zur Jungfrau erblüht ist und viel umworben wird von den Ersten und Mächtigsten meines Landes, wie ihre Mutter, meine treue und sorgsame Hausfrau mir in einem Sendschreiben vermeldet. Nun sage, wem soll ich sie vermählen, denn Du kennst die Herrn allesammt, da wir oft von ihrer hohen Geburt, ihrer Würdigkeit und mannichfchem Anspruch verhandelt haben, wenn wir zusammen saßen. Sage mir, welcher wird mir der würdigste Sidam sein?“

„Du fragst mich in einer schwierigen Sache, Freund Rothbart,“ erwiderte darauf nachdenklich der Sultan, „in der wohl oft bestgemeinter Rath mit Undank gelohnt wird. Aber da Du mich fragst, so will ich dir treulich meines Herzens Meinung sagen. Wähle den, der zumeist ein Mann ist unter deinen Unterthanen und zähle er auch an Geburt, Macht und Reichthümern nicht zu den Ersten. Viele Deiner Herrn und wohl die Besten habe ich gesehen und auch beachtet, als wir damals vor Salem lagen und oft zur ernstern Fehde aneinanderkamen. Sie waren mannlich und tadellos, aber Einen habe ich gesehen, der mir baß gefallen hat, denn Alle, und den ich wohl selbst zum Sidam nähme, wenn er mit sothaner Bitte bei mir anklopfte.“

„Wer ist der?“ fragte aufmerksam der Kaiser.

„Er war dazumal nur ein Edelknecht, aber ein vortrefflicher junger Kämpfer, hatte seine Augen und Hände überall, wo es Noth that, und hat gar oft wieder gut gemacht, wo deine Krieger es verfehen hatten und in Bedrängniß waren. Manch Fahnlein, das deinen Fahnentragern im Getümmel und Andrang meiner Saracenen entfallen war, hob er wieder, daß es lustig flatterte, mir wohl zum Verdruß, daß ich ihn gerne erlegt hätte. Aber ich hatte auch Freude an ihm und als ich deswegen nach ihm fragte, vernahm ich, daß der Wackere Guillalmet de St. Cyr heißt. Höre, Rothbart, der ist der Beste von den Deinen, dem gib getrost deine Tochter, es wird Dir nimmer Leid sein.“

„So sei es auch,“ sagte der Kaiser, „er ist von anmuthigen und gar guten Sitten und ein Held vom Scheitel bis zur Fußspitze. Darum gefällt er mir und so wird er auch

meiner Hausfrau und meiner Tochter nicht mißfallen. Dein Rath war gut.“

Also ließ Rothbart ein Pergament kommen, beschied auch die Seinen zu sich, sagte ihnen, wie er den Casus mit Saladin berathen habe, und auf das Pergament schrieb er: „Mit Bedacht nun sage ich Dir, liebe Ehefrau, unsere Tochter keinem Anderen zur Ehefrau zu geben, als Dem von St. Cyr, dem Edelknecht Guillalmet, weil er mir und meinem Freunde Saladin dessen vor allen Andern würdig bedünkt. Ich dachte der Sache viel nach und berieth mich ernstlich mit dem Sultan, da hat der dem Guillalmet, den er oft und wohl im Kampfe beachtet, mir gar hochgepriesen und zum Sidam empfohlen. Also sei er unserer Tochter Eheherr, wie ich es will.“

Der Brief ging ab und kam seiner Zeit richtig der guten Kaiserin zu Händen. Wohl war die nun schier erstaunt, da sie des Guillalmet nicht gedacht hatte, ihm die Kaisertochter zu geben, aber dem Willen ihres Herrn untergab sie sich ohne Widerstand, wie es guter Frauen Weise ist.

Sagte also Bertha, die verschämt da stand, was des Kaisers Wille sei, und die wurde wechselweise bleich und roth, denn der schöne Jüngling hatte ihr von lange her wohlgefallen, ohne daß sie im jungfräulich reinen Gemüthe sich selbst nur es hätte gestehen mögen.

Also wurde Guillalmet zur Kaiserin beschieden und sie verkündete ihm den Kaiserwillen, daß Bertha ihm rechtlich am Altare angetraut werden solle und ohne viel Säumniß.

Da Guillalmet das hörte, verstand er kaum die Rede, und als er sie verstand, da sie doch klar genug war, wuchs sein Unmuth und Kummer gar sehr, denn wie er auch der holdseligen Kaisertochter mit Herz und allen Sinnen ergeben war und sie um ihren tugendlichen Wandel und hohen Liebreiz hochhielt vor allen Jungfrauen, so hatte er doch nie vermocht und gewagt seine Augen bis zu ihr zu erheben, also daß sie die Seine würde.

Er bezwang aber seinen Zorn und sagte bescheidenlich und fest: Nicht wird die Tochter, welche den Edlen und Fürsten geweigert würde, mir bestimmt sein von meinem Herrn, denn ich bin von geringer Geburt und ohne Verdienst, daß ich sie begehren dürfte. Also laßet euren Spott, dessen Sinn ich nicht einsehe, denn ich habe ihn nicht verdient um freventlich vermessene Blicke und Worte, als gedächte ich der Minne eures Kindes und der Ehre des Kaiserhauses für mich.“

Danach wollte er den Saal verlassen, aber

die Kaiserin verhielt ihm den Ausgang und sagte: „Lieber Guillalmet, oft fallen Ehren dem zu, der sich ihrer am Mindesten versteht, und es wird der Kranz der Stirne aufgedrückt, welche Weisheit und Gerechtigkeit dessen würdig erachten. So lies nun den Brief meines Herrn und Gatten und siehe auch selbst, daß es ihm Ernst war mit der Wahl, die er beschlossen hat mit Saladin seinem Feinde und doch guten Freunde.“

Da las Guillalmet den Brief und erkannte, daß man seiner nicht spottete und war innerlich voll Glückseligkeit. Außerlich aber verhielt er sich dessen und sprach: „Hohn würde mir bitterer sein, als jedes Mißgeschick, denn ich bin arm und Armuth thut nur weh, wenn ihr auch Hohn noch zufällt. Darum gebet mir, was dem Eidam eines Kaisers zukommt, Land und Leute, Gold und Waffen, so werde ich Zuversicht haben und gerne werben um meine hohe Braut.“

Dessen verwunderte sich die Kaiserin wohl, aber da ihr der Jüngling gefiel, gab sie ihm nach und bewilligte, was er verlangte. So warb Guillalmet um die Kaisertochter und erhielt gerne ihr Jawort, daß sie mit herzlichster Seligkeit aussprach, worüber er ihr züchtiglich die Hand küßte.

Danach ging er zu seinen Mannen und der Macht, die so plötzlich sein war, und rüstete die Besten und Gewandtesten zu einem Haufen, wie er des bedurfte, tapfer, verschlagen und gleichgültig gegen Wunden und Tod, wo es sich um Ehre handelt. Die ließ er insgeheim reisefertig machen mit aller Nothdurft und setzte sie auf die schnellste Galeere, die weit und breit zu finden war, und von der Rüstung ließ er kein Wörtlein verlauten.

Indes war der Tag, den man zur Trauung anberaumt hatte, herangekommen. Alles war festlich bereitet, zumal aber Bertha in seiner Seide und mit Schleier und Myrtenkranz angethan, wie es einer Jungfrau so unvergleichlich schön steht. Aber Guillalmet fehlte, man suchte ihn, aber man fand ihn nicht, man fragte nach ihm, aber es war keiner, der gute Antwort geben konnte.

Da wollte nun die Kaiserin schier unhold werden und Bertha zerfloß bereits in Thränen, als ein alter Kriegsoberster hereintrat, zu vermelden, daß er von Guillalmet ein Brieflein abzugeben habe an die Kaiserin.

Hastig wurde es erbrochen, aber Mutter und Tochter lasen nur die Worte: „Zürnet nicht, daß ich annoch verziehe zu kommen. Eine Kindespflicht ruft mich zu meinem Vater,

der ich nachgehe, wie mich mein Sinn zwingt. Also getröstet Euch. So Gott will, werde ich zu einer Zeit heimkehren, und Allen zu einer Freude, die groß sein soll.“

Darüber wurden sie beruhigt, blieben aber doch voll Kummer, denn wer zur Hochzeit gerüstet hat, wird das nimmer gerne umsonst gethan haben. Mußten sich aber finden und vernahmen nirgend, wohin Guillalmet sich gewendet und was aus ihm geworden sei.

Sehen wir nun aber, was sich danach im Morgenlande mit den beiden Herrschern begab. In Eintracht und Freundschaft lebten sie beisammen, sich gegenseitig belehrend und erheiternd, wie Freunde thun, und hatten mancherlei Kurzweil mitsammen.

So jagten sie auch eines Tages am Meeresstrande und hatten einer Gazelle nicht habhaft werden können, die weil sie stets wieder in die Gebüsche entsprang. Sahen also ab von ihren guten Rossen, im Schatten der Bäume und der frischen Seeluft sich zu ergehen, als gar unversehens ein Fährlein Franken aus einer versteckten Meeresbucht hervorbrach und sich auf die Jäger stürzte, sie gefangen zu nehmen.

Saladin und Kaiser Rothbart hatten alsobald ihre Jagdspieße und krummen Säbel in Händen, des Ueberfalls der Franken sich zu erwehren und schlugen tapfer drein. Die waren aber mit Schild und jeder Rüstung wohl versehen, hatten auch die Visire herabgesenkt, daß man ihnen nichts Sonderliches anhaben, sie auch nicht erkennen konnte. War ihrer auch ein gut Häuflein und umzingelte den Jagdtroß so vorsichtig, daß bald keine Aussicht für die Jäger war zu entkommen und fest gefasset und ihrer Wehr beraubt wurden.

Bald waren sie in ein Boot gebracht, das stieß schnell ab und wurde von fleißigen Ruderern an eine Galeere geführt, auf welche die beiden hohen Gefangenen steigen mußten. Alles war in wenig Augenblicken geschehen und Saladin und Rothbart wußten kaum, wie wie das so nur hatte geschehen mögen.

Standen also auf dem Verdecke und sahen sich um. Da trat der Hauptmann der Ritter zu ihnen, öffnete sein Visier und wen sahen und erkannten sie? — Guillalmet de St. Cyr.

Er war es, es war ihm ein Streich gelungen, wie sich keiner des versehen hatte und so war er Herr zweier Gefangenen höchster Art und es bligte ihm die Heldenfreude aus den Augen, daß er gar herrlich anzusehn war. Sprechen konnte er nicht und hielt nur noch den gefangenen Fürsten die beiden Hände hin.

Die erkannten denn bald, wie und warum das so gekommen und huben herzlich an zu lachen und umarmten wechselweise sich und den wackern Guillalmet.

„Nothbart, was giebst du mir für meinen Rath zu dem Sidam?“ sprach Saladin zuerst gar lustiglich.

„Saladin die Freiheit!“ rief der Kaiser und darin stimmte Guillalmet ein, denn er konnte dem Sultan nicht grollen um seiner Güte und edlen Freundschaft willen gegen den Nothbart. Also waren bald die drei einträchtig und glücklich bei einander, fuhren auch wieder ans Land, denn Saladin wollte sich's nicht nehmen lassen, die beiden Freunde, die er nun hatte, vor dem Abschiede festlich zu bewirthen und Guillalmet und Bertha Hochzeitsgeschenke erlesenster Art zu rüsten.

Das geschah unter viel Jubel, also daß

der Nothbart sagte: „Nun nimmt er uns wieder durch die lebenswürdige Großmuth seines Herzens gefangen.“

„Nein!“ sprach Saladin, „fahret nur hin, ihr Freunde, und grüßt mir eure Hausfrauen daheim und sagt ihnen, sie sollten nicht übel denken von uns Muselmännern.“

So trennten sie sich unter viel herzlichen Umarmungen und Küssen und ein guter Wind brachte die mit Geschenken überladene Galeere glücklich heim nach Deutschland und mit welcher Freude da Hochzeit gehalten wurde und welche Zureiten zum Kaiserhofe war von Nah und Fern, das brauche ich wohl nicht zu sagen.

Also kam der gefangene Nothbart aus dem Morgenlande zurück, wie ich habe berichten hören und wieder erzähle, weil mir's gefallen hat. Andere erzählen die Rückkehr anders.

Der Dombaumeister.

Eine kölnische Sage von Fabricius.

Erzbischof Conrad von Köln hatte beschlossen an der Stelle des im Jahre 873 durch eine Feuersbrunst zerstörten Domes einen neuen Tempel zu erbauen, wie die ganze Christenheit keinen zweiten aufzuweisen habe. Zahllose Pilger, welche nach Köln kamen um die seit 1162 in der Stadt aufbewahrten Reliquien der heiligen drei Könige zu besuchen, brachten reiche Opfer, welche der Bischof zu dem Wiederaufbau des Domes bestimmte. Auch hatte der Pabst Innocenz IV im Jahre 1248 in einer Bulle die ganze Christenheit aufgefordert, durch milde Gaben den Bau zu ermöglichen. Alle Fürsten und Edlen gaben freudig den herumziehenden Sammlern große Summen und der Erzbischof ging allen mit hohem Beispiele voran.

Im August des Jahres 1248 erfolgte schon die Grundsteinlegung und die Stadt vermochte kaum die große Zahl der heranströmenden Gäste zu fassen. Vom ganzen Rheinströme waren die Bischöfe und Aebte herbeigeeilt. An den Herbergen prangten die Schilder der edelsten Geschlechter, als ein Zeichen, daß die edelen Herren dort abgestiegen waren. Am 13. August war die Stadt in

der höchsten Aufregung. König Wilhelm sollte von Aachen kommen, das Fest mit seiner Gegenwart verherrlichen. Ganze Schaaren von Rittern und Fürsten in feierlichsten Gewande zogen ihm zum Hahenthor entgegen. Gegen Abend hielt der zwanzigjährige und schöne Herr seinen Einzug in die Stadt. Auf reich geschirrtem Rosse in goldprangender Rüstung ritt er ein an der Seite der Edlen. Unter dem Kronhelme, den ein grimmer, aufstehender goldener Löwe zierte, blickte sein freundliches Auge hervor und ruhte wolgefällig auf dem Gedränge der Bürger, welche auf den Straßen, welche der König passiren sollte, in dichten Reihen beisammen standen. Zur Linken des Königs ritt der Cardinal Capoccio und spendete den Segen bis zu dem Domplage, wo der König vom Erzbischof empfangen, in der Wohnung des Prälaten abstieg.

Am 14. August, am Vorabende des Festes: „Maria Himmelfahrt“ wurde der Grundstein unter erbebenden Feierlichkeiten gelegt. Dann folgten Sängerkünste, Ritterspiele, Tanz und Festsfahrten auf dem Rheine, von denen man sich noch Jahrelang erzählte.

Der Bau des neuen Domes, welcher rasch

voran schritt, wurde leider bald darauf durch den anhaltenden Streit des Erzbischofs mit den edlen Geschlechtern der Stadt unterbrochen. Auch unter Conrads Nachfolger, Engelbert von Falkenburg, dauerten die unseligen Streitigkeiten fort bis 1270 durch Vermittlung des Albertus Magnus eine Ausöhnung erfolgte. Einen Augenblick faßte man Hoffnung den Weiterbau des Domes in Angriff genommen zu sehen, aber schon unter dem Nachfolger Engelberts, Siegfried von Besterburg entbrannte der Streit aufs Neue und der päpstliche Bann lag außerdem auf der Stadt. Erst mit der im Jahre 1297 erfolgten Wahl des Erzbischofs Wichbold von Holte wurde der Bann gelöst und dieser hohe Vermittler wurde bei seinem feierlichen Einzuge in Cöln von den Bürgern auf das Herzlichste begrüßt. In den Kirchen wurden Dankfeste begangen; überall überließ man sich wegen des frohen Ereignisses der ungetrübtesten Heiterkeit.

Beim frohen Mahle saß der neue Erzbischof, als ein schlichter Bürgersmann zur Thüre hereintrat und dem Prälaten eine Rolle überreichte mit der Bitte diese durchzusehen. Vom dem Erzbischofe und dem hohen Klerus auf das Freundlichste empfangen wurde der Mann bald dreister und erklärte auf des Bischofs Frage, was die Rolle enthalte, einfach und kurz, es sei dies ein Plan wie der begonnene Dom mit Würde auszubauen sei!

Die Gäste drängten sich zusammen und Allen entfuhr ein Schrei des Entzückens, als sich die Rolle vor ihren Augen entfaltete und ein Plan zu einem Prachtbaue zeigte, wie deren wenige existirten.

Unter den entzückten Rittersn und Prälaten stand im einfachen Lederwamms und Ueberwurf der Meister, welcher diesen Wunderplan geschaffen.

Der Erzbischof schüttelte bedenklich den Kopf und meinte, daß bei aller Pracht der Erfindung solch ein Riesenbau wegen der großen Schwierigkeiten nicht ausführbar sei, allein der Meister versetzte einfach:

„Das müßte ein schlechter Meister sein, gestrenger Herr, der einen solchen nach Maas und Recht entworfenen Plan nicht auszuführen im Stande wäre! Vielmehr muß der Bau entstehen, wie dieser Plan zeigt, wenn Gottes Wille dem Werke günstig ist und uns die Mittel nicht fehlen.“

Zur Stunde noch beschloß der Erzbischof den so lange vernachlässigten Bau wieder in Angriff zu nehmen. Nach wenigen Tagen eilten schon Boten nach allen Weltgegenden, um die milden Gaben zu sammeln. Bald waren die

Steinmeger und Baumeister in voller Thätigkeit unter dem Befehle des Meisters Gerhard.

Früher war der Meister ein lustiger Geselle gewesen, immer der letzte auf dem Tanzboden und der Erste in der Schenke, überall wo heitere Späße auszuführen waren. In allen Hütten des Rheins und am Main kannte man ihn, von seiner Wanderschaft her, als einen lustigen Bruder! Nur seit mehreren Jahren hatte er sich von Allem zurückgezogen und sich Wochenlang in seiner Wohnung eingeschlossen. Viele, welche ihn über diese Zurückgezogenheit verlacht, sängen nun, da er mit seinem herrlichen Domplane an das Tageslicht trat, ihn zu bewundern an. Unter seiner Leitung entstand in Cöln die vollkommenste Steinmehhütte am ganzen Rheine. Der Ruhm von dem Baue und seinem Meister verbreitete sich bald! Es war für jeden Gesellen eine Ehre, mit an dem großen Werke zu schaffen, so daß selbst aus England die Arbeiter herüberkamen. Auch mochte der gute Verdienst viel dazu beitragen die Gesellen herbeizulocken, denn sie lebten wie große Herren und der Weintrug wurde den ganzen Tag über mit großer Schnelle geleert. Immer rascher schritt der Bau vorwärts. Schon im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts am 27. September eintausend dreihundert zwei und zwanzig war der Chor vollendet und wurde unter außerordentlichen Festlichkeiten für den Gottesdienst eingeweiht. In allen Theilen der deutschen Landen nannte man Meisters Gerhards Namen mit Verehrung, doch je weiter der Bau voranschritt, desto mißmüthiger war der Meister. Todesgedanken bemächtigten sich seiner. Mit Schrecken dacht er an die Stunde, welche ihn mitten in seinem Berufe vor der gänzlichen Vollendung des hohen Werkes von der Erde abberufen könnte. Dit saß er in der Abenddämmerung, wenn Steinmeger und Gesellen schon längst Feierabend gemacht, in stillem Brüten auf dem Gerüste. In dem Hause bei Weib und Kind wurde es ihm zu enge und zum erstenmal seit langen Jahren ging er Abends wieder in die Herberge.

Hier ging es seit einigen Tagen hoch her, denn ein fahrender Magister war eingekehrt, um den sich Abends Alles versammelte. Es war ein vielgereister Mann, wohlgeübt in ernstern und schaurigen Geschichten. Wenn Meister Gerhard zugegen war, dann lenkte der Fremde das Gespräch auf Bauwerke, die er alle gesehen hatte, aber keines, sagte er, kann sich mit dem Tempel zu Cöln messen, der alles übertrifft.

Meister Gerhard gewann durch diese und ähnliche Reden den Fremden lieb und bald

verkehrten sie viel miteinander. Singen sie beide allein, dann lenkte der Magister immer wieder das Gespräch auf den Dombau.

„Ja,“ sagte er zu Meister Gerhard, „solch ein Werk ist wohl schön und groß und wäre eine angenehme Sache für den Meister. Aber wie Ihr's angelegt habet, dauert es zu lange und ihr könnt es sicherlich bei Lebzeiten nicht mehr vollenden.“

Solche Reden waren recht geeignet, den Meister Gerhard noch tiefsinniger zu machen und eines Tages vertraute er dem Fremden, wie es auch ihn quälte bei dem Gedanken, so viele Mühe und Fleiß vielleicht vergebens aufzuopfern, ohne vor seinem Scheiden aus der Welt den Gegenstand seiner Mühe vollendet zu sehen.

„Ja,“ sagte der Magister zuthunlich, „Recht habt Ihr und darum thut's mir leid um Euch, mein Freund! Es ist ein bitterer Gedanke, das nicht vollenden zu können, was man angefangen hat. Und wenn Ihr sterben solltet, wer sollte wohl wagen den so herrlich begonnenen Bau weiter zu führen? Und, fuhr er fort, käme Einer, der das Werk fortsetzen wollte, würde er nicht vom Stolze angetrieben es anders vollenden, als Ihr es gewollt und so mit einem Male alles verderben, worauf Ihr Euer Leben lang alle Mühe gesetzt?“

In Meister Gerhards Inneren fing durch diese Reden der Sturm zu toben an. Tagelang ging er nicht an den Bau und kam er hin, so kannten Steinmeh und Gesellen den alten Meister nicht mehr wieder. Wo er früher sanft und mild getadelt, da herrschte er jetzt die Gesellen unwillig an. Weib und Kind wollte er nicht mehr sehen. War er Abends daheim, so verschloß er sich in seine Kammer bei den Plänen und Rissen und saß oft bis in die tiefe Nacht hinein, die brennende Stirne in die Hände gestützt. Er konnte den Gedanken nicht ertragen, das Werk seines ganzen Lebens in unwürdige Hände nach seinem Tode übergeben zu sehen und um diesem verzweifelten Gedanken zu entgehen, beschloß er, den Bau aufzugeben und alle Pläne und Risse zu verbrennen.

Schon loderte in stiller Nacht die Flamme in dem Kamine. Alle Pergamentrollen lagen der Vernichtung nahe, auf einem Haufen zusammen. Den Angstschweiß auf der Stirne rannte Meister Gerhard unschlüssig in der Stube auf und ab. Alle die schönen Stunden, in welchen er emsig an den Plänen geschaffet, kamen ihm in die Erinnerung zurück. In diesen Pergamentrollen lag sein ganzes vergangenes Leben gleichsam vor ihm. Dem Meister wurde es heiß ums Herze. Mit einem Schrei der

Verzweiflung riß es das Fenster auf, um die brennende Stirne in der Nachtluft zu fühlen — Da fiel sein Blick auf den vor ihm liegenden Wunderbau. Majestätisch hob sich der Chor in die mondscheinbelle Nacht hinaus. Die Fenster des Chores schienen erleuchtet und wunderbare Musik drang aus seinem Innern herüber zu dem Meister.

Länger vermochte sich dieser nicht zu halten! Von seinen Gefühlen überwältigt sank er andächtig auf die Knie und gelobte, zu Gottes Ehren das Werk zu Ende zu führen.

Von diesem Tage an wurde Meister Gerhard wieder der Alte. Den fahrenden Magister vermied er, wo er nur konnte und traf er ihn, so war der Meister kurz angebunden und vermied es so mit ihm eine Unterhaltung zu beginnen. Nach zwei Jahren war der eine Thurm bis zu der jetzigen Höhe gediehen und mit einem inneren Wohlbehagen und Stolz dachte der Meister daran, daß er das Ende des Baues doch wohl noch erleben könne.

Eines Abends saß der Meister oben auf dem Thurme mit Stolz sein Werk überblickend, als sich eine Hand auf seine Schulter senkte, und als Meister Gerhard sich betroffen umdrehte stand hinter ihm der Magister, aber diesmal nicht in dem einfach schwarzen Leberwurst.

In rother Seide, mit Gold und Steinen verbrämt, gekleidet, stand er nun vor dem Meister. Von dem rothen Barett erhob sich grade und kühn eine ungeheur große rothe Feder. Er bot dem Meister Gerhard den Steinmehengruß, erging sich in Lobeserhebungen über den Bau und sagte dann wie damals:

„Schade ist es, Meister, daß ihr den Bau nicht vollenden könnt!“

„Kraft und Vertrauen habe ich wiedergewonnen! sagte stolz der Meister „was sollte mich also hindern, zu vollenden was ich begonnen? Jede Wette gehe ich darauf ein und wäre es mit dem Teufel selbst!“

„Hoho!“ lachte der Nothe, „so viel Zuversicht ist fast Vermessenheit. Auch ich bin erfahren in der Baukunst und hab' ein Stück Arbeit im Sinne so groß wie das Eure. Ich baue ein unterirdisch Bächlein, darauf die Guten schwimmen können von Köln nach Trier, bevor Ihr Euer Werk vollendet, und dennoch braucht ein gewöhnlicher Meister mehr denn drei Menschenleben für den Bau eines solchen Kanals.“

„Das wollet Ihr?“ rief entrüstet der Meister? „Ihr seid ein eitler Prahler und mich gereut's um die schöne Zeit, welche ich unnütz mit Euch verplaudere!“

„Wenn Ihr's nicht glaubt, -so laßt uns

wetten!" lachte der Rothe. „Gewinn ich, so seid Ihr mein, gewinnt Ihr, so bin ich Euer für alle Zeiten.“

„Topp!" rief der Meister, die Hand haltend.

„Topp!" rief der Rothe einschlagend, daß es den Meister Gerhard eiskalt überließ und der Fremde war verschwunden.

Meister Gerhard saß noch lange oben auf dem Thurm und ließ seine Gedanken über den Bau schweifen. Als ob ihn die Wette gereute, lief er unruhig von einem Gerüste zum Andern, nachschauend, was noch zu machen oder wo noch etwas nachzuhelfen sei. Rüstiger als je wurde in den folgenden Wochen an dem Baue fortgearbeitet und staunenerregend waren die Fortschritte, welche die Arbeiter mit jedem Tage machten. Allein so sehr sich auch alle anstrebten, so waren sie doch nicht im Stande den Eifer des Meisters zu befriedigen. Unruhig lief dieser hin und her, immer zu neuer That antreibend. War auch am Abend ein gutes Stück hinzugekommen, so konnte das doch den Meister Gerhard nicht beruhigen. Kam er nach Hause, so legte er sich ohne Abendbrod zu Bette. Im Traume wälzte er sich unruhig hin und her und oft hörte ihn seine Hausfrau die Worte murmeln:

„Mir bleibt mein Geheimniß und somit gewinne ich die Wette.“

Vergebens frug die ehrsame Gattin den Meister nach dem Sinne dieser Worte. Meister Gerhard ließ alle Fragen unbeantwortet, wodurch die Neugierde seiner Frau immer mehr gesteigert wurde.

In den Tagesstunden, wenn Meister Gerhard am Dom beschäftigt, kam wie früher der Magister zum Besuche bei der Meisterin. Seiner Beredsamkeit gelang es, die Frau über den Gemüthszustand des Gatten auszuforschen, und jene gestand dann alles und erzählte auch, wie ihr Eheherr oft im Schlafe unverständliche Worte murmele.

„Ich befürchte," schloß die Frau ihre Mittheilung, „daß auf dem Herzen meines Eheherrn irgend eine böse That ruht, welche ihn beängstigt. Rathet mir, Ihr, der Ihr ein vielgeleiteter Mann seid und mancherlei Erfahrung habt, was soll ich thun?"

Der Magister nahm seine einschmeichelndste Miene an, als er versetzte:

„Ja da ist schwer zu helfen! Ihr müßt Euren Eheherrn bereden, Euch das Geheimniß anzuvertrauen.“

„Das hab ich oft vergebens gethan!" schluchzte die Meisterin.

„Ich wüßte wohl noch ein Mittel," fuhr der Magister fort, „aber einer ehrsamem Christenfrau müßten dabei Bedenken aufstoßen. Zwar ist es nicht grade gegen Wort und Glaube, wie Eure ängstlichen Blicke wohl zu glauben geneigt sind, sondern ein einfaches Hausmittel. Ein sehr gelehrter Mann, den ich auf meinen Reisen kennen lernte, hat mir ein Kräutlein offenbart, welches, in den Abendtrunk gemischt und so genossen, auch den verschlossensten Menschen zum Ausplaudern seines Geheimnisses antreibt.“

Nachdem der Magister auf die verschiedenen Fragen noch geantwortet, daß der Meister durch den Genuß des Kräutleins keinerlei Schaden nehmen würde, entschloß sich die Meisterin zur That. Sie rührte dem Meister bei seiner Heimkunft das Kraut in seinen Abendtrunk und dieser versiel bald in sanften Schlaf. Bald wälzte er sich wieder unruhig auf seinem Lager umher und murmelte wie früher, vor sich hin:

„Die Wette gewinnt er doch nicht, ich hab mein Geheimniß!" Nun schlich der Magister aus der anderen Kammer hervor, in welcher er sich verborgen gehalten und frug den Träumenden:

„Welcher Art ist denn das Geheimniß?"

„Sicherer Art!" antwortete der Schlafende; „ich gewinne sicher die Wette, denn baut er auch den Kanal, so fließt doch kein Tröpfchen Wasser, läßt er nicht von hundert Schuh zu hundert Schuh ein Lufloch und daran denkt er gewiß nicht!"

Kaum hatte Meister Gerhard also gesprochen, als der Magister mit einem fürchterlichen Hohngelächter zum Fenster hinausflog, während die bestürzte Frau vor dem Bette ihres Gatten auf die Knie sank, welcher erwachend vergebens nach der Ursache ihres Schreckens frug.

Als Meister Gerhard am andern Abend oben auf dem Thurme stand, zog am fernen Horizonte ein schweres Gewitter herauf, immer näher und näher. Eine dumpfe Schwüle zog ihm voran. Plötzlich fing es an, sich in den Lüften zu regen! Näher und näher brauste der Sturm, daß die Arbeiter auseinander stoben. Von den Gassen rettete sich Jeder in seine Wohnung! Nur der Meister Gerhard stand von innerer Unruhe gefoltet oben auf dem Thurme. Plötzlich horchte der Meister auf — ihm sträubte das Haar sich zu Berge, denn zu seinen Füßen floß ein Bächlein und in einem kleinen Rahne von zwei Enten gezogen stand stolz der Magister, wie an jenem Abende in rothem Kleide und die Hahnenfeder auf dem Barett. Am Fuße des Domes angekommen, wuchs der Magister höher und höher, bis er

sich mit dem Angesichte dem Meister gegenüber befand

„Slender Erdwurm!“ brüllte er, „wie schaut es mit der Wette? Jetzt mache dich bereit zum letzten Tanze; ich will Dir Gines aufspielen lassen von meinen höllischen Musikanten!“

Bei diesen Worten entlud sich das lang zurückgehaltene Gewitter mit wildem Grimme. Rechts und links brüllten die Donner und die Blitze zuckten rasch auf einander folgend hernieder. Starr vor Schrecken klammerte sich Meister Gerhard an den Domkrabben. Da fuhr ein Blitz hernieder, gefolgt von einem entsetzlichen Donnererschlage und aus des Meisters

Wohnung wirbelten die Flammen hochauf. Dem Meister entfuhr ein entsetzlicher Schrei, als er die Kammer, welche seine Pläne enthielt, in vollen Flammen sah. Wilde Verzweiflung erfaßte ihn und in hohem Sprunge stürzte er hinab von des Thurmes Höhe. Am andern Morgen fanden ihn die Arbeiter gräßlich verstümmelt todt am Fuße des Domes.

Zur Erinnerung an des großen Meisters Ende, zeugt noch heute der Stein. An der Südseite des Domes erblickt man ihn oben aus Stein gehauen, sich vom Thurme herabstürzend. Der Böse folgt ihm in Gestalt eines zottigen Pudels.

Lyderic.

Märchen von Fabricius.

Einstmals hauste in Flandern der schreckliche Riese Rhinard, der ein Schrecken der Gegend war! Alle Wanderer hielt er an, beraubte oder erschlug sie, oder schleppte sie auch als Sklaven auf eine furchtbare, unbeswingliche Burg, die er sich im Lande gebaut hatte! Viele Ritter und Edle waren schon zur Bezwingung des Riesen ausgezogen, aber Keiner war zurückgekehrt!

Nun geschah es eines Tages, daß Fürst Salwart aus Frankreich mit seiner Gemahlin des Weges daher kam, und der Riese trat dem Fürsten entgegen und forderte ihn auf zum Kampfe. Elmegarde, Salwarts Frau wollte ihren Gemahl bewegen, dem Kampfe auszuweichen, doch schon hatte Salwart, der ein tapferer Degen war, sein Schwert gezogen und war auf den Riesen eingedrungen! Rhinard führte gewaltige Streiche und nach kurzer Zeit lag Salwart todt am Boden!

Nun wollte sich der Riese der schönen Elmegarde bemächtigen; diese aber floh in das Gebüsch, wohin ihr Rhinard wegen der dichten Büsche nicht folgen konnte! Nah' einer Quelle im Walde gebar Elmegarde ein Knäblein! Hier lebte die unglückliche Frau mehrere Tage, bis sie die Knechte des Rhinard entdeckte! Elmegarde hatte ihr Kind hinter einen Busch gelegt, und befahl es in Gottes Hände; dann folgte sie gefangen auf das Schloß Rhinard.

Nicht weit von jener Quelle aber wohnte

ein frommer Einsiedler, Namens Lyderic; dieser fand das Kind der Elmegarde, taufte es nach seinem Namen und widmete sich ganz der Erziehung des Knaben!

Jahre waren vergangen, und der kleine Lyderic war zum schmucken Jünglinge herangewachsen. Der Einsiedler, bei welchem Lyderic erzogen, war in seiner Jugend ein schmucker Ritter, der wohlgeübt in den Waffen manchen harten Kampf bestanden; dieser lehrte den Jüngling die Handhabung der Waffen und hieß ihn dann hinaus ziehen auf's Stadewohl, damit er Welt und Menschen kennen lerne!

Lyderic trennte sich mit schwerem Herzen von seinem Pflegevater, und gelangte nach vielen Abenteuern an den Hof des brittischen Königs, dessen Gunst er sich bald erwarb! Die vielen Höflinge aber haßten den eindringlichen Fremden und beredeten den König, ihn aus dem Wege zu schaffen. Graciana, des Königs Tochter aber war dem Lyderic gar hold; sie entdeckte ihm den ganzen Plan und beschwor ihn, zu flüchten! Lyderic aber war auch der schönen Graciana gar hold, und wollte sich nicht von ihr trennen, sondern erklärte, eher zu ihren Füßen sterben zu wollen! Die große Gefahr, in welcher Lyderic schwebte, bewog Graciana, mit ihm vereint nach Flandern zu Lyderic's Pflegevater zu fliehen.

Der alte Lyderic hatte inzwischen durch einen Knecht des Riesen Rhinard erfahren,

daß die Frau Elmegarde auf des Riesen Burg Mägdebedienste verrichten müsse, weil sie den Liebes-Anträgen des Riesen kein Gehör schenken wollte, und daß Elmegarde im Walde ein Kind zurückgelassen, welches Phinard vergebens hatte auffuchen lassen. Der alte Einsiedler vertraute dies Alles seinem Pflegesohn, und fügte die Vermuthung bei, daß jene Elmegarde Niemand anders, als Lyderic's eigene Mutter sei.

Kaum hatte Lyderic das gehört, als er sein Schwert ergriff und hinaus wollte, den Riesen zu bekämpfen! Der Einsiedler aber sprach: „Unnütze Mühe, mein Sohn! Was wolltest du allein beginnen gegen den Riesen, der auf seiner mächtigen Burg troset! Soll ich dir einen Rath geben, so ziehe hin zum Könige Dagobert nach Frankreich. Erbitte dir von ihm ein Häuflein tapferer Knappen, und belagere mit ihnen die Burg des Riesen.“

Lyderic willigte endlich ein und zog nach Frankreich zum König Dagobert; diesem erzählte er die ganze Begebenheit und erklärte mit feurigen Worten, daß er den Riesen vertilgen wolle vom Erdboden, wenn der König ihm eine sichere Schaar seiner Truppen anvertrauen wolle.

Ob schon die Kunde von des Riesen Gräueltthaten schon seit langen Jahren an den Hof des französischen Königs gedrungen war, so hatte es doch keiner der Ritter gewagt, zum Kampfe gegen den Riesen auszugehen. Der König war nun hoch erfreut über die Tapferkeit des Jünglings, und befahl, ihm aus seiner Rüstkammer die besten Waffen zu geben. Auch erklärte der König, daß er mit seinem ganzen Hofe mitziehen wolle, um Zeuge des Kampfes zu sein.

Vor des Riesen Burg angekommen, fanden sie die Zugbrücke aufgezo-gen, und Alles zum Widerstand bereit! Lyderic ging auf die Burg zu und rief laut:

Phinard! so du kein Feigling bist, der sich verkriecht hinter seinen Mauern, fordere ich dich zur Rechenschaft wegen des schändlichen Mordes an Fürst Salwart!

Phinard antwortete und von seiner gewaltigen Stimme erzitterte das Laub der Bäume: Ich habe den Fürsten Salwart im ehelichen Zweikampfe erlegt; so es dir gelüstet, ihm nachzufolgen, will ich dir den Gefallen thun.

Lyderic aber ließ sich dadurch nicht abschrecken, sondern wiederholte seine erste Anforderung.

Nun erschien endlich Phinard, von Kopf zu Fuß gerüstet und mit einem sieben Ellen

hohen Schwerte. Der König ließ sich auf einen erhöhten Sitz nieder und mit dem ersten Trompetenstöße begann der Kampf! Phinard führte gar gewaltige Streiche, doch Lyderic wußte ihnen behende auszuweichen, bis der Riese über einen Stein strauchelte und nun sprang Lyderic hinzu und senkte ihm sein Schwert tief in die Brust!

Der König und alle Edlen waren von ihren Sitzen aufgesprungen, um Lyderic zu beglückwünschen. Dieser aber stürzte hinauf in die Burg und erschien bald wieder, an der Hand seine Mutter führend. Der König drückte den Sieger an die Brust und sagte:

Weil du dich also bewährt hast als ein tapferer Ritter, schenke ich dir das ganze Land Flandern und dazu die Hand meiner Tochter.

Ueber solch großes Glück vergaß nun Lyderic ganz und gar die arme Graciana, welche er bei seinem Pflegevater zurückgelassen; er reiste mit dem Könige nach Frankreich und lebte am Hofe in Saus und Braus! Feste folgten auf Feste, und Lyderic vergaß gar bald in der Nähe der Königstochter die arme Graciana, welche ihm das Leben gerettet und aus Liebe zu Lyderic Heimath und Familie verlassen hatte.

Schon war der Tag der Hochzeit bestimmt, da ließ sich eines Abends ein armes Weib bei Lyderic melden. Dieser saß eben im trauten Gespräche bei seiner Braut und wollte das Weib nicht sehen, doch die Königstochter bat ihren Bräutigam, wenigstens zu hören, was die arme Frau von ihm wolle!

Lyderic ging hinaus und blieb versteinert stehen bei dem Anblicke der bleichen, abgemagerten Graciana, die in Lumpen gehüllt vor ihm stand! Sie hatte den Weg von Flandern in kurzen Tagereisen zu Fuße zurückgelegt, und beschwor Lyderic, seiner Verpflichtungen und Schwüre zu gedenken. Lyderic, durch das Glück übermüthig geworden, ließ sich nicht durch das Flehen der Unglücklichen erweichen, sondern jagte sie vielmehr ihrer Wege mit der Drohung, sie einsperren zu lassen, falls sie jemals nach Frankreich zurückkehre.

Weinend und im Innersten erschüttert machte sich Graciana auf den Heimweg, und Lyderic hatte in der Nähe seiner Braut den unglücklichen Austritt bald vergessen.

Endlich nahte der Tag der Hochzeit, und ein dreitägiges Fest sollte die Verbindung Lyderic's mit der Königstochter krönen. Zwei Tage waren in Tanz und Schmaus vergangen,

und für den dritten Tag war ein großes Turnier angelegt, welches die Ritter und Edlen von weit und breit herbeigezogen hatte. Auf hohen Estraden rings um den Kampfplatz saßen die schönsten Frauen und Fräulein, darunter ElmeGARDE und ihre königliche Schwiegertochter! Schon waren viele Ritter von Lyderic aus dem Sattel geworfen, als ein neuer Kämpfer in die Schranken ritt und durch den Wappenherold bekannt machen ließ, daß er mit Lyderic mit Schwert und Lanze zu fechten wünsche! Der fremde Ritter, dessen Angesicht durch das herabgelassene Visir verdeckt verdeckt war, saß in gebückter Haltung zu Pferde, woraus hervorzugehen schien, daß er nicht mehr ganz jung sei.

Vergebens wollte der König den Fremden bewegen, von dem Kampfe für heute abzulassen. Dieser bestand auf seinem Vorhaben und ließ seine Aufforderung von Neuem an Lyderic ergehen. Da schwang sich Lyderic auf sein Roß, legte seine Lanze an und rannte mit wildem Ungestüm auf den Fremden ein,

sank aber in demselben Augenblicke von des Gegners Lanze zwischen Helmfragen und Panzer getroffen rückwärts vom Pferde.

Während ein Schrei des Entsetzens die Reihen der Zuschauer durchflog, sprang der Fremde vom Pferde, bückte sich über Lyderic und schlug sein Visir zurück, der sein Angesicht erschreckt von dem Fremden abwandte, denn es war sein Pflegevater.

So weit mußte es also zwischen uns kommen! rief der Eremit, doch lieber ist mir, Du fällst von meiner Hand, als Dich lebend zu wissen in Schimpf und Unehre, weil Du Graciana von Dir gewaltsam fortgestoßen.

Verzeihung! jammerte Lyderic dem Tode nahe.

Verzeihung? entgegnete der Eremit betrübt, sie werde Dir dort oben, leb' wohl!

Damit wandte sich der Alte weg, schwang sich auf sein Pferd, und ritt von dannen!

Nach wenigen Minuten hatte Lyderic aufgehört zu leben.

Der Mörder von Hagen.

Eine Sage von W. Herchenbach.

Zu Hagen wohnte ein altes Mütterlein, etwas abseits des Ortes. Weil sie gerne an Arme spendete, so viel es ihre spärlichen Mittel erlaubten, so galt sie für reich. Da kam es denn einem Tagediebe und Spieler zu Ohren, daß die alte Frau viel Geld im Keller verborgen habe. Einst, da er beim Kartenspielen nicht allein seine Baarschaft, sondern auch den Mittel verspielt hatte und seine Genossen nicht borgen, sondern baaren Einsatz haben wollten, verließ er mit Klüchen die Wirtsstube. Ich weiß schon, wo es Geld giebt, sprach er, indem er den Weg zu dem Hause der alten Frau einschlug.

Es war spät am Abend, das Heerdfeuer flackerte und warf einen rothen Schein durch die offene Thüre. In Andacht versunken saß die Bewohnerin vor dem Feuer und betete mit lauter Stimme den Rosenkranz. Dieses alte, ehrwürdige Gesicht flüchte Liebe und Nührung ein, aber des Spielers Gefühl war abgestumpft und keiner guten Regung fähig. Auf den Zehen

schlich er sich hinter die Betende, riß sie an den Haaren zu Boden und forderte Geld.

Die auf den Tod erschrockene Alte mochte noch so hoch und heilig betheuern, daß sie arm sei, er bestand auf seiner Forderung und schleppte sie unter grausamen Mißhandlungen die Kellertreppe hinab. Als sich nirgends Geld fand, warf er sie zu Boden, setzte den eisenbeschlagenen Schuh auf ihren Hals und drohte, sie zu tödten, wofür sie nicht auf der Stelle alles Geld hergebe.

Sie aber wimmerte leise und flehte um ihr Leben, indem sie sich eidlich schwor, daß sie keines Hellers mächtig sei.

Da stürzte der Bösewicht die Kellertreppe hinauf; schon glaubte die Arme, daß sie gerettet sei, als er mit einem Beile zurrückkehrte und ihr die vorgestreckte Hand abhieb. Das Blut rieselte ihm über die Hemdärmel, aber es schreckte ihn nicht. Knie nieder, alte Hege, schrie er in wilder Wuth, jetzt hat deine letzte Stunde geschlagen!

Die Frau weinte kläglich und bat bei allen Heiligen, ihres Lebens zu schonen; doch bei dem Wütherich war kein Erbarmen. Da sie nun sah, daß keine Rettung sei, fiel sie auf die Knie nieder, ihren Mörder um fünf Minuten Verzug bittend, damit sie dem Herrn ihre Seele empfehle.

Auch das nicht! schrie er, in der Hölle ist für alte Weiber der rechte Ort.

Herr, rief sie da, indem sie den blutenden Armstumpf in die Höhe hob, nimm meine Seele auf, diesem aber verzeihe seine That und laß ihn nicht auf ewig verloren gehen!

Da sauste das Beil herab; der Kopf der Greifin war bis auf das Kinn gespalten.

Seine That zu verbergen grub der Mörder ein Loch im Keller und scharfte die Leiche ein.

Als er nach vollbrachter That zu seinen Spielgenossen zurückkehrte, sahen sie das Blut auf seinem Hemde, und als sich am andern Tage das Gerücht von dem Morde in Hagen verbreitete, gaben sie ihn als Thäter an.

Das Gericht verurtheilte ihn zum Tode am Galgen und begrub seinen Körper am Rabensteine. Mit der weltlichen Gerechtigkeit hatte der Mörder seine Rechnung nun abgemacht, nicht aber mit der ewigen. Am dritten Tage nach seinem Tode erschien er plötzlich im blutbefleckten Hemde seinen Spielgenossen und sprach mit geisterhafter Stimme: Aus der Ewigkeit muß ich kommen, euch vor des Spieles Folgen zu warnen! Als blutiges Wahrzeichen

stehe ich vor euch! Zur Hölle verdammt, sollte ich auf ewig dem feurigen Drachen verfallen, doch die Gemordete flehte in ihrer Todesstunde für mich, und als ich vor dem schrecklichen Richter stand, erschien sie vor seinem Throne in einem weißen Lichtgewande und sprach für mich. Da milderte sich der Zorn des Herrn und er hob mit Donnerstimme an: Um ihrer Fürbitte willen soll dich das Schlimmste nicht treffen; doch sollst du in Feuer und Qualen liegen, bis du durch die Erde einen Weg von deinem zu ihrem Grabe gebahnt hast. Alle hundert Jahre darfst du hinaufsteigen und um die breite eines Hahenschrittes die Erde aushöhlen. So sprach er; ich erzitterte vor Schrecken und Vernichtung und doch jubelte mein Geist in Freude, daß ich nicht auf ewig verdammt war. Wisset aber nun, daß der Gang, den ich zu graben habe, durch feste Felsen geht, und daß meine Seele in zwanzig Millionen Jahren erst zur Anschauung Gottes gelangen wird.

Der Geist war verschwunden. Die Spieler starrten auf den leeren Ort hin. Sie rührten in ihrem Leben keine Karte mehr an.

Dreihundert Jahre sind seit jener Zeit verlossen und dreimal hat man an dem Plage das Rabensteines ein blutiges Geipenst in die Erde sinken sehen, und den Rumer gehört, den es anrichtete. Aber es sind erst drei Hahenschritte, die es ausgehöhlt hat.

Florian und Florinchen.

Märchen von Auguste Tenhaeff.

Auf dem Riesengebirge lebt seit uralter Zeit ein finsterner, sehr mächtiger Zauberer, Rubezahl genannt. Die Zwerge, die aus dem tiefen Erdschachte dort das Erz zum Tageslicht befördern, haben diesem, ihrem gefürchteten Gebieter, eine geräumige Wohnung in einem Berge eingerichtet. Zuweilen nimmt er die Gestalt eines alten Mannes an und erscheint so den Bewohnern der naheliegenden Städte und Dörfer, wo er schöne Mädchen durch List oder Zwang an sich lockt und sie heimlich durch die Luft davon trägt, um sie nie wieder zurück zu bringen.

Nun lebte in einem kleinen Städtchen, nahe dem Riesengebirge, ein kleines, sehr muthwilliges Mädchen, Florinchen genannt. Kein Spiel war für sie zu wild, und außer ihrem Nachbar Florian konnte es ihr Niemand im Laufen und Springen zuvor thun. Mit Florian allein lief sie um die Wette nach einem bestimmten Ziele und gönnte ihm den Preis, wenn er für sie unerreichtbar war. Florian hingegen hatte manchen Kampf Florinchens wegen zu bestehen. Wenn sie einem seiner Gefährten einen muthwilligen Streich gespielt hatte,

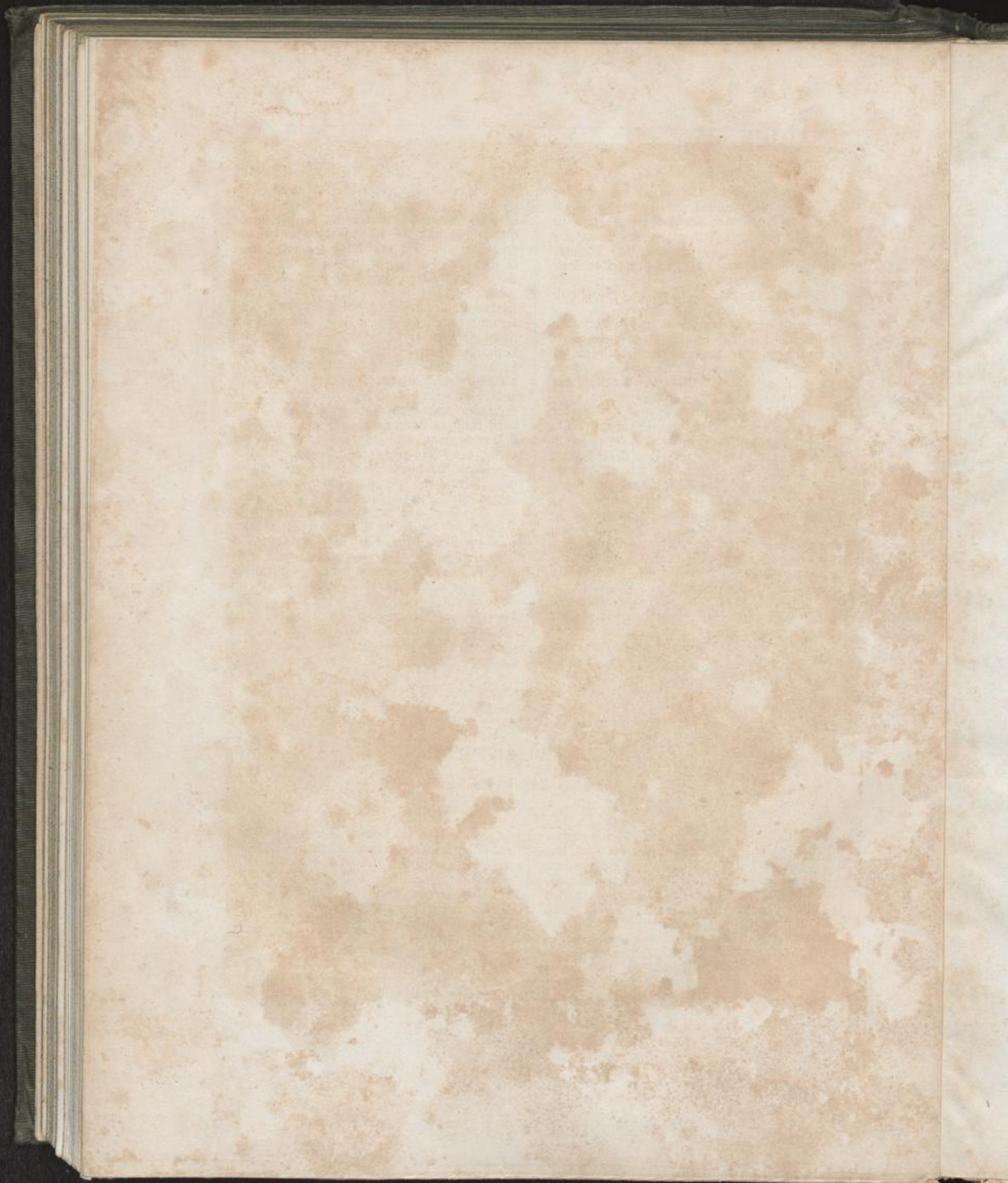


D. Fikantschy Inv.

Lith. Jnst. Arndt v. Düsseldorf

Florian und Florinchen.

(Märchen von Auguste Tenhaeff)



Die Frau weinte kläglich und bat bei allen Heiligen, ihres Lebens zu schonen; doch bei dem Wütherich war kein Erbarmen. Da sie nun sah, daß keine Rettung sei, fiel sie auf die Knie nieder, ihren Mörder um fünf Minuten Verzug bittend, damit sie dem Herrn ihre Seele empfehle.

Auch das nicht! schrie er, in der Hölle ist für alte Weiber der rechte Ort.

Herr, rief sie da, indem sie den blutenden Armstumpf in die Höhe hob, nimm meine Seele auf, diesem aber verzeihe seine That und laß ihn nicht auf ewig verloren gehen!

Da sauste das Beil herab; der Kopf der Greifin war bis auf das Kinn gespalten.

Seine That zu verbergen grub der Mörder ein Loch im Keller und scharrte die Leiche ein.

Als er nach vollbrachter That zu seinen Spielgenossen zurückkehrte, sahen sie das Blut auf seinem Hemde, und als sich am andern Tage das Gerücht von dem Morde in Hagen verbreitete, gaben sie ihn als Thäter an.

Das Gericht verurtheilte ihn zum Tode am Galgen und begrub seinen Körper am Rabensteine. Mit der weltlichen Gerechtigkeit hatte der Mörder seine Rechnung nun abgemacht, nicht aber mit der ewigen. Am dritten Tage nach seinem Tode erschien er plötzlich im blutbefleckten Hemde seinen Spielgenossen und sprach mit geisterhafter Stimme: Aus der Ewigkeit muß ich kommen, euch vor des Spieles Folgen zu warnen! Als blutiges Wahrzeichen

stehe ich vor euch! Zur Hölle verdammt, sollte ich auf ewig dem feurigen Drachen verfallen, doch die Gemordete flehte in ihrer Todesstunde für mich, und als ich vor dem schrecklichen Richter stand, erschien sie vor seinem Throne in einem weißen Lichtgewande und sprach für mich. Da milderte sich der Zorn des Herrn und er hob mit Donnerstimme an: Um ihrer Fürbitte willen soll dich das Schlimmste nicht treffen; doch sollst du in Feuer und Qualen liegen, bis du durch die Erde einen Weg von deinem zu ihrem Grabe gebahnt hast. Alle hundert Jahre darfst du hinaufsteigen und um die breite eines Hahenschrittes die Erde aushöhlen. So sprach er; ich erzitterte vor Schrecken und Vernichtung und doch jubelte mein Geist in Freude, daß ich nicht auf ewig verdammt war. Wisset aber nun, daß der Gang, den ich zu graben habe, durch feste Felsen geht, und daß meine Seele in zwanzig Millionen Jahren erst zur Anschauung Gottes gelangen wird.

Der Geist war verschwunden. Die Spieler starrten auf den leeren Ort hin. Sie rührten in ihrem Leben keine Karte mehr an.

Dreihundert Jahre sind seit jener Zeit verlossen und dreimal hat man an dem Plage das Rabensteines ein blutiges Geipenst in die Erde sinken sehen, und den Rumer gehört, den es anrichtete. Aber es sind erst drei Hahenschritte, die es ausgehöhlt hat.

Florian und Florinchen.

Märchen von Auguste Tenhaeff.

Auf dem Riesengebirge lebt seit uralter Zeit ein finsterner, sehr mächtiger Zauberer, Rubezahl genannt. Die Zwerge, die aus dem tiefen Erdschachte dort das Erz zum Tageslicht befördern, haben diesem, ihrem gefürchteten Gebieter, eine geräumige Wohnung in einem Berge eingerichtet. Zuweilen nimmt er die Gestalt eines alten Mannes an und erscheint so den Bewohnern der naheliegenden Städte und Dörfer, wo er schöne Mädchen durch List oder Zwang an sich lockt und sie heimlich durch die Luft davon trägt, um sie nie wieder zurück zu bringen.

Nun lebte in einem kleinen Städtchen, nahe dem Riesengebirge, ein kleines, sehr muthwilliges Mädchen, Florinchen genannt. Kein Spiel war für sie zu wild, und außer ihrem Nachbar Florian konnte es ihr Niemand im Laufen und Springen zuvor thun. Mit Florian allein lief sie um die Wette nach einem bestimmten Ziele und gönnte ihm den Preis, wenn er für sie unerreichtbar war. Florian hingegen hatte manchen Kampf Florinchens wegen zu bestehen. Wenn sie einem seiner Gefährten einen muthwilligen Streich gespielt hatte,

und dieser sich rächen wollte, so bekam er es mit Florian zu thun und manche dicke Beule an seinem Kopfe zeigten Florinchen die Hartnäckigkeit des für sie bestandenen Kampfes.

An einem schönen Sommernachmittag entfernte sich Florinchen weit von ihrer Wohnung, streifte durch die Felder und stieg zu den Bergen hinauf, pflückte Blumen zu einem Kranze und legte sich zuletzt ermüdet auf dem grünen Rasen nieder, wo sie bald einschlief. Unterdessen zogen Gewitterwolken am Horizonte herauf; in der Ferne hörte man den Donner rollen; die Vögel suchten ihre Nester und jedes lebende Wesen seine Zufluchtsstätte zu erreichen. Der Himmel wurde immer schwärzer, es schien nicht mehr Tag, sondern Nacht zu sein und nur zuweilen ward die Dunkelheit durch einen leuchtenden Blisstrahl erhellet. Da erwachte Florinchen und sah mit Schrecken die veränderte Natur. Ihren Rückweg konnte sie kaum entdecken, denn dicke Staubwolken erhoben sich von der Erde und der Sturm trieb sie immer rückwärts. „Lieber Florian!“ rief sie in der Angst ihres Herzens aus, „wärest du hier, du gäbest mir deine Hand und wir liefen zusammen durch Sturm und Regen.“ Kaum hatte sie also gesagt, als ein Blis, von einem heftigen Donner begleitet, dicht vor ihren Füßen niederschlug. Erschrocken sank sie zu Boden, aber im selben Augenblick stand ein altes Männlein vor ihr und suchte sie wieder aufzurichten. „Warum rufft du nach Florian, der dir doch nicht helfen kann?“ redete das Männlein sie an, „vertraue mir, ich bringe dich in einem Augenblick zur Thüre deines Vaters zurück.“ — O, gutes Männlein, thue das! bat Florinchen flehentlich. — „Ich thue es gleich,“ entgegnete der Alte, „wenn du mir versprichst, keinen Andern zum Manne zu erwählen, wenn du eine große schmucke Jungfrau geworden bist, als mich.“ — Da lachte Florinchen und dachte: Das Männlein ist schon so alt und hat schneeweißes Haar, gewiß lebt es nicht mehr, wenn ich groß bin. Sie zupfte ihn beim Barte und sprach: Es soll so sein, bringe mich jetzt nur schnell nach Hause. Florinchen traute ihren Augen kaum, denn diese Worte waren ihrem Munde noch nicht ganz entflohen, als sie auch schon vor ihres Vaters Thüre stand; das Männlein war verschwunden.

Weder der Vater noch die Mutter Florinchens erfuhren etwas von ihrer Begegnung mit dem fremden Alten, nur einigen Freundinnen erzählte sie es später, die dann erschrocken ausriefen: Das ist Rubezahl gewesen!

Als nun noch einige Male der Frühling

die Erde mit jungem Grün bekleidet hatte, da war auch Florinchen kein Kind mehr. Die Mutter sprach ernst: Das Spielen schickt sich nicht mehr für dich, ein ordentliches Mädchen sitzt am Spinnrade und sorgt bei Zeiten, daß die Leinwand im Koffer liegt; kommt dann ein Mann und will sie heimführen, so weiß sie ihrer Hände Arbeit vorzuzeigen.

Auch Florian wurde von seinen Eltern fortgeschickt, damit er die Kaufmannschaft erlerne, und bald hörte man, daß er mit einem Schiffe nach fernen Welttheilen gesegelt sei, um Waaren zu erhandeln.

Da saß nun Florinchen gar still und sitzjam am Spinnrade, aber seltsame Gedanken, die sie früher nie gehegt hatte, durchzogen ihr Köpfchen. Sie träumte sich manchmal weit fort in schöne Länder, wo Palmen wachsen und seltene Blumen blühen, oder sie glaubte sich auf dem Meere und sah die Sonne sich in den Wellen spiegeln. Dann begegnete ihr, auf eine unerwartete Weise, — Florian und sie freuten sich des Wiedersehens. Florinchens Herz schlug lauter, wenn sie in solchen Träumen und Gedanken saß und ihre Finger zogen den Faden schneller, der oftmals brach. Die Mutter schalt sie ihrer Unachtsamkeit wegen, aber sie dachte heimlich an das Sprichwort: Wenn der Faden bricht, denkt der an dich, an den du eben dachtest. War es eine dunkle Nacht, wo der Sturm vor ihrem Fenster heulte, dann weinte sie, barg ihr Gesicht in das Kissen ihres Bettes und betete leise und schüchtern: Lieber Gott, behüte den Florian!

Wenn die Sonne aber wieder durch dunkle Wolken hervorbrach, war sie heiter und fröhlich und dachte daran, wie Florian jetzt die goldenen Strahlen der Morgensonne begrüßen werde; die Frage: Ob er sich meiner noch wohl erinnert? schwebte dabei auf ihren Lippen.

So eilten noch einige Jahre dahin; Florinchen galt als das schönste Mädchen im Städtchen, viele warben um ihre Hand, sie aber dachte nur an Florian, der in fernen Ländern weilte, und von welchem sie nicht wußte, daß auch er die Monde und Wochen zählte, die ihn noch von der Heimath und Florinchen entfernt hielten.

Eines Tages stand Florinchen am Fenster und schaute zum Nachbarhause hinüber, da schien es ihr, als stehe dort Jemand am Fenster, dessen Blicke ihre Gestalt zu erkennen suchten; eine Ahnung sagte ihr, daß es Florian sei, doch trat sie eilig zurück. Bald darauf klopfte es an Florinchens Thüre. Leise rief sie: herein! Der lang ersehnte Florian trat in's Zimmer.

Aber sie, die sich alle Erlebnisse gegenseitig in Gedanken mitgetheilt hatten, sie wußten jetzt nicht ein Wort hervorzubringen. — Als sie sich eine Weile schweigend gegenübergestanden, sagte Florian: Wie du groß geworden bist, Florinchen! Und Florinchen antwortete: Du bist noch viel größer geworden, Florian! Dann sagten sie wieder nichts, bis Florinchens Mutter eintrat, die den Florian begrüßte, ihn nach diesem und jenem fragte und ihn von seinen Reisen erzählen ließ. Mit stillem Vergnügen hörte Florinchen zu, wie er so schön von den fernen Ländern und von den wunderbaren Dingen, die er dort gesehen, berichtete; sprach er aber von den vielen Stürmen, die er auf dem Meere erlebt, erschraf sie und ein leises Zittern durchflog ihre Glieder.

Florian kaufte sich ein Haus und richtete sich ein; er besuchte Florinchen alle Tage und bald plauderten sie wieder so vertraulich zusammen, wie sie es als Kind gethan hatten. Ginst sprach Florian davon, wie er in fernen Ländern immer an sie gedacht und, auf dem Verdeck des Schiffes sitzend, die Sterne beneidet habe, weil sie ihr mildes Licht in ihre stille Kammer senden durften. Florinchen verhehlte ihm auch nicht, wie viele Angst sie seinetwegen ausgestanden und welche Freude sie darüber empfinde, daß er nun daheim bleiben werde. O, liebes Florinchen, entgegnete ihr Florian, komm in mein Haus und werde meine Hausfrau, dann sind wir immer zusammen und nichts wird uns mehr auf dieser Erde trennen. Wenn die Mutter es zugiebt, sagte Florinchen, und als diese in's Zimmer trat, wiederholte Florian, was sie ihm versprochen.

Die Mutter, die eine Wittve war, umarmte Beide und nannte Florian ihren lieben Sohn. Keine glücklicheren Leute gab es von der Zeit an in dem kleinen Städtchen. Bald wurden Vorbereitungen zur Hochzeit gemacht, das fleißige Florinchen bleichte ihr Leinen und bekam alle Schränke voll. Am Hochzeitstage flochten die Freundinnen einen Myrtenfranz in ihr lockiges Haar und als am Abend die Musikanten fröhliche Weisen spielten, da wurde Alt und Jung lustig und guter Dinge. Florian und Florinchen eröffneten den Tanz und Paar an Paar folgten dem prächtigen Reigen. — Aber plötzlich wurden die Fenster wie von einem heftigen Windsturm aufgerissen; eine Gestalt in einem langen Mantel und wie von Rebel umhüllt rauschte herein, erfaßte Florinchen und trug sie, noch ehe sich Florian bestimmen konnte, durch's Fenster davon. Alle Anwesenden erschrafen heftig; Rubezahl! Rube-

zahl! schrieten sie und liefen zur Thüre hinaus. Draußen steckten sie die Köpfe zusammen und sagten: Das hat sie nun davon, die Narrin, hat sie es nicht Jedem erzählt, daß sie sich dem Rubezahl versprochen! Florian eilte in großer Verzweiflung in's Freie, er sah eine Wolke am Himmel, aus deren Mitte das weiße Gewand Florinchens und ihr langer Schleier hernieder wallten. „Wie kann mein Arm dich noch erreichen! rief er in seiner großen Betrübniß, seine Arme zum Himmel hebend, wohin wird der Bösewicht dich tragen! O daß ich Flügel hätte wie dein treues Läubchen, das dir nachgeeilt ist, ich wollte dich aus seinen Händen befreien!“ Als er so klagend da stand, seine Blicke nach der Wolke gerichtet, um sie nicht entweichen zu lassen, hörte er rechts und links neben sich neckende Stimmen sagen: Florinchen fort? He, he, he, he! Dies ärgerte Florian, er sah sich um und gewahrte kleine Männlein am Wege sitzend. Mit seinem Stocke schlug er auf sie los, sie aber verwandelten sich in kleine Wölkchen und zogen unbeschädigt weiter. Leider war die Wolke, welche Florinchen umhüllte, während dem verschwunden. Traurig setzte sich Florian auf einen Stein am Wege und weinte heiße Thränen.

Doch nicht lange hatte er so da gesessen, als ihm Jemand auf die Schulter klopfte und wie er sich um sah, stand ein Zwerglein hinter ihm. Freundlich sagte dieses: Sei nicht so verzagt Florian, wenn du den Muth hast, zu thun, was ich dir rathen werde, so wirst du Florinchen wieder erlangen. — Alles will ich thun, antwortete Florian, wenn nur Florinchen wieder mein wird. „Gehe um die Mitternachtsstunde unter den Galgen, wo die Diebe gehängt werden, sprach das Männlein, dort wirst du eine Pflanze finden, deren Wurzel du ausreißen mußt; sieh dich aber nicht um, was auch hinter deinem Rücken geschehen mag. Berührst du mit dieser Wurzel eine verschlossene Thüre, wird sie sich öffnen. Dann suche im Mondschein nach einem Berge, der vor allen andern steil und hoch ist, findest du ein eisernes Thor an einer Stelle desselben, so ist es Rubezahl's Wohnung; schläft er, gelingt es dir wohl, Florinchen zu befreien, sonst wehe aber deinem Leben.“ — Hundert Leben wollte ich daran wagen, Florinchen zu befreien, sagte Florian, ich will deinem Rathe folgen. — „Viel Glück zu deinem Unternehmen, rief das Männlein und ging hinweg, es wird mir Freude machen, wenn dem Rubezahl ein Streich gespielt wird, er hat mich aus seinem Dienste entlassen, dafür will ich mich noch oft an ihm rächen.“ —

Unterdeffen trug Rübezahl Florinchen zu seiner Behausung. Wie erschraf das arme Kind, als sie die schwere eiserne Thüre mit den vielen Schlössern hinter sich zumachen hörte, sie wagte kaum zu athmen, so fürchtete sie sich vor Rübezahl. Dieser sprach: Morgen sollst du eine andere Hochzeit feiern; meine Diener sollen die goldenen und silbernen Gefäße aus meiner Schatzkammer holen und es an nichts fehlen lassen, was meine Hochzeit verherrlichen kann. „Ach, sagte Florinchen, der Wind hat meinen Schleier zerrissen, ich muß ihn wieder nähen, ohne Schleier kann ich nicht zum Feste kommen.“ — Nun so nähe deinen Schleier, antwortete ihr Rübezahl. Florinchen nahm ihn und that, als ob sie ihn ausbessere, ließ aber den Faden immer durchschlüpfen, also daß die Löcher niemals kleiner wurden. Darüber waren einige Tage hingegangen; sie hatte dem Täubchen, das ihr nachgeflogen war, ein Briefchen umgehängt und es dann zurück fliegen lassen, in der Hoffnung, daß es Florian finden werde. Wie Rübezahl sah, daß der Schleier nicht fertig wurde, zerriß er ihn in viele Stücke und sagte: Du magst ohne Schleier zur Hochzeit kommen. Da bat ihn Florinchen, einem seiner Diener zu befehlen, schöne Rosen herbei zu schaffen, um sie sich in's Haar zu stecken. Als Rübezahl es zugab, sagte sie heimlich zu dem Diener: Bevor drei Tage verflossen sind, mag ich keine Hochzeit haben, bringe die Rosen nicht früher; wenn ich Rübezahls Frau bin, will ich dir reichlichen Lohn geben.

Da nun der Diener mit den Rosen ausblieb, wurde Rübezahl ungeduldig. Florinchen wußte ihn aber mit allerlei Reden hinzubalten, säuberte seine schmutzige Wohnung, nahm die Gulen und Fledermäuse, so Rübezahl an die Wand genagelt, herunter und ließ sich von den Zwerglein Spheuranen herbeibringen, welche sie an deren Stelle befestigte. Wie aber das Pugen und Ausschmücken gar kein Ende nehmen wollte, sprach Rübezahl zornig: Morgen soll die Hochzeit sein, dabei bleibt es! Dann setzte er sich in seinen Sessel, machte die Augen zu und sank bald in einen tiefen Schlaf.

Mittlerweile suchte Florian, in den Besitz der Wurzel zu gelangen. Als er die erste Nacht zum Galgen kam, lärmte und tobte es

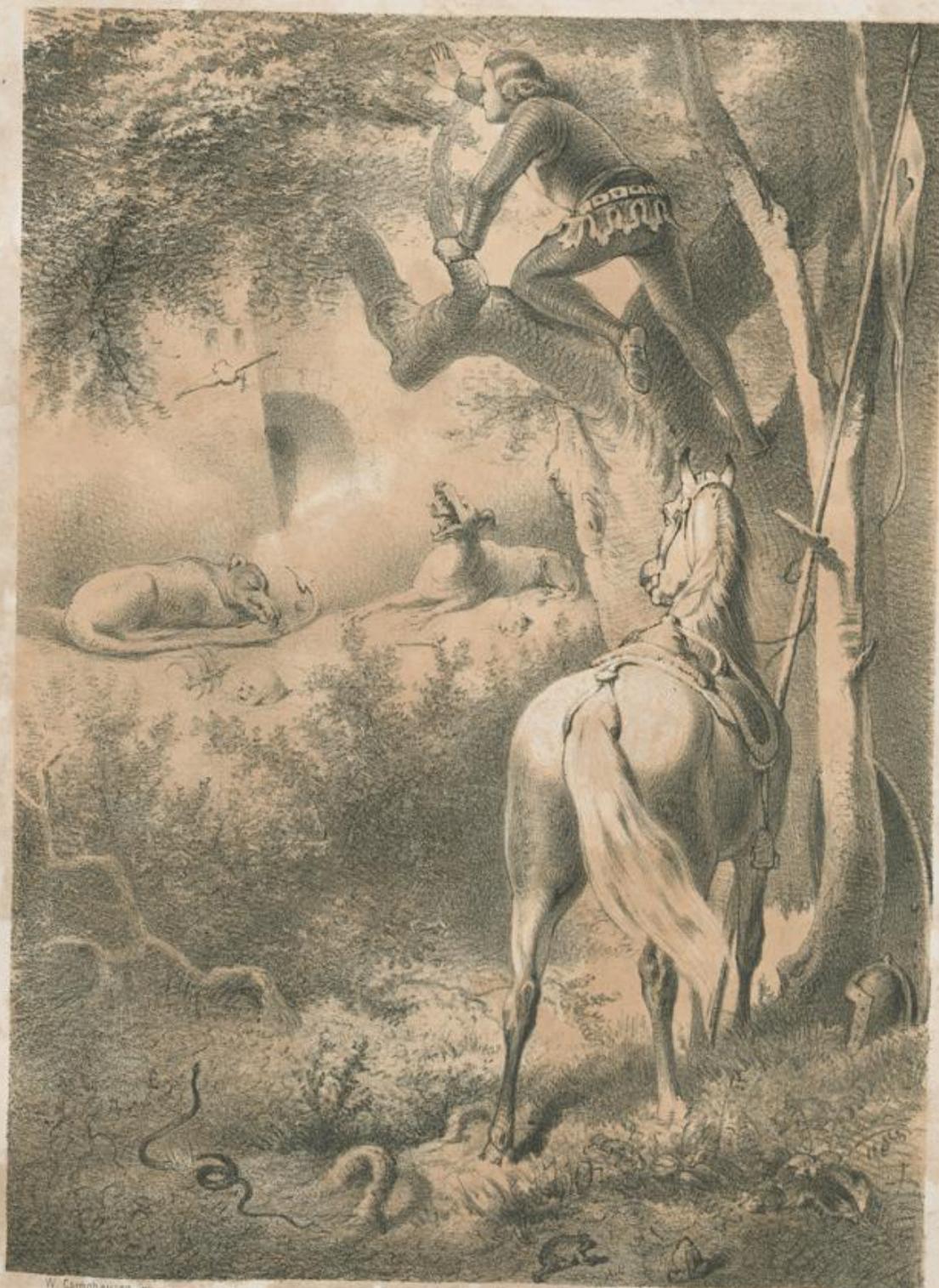
unter demselben, wie wenn mehrere Menschen Streit mit einander hätten; beherzt lief er bis dicht unter den Galgen, er sah Niemand und der Lärm verstummte. Ueber seinem Haupte krächzten die Raben und dunkle Wolken bedeckten den Mond, so daß Florian die Pflanze nicht finden konnte. Bückte er sich, um sie zu suchen und mit der Hand zu erfassen, so sprang ihm Jemand auf den Rücken, wobei er dann auf die Nase fiel; aber das Verbot des Männleins fiel ihm ein und er sah sich nicht um, so sehr es ihm auch gelüstete, mit demjenigen, der seinen Rücken also zum Ruheplatz erwählt, einen Kampf zu bestehen.

Mehrere Nächte hatte er vergeblich nach der Pflanze gesucht, bis er sie endlich fand und mit einem kräftigen Zuge sie sammt der Wurzel aus der Erde riß.

Nun eilte er, Rübezahls Wohnung aufzufinden, dies wäre ihm schwerlich so bald gelungen, wenn ihn nicht Florinchens Täubchen begleitet hätte, das vor ihm her flog und ihm den Weg zum eisernen Thore zeigte.

Es war an dem Abend, als Rübezahl die Hochzeit ganz bestimmt auf den andern Tag festgesetzt hatte und in seinem Sessel schlief, als Florian eintrat. Florinchens Angst stieg mit jedem Augenblick; sie war bis an das eiserne Thor gelaufen, weinte und rief laut: Ach Florian, Florian, kämst du mich zu erretten aus dieser Höhle! Florian, Florian, ich komme, rief da Florian, außen vor dem Thore und drückte die Diebes-Wurzel gegen die Schlösser; sie sprangen auf und er hielt das glückliche Florinchen in seinen Arme. „Laß uns fliehen, sprach diese, ehe Rübezahl erwacht und uns in seinem Zorne tödtet.“ — „Der darf so bald nicht erwachen, sprach Florian, zeige mir, wo er schläft.“ — Nun schlichen sie leise zu ihm hin, banden sein langes Haupthaar an die Rückenlehne des Stuhles und seinen Bart zu beiden Seiten desselben fest, auch nahmen sie Stricke und banden ihm Hände und Füße zusammen, als das geschehen war, eilten sie aus seinem Bereiche hinweg.

Die Bewohner des Riesengebirges haben seitdem Rübezahl nicht mehr gesehen, wahrscheinlich sieht er noch festgebunden auf dem Stuhle.

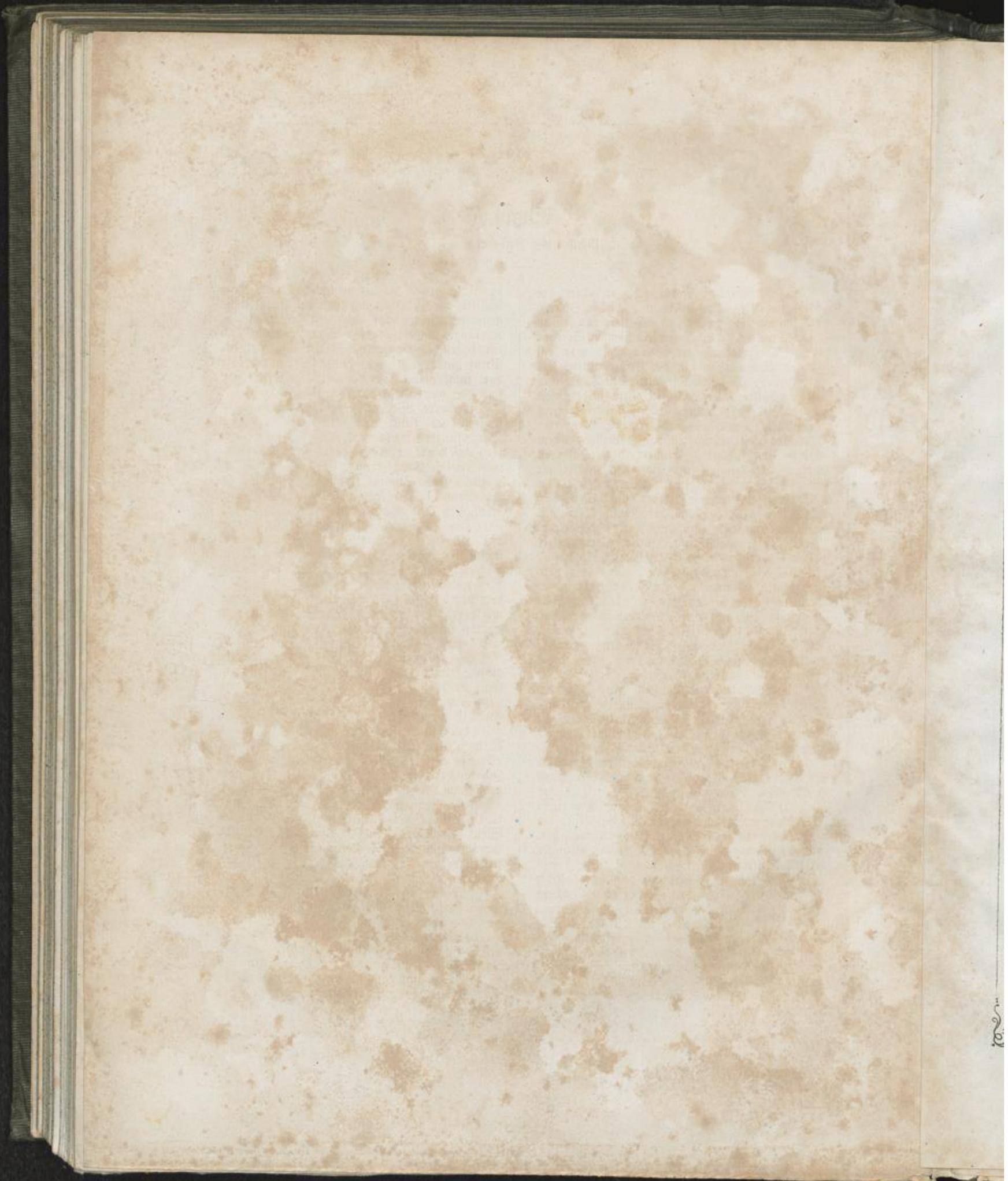


W. Camphausen, inc.

Lith. Jnat. Arnz & C^o Düsseldorf.

Elwin.

(Märchen von Fabrianus.)



Elwin.

Märchen von Fabricius.

Im südlichen Frankreich, in einer der üppigsten Gegenden lebte vor vielen Jahren ein junger und schöner Prinz, geliebt von seinem Volke, welches zu beglücken sein höchstes Streben war. Der Liebling an seinem Hofe war ein junger Page, dessen sich der Prinz einstens angenommen, als das Kind durch den Tod seiner Eltern hilflos und verlassen allein in der Welt stand. Der Jüngling liebte seinen Gebieter über alle Maassen, und sein Sinnen und Trachten zielte einzig dahin, dem Prinzen seinem Herrn zu gefallen! Mancher ältere Hofmann verging vor Aerger und Born über alle die Günstbezeugungen, welche der Prinz dem Page zukommen ließ und es fehlte daher auch nicht an neidischen und böshafsten Menschen, welche den Jüngling durch allerlei Anklagen bei seinem Herrn zu verdächtigen strebten, allein dieser blieb taub gegen alle Verdächtigungen und schenkte seinem Page, Elwin genannt, ein stets gesteigertes Vertrauen. Eines Tages kam ein fremder Ritter an den Hof, und dieser erzählte viel von seinen Reisen in fernen Landen und von einer überaus schönen Prinzessin, welche viele hundert Meilen davon in einem prachtvollen Schlosse wohne, und von einer unbeschreiblichen Anmuth sei.

Das Herz des Prinzen ward von der Beschreibung jener holden Dame so ergriffen, daß er beschloß um sie zu werben. Noch an demselben Abend befahl er seinem Kammerer sich reisefertig zu machen, und mit großem Gefolge im Auftrag des Prinzen weithin zu reisen zu der holden Prinzessin und um ihre Hand zu werben.

Die Vorbereitungen zur Reise wurden eifrig betrieben und nach wenigen Wochen reiste der Kammerer mit den kostbarsten Geschenken versehen, ab, keinen Augenblick zweifelnd an dem Gelingen seines Auftrages.

Der Prinz gab ihm mit dem ganzen Hofe das Geleite und kehrte dann in seine Residenz zurück, um die Vorbereitungen zu dem Empfange seiner hohen Braut zu treffen. Die Gemächer des Schlosses wurden auf das Glänzendste hergestellert; Ritter und Damen des Hofes wetteiferten in der Anschaffung neuer und prachtvoller Gewänder und Tag und Nacht arbeitete man, alles auf das Schönste aufzuputzen. Auch

die Unterthanen des Prinzen thaten nach ihren Kräften das Mögliche um die hohe Braut ihres geliebten Herren auf eine würdige Weise zu empfangen und die ganze Stadt gewann bald ein feierliches Aussehen. Jeden Tag ritt der Prinz hinaus auf einen hohen Berg und spähte dort stundenlang nach der Heimkehr seines Gesandten; nur Elwin durfte ihn begleiten.

Mehrere Wochen vergingen und wieder standen der Prinz und sein Page auf dem Berge, ungeduldig harrend, als sie gegen Abend fern auf der Straße eine Staubwolke bemerkten, und endlich Elwin freudig aufsauchte, als er inmitten des Staubes kostbare Gewänder in der Sonne blihen sah und ihm kein Zweifel blieb, daß die Gesandtschaft heimkehre.

Der Prinz gab seinem Pferde die Sporen und ritt über Hecken und Büsche weg seinem Kammerer entgegen, so daß Elwin kaum seinem Gebieter folgen konnte. Schweißtriefend kamen Roß und Reiter der Gesandtschaft näher, allein hier herrschte keine Freude! Auf allen Gesichtern malte sich tiefe Trauer und der Kammerer vom Pferde springend kniete nieder vor seinem Herrn und sagte:

„Hoher Prinz! Verzeihe, wenn ich Deinen Auftrag nicht nach Wunsch erfüllte. Ich kam nach mühseliger Reise in das ferne Land und ließ mich bei der Prinzessin melden! Ihre Anmuth übersteigt alle Vorstellungen und ich wäre der Glückliche Deiner Unterthanen gewesen, hätte ich sie Dir heimführen können als dein eheliches Weib. Allein dem sollte nicht sein! Ich schilderte ihr so gut ich konnte was ihrer in unserm Lande wartete, Reichthum und Glück, allein die Prinzessin blieb taub gegen Alles und sagte, daß sie nur derjenige als sein eheliches Weib heimführen könne, welcher ihr drei Bitten gewähre und diese Forderungen, hoher Herr, waren derart, daß kein Mensch diese zu erfüllen im Stande ist!“

„Wie?“ rief der Prinz entrüstet, „so wäre unter Euch allen nicht ein Einziger gewesen, der das Unmögliche gewagt hätte um seinen Herrn glücklich zu sehen? Woblan, so will ich Euch ein Beispiel geben des Muthes und der Tapferkeit und versuchen die holde Prinzessin zu gewinnen und koste es mein Leben!“

„Herr,“ fuhr der Kammerer fort, „ich bin

von Kindheit aufgewachsen im Dienste Deines Hauses und schon in frühester Jugend habe ich auf dem Schlachtfelde an der Seite Deines Vaters Beweise meines Muthes gegeben! Kein Vorwurf kann mich treffen, allein was die Prinzessin verlangt geht über alle menschlichen Kräfte! Dein Leben, Prinz, ist Deinen Unterthanen theuer und nicht geziemt es Dir, es wegen der Prinzessin auf's Spiel zu setzen. Was sollte aus Deinem Lande werden, wenn Du nimmer zurückkehrtest!"

Der Prinz wendete, ohne dem Kämmerer zu antworten, sein Pferd um und befahl Elwin ihm zu folgen! Ins Schloß zurückgekehrt verordnete er Alles zu seinem baldigen Auszuge zu rüsten, und zog sich in seine Gemächer zurück.

Die Kunde von der baldigen Reise des Prinzen und den damit verbundenen Gefahren verbreitete sich durch den Kämmerer am Hofe und in der Stadt. Alles war in der größten Bestürzung. Vergebens suchten die Ritter zu dem Prinzen zu dringen, um ihm Gegenstellungen zu machen, allein der Prinz wollte sie nicht empfangen. Außer seinem Pagen durfte keiner seine Schwelle betreten.

Als die Ritter sahen, daß nichts den Prinzen von seinem Vorhaben abhalten konnte, gingen sie zu Rathe und die Besorgniß um das Leben des geliebten Herrn trieb sie zu dem äußersten Schritte. Sie verbanden sich mit den Bürgern und besetzten alle Ausgänge der Stadt, um den Fürsten mit Gewalt von seiner Reise abzuhalten. Sie schickten ihrem Herrn einige der ältesten Leute, um ihn zu versichern, daß nur das Uebermaaß der Liebe und Verehrung sie zu diesem Schritte treibe, und baten ihn nicht Gewalt zu brauchen, sondern inmitten seiner getreuen Unterthanen zu bleiben, um ihr Glück zu begründen; allein der Prinz wollte nichts davon hören und befahl daß man ihn ungehindert abziehen lasse und ihn nicht zur Gewalt zwingen.

Betrübt hatte die Gesandtschaft das Schloß verlassen und der Prinz saß misanthropisch in seinem Gemache, Elwin ging hin und her, die verschiedenen Aufträge seines Gebieters auszurichten, dann faßte er ein Herz, stellte sich vor seinen Herrn und sagte:

„Hoher Fürst! Seit meiner Kindheit habe ich das Glück gehabt in Deiner Nähe zu leben und mein einziges Streben war, Dir zu gehorchen! Erlaube mir daher heute Dir einen Rath zu geben, dann magst Du handeln wie Du willst und ich folge Dir wohin Du gehst.“

„Was kannst du Anabe mir zu rathen haben?“ frug lächelnd der Prinz.

„Prinz!“ sagte Elwin, „Deine Unterthanen handeln in gerechter Besorgniß um Dein Leben und Du thust Unrecht, so Du ihnen darob zürnest. Schicke mich zu der Prinzessin, daß ich es versuche, sie günstig für Dich zu stimmen. Der Kämmerer hat ihr nur von Deinem Reichthum und Deinen Ländern erzählt, ich aber werde ihr Dein gutes Herz und die Liebe Deiner Unterthanen schildern, und wenn sie mich dann nicht erhört, so ist sie Deiner unwürdig! Auch hat mir meine Mutter prophezeit, daß ich dereinstens in einer großen Sache Glück haben würde, weil eine gute Fee sich meiner Familie von jeher angenommen! Mein Großvater hat vor vielen Jahren jener mir unbekanntem Fee einen wichtigen Dienst geleistet und diese hat seit jener Zeit für alle seine Nachkommen die tiefste Dankbarkeit bewahrt! Dieser gütigen Fee habe ich es auch zugeschrieben, daß Du dich meiner annahmest, als ich ein hilflos verlassenes Kind dem Untergang nahe war. Drum Herr höre auf meinen guten Rath und laßt mich hinziehen zu der Prinzessin! Vielleicht gelingt es mir, sie Euch glücklich und zufrieden heimzuführen.“

Lange Zeit blieb der Prinz unentschlossen, allein Elwin drang so sehr in seinen Herrn, daß dieser endlich nachgab.

„Wenn es mir nicht gelingt,“ sagte Elwin, „so ist ja nichts verloren, denn ich werde ihn sagen, daß Dir, meinem Herrn und Gebieter, keine Gefahr zu groß sei, um zu ihrem Besitze zu gelangen und daß Du selbst hinreisen würdest, falls sie mich nicht erhöre.“

„Wohlan!“ sagte der Prinz, „so sey es, damit kein Mittel unversucht bleibe.“

Elwin verabschiedete sich von seinem Herrn, bereitete alles zur Reise vor und am andern Morgen ritt er unangefochten zum Thore hinaus; Niemand wußte, wohin er ging. Draußen stieg die Sonne am Horizonte empor und beleuchtete die amuthige Landschaft. Aus den Thälern stiegen die Nebeldünste auf und bald lag die ganze Gegend klar und amuthig vor den Augen des Pagen.

„Liebe Fee!“ flüsterte dieser vor sich hin, „wenn Du wirklich gesonnen bist, mich um meiner Familie wegen zu beschützen, so thue es auch diesmal, daß Freude und Wonne einkehre in das Herz meines geliebten Herrn!“

Elwin hielt inne in der frohen Erwartung einer Antwort von Seiten der unsichtbaren Fee, aber es regte sich kein Lüftchen. Fröhlich ritt der Jüngling weiter, als sich beim Umbiegen um eine Hügelkette, welche eine Zeitlang die weitere Aussicht auf die Landschaft verhindert,

vor seinen Augen plötzlich ein herrlicher Anblick zeigte. Ein Wald spiegelte sich in den tiefblauen Fluthen eines Sees. Der Page stieg ab um eine Zeitlang sich an dem prachtvollen Anblicke zu laben und legte sich in das hohe Gras. Neben ihm lag ein wunderschöner goldener Fisch, wahrscheinlich von den hohen Fluthen etwas früher aus dem Wasser geworfen, in den letzten Zügen.

„Armes Thier!“ dachte Elwin, „würdest ja verkommen hier draußen auf dem Lande, wenn ich dir nicht helfe! Marsch ins Wasser und werde wieder fröhlich!“

Bei diesen Worten nahm er den Fisch und warf ihn zurück in den blauen See.

Der Fisch sprang einigemal vergnügt an die Oberfläche des Wassers, dann tauchte er unter und der Page hörte deutlich an seine Ohren die Worte klingen.

„Schönen Dank, Elwin!“

Betroffen schaute er sich um, aber er sah und hörte keine Menschenseele; ihm wurde es unheimlich zu Muth und sich auf sein Pferd schwingend, ritt er lustig weiter.

So kam er durch einen großen Wald, in dessen Nähe Menschen wohnen mußten, denn Elwin sah überall Vogelneze ausgestellt. In einer Schlinge sah er eine Gule, welche vergebens sich aus dem Neze loszumachen suchte, in welchem sie sich wenige Augenblicke vorher gefangen hatte.

„Armes Thier!“ dachte Elwin, „warum solltest du nicht deine Freiheit genießen wie jedes andere Geschöpf!“ stieg ab und löste die Gule aus der Schlinge. Lustig flatterte sie empor und wieder hörte Elwin deutlich die Worte:

„Schönen Dank, Elwin!“

Der Page konnte es sich gar nicht erklären, als er wiederum vergebens sich nach dem Redenden umschaute. Diesmal wurde er mißgestimmt, allein bald hatte die immer abwechselnde Gegend ihn wieder fröhlich gemacht. Nach einigen Tagen gewahrte er hoch über seinem Haupte eine schneeweiße Taube von einem Raubvogel verfolgt. Elwin besann sich nicht lange, holte ein Pfeil aus dem Köcher, legte an und nach wenigen Augenblicken wälzte sich der Raubvogel in seinem Blute. Die Taube flatterte hernieder, setzte sich auf des Pagen Schulter und flüsterte:

„Schönen Dank, Elwin!“

Elwin stand sprachlos vor Erstaunen, als er zum dritten Male sich also anreden hörte, aber noch mehr stieg seine Verwunderung als die Taube sich in eine Wolke auflöste und als diese dann sich niederjenkte und eine wunderschöne Fee vor dem Jünglinge stand.

„Dreimal mußt Du mir helfen!“ sagte sie, „bevor ich mich in meiner wahren Gestalt zeigen konnte! Sei getrost und gutes Muthes! Du wirst Deinen Auftrag glücklich zu Ende führen, und hochgeehrt zu Deinem Fürsten und Herrn zurrückkehren.“

Bei diesen Worten verschwand die Fee.

Elwin wußte nicht wie ihm geschah, doch auf die Zusage der Fee, daß seine Botschaft mit Erfolg gekrönt werde, setzte er freudiges Muthes seine Reise fort und nach mehreren Wochen erreichte er ohne weitere Abenteuer zu bestehen das Schloß der schönen Prinzessin. Unweit des Schlosses stieg er vom Pferde, legte die Reisefleider ab und zog die prächtige Hofkleidung an, welche er zum Zwecke seiner Gesandtschaft eingepackt hatte und auf dem Pferde mit sich führte.

So aufgezogen ließ er sich als Gesandter seines Prinzen melden und wurde sofort vorgelassen. Man führte ihn in das Audienzzimmer, wo der Page, verblendet von all der Pracht, welche bei Weitem alles überstieg, was der fürstliche Hof seiner Heimath aufzuweisen hatte, über eine Stunde wartete. Endlich erschien die Prinzessin, strahlend von Seide, Gold und Diamanten, aber mehr als dieses Alles fesselte den Pagen die wunderbare Schönheit der großen Dame.

Nachdem Elwin sich ein wenig gefaßt, kniete er nieder vor der Prinzessin und entledigte sich seines Auftrages. Er schilderte die Liebe seines Herrn und Gebieters in so glühenden Farben, daß die Prinzessin ihm gerührt die Hand zum Kusse reichte und versetzte:

„Ein Fürst, der sich in solchem Maße der Liebe seiner Unterthanen zu erfreuen hat, muß wahrhaft gut und meiner würdig sein! Gern würde ich Deinem Herrn und Fürsten meine Hand reichen, allein mich bindet ein Gelübde, welches ich meinem Vater auf dem Sterbebette abgelegt. Derjenige, welcher mich als seine Gattin heimführen, oder für einen Andern werben will, muß drei Thaten vollbringen, welche über die menschlichen Kräfte hinausgehen, und so fürchte ich, werde ich mein Lebtag ledig bleiben müssen, weil jene Thaten Niemand zu vollbringen im Stande ist!“

„Nein,“ rief Elwin, „das kann nicht sein, hohe Prinzessin, das Glück meines Fürsten steht auf dem Spiele und sollte ich mein Leben dabei lassen, so werde ich Alles versuchen, Euch in seine Arme zu führen! Sagt an was muß ich thun, Euch für meinen Herrn zu erwerben?“

„Armer Jüngling!“ sagte die Prinzessin, „nicht ohne Theilnahme sehe ich einen so

großen Beweis aufopfernder Treue. Nein, Deine Kräfte reichen nicht hin! Zieh' hin zu Deinem Herrn und sage ihm, wie unglücklich ich bin, Dir nicht zu ihm folgen zu können!"

"Nein," rief Elwin, "ich ziehe nicht von dannen, bis Ihr mir die zu vollbringenden Thaten namhaft gemacht und ich das Letzte versucht habe für meinen Herrn!"

"Wohlan," sagte die Prinzessin, "ich will Dir nur eine einzige dieser Thaten nennen, um Dich von Deinem Vorhaben abzuschrecken! Vor vielen Jahren entfiel ein kostbarer Ring der Hand meines Vaters, als er in seiner Barke auf dem kleinen See eine halbe Meile von hier spazieren fuhr. Zwischen Gestrüpp und Pflanzen aller Art liegt er dort auf dem Grunde des Meeres wohl tief versunken im Schlamm! Wer aber um mich werben will, muß mir zuvorvörderst jenen Ring zurückbringen. Da Du wohl nicht thöricht genug bist, jenen Ring auf dem Grunde des See's aufsuchen zu wollen, so werde ich Dich wohl nimmer wiedersehen! Gehab Dich wohl!"

Bei diesen Worten verschwand die Prinzessin, und Elwin blieb allein, tief betrübt, ohne zu wissen, was er wohl eigentlich da wollte, ließ er sich von einem Diener den Weg zum See näher beschreiben und machte sich auf den Weg dahin.

Nachdem er über eine Stunde gewandert, kam er an einen großen Wald und mitten darin fand er den gesuchten See. Als guter Schwimmer stürzte sich Elwin zu wiederholten Malen ins Wasser, doch kam er nie bis auf den Grund, so ungeheuer tief war der See. Nach mehreren verzweifelten Anstrengungen warf er sich endlich auf den Rasen am Ufer und vergoß bittere Thänen.

„Ach, seufzte er, unten auf dem Grunde ruht der Gegenstand, durch welchen mein guter Herr glücklich werden kann, und ich stehe hier unnütz am Ufer und kann ihm nicht helfen! Zwar hat die gute Fee mir Beistand versprochen, aber auch sie scheint mich verlassen zu wollen!"

Tief bekümmert starrte Elwin vor sich hin in die blaue Fluth, als aus derselben plötzlich ein wunderschöner goldener Fisch auftauchte und dem Ufer näher zu schwamm, und als er dem Ufer ganz nahe, öffnete er den Mund, spie einen kostbaren Ring auf den Rasen und verschwand wieder in dem Wasser.

Elwin stürzte auf den Ring, betrachtete ihn nach allen Seiten, pudte den Schlamm ab und jauchzte laut auf, als er aus Diamanten gebildet darauf eine Krone entdeckte. Ihm

blieb kein Zweifel, er hielt das königliche Kleinod in seinen Händen.

Der Page lief, so schnell er konnte, mit dem theuren Funde dem Schlosse zu, stürzte athemlos durch die Vorzimmer in das Gemach der Prinzessin, ließ sich auf ein Knie nieder und überreichte ihr den Ring.

Ein Freudenschrei entfuhr der Prinzessin beim Anblick des Kleinods. In Gegenwart ihrer Hofdamen umarmte sie den Page und dankte ihm tausendmal; dann aber sich fassend sagte die Prinzessin:

"Laß uns nicht zu frühe fröhlich sein! Noch bleiben zwei schwierige Thaten zu vollbringen und so lange diese nicht gelöst sind, ist auch die Erste ohne Kraft."

"Und welche sind die Andern?" rief Elwin durch den ersten Erfolg ermuntert, "ich troße jeder Gefahr!"

"Morgen sollst Du das Weitere erfahren!" sagte die Prinzessin, "heute sollst du dich ausruhen und für das Kommende stärken." Speis und Trank wurden in schönster Auswahl für den Page gebracht; dieser stärkte sich und legte sich dann in einem kostbaren Zimmer aufs Ruhebett und erfreute sich eines erquickenden Schlafes.

Am andern Morgen bei Tagesanbruch war er wieder auf den Beinen. Es dauerte ihm zu lange, bis die Prinzessin erwachte und als sie endlich erschien, bestürmte Elwin sie gleich mit Fragen wegen der zweiten That.

"Ich will Dir nicht die Mittel rauben auch das Zweite zu versuchen," sagte die Prinzessin, "obchon ich an dem Gelingen noch mehr zweifle, als an der ersten Bitte. So wisse denn, fern von hier in einer wüsten Gegend haust seit langen Jahren ein böser Riese auf hohem Felsen in einem sichern Schlosse. Einst raubte er meinem Vater Kron und Scepter, und so lange diese in seiner Gewalt, ist ihm mein ganzes Land tributpflichtig! Schaffst Du mir aber jene theuren Kleinode gleich dem Ringe wieder, so ist auch die zweite That vollbracht."

Elwin ließ sich das nicht zweimal sagen, erbat sich aus der Rüstkammer die besten Waffen, bestieg ein muthiges Pferd und ritt getrost von dannen dem Riesenschlosse zu! Noch von weitem winkte ihm die Prinzessin von der Warte des Schlosses mit ihrem weißen Luche Muth und Hoffnung zu, bis der tapfere Jüngling um eine Felsenecke bog und verschwand.

Viele Stunden weit ritt der Page, hier und da die Schärfe seines Schwertes unter-

suchend, bis er endlich hoch auf einem steilen Felsen das Riesenschloß gewahrte.

Muthig sprengte er vorwärts und rief dann dem Riesen zu, er möge herabkommen mit ihm zu sechten auf Tod und Leben um Kron und Scepter des verstorbenen Königs.

„Gittler Knabe!“ rief der Riese herunter, „ich werde dich schon für deinen Borwiz strafen, daß Dir das Wiederkommen vergehen soll!“

Nach wenigen Augenblicken öffneten sich die Thoren des Schloßes und fröhlichen Muthes schritt der Riese, mit einem langen Schwerte bewaffnet, hinab in die Ebene. —

Elwin rückte ihm gleich zu Leibe, aber was wollte er mit seinem kurzen Schwerte gegen den Riesen machen! Dieser schlug mit seinem ellenlangen Spieße in der Luft herum und die Hiebe folgten, von kräftigen Armen geführt, so rasch aufeinander, daß dem Pagen Hören und Sehen verging und dieser genug zu thun hatte, den gewaltigen Streichen auszuweichen. —

Bei aller Tapferkeit ward es doch jezt dem Pagen sonderbar zu Muth. Die Hiebe des Riesen fielen immer dichter, während Elwin durch das ewige Ausweichen und Herumspringen schon alle seine Kräfte erschöpft hatte. Er bereitete sich in Gedanken schon zum Tode vor, kraftlos ließ sein Arm die Waffe sinken, schon holte der Riese zu einem gewaltigen Schläge aus, da flog eiligst vom nächsten Baume eine Gule herab, setzte sich auf des Riesen Kopf und hakte ihm mit ihrem scharfen Schnabel beide Augen aus! Ein fürchterlicher Schrei des Schmerzes entfuhr dem Riesen, daß davon die nahen Wälder erdröhnten. Das ellenlange Schwert entfiel ihm und Elwin benutzte den Augenblick, raffte seine Waffe auf und durchbohrte den Riesen, daß er sterbend zu Boden sank.

„Knabe!“ seufzte der Riese, „der Zufall hat Dich begünstigt, ich sterbe von Deiner Hand! Was liegt mir nun an allen Schätzen und Kleinoden. Geh hinauf in mein Schloß, Du wirst es öde und verlassen finden, und hole Kron' und Scepter!“

Nachdem der Riese dem Pagen genau den Ort beschrieben hatte, wo die Kleinode verborgen, starb er und Elwin stürzte hinauf in das Riesenschloß. Die Wände hallten wieder von seinem Jubelgeschrei, als er in dem bezeichneten Gemache den theuren Schatz fand. Zwar waren da noch eine Menge anderer Kostbarkeiten aufgehäuft, allein in seiner Herzensfreude dachte er nicht daran, nur ein einziges Stückchen anzurühren. Mit Kron und Scepter trat er im eiligen Laufe den Rückweg an.

Schon war die Nacht weit vorgerückt, als

er vor dem Schlosse der Prinzessin angelangt war. Alles war ruhig im Schlosse! Der Thurmwart wollte dem Pagen den Eintritt verwehren, allein dieser bat, man möge der Prinzessin seine Rückkehr melden.

Nach einer Viertelstunde erleuchteten sich plötzlich die Gemächer der Prinzessin und sie selbst trat herunter in den Schloßhof dem Pagen entgegen.

Beim Anblicke der eroberten Kleinode vergoß die Prinzessin viele Freudenthränen. An ihrem Arme mußte Elwin hinauf gehen in den Saal und Alles erzählen! Im Interesse seines Herrn verschwieg er den Beistand der Fee wie das erstemal und schloß dann:

„Hohe Prinzessin! Des Riesen Schloß ist angefüllt mit Schätzen und Kleinodien aller Art, welche Euch gehören, da ich nur in Eurem Auftrage handelte. Sendet morgen bei Tagesanbruch Eure Diener mit Lastthieren aus, daß sie Euch alles holen. Den Riesen finden sie erschlagen am Fuße des Verges. Unterdeß war alles im Schlosse in Bewegung gerathen und herbeigeeilt. Die Prinzessin ließ zu Elwins Stärkung das Beste aus Küch und Keller herbeiholen und bis tief in die Nacht blieben Alle heiter beisammen; dann begaben sie sich zur Ruhe!“

Am andern Morgen forderte Elwin von der Prinzessin auch die dritte zu vollbringende That.

„Diese ist die Schwierigste!“ sagte die Prinzessin. Weit von hier in einer wilden Gegend liegt die unzugängliche Wohnung eines Zauberers! Ein goldenes Kreuz, meiner verstorbenen Mutter theuer und werth, ward einst von ihm geraubt. Seine Wohnung ist bewacht von Drachen und Unthieren aller Art. Wer es bis jezt gewagt dahin zu dringen, kehrte nimmer wieder. Bringst Du mir indessen trotz aller Gefahr das geraubte Kleinod, so verlasse ich freudig mein Schloß und folge Dir zu Deinem Herrn.

Elwin verabschiedete sich von der Prinzessin und ritt so schnell er konnte dem Zaubererschlosse zu. Ein erstickender Schwefelgeruch belehrte den Pagen bald von der Nähe jenes Schloßes. Er stieg vom Pferde, band den Gaul an einen Baum und schlich behutsam vorwärts durch das hohe Gras. Bald aber wurde das Gestrüppe so dicht und hoch, daß Elwin nicht mehr drüber weg sehen konnte und sich genöthigt sah auf einen Baum zu steigen, um den Weg besser zu erforschen.

Laut pochte des Jünglings Herz, als er oben von dem Baume die Wohnung des Zauberers gewahrte. Aus dem Boden rings umher

erhoben sich erstickende Dünste. Gerippe von Menschen lagen umher. Zwei furchtbare Drachen bewahrten den Eingang zum Schlosse! Vergebens sann der Page hin und her nach einem Mittel in das Schloß zu dringen. Tiefe Verzweiflung bemächtigte sich seines Innersten. Seine Augen unverwandt auf die Wohnung des Zauberers geheftet, sagte er:

„So nah dem Ziele und dennoch die Unmöglichkeit, meinen Herrn glücklich zu machen! Meine Kräfte sind zu Ende. Gute Fee, wenn Du mir nicht hilfst, ist alles verloren!“

Kaum hatte Elwin diese Worte vor sich hingeprochen, als eine weiße Taube aus dem Fenster des Zauberschlosses hervorflug dem Baume zu, und als sie nahe kam, setzte sie sich traulich auf Elwins Schulter und ließ aus ihrem Schnabel in Elwins Hand ein goldenes Kreuz gleiten. Ehe noch der Jüngling ein Wort des Dankes hervorstammeln konnte, verwandelte sich die Taube wieder wie damals in eine Wolke und aus der Wolke stieg wiederum die holde Fee empor und sagte:

„Treue für seinen Herrn und unerschrockene Ausdauer in Gefahr und Noth finden immer ihre Belohnung. So ziehe denn heim zu deinem Prinzen mit der holden Prinzessin, und begründe das Glück Deines Wohlthäters!“

Schon war die gute Fee verschwunden, als Elwin sich noch nicht von seinem Erstaunen erholt hatte. Dann schlich er wie er gekommen durch das Gestrüppe zu seinem Pferde zurück und jagte in vollem Galoppe dem Schlosse zu.

Die Rückkehr des Pagen rief in diesen Räumen einen unermesslichen Jubel hervor. Gerührt sank die Prinzessin in des Jünglings Arme. Dann mußte er sich Angesichts des ganzen Hofes neben sie auf den Thron setzen und er wurde mit Ehren überhäuft. Auch schenkte ihm die Prinzessin die unermesslichen Schätze, welche man in dem Riesenschlosse gefunden hatte.

Den ganzen Tag und die Nacht durch überließen sich die Schloßbewohner ungestört ihrer Freude und am andern Tage gab die Prinzessin Befehl, Alles zur nahen Abreise vorzubereiten.

In Elwins Heimath standen unterdessen die Sachen noch beim Alten. Aus Furcht, der geliebte Prinz möchte sich in Gefahr begeben, hielten die Bürger noch alle Ausgänge der Stadt besetzt.

Der Prinz selbst saß mißmuthig auf der Warte seines Schlosses und schaute vom frühen Morgen bis zum späten Abend in die Weite, ob sein Page noch nicht heimkehre. Wochen waren vergangen und noch immer keine Kunde von Elwin angekommen, und schon begann der Prinz den vermeintlichen Tod seines geliebten

Pagen zu betrauern, als eines Tages ein Reiter staubbedeckt in der Stadt anlangte und auf das Schloß zusprengte. Der Reiter sprang vom Pferde, neigte seine Knie vor dem Prinzen und wollte sprechen.

„Halt ein!“ rief der Prinz; „so du mir traurige Kunde bringst von meinem treuen Elwin, warte bis ich mich gefaßt sie zu vernehmen.“

„Mein theurer Prinz!“ rief der Reiter mit freudestrahlendem Antlitz, ich bringe gute Kunde! Elwin rückt an mit Surer hohen Braut, meiner theuren Fürstin! Morgen mit dem Frühesten treffen sie ein.

Ritter und Mannen stießen einen unendlichen Jubelruf aus, und umringten den theuren Fürsten, der gerührt und sprachlos in ihrer Mitte stand.

Vom Schlosse verbreitete sich die Kunde wie ein Blitz durch die Stadt! Alle Bürger eilten vor das Schloß, um jubelnd ihrem Herrn die unermessliche Freude auszudrücken, welche alle über sein nabes Glück empfanden. Den ganzen Tag und die ganze Nacht über beschäftigte man sich mit den Vorbereitungen zum Empfange der hohen Braut. Freudenfeuer erglänzten die Nacht über und die aufgehende Sonne fand die ganze Stadt zum feierlichen Empfange geschmückt.

Im prächtigen Gewande bestieg der Fürst sein bestes Pferd und ritt, von dem ganzen Hofe begleitet, strahlenden Antlitzes seiner hohen Braut entgegen. Das Zusammentreffen war ein rührendes. Kaum fand der Prinz Worte, sein Glück auszudrücken. Im Beisein des ganzen Hofes fiel er seinem Pagen um den Hals und nannte ihn seinen theuren Sohn.

Zwar rümpften der Kämmerer und viele Hofherrn gewaltig die Nase, aber sie wagten doch kein Wort gegen den Pagen zu sagen und erfaßten die erste Gelegenheit, sich beschämt nach Hause zu schleichen.

Der Prinz ritt überglücklich neben seiner schönen Braut der Stadt zu. Beide hatten verlangt, daß Elwin den Ehrenplatz an ihrer andern Seite einnehme! So ritten die hohen Brautleute mit ihrem glänzenden Gefolge der Stadt zu, durch die Bürger, welche, auf beiden Seiten der Straßen aufgezplant, ihren Jubelruf erschallen ließen.

Die Feste dauerten mehrere Wochen. Abwechselnd folgte Spiel und Tanz. Auch ließ die Prinzessin von ihren mitgebrachten großen Schätzen große Summen an die Hülfbedürftigen vertheilen. Lange lebten sie froh und glücklich und Elwin blieb bis an sein Ende hochgeehrt neben dem Prinzen der erste Mann im Lande.

Der Becher am Rhein.

Von Ludwig Würpel.

Es saßen die Ritter beim Festpokal
Zu Schweinichen auf dem Schloß,
Ein Riesensaß lag mitten im Saal,
Aus dem hervor mit hellem Strahl
In Strömen der Rheinwein floß.

Es ging der Pokal von Mund zu Mund,
Und das schäumende Nebenblut
Drang süß binab auf des Herzens Grund,
Und laut und lauter erklang im Rund
Der lachende Uebermuth.

Und es rief ein Graf aus dem Ungerland:
„Kein Wein kommt dem Lockaier gleich,
„Und seid ihr am Rhein auch als Becher bekannt,
„Ich werf' mit dem eigenen Wein in den Sand
„Den Tapfersten unter euch.

Da Hans von Schweinichen fährt empor,
Hochschwingend den funkelnden Wein:
„Gott segne des Rheingau's Nebenflor,
„Noch niemals bei einem Gelag verlor
„Ein tapfrer Becher am Rhein.

Und es fließt der Wein, und es lärmt und lacht,
Der gold'ne Pokal erklingt,
Doch vergebens wird Kampf auf Kampf gewagt;
Denn nicht im Pokal des Rheinweins Macht
Den Ungar zu Boden zwingt.

Hohnlachend schaut er im Kreis umher,
Und es funkelt so stolz sein Blick,
Als ob er des Sieges gewiß schon wär' —
Da Schweinichen zaudert nicht länger mehr
Und eilt und kehrt zurück.

Und sieh! er trägt und schwenkt in der Hand
Ein mächtiges Simerpaar,
Und mit schäumendem Rheinweinfüllt er's gewandt
Am Riesensaße bis hoch zum Rand
Und beut einen dem Ungar dar.

„Zum Wohlsein, Herr Graf! Stoßt an und trinkt
„Das Schlücklein noch zum Schluß!“
Der starrt, verzieht den Mund und winkt
Abwehrend mit der Hand und bezwingt
Nur mit Mühe Scham und Verdruß.

Graf Schweinichen aber hebt im Flug
Den andern empor und trinkt,
Und trinkt bedächtig und schmunzelt Flug,
Und jubelnd er nach dem letzten Zug
Den leeren Simer schwingt.

Da wiederhallt es im breujenden Chor:
„Ein tapferer Becher am Rhein
„Noch niemals bei einem Gelag verlor,
„Hoch lebe der duftende Nebenflor
„Und des Rheingau's schäumender Wein!

Specht, Maus und Bratwurst.

(Hans Michael Moscherosch nachgezählt von Ignaz Hub.)

Specht, Maus und Bratwurst waren zusammen gerathen, hatten sich häuslich eingerichtet, lange wohl und in Eintracht mit einander gelebt und waren allmählig zu Wohlstand gekommen. Die Hausarbeit hatten sie also unter sich vertheilt: Der Specht mußte in den Wald fliegen und Holz herbeischaffen; die Maus mußte Wasser tragen, Feuer anmachen und den Tisch decken; Bratwurst mußte kochen. Solcher Gestalt hatten sie sich bei andern in Ansehen

und Würde gesetzt, und sie selbst fühlten sich wohl und nur allzuwohl bei ihrer Einrichtung. Sines Tages nun war dem Vogel unterwegs einer aufgestoßen; dem wußt' er sein häusliches Glück nicht genug zu preisen. Hohnlachend jedoch schalt ihn dieser einen albernen Tropf, stellte ihm vor, welche schwere Arbeit er, wie gute Tage dagegen die andern zu Hause hätten und beredete ihn, sich nicht länger zu solchem Frohndienste herzugeben. Denn wenn die Maus

ihr Feuer angemacht und Wasser getragen hatte, so pflegte sie in ihrem Kämmerlein der Ruhe, bis es Zeit war, den Tisch zu decken; die Wurst blieb beim Topf, sahe zu, daß die Speise recht kochte, und wenn es bald Zeit zum Anrichten war, wand und schlang sie sich einmal viere durch den Brei oder das Gemüse, so war es geschmalzen, gesalzen und bereitet; kam dann der Vogel heim und legte seine Bürde nieder, so sahen sie zu Tisch, und nach eingenommenem Mahl schliefen sie sich die Haut voll bis zum andern Morgen. Das war ein herrlich Leben, und sind wenig Bauern auf dem Westerwald, die es so gut haben. Der Vogel also ließ sich das von jenem Aufbeher wohl gesagt sein und wollte des andern Tags nicht mehr in's Holz. Er wäre lang genug Knecht gewesen, sprach er, und hätte ihnen den Narrn machen müssen; sie sollten einmal umwechselfen und es auf andere Art versuchen. Alle Bitten der Maus halfen nichts; auch Bratwurst konnte ihn nicht von seinem Entschluß abbringen, trotzdem sie ihm die ernste Befürchtung an's Herz legte, daß es je und allweg ein Zeichen zum nahen Verderben gewesen, wenn sich einer mit seinem Stande nicht mehr habe begnügen lassen. Der Specht blieb Meister, es mußte gewagt sein, und so entschieden sie endlich durchs Loos, daß fortan die Bratwurst Holz tragen, die Maus kochen und der Vogel Wasser holen solle. Was geschieht? Bratwurst schleppte sich fort zum Wald, um eine Tracht Reisig herbei zu schaffen; längst war das Wasser im Topf; aber die Maus konnte nicht das Feuer schüren, denn wer nicht zurück kam, war unsere Wurst. Indem Beide nichts Gutes ahneten, erhob sich Musje Specht, um ihr eine Strecke entgegen zu fliegen. Unfern

sah er, o Schrecken! einen Hund am Wege, der die arme Bratwurst als freie Beute angegriffen, gepackt und niedergemacht hatte. Der Vogel beschwerte sich freilich bitter, schalt den Hund Räuber und Vörder, allein zu spät; der Packan rief, er habe falsche Briefe bei ihr gefunden, deswegen sei ihm ihr Leben mit Recht verfallen. Traurig nahm der Vogel das Holz auf sich und erzählte zu Hause der Maus, was er gesehen und gehört. Sie waren Beide recht von Herzen betrübt; damit jedoch der Haushalt in Ordnung bliebe, kamen sie überein, nach Kräften ihr Bestes zu thun, beisammen auszuharren und nach der Mahlzeit das Weitere sich zu besprechen. Mittlerweile deckte der Specht den Tisch, die Maus kochte das Gessen. Als sie endlich anrichten und, wie vormals die Bratwurst, in den Hafen und durch das Gemüse schlüpfen und sich winden wollte, daselbige zu schmelzen und zu würzen, mußte sie Haut und Haar und dabei ihr armes Leben lassen. Wie jetzt der Vogel kam, das Gessen aufzutragen, da war kein Koch zur Stelle; bestürzt warf er das Holz hin und her, rief und suchte, allein der Koch war einmal nicht zu finden. Aus Unachtsamkeit war Feuer in die Späne gerathen und eine Brunst entstanden. Der Specht in aller Hast hinaus, Wasser zu schöpfen und zu löschen; aber Unglück über Unglück! mit sampt dem Eimer fiel er hinab in den tiefen Brunnen und mußte elend ertrinken.

So ging dieser schöne Hausstand durch den leichtfertigen Vogel nicht nur, sondern auch aus Mißtrauen und Neid eines gegen den andern, und weil eins dem andern sein Glück mißgönnte, zu Grunde.

Sophocles.

Von Ludwig Foglar.

Mus den dicht besetzten Hallen toset
Es, wie tief empörte Wogen,
Ganz Athen harret der Entscheidung
Welche heute wird gepflogen;
Ein Ruf der Entrüstung drauset
Durch die Reihen der Archonten
Ob dem Falle sonder Beispiel,
Dem selbst Greifen ungewohnten:
Angellagt des Wahnsinns wurde
Sophocles von seinen Söhnen,

Die schon lüstern dem Gedanken
Erblichen Besitzes fröhnen.
Beide stehn sie vor den Schranken
Häufend scheinbare Belege,
Daß im Haupt des greisen Dichters
Geistesnacht die Schwingen rege,
Weil er nicht wie andre Menschen
Streng alltäglich sich gehabe,
In den Sand der Rüste manchmal
Unbekannte Zeichen grabe,

Mit Dämonen im Verkehre
Einsam tolle Reden spreche,
Ja, des Hauses Schlummer häufig,
Nächtlich wandelnd, unterbreche.
Nicht mehr länger zur Verwaltung
Des Besitzes können taugen
Eines hinverbrannten Alten
Blöde Glieder, blöde Augen!
Darum die Gewalt des Vaters
Werde durch den Spruch gebrochen
Und sie selbst erkannt als „Freie:“ —
Darauf beide Söhne pochen.
Reiflich wird es rings erwogen,
Was die Kläger frech beschwören;
Doch es gibt ein Recht für Alle:
Den Beklagten gilt's zu hören!
Lautlos plötzlich Markt und Halle
Durch der dichten Schaaren Mitten
Sophocles der greise Dichter
Kommt voll Würde hergeschritten.
Hohheit strahlt aus seinen Augen
Mannheit spricht aus seinem Gange
Und es weilt sein Blick vernichtend
Auf den beiden Söhnen lange. — —

Aufgefordert, seine Sache
Rechtsgewaltig zu vertreten,
Hat er Volk und Richter freundlich
Um des Schauspiels Frist gebeten.
Aus den Falten des Gewandes
Eine Rolle holt der Greise,
Und er liest mit klarer Stimme
In verständig mächt'ger Weise
Weis die Hörer von der Scholle
Ird'scher Kleinheit loszuringen
Und sie gen Olymp zu tragen
Hoch auf der Begeiß'ring Schwingen.
„Oedipus“, die reife Blüthe,
Der die Muse hold gewesen,
Ward in dieser Götterstunde,
Ward vor ganz Athen gelesen.
Und ihm öffnen sich die Schranken,
Unnütz schien der Spruch der Richter:
Aus den Hallen schritt umjubelt,
Frei und siegbelohnt der Dichter.
Seine wohlverdienten Kränze
Sah man noch in spätem Tage
In der Themis keuschem Tempel
Feierlich voran getragen!

Wie die Schöppenstädter ihren Herzog empfangen.

Von N. Hocker.

Als der Herzog seinen getreuen Bürgern in Schöppenstädt einmal ansagen ließ, daß er sie mit seinem Besuche erfreuen wolle, da herrschte Freude und Jubel unter ihnen über alle Maßen. Man beschloß, den geliebten Landesvater würdig zu empfangen und so begaben sich Bürgermeister und Rath, mit ihren Feierkleidern angethan, hinaus vors Thor, um ihn zu begrüßen. Auch wurde eine Schildwache ausgestellt, die ihnen die Ankunft des Herzogs schleunigst melden sollte. Da es sehr heiß war und ein kühler Bach in der Nähe, so verspürten die Schöppenstädter Lust, vorerst noch ein Bad zu nehmen. Sie entkleideten sich Alle und plätscherten lustig in der kühlen Fluth umher. Da kommt athemlos der Posten angerannt und meldet die Ankunft des Herzogs, der ihm auf den Fersen folge. Die Schöppenstädter sprangen hastig

aus dem Wasser, um ihren Landesvater begrüßen zu können. Von Ankleiden war bei der Kürze der Zeit keine Rede. Beschlossen wurde daher, sich in Adams Tracht auf den beiden Seiten des Weges aufzustellen und so dem Herzog ein freundiges Willkommen zu bringen. Folgt nur alle meinem Beispiel, sobald der Herzog vorbeifährt, mahnte der Bürgermeister. In demselben Augenblicke kam er an und fuhr durch die Reihen seiner getreuen Unterthanen, nicht ohne Verwunderung ob des seltsamen Festcostüms. Da traf es sich zum Unglücke daß eine Bremse den Bürgermeister auf den Schwerpunkt seines Körpers stach. Hastig schlug er mit der Hand nach ihr. Die Bürger, die glaubten, dies sei das verabredete Signal, klatschten ihm nach, daß es eine Freude war. Der Herzog aber fuhr lachend seines Weges.

Der Herrenmeister.

Märchen von der Mosel von H. Focker.

Vor vielen Jahren lebte in einer kleinen Stadt ein Mann, der die schwarze Kunst trieb. Eines Tages kam ein Fremder zu ihm und brachte dem Meister seinen Sohn in die Lehre. Der Schwarzkünstler nahm den Buben unter der Bedingung auf, daß er ihm in Allem gehorsam sei. Das versprach Lektterer und so blieb er dann bei dem Meister. Nach Verlauf einiger Monate mußte dieser eine Reise antreten. Beim Abschiede befahl er dem Jungen, ja nicht in seine Zauberwerkstätte zu gehen. Als nun der Meister fort war, konnte sich der Lehrling der Neugierde nicht erwehren. Er nahm den Schlüssel und ging in die Werkstätte. Da lagen große Pergamentrollen auf dem Tische; seltsame Zeichen bedeckten Bände und Decke. Fremde Thiere hingen ausgestopft in Glaskästen. Allerlei Töpfe mit Salben und Mixturen standen auf dem Boden. Von der Decke hing eine silberne Kette, an der eine Schlange befestigt war, die sich zischend umherdrehte. Unter einer Glasglocke, die auf dem Tische stand, lag ein goldener Ring, den der Bursche an den Finger steckte. Er paßte ihm so gut, als sei er für ihn gemacht. Das dünkte ihm seltsam und so nahm er ihn mit, da er voraussetzte, daß der Ring eine ganz außerordentliche Kraft besitze.

Nach einigen Wochen kam der Meister von seiner Reise zurück. Sein Erstes, was er that, war nachzusehn, ob der Lehrling in der Werkstätte gewesen war. Als er das Schlüßelloch besah, machte er schon so grimmige Augen, daß es dem Burschen ganz unheimlich wurde und er sich wünschte, ein Mäuschen zu sein, um in ein Loch kriechen zu können. Kaum gedacht, war sein Wunsch erfüllt. Nun merkte der Meister, was geschehen, und so verwandelte er sich in eine Katze, die Maus zu fangen. Der Lehrling aber wurde durch die Kraft des Ringes, den die Maus im Munde hielt, zum Raben und flog mit dem Ringe im Schnabel über das Meer. Der Meister folgte ihm in Adlersgestalt. Als er ihm nahe gekommen war und ihn zu greifen gedachte, flog der Rabe durch das offene Fenster eines Schlosses am Strande in einen schönen Saal und verbarg sich im Gehäuse einer Uhr. Der Adler war zu groß, ihm zu folgen und so verwandelte er sich in ein Weizenkorn. Kaum war dieses geschehen, so stürzte der Rabe hervor, verwandelte sich in ein Huhn und fraß das Korn auf. Mit Hilfe des Hauberringes wurde das Huhn wieder zum Menschen und der Lehrling trat jetzt als Meister aller Meister auf.

Sagen aus Kärnten.

Von Joseph Grazer.

Der Sieg im Erlenhaine.

Nachdem Arnulf von Kärnten zum Kaiser von Deutschland und zum Oberherrn der übrigen Länder aus der Verlassenschaft Pipins, gewählt worden war, übergab er das Herzogthum Kärnten seinem Sohne Ratold. Die Ungarn waren unter Ufukun eingefallen und verwüsteten das Land; Ratold aber zählte nur ein geringes Heer, welches er dem Feinde entgegenstellen konnte. Da sann er auf Mittel und Wege, um Kärnten zu schützen und durchwachte den größten Theil der Nacht, bis ihn der Schlummer überkam; allein auch jetzt träumte er von der Hoffnung

auf Sieg, von dem Gedanken an allgemeines Verderben. Endlich erschien ihm der heilige Modestus und sagte ihm, er werde im Erlenhaine siegen. Neu gestärkt erwacht Ratold, ruft seine Schaar zusammen, und gelobt dem Heldenmartyrer St. Veit eine Kirche zu bauen; er zieht in den Erlenhain, schlägt die Ungarn und erfüllt sein Versprechen. Um die Kirche aber sammelten sich bald viele Häuser und es entstand die frühere Hauptstadt des Landes St. Veit.

